

**Der Friedensengel.
Roman in 3 Bänden
von
Philipp Galen.**

Berlin, 1870
Verlag Otto Janke.

ERSTER BAND.

ERSTES CAPITEL. GUT UND SCHLOSS GRÜN WALD.

Wenngleich nicht zu läugnen ist, daß gewaltige und schön geformte Bergketten eben so wie mächtige, von Handel und Verkehr belebte Ströme, in denen sich Städte, Dörfer und Burgen spiegeln, einer Gegend große landschaftliche Reize verleihen, so darf man einer weithin sich erstreckenden Ebene doch auch nicht jede Schönheit und alle Vorzüge absprechen, deren sich jene vorzugsweise beliebten und gesuchten Stellen der Erde erfreuen. Denn abgesehen von dem unbeschränkten Horizont, der uns das sich darüber wölbende blaue Himmelszelt mit seinen bunten und vielgestaltigen Wolkengebilden erst in seiner ganzen Größe und Erhabenheit erkennen läßt, bieten viele Ebenen, namentlich im Bereich unsers norddeutschen Vaterlandes, Eigenschaften und Reize genug dar, um unser Auge mit Befriedigung darauf weilen zu lassen, zumal wenn ihr Boden sich bald hügelartig erhebt, bald muldenförmig senkt und üppige Wiesen mit fruchtbaren Aeckern und hochragenden Waldungen wechseln, durch die der allmächtige Wind hörbar rauscht oder ein murmelnder Bach sich wie ein silbernes Band in sanften Windungen schlängelt. O ja, auch solche Ebenen besitzen ihre großen Vorzüge und wenn unser weithin streifendes Auge dann auf zahlreiche Dörfer, deren Häuserchen sich malerisch um den spitzen Kirchthurm gruppiren, oder auf stattliche Gutshöfe und rauchende Schornsteine trifft, wo überall die fleißige Menschenhand

ihre alle Tage wachsenden Triumphe feiert, dann wird unser Schritt oft gefesselt und freudig bewegt blickt unser Herz über das wohlgebildete Land hin, das freigebig wie kein anderes seine Bewohner nährt und Producte erzeugt, von denen sich das wilde Gebirge und die steinigen Thäler in ferner Fremde nichts träumen lassen.

Wir haben schon angedeutet, wohin wir diesmal die Augen unserer Leser lenken wollen, denn wir haben unser norddeutsches Vaterland genannt, und ja, dahin wollen wir wandern, und zwar in eine so buntgefärbte, lachende und unabsehbare Ebene, wie Deutschland sie im Ganzen nur selten in ähnlicher Schönheit und in ähnlichem Reichthum zeigt. Wir meinen damit die Ebene, die sich bis an die blaue Ostsee erstreckt und die so reich an grünen Wäldern und bunt bebauten Landstrichen, wie arm an gewaltigen Flüssen und größeren Städten ist. Genauer indessen wollen wir die Gegend, in die wir uns begeben, diesmal nicht bezeichnen, vielmehr uns begnügen, zu wissen, daß zwei Stunden nordwärts davon das baltische Meer rauscht, daß reiche Dorfschaften im Umkreise zwar sichtbar sind, aber bei weitem mehr Güter in allen Richtungen auftauchen, die von einem alten Landadel bewohnt werden, der sich rühmt, eine der markigsten Stützen seines Landesherrn und dessen Regierung zu sein, ein Ruhm, den wir auch nicht bezweifeln wollen, da es uns in den folgenden Blättern nicht obliegt, die politischen Verhältnisse weder des Landes noch seiner Bewohner zu beleuchten, unter denen wir einige Monate

voller Theilnahme an ihrem Wirken und gegenseitigen Verhalten verweilen wollen.

Einer der am einsamsten gelegenen Gutshöfe, die wir von einem der kleinen, in weitem Kreise verstreuten Hügel aus erblicken, ist das Gut *Grünwald*, das seinen Namen vor fünfzig Jahren gewiß mit noch größerem Recht geführt hat als heute, obwohl es auch jetzt noch mit seinem altersgrauen Gemäuer und seinen braunen Dächern, wie ein dunkler Edelstein in strahlenden Golde, mitten zwischen grünen Bäumen, saftigen Wiesen und frucht>wogenden Aeckern liegt. Denn einstmals war es gewiß ganz von einem hochstämmigen und wildreichen Laub>wald umgeben, gegenwärtig jedoch streicht derselbe nur noch auf der Ostseite ziemlich nahe an das Gehöft heran, dehnt sich von hier aus in einem ungeheuren grünen Halbkreis nach Norden aus, während die andern drei Seiten fast nichts als saftige Wiesen und wogende Saatfelder zeigen, die in der herrschenden Frühlingszeit dieselbe leuchtende Farbe zur Schau tragen.

Von den zunächst gelegenen Nachbargütern mag Grünwald etwa eine kleine Stunde entfernt sein; zur nächsten Stadt aber, in südwestlicher Richtung sich begebend, kann man in zwei Stunden und nach der nordwärts gelegenen See in einer guten Stunde gelangen, wenn man so vortreffliche Pferde hat, wie sie von jeher auf Grünwald gezüchtet werden sind.

Was das Herrenhaus, von den Bewohnern der Nachbarschaft Schloß genannt, nun selbst betrifft, so ist es ein altersgraues, zwei Stockwerke hohes Gebäude mit

dicken Mauern, einem spitzanstrebenden braunen Ziegeldach und nicht allzugroßen Fenstern, derer wir zehn im oberen Stockwerk zählen, während das untere nur acht, vier auf jeder Seite aufweist, da die beiden mittleren einer flach aufsteigenden Rampe mit Auffahrt haben weichen müssen, von der man durch eine mächtige Eichenholzthür in den ungeheuer breiten und tiefen Flur, eine Art halbdunkler Halle, und durch diese zu beiden Seiten in geräumige Zimmer gelangt, welche von jeher weniger für die Herrschaft als einige bevorzugte Dienstleute bestimmt gewesen sind, die sich auch jetzt noch darin eingenistet haben und ihre eine Treppe höher wohnende Herrschaft nicht zu beneiden brauchen, denn, wie in allen übrigen Dingen, ist auch in Bezug auf ihre Wohnung in dem alten traulichen Grünwald bestens für sie gesorgt.

Bevor wir jedoch zu der besagten Rampe und in das Innere des Schlosses selbst gelangen, müssen wir, wenn wir aus der von Süden nach Norden am Hause vorbeiführenden, nur halb chausvirten Landstraße ankommen, zuerst einen breiten, festgemauerten Thorweg durchschreiten, der nur Nachts geschlossen wird und zwischen einem eisernen Gitterwerk aufgebaut ist, welches seine ehemals vergoldeten Pfeilspitzen nach oben kehrt, jetzt aber durch die unausgesetzte Einwirkung der Witterung ein etwas alterthümliches und verrostetes Ansehen hat, wie das Gemäuer des Schlosses selbst, welches es von der Straße und somit von der äußern Welt abschließt. Zwischen diesem Gitter und dem Schloß aber dehnt sich

ein weiter mit runden Rasenstücken belegter und mit zwei riesigen Linden gezielter Vorplatz aus, den die mäßig kunstfertigen Hände eines alten Gärtners mit einigen, der Jahreszeit entsprechenden Blumenbeeten bepflanzt haben.

Um die eine der beiden Linden, die wohl schon hundert Jahre zählen mögen, zieht sich eine bequeme Bank mit hoher Rückenlehne; unter der andern aber steht eine gewaltige bretterne Hundehütte, in der eine große, gelbhaarige Dogge, der unermüdliche Hüter des Hauses, Tag und Nacht umsichtig Wache hält.

Die Front des Schlosses sieht nach Süden; nach Osten dehnt sich, wie schon gesagt, höchstens zweihundert Schritte vom Gemäuer entfernt, der laubreiche Buchenwald aus, nach Westen dagegen schließt sich, durch dichtes Hollundergebüsch davon geschieden, der Viehhof mit seinen weitläufigen Wirthschaftsgebäuden und Ställen an, die leidlich gut erhalten sind und, nach ihrem Umfang zu schließen, einer stattlichen Anzahl gehörnter und wolletragender Bewohner Raum bieten mögen.

Nach Norden hin endlich dehnt sich ein ziemlich wohl gepflegter Park mit geschlängelten Wegen und uralten Baumgruppen aus, der bis an den Rand eines kleinen Gewässers reicht, welches das Bereich des Gutshofes von den Feldern und Wiesen trennt, die sich in weite Ferne erstrecken, bis endlich die nächsten Nachbargüter mit ihren dunklen Waldungen dem Blick eine in mattblauen Tönen verschwimmende Gränze ziehen.

Im Parke selbst, durch einen wenigstens an Blättern reichen Weingang mit dem Herrenhause verbunden, sehen wir noch neben dem geräumigen Gärtnerhause ein altes, im Sommer überaus ödes Treibhaus, dessen Inneres im Winter jedoch der alte Gärtner leidlich in Ordnung hält; für Blumenzucht im Freien aber scheint er keinen rechten Sinn zu haben, denn die lieblich duftenden und farbenreichen Kinder Flora's sind im Ganzen nur spärlich ausgestreut, wogegen seine Liebhaberei für gute Obstbäume an vielen Orten des Gartens und Parkes ersichtlich ist.

Daß Schloß Grünwald ein alter adliger Herrnsitz ist, erkennen wir auf der Stelle, sobald wir nur einen Blick auf sein graues Gemäuer, dessen Baustyl und seine Umgebung werfen. Woran wie das erkennen, das wäre allerdings schwer zu sagen. Allein es liegt auf diesen alten Gebäuden und in den Anlagen, die sie umkränzen und ergänzen, etwas Feudales, Selbstherrliches, was ihm überall und immer ein bestimmtes Gepräge verleiht und sich selbst dann noch bewahrt, wenn die Familien im Laufe der Zeiten wechseln und auf die Träger der alten Pickelhauben und Standarten Menschen von ganz anderer Gesinnung, Geistesrichtung und Erziehung folgend. Wollen wir aber wenigstens *ein* bestimmtes Zeichen haben, daß Grünwald seit langen Jahren eine altadlige Besitzung, so brauchen wir das ungeheure und halbverwitterte Steinwappen über der Thür oberhalb der Rampe zu betrachten, welches über dem geschlossenen Helm zwei

mächtige Eberzähne im vierfach getheilten Wappenschild kreuzweise je einen Eberzahn und drei wie ein Kleeblatt zusammengestellte Eicheln zeigt. –

Daß die Eberzähne in der Familie der Besitzer eine Rolle gespielt haben, die allerdings jetzt schon lange ausgespielt ist, sagt uns auch schon der Name der Herrschaft. Denn seit uralten Zeiten haben hier die edlen Herren von *Eberstein* gehaust, ein Geschlecht, dessen Ursprung sich bis in das graue Mittelalter verliert, gegenwärtig aber nur noch aus zwei Augen in die Welt schaut, in die auch wir auf den folgenden Blättern einen prüfenden Blick werfen werden.



Wie gesagt, es war zur Frühlingszeit, als wir des Herrenhauses von Grünwald zum ersten Mal ansichtig werden und uns der friedlichen und behaglich stimmenden Umgebungen desselben erfreuen. Der April des laufenden Jahres war fast durchweg kalt und feucht gewesen, aber jetzt, da in wenigen Tagen der Mai anbrechen sollte, schien sich der alte Bursche seiner hartnäckigen Widerspenstigkeit gegen das herandrängende Frühjahr zu schämen und suchte nun in wenigen Tagen nachzuholen, was er in so langen trüben Wochen versäumt. So hatte er plötzlich Sonnenschein und Wärme über das auflebende Land gebracht und dies war nicht undankbar gegen seine wohlthätige Gesinnung, sondern es schmückte sich bräutlich mit seiner reizendsten Zier und Wiesen und

Felder leuchteten in ihrem strahlendsten Frühlingskleide. Auch die nahe gelegene Waldung und der weite Park trieb schwellende Knospen hervor, füllte sich mit Blüten und Blättern, und deren sommerliche Bewohner waren in jubelnden Schaaren herangekommen, um die bisherige Stille zu unterbrechen und ihren herzlichsten Gruß in lautschmetterndem Gesang nach dem alten Herrenhause von Grünwald herübertönen zu lassen.

Seit zwei Tagen war auch das Vieh auf die saftigen Weiden gelassen und jenseits des Parks, nach Nordwesten hin, trieben sich dichte Haufen brauner und schwarzweiß gefleckter Kühe umher, um brüllend und lustig über die Triften springend sich ihres Lebens zu freuen und so auch ihrerseits ihr Behagen zu verkünden, daß sie von dem ewigen Einerlei des dumpfen Stalles erlöst und in die freie Natur unter Gottes leuchtenden Himmel hinausgetreten seien. –

Es ging gegen Abend und die Sonne war ihrem Untergange nahe. Mit purpurner Gluth bedeckte sich der blaue Himmel im Westen und die letzten Strahlen des sinkenden Tagesgestirns fielen schräg über den weiten Viehhof und vergoldeten die Giebelfenster des nach jener Seite blickenden Schlosses. Auf dem Hofe, sowie im Park, im Garten und im Schlosse selbst, herrschte tiefe, melancholische Stille, als lebte und schaffte kein Mensch darin oder als verrichtete Jeder seine Arbeit mit der bedachtsamsten Schweigsamkeit; nur die gelbe Dogge in dem Vorgarten unter der alten Linde kam bisweilen aus ihrer Hütte hervor, rasselte mißmuthig mit ihrer langen

Kette, reckte die Glieder eins um das andere weit von sich und sprang dann auf das flache Dach ihres Wohnhauses, um sich besser umschaun zu können, als langweile sie sich in ihrer Einsamkeit und hoffe auf baldigen Besuch in dem so öden Vorhofe des Hauses.

Da, gerade als wir Zeit genug gehabt, zu bemerken, daß sämtliche Fenstervorhänge des oberen Stockwerks fest geschlossen, es also augenblicklich unbewohnt sei, wurde die öde Stille unterbrochen und der Wunsch der wachsamen Dogge erfüllt; es nahte sich ihr ein vierbeiniger Bekannter der ihr freilich nur kurze Zeit Gesellschaft leistete und sie damit begrüßte, daß er einen Augenblick in ihre Nähe kam und vertraulich mit dem Schweif wedelte, dann aber sogleich seinem ihm voranschreitenden Herrn in das Innere des Schlosses nachfolgte.

Ja, Plato, die große Hofdogge, hatte Nimrod, den alten Hühnerhund des Hauses, schon aus der Ferne gewittert und sein allmähliges Näherkommen mit kräftig tönendem Gebell begrüßt. Gleich darauf trat auch der ämsige Jäger durch das große Gitterthor, seinem Herrn folgend, der, keine Notiz von der Begrüßung der Dogge nehmend, langsam und müde die Rampe emporschritt und im Schatten der breiten Flurhalle verschwand.

Es war dies ein noch ziemlich junger Mann, kaum dreißig Jahre alt, im grauen Rock mit Kragen und Aufschlag, wie ihn Jäger und Landleute tragen, mit derben Wasserstiefeln an den Füßen und einer leichten Lederkappe auf dem blonden Krauskopf.

An der Seite trug er eine leidlich gefüllte Jagdtasche und über der linken Schulter eine Flinte, die eben so wie der müde Nimrod vor Kurzem ihre Pflicht im nahe gelegenen Wald- und Wiesenrevier erfüllt zu haben schien.

Der junge Mann war der Verwalter von Grünwald, der Neffe der vielvermögenden und Haushälterin, Frau *Jacobine Nebelthau*. Auch er war ein *Nebelthau* und wurde von der alten Tante *Franz* genannt. Daß der junge stämmige Mann mit dem wohlgebildeten, frischen Naturgesicht vor noch nicht vielen Jahren seine letzten akademischen Studien in Eldena oder Bonn absolviert, sah man ihm wohl noch heute an, denn etwas unläugbar Studentisches lag noch immer in dem Schnitt seiner feinen Kleider, in dem elastisch selbstbewußten Gange und in der Art und Weise, wie er Haar und Bart trug; aber der Ernst, der fast immer mit den Jahren kommt, und die Verantwortung, die seit längerer Grünwald auf seinen Schultern lag, hatten den Ausdruck seiner Mienen fest und bestimmt gemacht und so mischte sich in seiner ganzen Erscheinung eine gefällige Jugendlichkeit mit dem ernsten Gebahren Mannes, welcher der ihm gestellten Aufgabe vollständig gewachsen ist und seine Pflicht mit ganzer Hingebung zu erfüllen den redlichen Willen hat.

Hiermit glauben wir *Franz Nebelthau*, der keine Hauptperson in unserer Erzählung ist, hinreichend geschildert zu haben, und wollen wir ihm lieber in das Schloß folgen, um den beginnenden Abend in seiner und der uns schon mehr interessirenden Haushälterin, seiner Tante, Gesellschaft zuzubringen.

Ohne Jemandem zu begegnen, schritt er von der Rampe in den Flur und öffnete eine Thür zur Linken, die in ein geräumiges und leidlich gefällig ausgestattetes Zimmer führte. Es war augenscheinlich das Wohnzimmer des jungen Verwalters, und daß man in Grünwald nicht zu sparsam mit dem Raume umzugehen brauchte, sah man auch daraus, daß neben seinem Wohnzimmer ein eben so großes Gemach lag, das ihm zum Schlafcabinet diente und mit wenigen, aber brauchbaren Möbeln gefüllt war, die zweifellos noch aus der Hinterlassenschaft der Edlen von Eberstein herrührten und nur aus dem oberen Stockwerk, dem Bereiche der Herrschaft, allmählig in das untere, das Bereich der zeitigen Verwalter des Gutes, gewandert waren.

Auch Nimrod schien in dem erstgenannten Raume sein Asyl zu haben, denn darin angekommen, machte er es sich sogleich bequem und warf sich auf eine wollene Decke, die unter dem Tisch vor einem mit schwarzem Pferdehaar überzogenen Sopha ausgebreitet lag. Der Verwalter dagegen hing sein Gewehr in einen dazu bestimmten Schrank, und nachdem er aus der Jagdtasche ein Bündel langschnäbliger Schnepfen genommen, fand auch sie ihren Platz an einem Pfosten daneben. Sodann aber machte Franz Nebelthau etwas Toilette im Nebenzimmer, wusch und reinigte sich von seinem Waldgange und nachdem er sich eine Cigarre angezündet, nahm er die Schnepfen aus und verließ sein Zimmer, um sich in das seiner Tante zu begeben, welches auf der anderen Seite des Hauses dem seinen gegenüber lag.

Frau Jacobine Nebelthau waren, seitdem ihr Mann gestorben und an dessen Stelle ihr Neffe als Verwalter des Gutes getreten war, die zwei Zimmer auf der rechten Vorderseite des Herrenhauses angewiesen worden, die eben so geräumig wie die des Verwalters, nur, was ihre innere Einrichtung betraf, viel vollständiger, bequemer und vor allen Dingen gemüthlicher ausgestattet waren. Gleich im ersten Augenblick, wenn man in diese Wohnung trat, bemerkte man, daß hier eine Frau schalten und walten müsse, und zwar eine Frau, der nichts über eine freundliche Gemächlichkeit und saubere Ordnung ging. Hiermit stimmte auch ganz und gar die äußere Erscheinung und das innere Wesen der achtundsechzigjährigen Matrone überein, die jetzt schon seit fast fünfzig Jahren auf Grünwald in ihrer erwähnten Stellung lebte und wirkte und seit dieser ganzen Zeit der ordnende, fürsorgende und allwaltende Hausgeist des großen Ganzen gewesen war. Sie war eine vortreffliche, sanfte, im Stillen schaffende, aber dabei allerdings etwas redselige Frau und wie viele Ihresgleichen zu einer behaglichen Geselligkeit geneigt, eine sehr verzeihliche Neigung, die sie jedoch in ihrer geschlossenen und vereinsamten Lage gegenwärtig nur selten und dann immer nur in sehr flüchtigen Weise befriedigen konnte.

Was diese alte Frau zu ihrer bisher so segensreichen Wirksamkeit innerhalb des ihr zugewiesenen Kreises vorzugsweise befähigte und kräftigte, das war ihre vollkommene Hingebung und Liebe an und zu der Familie, in deren Mitte sie schon so lange lebte und deren Freuden

und Leiden sie von jeher mit ganzem Herzen getheilt hatte. Sie war sehr jung gewesen, da sie als Gattin des ehemaligen Verwalters auf das abgelegene Gut zog, sie hatte daher, wenn auch nicht Alles, doch Vieles um sich her werden und entstehen sehen, bis es zu dem gegenwärtigen Zustande seiner Blüthe gediehen war. Mit dem früheren Besitzer des Gutes, dem Herrn von Eberstein, alt und grau geworden, hatte sie sich den Wünschen und Bestrebungen desselben mit ganzer Seele angeschlossen und war ihm bis zum letzten Augenblick eine treue Dienerin und zuverlässige Gefährtin gewesen. Des oft so griesgrämigen Herrn Neigungen und Abneigungen waren so zum größten Theil auch die ihrigen geworden, sie hatte sich ganz in seine Gewohnheiten eingelebt und sich nie seinen mit dem Alter zunehmenden üblen Launen widersetzt. So waren seine Lebensansichten und Gesinnungen auch die ihrigen geworden und es darf Niemanden Wunder nehmen, daß sie auf diese Weise des alten, so einsam lebenden und niemals verheiratheten Herrn Vertrauen im höchsten Grade gewonnen, sie ihn bis an sein Lebensende hausmütterlich gepflegt, und dadurch im Hause nicht als Herrin, denn ihre untergeordnete Stellung hatte sie nie aus dem Auge verloren, wohl aber als leitender und ordnender Genius gewaltet, und daß auch ihr Herr, von jeher ein humaner, edler, wenn auch etwas scheuer und stiller Mann, ihre Thätigkeit und Hingebung anerkannt belohnt hatte, was er ihr unter Anderem dadurch bewies, daß er nach ihres Mannes Tode, der vor etwa vier Jahren erfolgt war, auf ihren Wunsch ihren Neffen an

dessen Stelle setzte, nachdem sie denselben aus eigenen Mitteln zu einem tüchtigen und umsichtigen Landwirth hatte heranbilden lassen.

Mit diesem Neffen nun war sie seit dem Tode des alten Herrn von Eberstein die Bewohnerin des unteren Stockwerks des Herrenhauses geblieben und, ihrer langgewohnten Pflicht vom Morgen bis Abend getreu, hatte sie in Abwesenheit des Erben das Gut mit ihm auf das Redlichste verwaltet und im Ganzen und Einzelnen so viel des Guten geschafft, wie es nur eine Frau vermag, die ihre Stellung im Leben erkannt und dies Leben selbst der Erfüllung ihrer Pflicht bis zum letzten Athemzuge geweiht hat.

Was ihre äußere Erscheinung betrifft, so war sie eine mehr kleine als große, rundliche, wohlgenährte Person mit einem unendlich gutmüthigen Gesicht, deren schneeweißes Haar, welches Stirn und Wangen in wohlgekräuselten Löckchen umschloß, von früh bis spät von einem einfachen Häubchen bedeckt war, dessen Frische und Weiße stets dem gefallenem Schnee glich. Um so mehr contrastirte damit die dunkle Kleidung, die sie beständig trug und die sich so nett und einfach um ihre volle Gestalt schmiegte, daß alle übrigen weiblichen Hausbewohner daran ein Beispiel nehmen konnten, worauf sie auch stets mit Erfolg einwirkte, was sie mit besonderer Befriedigung erfüllte. Eben so strebte sie auch dahin, daß alle ihr Untergebenen ihr stets in Thätigkeit und Fleiß nacheiferten, denn sie selbst war mit einer seltenen Regsamkeit und Rührigkeit begabt, war den ganzen

Tag auf den Beinen und bekümmerte sich um jede Einzelheit des großen Haushalts, vor allen Dingen bemüht, Jedem, Groß oder Klein, Alt oder Jung, sein ihm zustehendes Recht widerfahren zu lassen.

Was ihre Gemüthsart betrifft, so werden wir dieselbe sehr bald aus ihren Worten und Handlungen kennen lernen, aber sie prägte sich schon auf ihren weichen und selbst im Alter immer noch angenehmen Zügen aus, die allerdings seit dem Tode ihres alten, guten Herrn, der vor etwa zwei Jahren erfolgt war, eine gewisse rührende Traurigkeit bewahrten, obgleich ihr Wesen von Natur mehr zur Heiterkeit als zum Ernst neigte und sie sich stets mit den Frohen von Herzen freuen konnte, aber auch mit den Leidtragenden jederlei Art ein inniges Mitgefühl durch Rath und That an den Tag legte.

Bis zum Tode des alten Herrn hatte sie, freilich immer ein arbeitsames, aber eigentlich doch auch recht frohes und gemächliches Leben geführt, denn Herr von Eberstein war ein geselliger Mann gewesen, der selbst Freude und Genuß am Leben gehabt und namentlich einen regen Verkehr mit seinen zahlreichen befreundeten Nachbarn gepflogen hatte. So war oft Monate lang kein Tag vergangen wo, wenn er nicht selbst auf Besuch gegangen war, die Jagd oder irgend sonst eine Veranlassung viele Gäste in dem gemüthlichen Grünwald versammelt hatte, und Frau Jacobine hatte, kraft ihrer allgemein anerkannten Stellung als vorzügliche Hausverweserin, stets den größten Genuß davon und alltäglich abwechselnde Unterhaltung gehabt.

Das Alles war nun seit dem Tode des Herrn wie abgeschnitten und fast kein Mensch hatte sich seit dem Tage auf Grünwald sehen lassen, wo man den alten Mann auf dem Friedhof des nächsten Dorfes, in dem sein Erbgrabniß lag, zur Ruhe bestattet. Diese ungewohnte Einsamkeit und das tief empfundene Leid um den Verlust des von ihr geschiedenen, braven Herrn, hatte die ganze Zeit recht schwer auf ihrem Herzen gelegen und seit jenem Begräbnißtage hatte sie so trübe und schmerzreiche Tage verlebt, wie nie vorher in ihrem Leben. Von Woche zu Woche sehnte sie sich mehr nach einer Veränderung ihrer oder vielmehr des Gutes Verhältnisse, aber der Erbe von Grünwald, ein Brudersohn des verstorbenen Herrn, war bis zu dem Tage, an welchem wir Grünwald zum ersten Mal betraten, daselbst vergeblich erwartet worden und nur von Zeit zu Zeit waren überaus kurze Nachrichten von ihm eingelaufen, die sein Erscheinen von Woche zu Woche immer wieder auf eine fernere Zeit hinausschoben, bis endlich vor einigen Tagen eine Meldung gekommen, daß der neue Herr sich nun wirklich rüste, die Erbschaft des Oheims anzutreten und auf dem Gute zu erscheinen, das er noch niemals mit Augen gesehen, wie er auch allen Bewohnern desselben vollkommen unbekannt war.

Daß Frau Jacobine Nebelthau und ihr Neffe unter diesen Umständen längere Zeit und namentlich seit der Ankunft des letzten Schreibens in einiger Unruhe gelebt, versteht sich von selbst, und wie sie über ihren neuen

Herrn dachten, was sie von ihm hofften oder besorgten, wird sich am besten aus dem Gespräch erkennen lassen, welches noch an dem von uns erwähnten Abend zwischen ihnen stattfinden sollte. Solche Gespräche aber waren schon oft, ja fast täglich ihre Hauptunterhaltung gewesen, denn über den abwesenden und ihnen fremden neuen Herrn zu reden, sich seine Persönlichkeit, seinen Charakter und sein Wesen auf die verschiedenste Art vorzustellen, gehörte einmal zum nothwendigen Zeitvertreib, wenn sie bei Tische saßen oder Abends nach vollbrachter Arbeit in der gemüthlichen Stube der alten Frau ihr Plauderstündchen feierten.

Als der Verwalter mit seiner beladenen Jagdtasche an diesem Abend nach Hause zurückkehrte, war seine Tante noch im Hinterhause in der Rollkammer mit der Beseitigung der eben gebügelten Wäsche beschäftigt gewesen, sie hatte ihn also nicht kommen sehen. Jetzt aber, als er in ihr Zimmer trat, war sie eben von der vollbrachten Arbeit dahin zurückgekehrt und hatte sich bei der nahenden Dämmerung in einen bequemen Lehnstuhl am Fenster gesetzt, um sehnsüchtig, wie immer, über den Vorgarten hinweg nach dem offenen Einfahrtsthor zu blicken und ihren Gedanken einen weiten Flug in das Reich aller Möglichkeiten zu gestatten.

Da ging die Thür auf und Franz Nebelthau trat, die geschossenen Schnepfen in der Hand haltend, bei ihr ein. Die alte Frau fuhr hastig aus nicht gar angenehmen Träumen empor und als sie den Neffen erblickte und von ihm eine neues Unterhaltung hoffen konnte, entschlüpfte ihr

ein freudiger Seufzer; sie stand schnell von ihrem Sitze auf und trat dem Ankommenden mit lebhaftem und herzlichem Gruß entgegen.

»Guten Abend, Tante!« sagte der Neffe lächelnd und bot der alten Frau mit freundlichem Kopfnicken die Hand. »Na, bist Du noch immer allein, ist noch Niemand gekommen, wie?«

Frau Jacobine schüttelte wehmüthig das ehrwürdige Haupt, seufzte leise auf und versetzte: »Nein, wie Du siehst, bin ich noch immer allein – ach ja! Aber da hast Du ja ein hübsches Bündel Schnepfen mitgebracht – Du hast also wieder ein wenig zum Zeitvertreib gejagt?«

»Nicht allein zum Zeitvertreib, Tante, auch aus Nothwendigkeit,« erwiderte der Neffe, die geschossenen Vögel, nachdem die Alte sie mit Kenneraugen betrachtet und einzelne befühlt, auf einen Stuhl legend. »Was ich doch immer daran denken, daß der Major bald kommt und da muß doch etwas Gutes in der Küche vorhanden sein, damit Deine Haushaltung gleich von Anfang an zu Ehren kommt. Haha! Endlich muß der so lange erwartete Herr ja doch wohl erscheinen, nicht wahr?«

»Ja, freilich, endlich muß er einmal erscheinen, das habe ich mir heute auch schon zum hundertsten Mal gesagt. Ach, er läßt uns lange warten, länger als eigentlich recht ist; aber dafür, Franz, das ist wenigstens meine beste Hoffnung, wird er uns ja wohl einen guten Herrn bringen, der uns aus unserer Einsamkeit und der traurigen Lage erlöst, in der wir nun schon so lange schmachten.«

Der junge Verwalter hatte sich auf einen Stuhl der Tante gegenüber niedergelassen, die ihren Sitz am Fenster wieder eingenommen. Bei ihren letzten Worten aber war er mit seiner Rechten durch das lockige Haar gefahren und sein wetterbraunes Gesicht nahm den Ausdruck eines bescheidenen Zweifels an. »Nun ja,« erwiderte er langsam, »das hoffe ich auch, und ich würde meine Ungeduld gern noch etwas länger ertragen, wenn mich nur nicht immer ein und derselbe Gedanke quälte, der mir schon lange im Kopf herumgeht und den ich beim besten Willen nicht loswerden kann.«

Die alte Frau sah ihren Neffen, der dies so ernst und nachdenklich gesprochen, prüfend an, bevor sie versetzte: »Welcher Gedanke ist denn das? Du hast ja schon so viele Gedanken über den neuen Herren gehabt.«

»Ei, es ist eigentlich immer derselbe, den ich im Anfang an hatte, als ich hörte, daß der Major unser Herr werden würde, nur stellt er sich mir alle Tage in einer anderen Form dar. Heute nun wenn dieser: mag er sein, wie er will, ganz und absolut ungenießbar wird er doch nicht sein, aber daß er gerade ein Offizier ist, das will mir nicht recht in den Kopf und darum habe ich – wenn ich ehrlich sein soll – von jeher die größte Sorge gehabt.«

Die Tante machte große Augen und schwieg eine Weile. Endlich aber lächelte sie und sagte mit sichtlicher Neugierde:

»Warum denn das? Daß er ein Offizier ist, hat Dir die größte Sorge gemacht?«

»Ei ja freilich. Denn Du mußt wissen, daß ich noch von meinen Dienstjahren her einen gewaltigen Respect vor diesen Herren habe. Nun ist er gar noch einer von der preußischen Armee und die sollen alle ganz aparte und bärbeißige Herren sein, wie man bei uns im Lande sagt. Zwar sind es ganz tüchtige Leute, in ihrer Sphäre, brav und tapfer vor dem Feinde, wir wir ja erst vor Kurzem wieder gesehen, aber sie passen doch eigentlich nur wenig in andere Verhältnisse, am wenigsten in solche, die sie nicht kennen und lieben, zumal sie sich immer als den Mittel- und Glanzpunkt der ganzen Menschheit betrachten und anderen einfachen Leuten, wie wir es zum Beispiel sind, selten ihr Recht und ihre Geltung widerfahren lassen. In Bezug auf unsern künftigen Herrn kann ich mich freilich darin irren, aber so etwas bange und besorgt bin ich doch. Denke Dir nur einmal, wenn er nun auch ein so kurz angebundener, befehlshaberischer Herr wäre, der, von Jugend auf an's Commandiren gewöhnt, auch hier Alles nach seiner Laune commandiren und unsere ganze bisherige Ordnung über den Haufen werfen wollte? Wie dann? An dergleichen sind wir hier doch gar nicht gewöhnt und unser guter, alter Herr, obwohl auch er in seiner Jugend ein Offizier gewesen, war doch ein zu lieber und leutseliger Mann, der Jedem sein Recht und seine Stellung gönnte und nur das befahl, wo wirklich etwas zu befehlen war. Schon wenn ich mir vorstelle; wie diese Herren immer den Degen in der Hand zu haben glauben, auch wenn sie im Schlafrock in der Stube sitzen, wie laut sie sprechen, wie barsch sie Alles sagen; wie sie

keinen, auch nicht den vernünftigsten Widerspruch dulden – o, das ist wahrhaftig für Unsereins nicht angenehm. Nein, das hat mir schon früher, als ich noch Soldat war, an ihnen gar nicht behagt, und jetzt würde es mir noch viel weniger behagen, zumal auf unserm Gute, wo bisher Alles so ruhig und friedlich herging, wo Alles im besten Geleise war und Jedermann seine Schuldigkeit thut, weil wir sie eben auch thaten und ihnen mit gutem Beispiel vorangingen. Ha, mich überläuft es eisig kalt, wenn ich mir den neuen Herrn als einen Bramarbas und Säbelrasler denke, der gleich mit drei Tagen Arrest droht, wenn man einmal eine zweifelhafte Miene macht.«

»Oho! So schlimm wird er doch nicht sein, Franz. Du malst Dir den Mann gewiß mit zu schwarzen Farben aus. Vor den Offizieren fürchte ich mich eigentlich nicht, wir haben schon manchen in diesem Hause gesehen und die waren immer sehr freundlich und zuvorkommend gegen mich.«

»Gegen Dich, eine alte Frau! Na ja, es wäre auch schlimm, wenn sie es nicht gewesen wären, sie waren ja stets als wohlaufgenommene Gäste und Einquartirte hier. Aber nun kommt einer als Herr und Besitzer deines so schönen Gutes; der nach Willkür schalten und walten kann, dem Niemand hier etwas zu befehlen hat oder abschlagen darf, und das ist doch wahrhaftig ein anderes Ding.«

»Ja freilich, darin hast Du Recht. Aber laß uns einmal von dem Offizier absehen – in meiner Jugend hatte ich allerdings auch ein frauenzimmerliches Grauen vor diesen

bunten Herren und unsere früheren Erfahrungen haben uns auch nicht lauter Engel in ihnen gezeigt – Du weißt es ja – laß uns lieber einmal über seine andern Eigenschaften sprechen. Wie mag er wohl so eigentlich sein? Wird er unsern alten, guten Herrn, seinem Onkel ähnlich sehen? Wird er eben so freundlich, so redlich, so wohlwollend gegen Jedermann, Vornehm oder Gering, Reich oder Arm sein? Das habe ich mich auch schon oft gefragt und meine Antwort war stets darauf: Nein, ganz so wird er wohl nicht sein, das wäre auch etwas viel verlangt. Denn einen so guten Herrn, einen so braven Menschen, der stets nur für die Seinen lebte und sorgte, einen so stillen, freundlichen Mann, der nie einen ernstlichen Haider und keinen Feind auf der Welt hatte – den einzigen ausgenommen, da drüben, der ihm das schwerste Leid seines ganzen Lebens angethan – den giebt es kaum noch auf dieser alle Tage schlimmer werdenden Welt. Hm, ja! Und wird er so leben und uns so leben lassen, wie der alte Herr es so lange Jahre gethan? Wird er sein schönes Erbe ruhig und nobel verzehren, oder es rasch vergeuden, wie es viele seiner Kameraden mit noch viel größeren Gütern thaten und leider noch alle Tage thun, als wäre die schöne Gottesgabe nur eine Bagatelle, die man mit dem herrischen Fuß aus dem Boden stampfen oder auf Commando aus der flachen Hand wachsen lassen kann? Siehst Du, das Alles möchte ich noch wissen und vieles Andere noch, und leider kann mir kein Mensch darüber Auskunft geben, denn Niemand kennt ihn und hat ihn je mit Augen gesehen!«

»Nein, leider Niemand, von Allen wenigstens, die wir kennen, und wir müssen geduldig warten, bis wir es endlich mit eigenen Augen sehen.«

»Mit eigenen Augen, ja, aber dann wird am Ende der Jammer mit der Erkenntniß zugleich seinen Einzug halten. Ach! Aber weißt Du, was zu wissen ich am meisten begierig bin? Das ist, wie sich unser ferneres Leben hier gestalten wird, und das ist für mich ein recht banger Zustand. Denn ich bin schon alt und habe auf kein langes Leben mehr zu rechnen. Da wäre es nun sehr traurig, wenn ich noch kurz vor meinem Hinscheiden so bittere Erfahrungen machen sollte, nicht wahr?«

Der Neffe senkte trübe den Kopf, während er langsam sagte: »Gewiß, das wäre sehr traurig; aber Du bist noch so rüstig und noch immer gesund und an Dein Lebensende mußt Du nicht denken, wenn Du Dir das Leben nicht selbst verbittern willst. Allerdings wird sich Manches hier ändern, darauf müssen wir bestimmt rechnen –«

»Ja, gewiß ganz bestimmt. Ach, wie haben wir früher doch so harmlos und glücklich hier unsere Tage verbracht! Wie wird es aber nun kommen? Wird das alte gesellige Leben von Neuem beginnen, wie es der alte Herr so viele Jahre geführt – wird sein Erbe so gute Nachbarschaft halten mit den Herrschaften ringsum, oder wird er eine ganz neue Gesellschaft lustiger Kameraden hierherziehen, die das so sorgsam Ersparte im Fluge verzehren

helfen, die das Unterste zu Oberst kehren und damit anfangen, unsere schönen Hirsche und Rehe niederzuschießen, und damit aufhören, unsere herrlichen Buchen und Tannen zu fällen, weil –«

»Gott steh' uns bei! Halt ein, Tante!« rief der Neffe mit schreckhaft erhobenen Händen und sein Gesicht war einen Augenblick ganz blaß geworden. »Nun malst Du Dir das Kommende mit sehr schwarzen Farben aus; mit noch schwärzeren, als ich. Die Hirsche und Rehe niederschießen, die alten Buchen, Eichen und Tannen fällen – das wäre ja das Aergste, was uns geschehen könnte, ein wahres Verderben, und ich wenigstens könnte das nicht ruhig mit ansehen, nein, ich würde rasch zum Wanderstab greifen und mir eine andere Stätte des Wirkens und Schaffens suchen, deren mir schon so viele in der jüngsten Zeit angeboten sind.«

»O still! Nicht zu rasch gehandelt und sich nicht zu sehr geängstigt, Franz! Wir müssen doch erst abwarten, was kommt. Zum Wanderstab greifen – dazu ist es noch immer und jeden Tag Zeit. Sieh' Dir doch den neuen Trubel erst an, und wenn er Dir nicht gefällt, dann fasse rasch einen Entschluß und handle männlich. Natürlich bist Du nicht dazu verurtheilt, hier ewig zu bleiben, am wenigsten bei einem schlimmen Herrn, und ich auch nicht. Freilich, ich, ich würde bald sterben vor Schmerz, wenn ich mein stilles, altes Grünwald, wo ich achtundvierzig Jahre gelebt und geschafft, verlassen und einen neuen heimathlichen Heerd suchen müßte – aber, *müßte* es sein, nun ja, wie Gott will, so *muß* es eben sein und

der elende Mensch muß sich in alle Lebenslagen zu fügen wissen, die ihm der Herr schickt, selbst im hohen Alter, wie ich es jetzt auf meinen Schultern trage.

Der gute Neffe faßte mitleidig die Hände der alten Frau, die sich eben die plötzlich hervorbrechenden Thränen trocknete, und drückte sie zärtlich. »Liebe, beste Tante,« sagte er warm und dringend, »fürchte doch nicht gleich das Schlimmste und stelle Dir Deine letzten Jahre nicht so trostlos vor. Der neue Herr, den wir erwarten und dem wir so Böses andichten, ist am Ende gar nicht so böse und ein ganz anderer, als wir denken. Er ist ja auch kein Jüngling mehr, da er schon Major ist, und da hat er Zeit genug gehabt, sich die spitzen Hörner abzustoßen, wenn ihm je welche gewachsen sind.«

»Ja, ja freilich, da hast Du auch Recht, und man muß niemals das Schlimmste von einem Menschen denken, den man noch nicht kennt. Am wenigsten von diesem, der doch immer ein Edler von Eberstein ist, aus demselben Blute stammt, wie unser voriger Herr, und da wird er doch nicht ganz aus der Art geschlagen sein, denn die Ebersteins waren ja alle von jeher redliche und brave Leute, an deren Händen kein unreines Körnchen klebte und in deren Herzen kein Trug und Falsch war. – Ach, wenn ich nur wüßte, wie er aussieht, wenn ich ihn nur einmal erst gesehen hätte, dann wollte ich gleich wissen, was ich von ihm zu hoffen und zu fürchten habe, denn den Menschen liegt es auf dem Gesicht, was sie im Herzen tragen, und der Zeiger auf ihrem Zifferblatt zeigt

immer richtig, was die Glocke im Innern geschlagen hat. Nicht wahr?«

»Gewiß, in der Regel wenigstens. Aber Du sagst, wie mag er wohl aussehen? Das habe ich auch schon tausendmal gedacht. Du hast also wirklich keine Idee davon?«

»Gar keine. Ich habe ihn ja nie gesehen und er ist, so lange ich hier bin, niemals auf Grünwald gewesen. Der alte Herr hat ihn zwar oft und dringend eingeladen, um ihm sein künftiges Erbe zu zeigen, aber er kam nie, hatte immer Abhaltung, oder Dienst, oder sonst ein Hinderniß – denn ein eifriger Soldat soll er gewesen sein, von Jugend an. Zweimal hat ihn selbst sein Onkel nur außerhalb getroffen. Einmal hat er ihn in der Residenz besucht, wo er in Garnison stand, und das zweite Mal haben sie sich in Carlsbad ein Rendezvous gegeben, vier Wochen lang. Als der alte Herr – ich glaube, es sind jetzt fünf Jahre her – damals zurückkam und ich ihn fragte, was sein Herr Neffe für ein Mann sei, da – ein nicht allzu gutes Zeichen – schüttelte er den Kopf und sagte mit seinem stillen, menschenfreundlichen Lächeln: ›Ei nun, allerdings ist er ein seltsamer Mensch, aus dem man eigentlich nicht so leicht klug wird und der seine besonderen Wege geht, aber gut und brav ist er gewiß.‹ Das war Alles, was er mir sagte oder sagen wollte. Und wenn er mit dem Gut und Brav seine Tapferkeit meinte, so hat er allerdings Recht gehabt. Denn das hat er in dem letzten Feldzug vollauf bewiesen, und eigentlich schon 1864 in Schleswig, wo er den ersten Orden bekam, und nach der Schlacht von Königgrätz, wo er so schwer verwundet

ward, den letzten und noch dazu den allerhöchsten, den ein Soldat erhalten kann. Aber Du weißt ja, gerade als der traurige Krieg in Böhmen begann – der alte Herr hätte sein Herzblut darum gegeben, wenn der Bruderkrieg, wie er ihn nannte, hätte vermieden werden können – da wurde er krank, und als er den Neffen zu sich beschied, um ihm zu sagen, daß er sein Erbe werden solle, da konnte er nicht kommen, sondern mußte in's Feld. Aber noch bevor sein Erbe verwundet ward, starb der alte Herr und an dem Tage, wo er beerdigt ward, kam die Nachricht an, daß der Hauptmann von Eberstein bei Königgrätz schwer verwundet und nach Dresden gebracht sei. Na, da hat er lange gelegen, ich habe es aus den Zeitungen erfahren, und als er endlich genesen war, nahm er seinen Abschied vom Militair, mit Ehren, und wurde Major. Da er aber noch immer leidend war, ging er auf Reisen nach dem Süden. Dort ist er länger als ein Jahr geblieben und nun erst will er zurückkommen und sich das Gut ansehen, wie er schrieb. Ob er es selbst bewirthschaften will und kann, davon hat er kein Wörtchen gesagt, und ich durfte in meinem Brief doch nicht danach fragen. Da hätte er mich gewiß für sehr vorlaut und neugierig gehalten. Sein letzter kurzer Brief – er schreibt immer nur wenige Zeilen – er war aus Venedig adressirt, sagte nur, daß er nach Berlin gehe und von da, nachdem er noch einen Freund im Harz besucht, Ende April oder Anfang Mai hierher kommen wolle. So weit sind wir nun und morgen ist der erste Mai. Vielleicht bringen ihn die Hexen vom Blocksberg mit und dann haben wir ihn, mit Haut und Haar –«

»Und statt des Besens kommt er auf seinem Säbel geritten, Tante,« unterbrach sie scherzend der heiter gewordene Neffe, den die Mittheilung der Tante über den wahrscheinlichen Charakter des neuen Herrn wunderbar beruhigt hatte.

»Scherze nicht zu früh!« ermahnte die Alte. »Gott mag Alles zum Besten wenden, das ist mein tägliches Gebet in dieser Zeit.«

»Ja, er wende es zum Besten. Aber nun sage mir noch Eins. Der Herr Felix von Eberstein ist unsers alten Herrn Bruders Sohn, nicht wahr?«

»So ist es und zwar des jüngeren Bruders. Der wurde, da er statt des Gutes, welches dem älteren Bruder zufiel, mit Geld abgefunden ward, auch Offizier und trat, weil das Avancement bei uns so langsam ging, in preußische Dienste. Dadurch ist der Felix auch ein Preuße geworden. Aber das Schicksal ist am Ende immer gerecht. Durch seines Onkels Tod, der keine leiblichen Erben hatte, muß er wieder in die Heimat zurück –«

»Die er aber jeden Augenblick wieder verlassen kann, wenn es ihm nicht darin gefällt.«

»Das muß man doch abwarten. Wir wollen es ihm schon so erträglich und bequem wie möglich machen, so daß er das große Preußen bald über unser kleines Ländchen vergißt.«

»Oho, das wird er gewiß nicht. Preußen ist ja, Gott sei Dank, Deutschland oder doch die Spitze und das große Triebrad davon. Ich wenigstens würde ihn nicht lieb gewinnen können, wenn er nicht sähe und begriffe, daß

Preußen unser Aller Hoffnung und Stolz ist. Wir sind ja durch Preußen erst wahre und bewußte Deutsche geworden.«

»So sagt man, ja. Und ich will es gern glauben und noch lieber hoffen. Aber da fällt mir doch noch etwas Gutes ein, was mir der alte Herr einst von seinem Nefen erzählte, als er gerade einen kleinen Streit mit dem Grafen da drüben über den hiesigen Adel und seine Anmaßungen und unzeitgemäßen Privilegien hatte.«

»Na, was wäre denn das, sag' es schnell, etwas Gutes höre ich gern von ihm.«

»Er sagte: ›Alte, weißt Du, warum ich dem Jungen, dem Felix, mein Gut so recht von Herzen gern überlasse? Na, er ist kein Menschenverächter, wie die Herren Grafen und Freiherrn hier rings herum, die beinahe wie jener große Herr der Meinung sind, daß alle Bürgerlichen nur gemeine Leute sind und daß die Bildung und Bedeutung der Menschen erst beim Baronenstande anfangen und daß die Grafen mehr werth als die Barone und die Herzöge edle Race gegen die halbblütigen Grafen sind. Haha! Nein, der Junge hat das Herz auf dem rechten Fleck, er liebt und verehrt, was gut und groß ist, selbst wenn es ein Bauer zu Wege gebracht hat, und verachtet nur das, was sich ohne vernünftigen Grund über sich und Andere erhebt und also in Wahrheit verächtlich ist. Nicht die Abkunft und die Geburt drücken dem Menschen, dem Manne den wahren Erkennungsstempel auf, sondern seine Gesinnungen und Thaten, sein Handel und

Wandel, sein Leisten und Können. «Na ja, das sagte der alte Herr und der kannte die adligen Vollbluts gewiß, denn sie haben ihm in seiner Jugend arg genug mitgespielt, wie ich Dir schon oft erzählt, obgleich er auch ein Stückchen vom Adel hatte und das fabelhafte *von* vor seinen Namen schrieb.»

»Ja, ja, ich weiß. Aber was Du mir da eben von unserm neuen Herrn erzählst, das erhebt von Neuem meinen Muth und wenn Du es mir früher gesagt, so hätte ich nicht halb so viel Sorge um die Zukunft gehabt. Was nun für Noth! Er muß nach diesem Bericht seines Onkels ein wahrer Edler, ein ächter Eberstein sein, und nun will ich ihm gern verzeihen, daß er ein Offizier ist und auch mit dem Säbel rasseln kann. Mag er ihn ein wenig zur Schau tragen, das schadet nicht, und mag er ihn sogar recht tüchtig rasseln lassen, wenn es nöthig ist – er ist ein braver Kerl, wenn er so vernünftig ist, wie Du sagst, und nun wollen wir uns ruhig und vergnügt zu Tisch setzen und ein Glas ›Alten‹ auf das Wohlsein unsers neuen Herrn trinken. Komm, ich bin hungrig und durstig und wir haben geplaudert, bis es ganz finster geworden ist. Laß anrichten, Tante, laß anrichten!«

ZWEITES CAPITEL. DER NEUE HERR.

Der überaus günstige Schluß, den die ernste Unterredung zwischen den beiden Verwandten gegen alle Erwartung nun endlich doch noch gehabt hatte, schien ihren immer vortrefflichen Appetit noch mehr befeuert zu haben und so verzehrten sie mit sichtbarem Vergnügen die

schmackhafte Mahlzeit, die ihnen aufgetischt wurde und tranken dabei, wie sie gesagt, auf das Wohl ihres neuen Herrn ein Gläschen guten, alten Weins, mit dem der Keller des seligen Herrn von Eberstein noch immer reichlich genug versorgt war.

Nach dieser behaglichen Stunde aber kam, wie jeden Abend, noch eine wieder etwas ernsthaftere, denn Beide holten ihre Wirthschaftsbücher hervor und trugen ihre täglichen Notizen in Bezug auf die Einnahmen und Ausgaben ein, um auch in dieser Beziehung ihre Pflicht in vollem Maaße zu erfüllen, und ihrem nun bald kommenden Herrn getreulich Rechenschaft über ihr Wirthschaften ablegen zu können.

Als auch diese Arbeit abgethan, war endlich die Stunde herangekommen, wo sie sich zu trennen pflegten und Jeder suchte sein Lager auf, mit dem redlichen Bewußtsein, auch heute das Seinige gethan zu haben, um den Beifall des Herrn zu verdienen, der, mochte er an- oder abwesend und im Uebrigen sein wie er wollte, doch das unbestreitbare Recht hatte, zu fordern, daß jeder der ihm zugehörigen Diener seine Schuldigkeit thue.

Am andern Morgen aber – es war ja, wie wir wissen, der erste Mai – als der Verwalter sich schon seit einigen Stunden mit seinen Arbeitern auf dem Felde in voller Thätigkeit befand, brachte der alte, hinkende Postbote, der in hiesiger Gegend der unschuldige Beförderer angenehmer und unangenehmer Nachrichten war, einen Brief in das Herrenhaus von Grünwald, und kaum hatte Frau Jacobine einen Blick auf die mit großen Buchstaben

geschriebene Adresse geworfen, so erschrak sie lebhaft, denn ihr fiel sogleich das gestrige Scherzwort des Nefen ein, daß der vielbesprochene Herr nun am Ende doch mit den Hexen gemeinschaftlich vom Blocksberg aufgebrochen sei und noch an diesem Tage in die neue Heimat einziehen werde.

Allein ihr Schreck dauerte nur einen Augenblick, denn warum sollte er noch schreiben, wenn er heute selbst kam? hatte sie sich gefragt und so sah sie bald ein, daß der Brief nur eine Nachricht enthalten könne, die sein Kommen in den nächsten Tagen betraf, und um ihre hochauflodernde Neugierde zu stillen, öffnete sie rasch das Couvert und las nun mit klopfendem Herzen folgende Worte:

»Frau Nebelthau zu Grünwald benachrichtige ich hiermit, daß ich bereits auf der Reise dahin bin und daß ich Ende dieser oder Anfang der nächsten Woche daselbst eintreffen werde. Tag und Stunde kann ich freilich nicht bestimmen, da das nicht allein von mir abhängt. Indessen habe ich mein sämtliches Gepäck vorausgeschickt und bitte ich, einen zuverlässigen Boten mit einem Wagen nach R*** zu senden, um sich von dem Bahnhofsinspector daselbst die erwähnten Sachen aushändigen zu lassen. Zur Legitimation können ihm diese Zeilen dienen.

Da ich beabsichtige, fortan meinen Wohnsitz auf Grünwald zu nehmen, so beauftrage ich Frau Nebelthau, mir meine Wohnung in Stand setzen zu lassen, wenn es noch nicht geschehen sein sollte. Und da ich von R*** aus, bis wohin ich mich der Eisenbahn bediene, bis Grünwald reite, halte ich es für nothwendig, noch die Mittheilung hinzuzufügen, daß ich einen Diener und zwei Pferde mitbringe und daß ich erwarte, daß auch für die Unterkunft dieser bestens gesorgt sein werde. Alles Uebrige werden wir bald mündlich besprechen können und grüße ich bis dahin Frau Nebelthau.

Felix von Eberstein.«

Frau Nebelthau, an die bündige Ausdrucksweise des unbekanntem Schreibers schon gewöhnt, wunderte sich über diesen kurzen Gruß nicht, auch war ihre Freude, daß der neue Herr nun wirklich und bald kam, zu groß, um irgend etwas Anderes denken zu können. Sie erwartete nun mit Sehnsucht die Rückkehr ihres Neffen und dieser kam auch heute pünktlich wie immer zur Frühstückszeit nach Hause, um schon an dem Gesicht der Tante, als er es von Weitem so seltsam strahlen sah, zu erkennen, daß etwas Neues und Angenehmes vorgefallen sein müsse. Sehr bald auch hatte er die erfreuliche Nachricht, die der hinkende Bote gebracht, gelesen und sogleich in Betreff der Unterbringung des gemeldeten Dieners und

der Pferde seine Anordnungen getroffen. Nach der nächsten Eisenbahnstation in R***, die zwei Stunden vom Gute entfernt lag, wollte er selbst fahren, um den Transport des ›sämmlichen Gepäcks‹ des Herrn Majors mit eigenen Augen zu überwachen, und so rüstete er sich unmittelbar nach dem Frühstück dazu, indem er den leichten Jagdwagen des seligen Herrn bespannen ließ und für die Heimschaffung der übrigen Sachen einen geräumigen, von vier Pferden gezogenen Leiterwagen voranschickte, da er sich in Uebereinstimmung mit seiner Tante vorstellte, daß der Herr wohl sehr schwere und zahlreiche Gepäckstücke mit nach Grünwald bringen werde.

Mit einiger Spannung fuhr der gute Verwalter denn auch nach R***, kam mit den rüstigen Pferden schnell genug auf dem Bahnhof an und war so glücklich, alsobald den Inspector zu treffen, dem er sein Anliegen vortrug und sich durch den Brief des Majors als den richtigen Sendboten legitimirte.

Der Inspector, ein ehemaliger Militair, nickte, als er einen Blick in den hingereichten Brief geworfen, dem alten Bekannten behaglich zu und sagte, daß die Sachen des Herrn Majors schon am Tage vorher in R*** eingetroffen seien. »Aber wozu haben Sie denn einen so großen und mit vier Pferden bespannten Leiterwagen mitgebracht?« fragte er lächelnd. »Hier haben Sie den Frachtschein, der in Berlin ausgestellt ist, und daraus werden Sie ersehen, daß es nur eine Kiste und ein Koffer ist, die Sie zu empfangen haben und die hätten reichlich auf dem kleinen Wagen Platz gehabt.«

Bei diesen Worten sah der Verwalter den uniformirten Beamten mit höchst verwunderter Miene an, aber er schwieg, um seine Verlegenheit an diesem Orte nicht kundzuthun. In wenigen Minuten waren die nicht allzu große, aber etwas schwere Kiste und der leichte Koffer in Empfang genommen, auf dem einmal dazu vorhandenen Leiterwagen befestigt und beide Gefährte schlugen ungesäumt den Rückweg nach Grünwald wieder ein.

War Franz Nebelthau schon verwundert gewesen, daß das sämmtliche Gepäck seines neuen Herrn nicht zahl- und umfangreicher sei, so war es seine Tante noch viel mehr, als sie vom Fenster aus den leicht beladenen Leiterwagen durch das Gitterthor einfahren sah. Hastig trippelte sie vor die Thür und empfing den eben absteigenden Neffen mit dem lauten Ruf:

»Herr Du meines Lebens! Mehr schickt er nicht? Na, dann bleibt er gewiß nicht lange hier. Ein Major muß doch mehr Sachen haben und das da kann doch unmöglich sein ganzer Haushalt sein?«

»Das habe ich mir anfangs auch gedacht,« entgegnete der Verwalter, »aber bei näherer Betrachtung der Verhältnisse habe ich mir gesagt, daß ein Offizier, der so lange im Felde und dann immer auf Reisen zugebracht, an schmale Equipage gewöhnt ist und daß er alles Ueberflüssige verkauft haben kann, da er sich ja selbst sagen mag, daß er bei uns Alles findet, was er braucht.«

»Nun ja, aber was kann denn in der Kiste sein?« rief Frau Nebelthau, die ihrer Verwunderung noch immer

nicht Herr werden konnte, »In dem Koffer können höchstens Kleider und Wäsche enthalten sein –«

»Und in der Kiste Bücher oder dergleichen, denn sie ist schwer genug dazu,« erwiderte der Neffe. »Und nun nur hinein in's Haus, Michel. Setzt Beides einstweilen auf den Flur, nachher soll es schon seinen richtigen Platz finden.«

Nachdem dies in Ordnung gebracht war, blieb der gewissenhaften Haushälterin nur noch ein wichtiger Punkt zur Erledigung übrig und sie besprach denselben mit dem Neffen lange und ausführlich. Indessen so gut und willfährig die alte Frau war und so gern ihr Neffe einen Rath ertheilte und die Hände zur That regte, in diesem einen Punkte konnten Beide nicht dem Wunsche des Herrn Majors willfahren und das verursachte namentlich der Haushälterin einen großen Kummer und setzte sie in nicht geringe Verlegenheit.

»Ja,« sagte sie, als sie mit ihrem Neffen wieder in ihr Zimmer getreten war, »wie aber nun, Franz, nun kommt das Schwerste von Allem. Da schreibt der Herr Major, wir sollen ihm seine Wohnung einrichten, aber das geht doch nicht, beim besten Willen nicht. Das ganze obere Stockwerk, soweit es der selige Herr bewohnte, befindet sich ja seit seinem Tode unter gerichtlichen Siegeln und die können erst von den Beamten der Landdrostei in Gegenwart des Erben abgenommen werden. Wo soll der Herr aber hin, wenn er kommt und die Beamten nicht gleich zur Stelle sind?«

»Na,« entgegnete der schnell gefaßte Verwalter, »darum wollen wir uns kein graues Haar wachsen lassen, Tante. Der Major wird doch das richtige Einsehen haben und uns nicht entgelten lassen, was wir nicht verschulden. Er muß sich eben vor der Hand mit den beiden Fremdenzimmern im östlichen Giebel begnügen, und die sind ja, so viel ich weiß, immer in bester Ordnung gewesen. Sobald er gekommen ist, schicke ich einen reitenden Boten oder einen Wagen nach der Landdrostei und in ein paar Stunden kann ja der Bevollmächtigte hier sein.«

»Da hast Du Recht, so wird es gehen und das wird das Beste sein. Aber nun will ich auch gleich hinauf und Alles in den gehörigen Stand setzen. Schicke mir bald den Gärtner in's Haus, er soll mir die beiden Zimmer mit bunten Blumentöpfen und duftigen Blüten ausputzen helfen, damit der Herr doch sieht, daß wir mit Freude an seine Ankunft gedacht. Ach Gott, wenn er doch erst hier wäre! Ich ängstige mich recht vor dem ersten Moment.«

»Ich nicht, Tante. Es wird allerdings ein ernster Augenblick sein, dem ich mit einiger Spannung entgegensehe, aber er wird sich überstehen lassen. Mehr als unsere Pflicht können wir nicht thun und die thun wir mit Freuden. Den Gärtner aber werde ich Dir sogleich schicken und die Anordnung der Zimmer überlasse ich Dir ganz allein. Das verstehst Du besser als ich. Adieu!«

Von diesem Augenblick an war in Frau Jacobine ein wahrer Wirthschaftsdämon gefahren, denn sie erhitzte sich bei dem nun unternommenen Geschäft viel mehr als nothwendig war. Mit einer umsichtigen, schweigsamen

Magd, der alsbald der Gärtner folgte, um die Befehle der Haushälterin zu empfangen, begab sie sich in die beiden Giebelzimmer, die früher immer als Gastzimmer benutzt worden waren, und richtete in ihnen Alles zum Empfang des neuen Herrn ein. Das für ihn bestimmte Bett wurde mit dem feinsten vorrätigen Linnen frisch überzogen, die Teppiche, das Sopha noch einmal ausgebürstet, die Gardinen fein aufgesteckt und dann die Fenster und Tische mit den schönsten Frühlingsblumen und Blattgewächsen geschmückt. Aber das leidlich große Gemach, welches zum Wohnzimmer für den Major bestimmt war, sah der so ängstlich besorgten Haushälterin noch immer zu kahl und dürftig aus und so schaffte sie alle Bequemlichkeitsmöbel herauf, die in ihrem eigenen Zimmer standen und die ihr das passendste Aussehen zu ihrer neuen Verwendung zu haben schienen.

Endlich aber war sie mit ihrer Arbeit zu Stande gekommen und sie beschaute nun mit zunehmender Befriedigung ihr so freudig unternommenes Werk. Das Gemach, das freilich nur durch *ein* Fenster erleuchtet wurde, sah mit seinen weißen Vorhängen, seinem einfachen Teppich, seinen blank polirten Möbeln und sinnig aufgestellten Blumen stattlich genug aus. Für's Erste war auch für alle Bequemlichkeiten hinreichend gesorgt, und wenn der Major sonst noch etwas wünschen sollte, würde ja bald Rath zu schaffen sein, meinte sie.

Und als sie nun mit glühendem Gesicht und von dem so eifrigen Sorgen und Thun wie selten aufgeregt, an das hell geputzte Fenster trat und einen prüfenden Blick in

das davor liegende Freie richtete, empfand sie sogar eine lebhaftere Freude, denn die Aussicht aus diesem Fenster war mit die schönste im ganzen Herrenhaus zu Grünwald. Ueber einen Theil des Gartens, der sich um die Vorderfront und Ostseite des Hauses zog, hinweg sah man einige hundert Schritte entfernt den schon hier beginnenden Wald vor sich, dessen mächtig emporstrebende Buchen sich bereits mit ihrem frischleuchtenden Laube bedeckt hatten. Den lustigen Finkenschlag und das Gurren der munteren Waldtaube hörte man melodisch daraus herübertönen und die Strahlen der heute so wohlthätig scheinenden Sonne bestreut den saftigen Rasen unter den Bäumen mit ihren schönsten, goldenen Lichtern. In reiner Bläue wölbte sich der weithin sichtbare Himmel darüber und eine stärkende balsamische Luft stieg zu jeder Tageszeit aus dem meilenweiten Waldreviere auf.

»Ja, das ist doch recht hübsch,« sagte sich die alte Frau, als sie ihr Auge eine Weile an dem Anblick gelabt, »und wenn der junge Herr nicht zu große Ansprüche macht, wird er sich hier ganz behaglich fühlen und wenigstens für ein paar Stunden befriedigt sein. Hier hat er doch frischere Luft und eine bessere Aussicht als auf der andern Seite, wo der öde Viehhof liegt und das Gelärm der Knechte und Mägde ihn im Morgenschlaf stört. Na, gebe es Gott, daß er vorläufig zufrieden ist und kein zu saures Gesicht über die ihm zugemuthete Enge macht, die erste Stunde in einem neuen Aufenthaltsort entscheidet oft über alle Zukunft. Ach, ich habe das Meine gethan und

mehr kann ich, wo mir die Hände gebunden sind, beim besten Willen nicht.«

Aber nicht Frau Nebelthau allein war so ämsig bemüht gewesen, den nun in der That bald kommenden Herrn so freundlich wie möglich zu empfangen, auch der Verwalter hatte zu gleichem Zweck in seinem Revier das Seinige gethan. Er war den ganzen Nachmittag und Abend mit den flugs herbeigerufenen Knechten beschäftigt, die Wirthschaftsgebäude, die Ställe, die Vorrathskammern und den Viehhof in den möglichst glänzenden Zustand zu versetzen, damit der neue Besitzer von Grünwald, der gewiß ein scharfes Auge dafür hatte, gleich beim ersten Blick auf alle Einzelheiten von vornherein befriedigt und von der angemessenen Thätigkeit und dem Fleiß seiner Untergebenen überzeugt sei.

Auch der alte Gärtner harkte und säuberte die Wege des Vorgartens und des Parks mit Spaten und Besen, die Mägde scheuerten in Keller und Küche, und so war Alles bald in dem Zustande, wie es sein mußte, wenn ein kundiges Auge und ein für sein Besitzthum warm schlagendes Herz sein Wohlgefallen an jeder Kleinigkeit haben sollte.

Am Abend dieses Tages waren denn die meisten Vorbereitungen zum Empfange des Herrn getroffen und Alt und Jung war herzlich müde von der Arbeit, die, so eifrig

angefaßt, manchen Schweißtropfen hervorgerufen hatte. An diesem Abend nun erwartete man den Major nicht mehr, wohl aber vom nächsten Morgen an zu jeder Stunde. Der Verwalter hatte sich schon um acht Uhr auf sein rasches Pferd gesetzt und war nach R*** geritten, um möglicher Weise den Reisenden auf der Eisenbahn zu treffen und zu begrüßen, da man ja genau wußte, wann die Züge auf dem Bahnhof anlangten; indessen kam er vor Tisch schon wieder zurück, ohne den sehnlich erwarteten Gebieter mitzubringen. Am darauffolgenden Morgen ritt er wieder hin und wieder kam er wie das erste Mal ohne Begleitung zurück.

Von dieser Stunde an bemächtigte sich der beiden Hauptpersonen in Schloß Grünwald eine leicht erklärliche Ungeduld, die von Minute zu Minute zunahm, je länger der Erwartete ausblieb. Vor allen Dingen klagte Frau Jacobine dem Neffen ihr Leid, daß sie nun dreimal das Essen für den Herrn bereit gehabt und daß es immer wieder bei Seite gestellt oder von ihnen selbst genossen werden mußte. Der Verwalter, den Wünschen der Tante stets gehorsam, mußte täglich gegen Abend hinaus auf den Schnepfenstrich und am zweiten Tage sogar einen Rehbock schießen, und war er auch stets so glücklich, das Verlangte mit heimzubringen, womit Frau Jacobine gleich von Anfang an bei dem gewiß sehr leckeren Herrn Ehre einlegen wollte. Allein die Schnepfen und ein Theil des Rehes mußten von den beiden Verwandten selbst verzehrt werden, der Major kam nicht, alle getroffenen Vorkehrungen erwiesen sich von Tage zu Tage vergeblich,

und endlich, da sich Tante und Neffe bei ihren abendlichen Zusammenkünften nichts mehr zu sagen und zu klagen hatten, schwiegen sie in düstrer Erwartung der kommenden Dinge und gaben sich einem stillen Grübeln hin, wenn sie ihre neuesten Zeitungen zu Ende gelesen hatten und nun allein in dem leeren Hause saßen, das ihnen noch nie so einsam und traurig vorgekommen war wie eben jetzt. –

Wie es indessen im Leben sehr häufig geschieht, daß ein so lange und sehnlich Erwarteter gerade zu einer Zeit kommt, wo man ihn am wenigsten erwarten zu dürfen glaubt, so sollte es auch hier der Fall sein. Acht Tage waren nun schon in unausgesetztem Harren vergangen, der Verwalter, trotz seines Eifers, war es müde geworden, jeden Morgen nach der so weit entlegenen Eisenbahn zu reiten und so viel kostbare Zeit zu verlieren, und er wie seine Tante, so oft getäuscht, hatten in ihrer geistigen und gemüthlichen Spannung auf die wichtige Stunde schon merklich nachgelassen. Das schöne Wetter, welches mit dem Mai gekommen war und den Wald und die Flur so lieblich geschmückt hatte, war schon wieder gewichen und recht kühl, unfreundlich und regnerisch geworden. Glücklicher Weise waren die Arbeiten auf dem Felde so ziemlich vollbracht, man hatte sich beeilt, den Sonnenschein und die Wärme zu benutzen und das erste gemähte Heu war trocken in die bereitstehenden Tennen eingefahren.

So war der Abend des letzten Arbeitstages gekommen und der Verwalter lachte im Stillen, daß ihm der Regen

nun nichts mehr anhaben konnte. Er saß etwa um acht Uhr bei der Tante im Zimmer, nachdem Beide so eben ihr einsames Mahl verzehrt. Der heftige Nordwestwind, der gegen Abend von Neuem losgebrochen, hatte pfeilgeschwind noch trübere, dunklere Wolken heraufgeführt und die Luft hatte sich so dick und trüb gestaltet, daß die Dämmerung viel früher als sonst eingetreten war, so daß man schon zeitig Licht im Zimmer hatte anzünden müssen.

Daß an einem solchen Abend, bei so heftigem und windigem Regenwetter, wie es eben wieder draußen wüthete und die großen Tropfen prasselnd und klatschend gegen die Fensterscheiben trieb, der neue Herr von Grünwald nicht kommen könne, war ausgemacht, wenigstens hatte weder Frau Nebelthau noch ihr Neffe die geringste Ahnung, daß sie noch heute das lange Ersehnte und doch Gefürchtete erleben sollten. Nein, nach der Meinung der Haushälterin mußte der neue Herr bei vollem Tageslicht und wo möglich bei hellem Sonnenschein durch das Thor geritten kommen, so daß ihn gleich Jedermann von allen Seiten bequem betrachten konnte, und so saß sie heute Abend still und nur von Zeit zu Zeit an einem Strumpfe strickend, auf ihrem bequemen Sessel am Tisch und hörte nur mit halben Ohren der Vorlesung des Neffen zu, der in einer Art mürrischer Verzweiflung nach der Zeitung des vorigen Tages gegriffen hatte, die der hinkende Postbote jeden Morgen von R*** nach dem Gute brachte.

Er hatte wohl schon eine Viertelstunde lang gelesen und eben das Wichtigste zu Ende gebracht, als er, etwas

müde und die Unachtsamkeit der Zuhörerin gewahrend, das Blatt auf den Tisch warf, gähnte und die Arme weit von sich reckte, wie Jemand, der sich schon frühzeitig nach dem warmen Bette sehnt. Da schlug die alte Uhr der Haushälterin die neunte Stunde und als der letzte Schlag ausgesummt, war es mit einem Mal wunderbar still in dem wohnlichen Zimmer, denn das Blasen des Windes und der so heftige Regen draußen hatte eben merklich nachgelassen und nur noch ganz kleine Tropfen rieselten von Zeit zu Zeit gegen die festgefügtten Fenster. In diesem Augenblick, das die Stimmen der Menschen und der Elemente innen und außen schwiegen, hörte man im Zimmer deutlich das Rasseln der Kette des immer wachsamten Hofhundes, und gleich darauf schlug er ein heftiges Gebell an, wie er es nur zu thun pflegte, wenn er einen Fremden sich dem Gehöft nähern hörte.

»Nun, was ist das?« fuhr der Verwalter aus seinem nachdenklichen und halb schlaftrunkenen Zustande auf. »Wäre es möglich – heute noch?«

Und schon war er vom Stuhl aufgesprungen und dem Fenster nähergetreten, um auf den Hof hinauszuschauen, der ziemlich dunkel war und auf wenige Schritte schon keinen Gegenstand mehr genau erkennen ließ.

»Franz!« rief da die immer vorsorgliche Haushälterin aus, »mein Gott! Wie erschreckt mich heute das Gebell des Hundes! Wenn es doch nun möglich wäre und der Herr käme? Ach, wir wollen lieber an Alles denken; stecke rasch die Laterne an und geh' einmal hinaus, denn

Niemand kann ja in den Hof, da das Gitter bereits verschlossen ist.«

»Du hast Recht,« erwiderte der völlig ermunterte Verwalter und hastig griff er nach der immer bereitstehenden Laterne, zündete sie an und wandte sich schon zur Thür, nachdem er sich noch rasch die auf einem Stuhl liegende Mütze auf den Kopf gesetzt hatte.

In diesem Augenblick ließ sich ein neues und nicht zu verkennendes Geräusch auf dem Hofe oder in der Nähe desselben vernehmen, denn Frau Nebelthau hatte ein Fenster geöffnet und lauschte athemlos in's Freie hinaus. Es war das Wiehern eines Pferdes, dem bald das lautere Schnauben eines anderen folgte und gleich darauf ließ sich auch eine Stimme vernehmen, die im Dialekt der umwohnenden Landleute rief:

»Heda! Ist Niemand da, der den Thorweg öffnet?«

Frau Nebelthau hatte genug gehört; alles Uebrige sagte ihr ihr vorahnendes Herz. Ihr schlotterten vor Aufregung und Angst die Kniee und sie wandte sich halb starr nach dem Neffen um. Der aber hatte das Zimmer schon verlassen und war mehr springend als gehend in den Hof hinaus geeilt, um möglichst schnell an das verschlossene Gitter zu gelangen.

Mit fast bebender Hand drehte er den rostigen Schlüssel im Schlosse um, denn sobald er nur einen Blick auf die von seiner Laterne erleuchtete Straße geworfen, hatte er schon erkannt, was vorgehe und daß selbst bei diesem Unwetter kurz vor Einbruch der Nacht ein Erbe in sein lang gemiedenes Besitzthum einziehen könne.

Vor dem Thore nämlich hielten zwei Männer zu Pferde, von denen der eine in einen langen Reitermantel gehüllt war und den grauen Filzhut tief in die Stirn gedrückt hatte, und ein einziger Blick des erfahrenen Verwalters reichte hin, in den beiden so muthig wiehernenden und unruhig den Boden scharrenden Pferden überaus edle Thiere zu erkennen. Ein dritter Mann, in der Kleidung eines Bauern, den man schon an der Eisenbahn wohlweislich als Führer mitgenommen, stand am Thorweg und hatte soeben seine Einlaß begehrende Stimme erschallen lassen.

Da flog der eine Thorflügel weit auf und der Verwalter hielt seine hocherhobene Laterne dem Reiter im langen Mantel entgegen. »Sind Sie es vielleicht, Herr Major?« fragte er dabei mit vor Aufregung ganz heiserer Stimme.

»Ja,« sagte eine ruhige, feste und tiefe Stimme, »ich bin es. Ich komme spät, aber ich dachte auch bei Nacht Einlaß in meinem eigenen Hause zu finden.«

»Gewiß, gewiß, gnädiger Herr. Guten Abend! Ach, kommen Sie nur herein – so – hier ist der Weg, aber bei diesem Wetter hatten wir Sie allerdings nicht mehr so spät erwartet.«

Gleich darauf waren die Reiter, nachdem der Herr dem fremden Landmann mit einigen Dankesworten einen harten Thaler in die Hand gedrückt, an dem wüthend belenden Pluto vorbei zwischen den Linden durch vor die Rampe geritten, wo vor der Hausthür oben, die Lampe hoch in der zitternden Hand haltend, Frau Nebelthau stand, und, so gut sie konnte, die Gestalten der beiden

Männer beleuchtete, die sich so eben aus den Sätteln schwangen.

O, wie oft hatte die alte Frau sich vorgesagt, mit welchen Worten sie den lange ersehnten Herrn empfangen wolle, wenn er nun endlich käme, und nun, da er so plötzlich vor ihr stand, hatte sie kein einziges zur Hand. Der Schreck, das Staunen hatten ihre Zunge gelähmt und sie konnte nur mit einer fast flehenden Geberde die freie Hand erheben und nach der Flurhalle deuten, um den Herrn in das Innere des Hauses einzuladen.

Der aber hatte sie, wie es schien, noch keines Blicks gewürdigt. Als er vom Pferde gestiegen und die Rampe hinaufgeschritten war, hatte er sich wieder umgedreht und seinem Begleiter, der die beiden Pferde am Zügel hielt, zugerufen:

»Hans, nimm mir die Pferde in Acht und versorge sie gut. Man wird Dir den Weg nach dem Stalle weisen. Erst wenn Du fertig bist, bringe mir meinen Mantelsack herauf.«

»Für die Pferde soll gut gesorgt werden, Herr Major!« entgegnete ruhig der Verwalter, der jetzt seine Fassung wiedererlangt hatte und mit dem Diener des Majors schon den Stallungen entgegenschritt. Um den Letzteren bekümmerte er sich in diesem Augenblick weiter nicht, das hatte er seiner Tante stillschweigend überlassen, und nun sollte auch für sie der Moment der Begrüßung ihres Herrn gekommen sein, da er ihr langsam durch den Flur und in ihr Zimmer nachschritt, wohin sie sich mechanisch zuerst gewandt hatte.

Aber nur einzelne Ausrufungen kamen ihr über die noch immer gefesselten Lippen. »Ach Gott – gnädiger Herr – Herr Major – so spät – so ganz unerwartet kommen Sie?«

Das war ungefähr Alles, was sie dem ihr folgenden Mann zurufen konnte.

»Ganz unerwartet?« fragte der Major mit seiner ersten, tiefen, aber durchaus nicht barsch klingenden Stimme. »Habe ich mich denn nicht angemeldet? Haben Sie meinen Brief nicht erhalten?«

»Ach Gott, ja, den Brief wohl, aber das war vor acht Tagen, und wir haben Sie seitdem jeden Tag dreimal erwartet, aber daß Sie so spät und bei solchem Wetter kommen würden, haben wir nicht gedacht.«

Der Major verzog die Lippen zu einem kurzen Lächeln. »Ach so,« sagte er, indem er sich langsam im Zimmer umsah. »Aber zuerst,« fuhr er fort, »will ich doch den schweren Mantel ablegen, er ist sehr naß – o, fassen Sie ihn nicht an!« und dabei ließ er einen raschen Blick über die alte behäbige Frau gleiten, die schon mit zitternden Händen danach gegriffen hatte, um ihrem Herrn zu helfen, sich desselben zu entledigen.

Während er aber nun den Mantel ablegte und noch bevor Frau Nebelthau seine Gestalt und sein Gesicht genauer mustern konnte, sagte er, nun auch den Hut abnehmend, den er bisher noch auf dem Kopf getragen:

»Ich bin tüchtig naß geworden und muß mich umkleiden – sind meine Sachen gekommen?«

»Gewiß, gnädiger Herr, gewiß, und sie stehen oben in Ihrem Zimmer.«

»Dann ist es gut. Doch nun sagen Sie mir – Sie sind Frau Nebelthau, nicht wahr?«

»Ja, Herr Major, die bin ich und mein Neffe Franz, der Verwalter ist es, der Ihre Pferde in den Stall bringt –«

Sie konnte nicht weiter sprechen, sondern starrte den vor ihr stehenden Mann, den sie so lange zu sehen geschmachtet, mit großen Augen an. Ja, da stand er endlich vor ihr, ganz und gar und frisch und munter, wie sie je einen Menschen gesehen. Er trug dunkelgraue Reisekleider und hatte eine große, namentlich in Brust und Schultern kräftig entwickelte Gestalt, einen ausdrucksvollen, mit dichten braunen Haaren bedeckten Kopf und ein markiges, charakterfestes Gesicht, das, von Wetter und Sonnenschein gebräunt, von einem dunklen Vollbart umgeben war und dessen Schnurrbart in starken graden Spitzen auslief. Die Züge dieses Gesichts aber, obgleich noch jugendlich frisch und von edlem Schnitt, waren ungewein ernst, fast streng und der Blick seines großen dunkelblauen Auges bohrte sich scharf und eindringlich in die ihn unablässig betrachtenden Augen der alten Frau, die sich im Stillen sagte, daß sie ihn etwas freundlicher, gesprächiger, theilnehmender gewünscht und daß ihr alter Herr ihr beim ersten Blick vor vielen Jahren viel weniger stolz und zurückhaltend erschienen, so daß man bei ihm gleich gewußt, woran man mit ihm war. Die Miene aber, mit der der Major sie jetzt ebenfalls unverwandt ansah, war so verschlossen, sein soldatisches Antlitz so

unergründlich und fast theilnahmslos, daß sie nicht im Geringsten errathen konnte, welche Gedanken in diesem Augenblick seinen Kopf erfüllten und welche Empfindungen in seinem Herzen schlummerten.

Wer weiß, wie lange diese erste Betrachtung noch stumm von beiden Seiten fortgesetzt werden, wenn in diesem Moment nicht Franz Nebelthau in's Zimmer getreten wäre und die Meldung überbracht hätte, daß des Herrn Majors Pferde wohl versorgt und in den besten Händen seien.

Der Major ließ einen seiner ruhigen, forschenden Blicke langsam auch über den bescheiden redenden Verwalter schweifen, ohne ein Wort dabei zu sprechen und nur unmerklich mit dem Kopf nickend. Endlich aber, wie auf tiefen Gedanken sich losreißend, fragte er:

»Sie sind also der Verwalter von Grünwald?«

»Zu dienen, Herr Major!«

Der Herr nickte wieder und sagte ziemlich gleichgültig: »Es ist gut. Nachher mehr. Ist mein Zimmer im Stande?«

»Ach Gott,« nahm die Haushälterin das Wort, »Ihre Zimmer sind freilich im Stande, Herr Major, so gut wir sie herstellen konnten, aber Sie werden bis morgen mit Gastzimmern vorlieb nehmen müssen, denn Ihre eigenen – die sind – die sind ja noch versiegelt seit – dem Tode unseres guten, alten Herrn und der Landdrost oder einer seiner Beamten kann die Siegel erst morgen abnehmen, sobald er von Ihrer Anwesenheit benachrichtigt ist.«

»Aha! Ich verstehe! Daran hatte ich bis jetzt nicht gedacht!« versetzte der Major nachsinnend und streckte schon die Hand nach seinem Hut aus, wobei die beiden Verwandten zum ersten Mal zu bemerken glaubten, daß ihm die Bewegung des rechten Arms etwas schwer wurde und er den leichten Hut nur mit Mühe vom Stuhl emporhob, um ihn dann mit der linken Hand auf den Kopf zu setzen.

»Wo ist mein Zimmer?« fragte er nun kurz.

»Folgen Sie mir gefälligst,« sagte Frau Nebelthau und schritt mit einem Licht ihrem Herrn voran, während der Verwalter den Mantelsack desselben trug, den eben ein Mann aus dem Stall heraufgebracht hatte. –

Langsam stiegen die drei Personen die kurze, breite Treppe hinauf, Frau Nebelthau dem Major vorangehend, ihr Neffe ihm folgend und Keines von ihnen sprach auf diesem Wege ein Wort, wie der Major auch nicht einmal einen Blick um sich her warf. Als die Erstere aber ihren Herrn in das für ihn bestimmte Giebelzimmer geführt und zwei darin auf dem Tisch stehende Kerzen angezündet hatte, sagte sie, indem sie ehrerbietig knixte und noch einen scheuen Blick in das unwandelbar ernste und undurchdringliche Gesicht ihres Herrn warf:

»Das ist auf kurze Zeit Ihr Wohnzimmer, Herr Major, und dies Ihr Schlafcabinet. Sind Sie vorläufig damit zufrieden?«

Der Major antwortete nicht, sondern blickte sich nur ruhig rings in dem sauberen Zimmer um. Dann trat er

an's Fenster, warf einen Blick hinaus und eine Weile nach dem Walde hinstarrend, fragte er:

»Ist das da drüben ein Wald?«

»Ja, gnädiger Herr –«

»Lassen Sie den gnädigen Herrn ein für alle Mal bei Seite und nennen Sie mich Major!« unterbrach sie der Herr mit einem sanft verweisenden Ton. »Also – ist es ein Wald?« fragte er dann noch einmal.

»Ja, ein Wald, Herr Major, ist es und ich wollte sagen, er zieht sich eine ganze Stunde lang nach der See und nach Osten hin.«

»Es ist gut. Es gefällt mir hier und dies Zimmer genügt mir. So habe ich nicht immer und überall gewohnt. Nun aber lassen Sie mich allein, ich muß mich umkleiden, ich bin naß. Kann ich in einer Stunde essen – haben Sie irgend Etwas bereit?«

»O Herr Major, was denken Sie!« rief die Alte vergnügt aus, denn nun kam ja eine Gelegenheit, auf die sie sich schon lange gefreut, da sie mit ihrer Wirksamkeit in diesem Punkte zu glänzen hoffen durfte.

»In einer halben Stunde schon soll Alles bereit sein, denn wir haben uns alle Tage auf Sie eingerichtet. – Aber was für Wein befehlen Sie?«

»Das ist mir völlig gleichgültig!«

Dabei nickte der Major stumm, als die beiden Verwandten sich verbeugten, und nur als sie schon in der Thür standen, sagte er mit abgewendetem Gesicht: »Adieu!« und gleich darauf hatten Tante und Neffe das

Zimmer verlassen und der Major war allein darin zurückgeblieben.

Die beiden Verwandten sprachen kein Wort, während sie in tiefes Sinnen versunken die Treppe hinabschritten und erst nachdem Frau Nebelthau in Gegenwart des Verwalters der Köchin rasch einige Anweisungen gegeben und der Hausmagd im Zimmer des gnädigen Herrn – des Herrn Majors den Tisch zu decken befohlen, winkte sie den Neffen in ihr Zimmer und da standen sie nun Beide und sahen sich mit fragenden und ganz eigenthümlich befangenen Gesichtern an.

»Ich habe jetzt nicht viel Zeit, Franz,« sagte die alte Dame endlich tief aufseufzend und unwillkürlich sehr leise sprechend, »darum sage mir nur rasch: was denkst Du nun, und mit einem Wort – wie gefällt er Dir?«

Der Verwalter lächelte schlau und es sah so aus, als ob er lieber erst der Tante Meinung gehört hätte. Darum vielleicht auch erwiderte er höchst bedächtig:

»Nun, auf den ersten Blick gefällt er mir ganz gut, obwohl er ein wenig kurz angebunden und sehr ernst und zugeknöpft ist.«

»Hm, ja! Er hat etwas ganz Eigenes, Absonderliches, was ich nie an einem Mann gesehen und woraus ich noch nicht klug werden kann. Ist er stolz und kalt oder ist er nur müde und abgespannt von der Reise, dem Wind und

der Nässe – ich weiß es nicht, aber es kam mir so vor, als ob etwas von Beidem in ihm steckte.«

»Ja, es mag wohl sein, doch wollen wir nicht zu früh urtheilen. Allerdings, Eins ist mir aufgefallen. Er hätte Dir wohl die Hand geben oder ein Wort über seinen todten Onkel sprechen können.«

Die Alte seufzte. »Ach, die Menschen sind so verschieden, sagte sie leise, »und dieser hier scheint mir in der That etwas Besonderes zu sein.«

»Nun ja, das ist eigentlich jeder Mensch, wenn man ihn genau betrachtet. Aber weißt Du, Tante, wir wollen wirklich nicht zu früh urtheilen. Sein seltsames Wesen kann auch eine Folge seiner Verwundung sein, denn das hast Du doch wohl bemerkt, daß er den rechten Arm nicht vollkommen frei zu brauchen im Stande ist, obgleich er sich alle Mühe giebt, es zu verbergen.«

»Allerdings habe ich das bemerkt, aber davon rührt sein strenges und stilles Wesen unmöglich allein her. Nein, nein, das liegt in seiner Natur und die muß man erst ein wenig studiren. Doch genug für jetzt – ich will nur sehen, daß Alles in bester Ordnung verläuft, damit er nicht von Anfang an Grund zur Unzufriedenheit erhält. Der erste Tag, wo man in ein fremdes Haus tritt, ich lasse es mir nicht nehmen, entscheidet oft über alle künftigen Tage.« –

Unterdessen hatte der unergründliche Gegenstand dieser flüchtigen Unterhaltung Zeit genug gehabt, es sich nach Belieben bequem zu machen. Man hatte ihm schon vor seiner Ankunft in dem so freundlich gelegenen

Schlafcabinet Alles faßlich zur Hand gestellt und so hatte er vor allen Dingen seinen Koffer geöffnet, sich mit trockener Wäsche versehen und dann einen weichen Hausrock angezogen, in dem er sich nun ganz gemüthlich zu befinden schien. Als er seine Toilette beendet, hatte er sich eine Cigarre angezündet und das Fenster des Schlafzimmers geöffnet; um noch einen Blick über das ihm zunächst liegende Stück seiner neuen Heimat schweifen zu lassen.

Der Regen hatte um diese Zeit fast ganz nachgelassen, nur der Wind tobte noch unaufhaltsam durch den Wald und schüttelte die jungen Laubkronen der alten Buchen, daß sie unter seiner Wucht ächzten und stöhnten und jenes melodische Rauschen hören ließen, das dem Ohre des die Natur liebenden Menschen so verlockend und belebend tönt. Auch die Luft war heller und durchsichtiger geworden, der Wind hatte die schwarzen Wolken von der halben Mondsichel fortgejagt und der schön gerundete, dunkle Wald lag nun frei vor den Augen des Schauenden, worüber er im Stillen eine große Freude zu empfinden schien.

Als er sich aber eine Weile so unschuldig unterhalten, kehrte er in das Wohnzimmer zurück und fand hier, wie von unsichtbaren Geistern bedient, die Speisetafel so zierlich ausgestattet, daß ein hungriger Mensch, der dergleichen liebte, schon am bloßen Anblick sich hätte erlaben können. Unser Major jedoch ließ nur einen kurzen, gleichgültigen Blick darüber hin schweifen und dann,

als Niemand sich blicken ließ, zog er an einer Glockenschnur, die neben der Thür hing, und wartete geduldig ab, was sich nun begeben würde.

Er sollte nicht lange warten. Zwei Minuten, nachdem der Glocke Ton durch das Haus geschallt war, öffnete eine behutsame Hand die Thür, Frau Jacobine trat herein und einen Blick über den Tisch und dann auf ihren Herrn werfend, fragte sie mit ihrer sanften, gemüthlichen Stimme.

»Was befehlen Sie, Herr Major?«

»Ist mein Diener noch nicht zur Hand?« fragte er kurz.
»Denn ihm galt eigentlich mein Schellen.«

»Nein, er ist noch im Stall und wird wohl für die Pferde sorgen, wenn er nicht beim Abendbrod sitzt, das ich ihm habe auftischen lassen.«

»So, so. Aber wenn er fertig ist, lassen Sie ihn kommen, ich habe mit ihm zu sprechen.«

»Sehr wohl, Herr Major. Einstweilen aber befehlen Sie über mich, ich stehe Ihnen jederzeit und in allen Dingen zu Diensten.«

»O, ich will Sie nicht unnöthig bemühen. Kann ich mein Essen bald haben?«

»Auf der Stelle, es ist Alles bereit.«

Ja, es war Alles bereit und wenn der neue Herr auch noch so hungrig gewesen wäre, er hätte nicht den vierten Theil von den leckeren Speisen genießen können, die ihm alsbald von einer jüngeren Magd in selten gesehener Fülle und Schmackhaftigkeit aufgetischt wurden. Allein der Major schien dafür nicht einmal Augen zu haben,

denn er ging noch immer, ungestört seine Cigarre rauchend, im Zimmer auf und ab, ohne selbst dem Scheine nach die alte Haushälterin zu bemerken, die an einer Seite des Tisches stand und die Speisen der Reihe nach vorzulegen bereit war, wie sie es früher stets bei ihrem alten Herrn gethan. Als der Herr aber noch keine Miene machte, sich am Tische niederzulassen, erhob die alte Frau ihr verwundertes Auge zu ihm und sagte:

»Wenn es gefällig ist, Herr Major – es ist Alles bereit.«

»Ach so,« sagte der Major, wie aus tiefem Sinnen aufgehend, legte seine Cigarre weg und setzte sich an den Tisch, mechanisch sein Glas aus einer Flasche Rothwein füllend, die unmittelbar vor ihm stand. Alsdann aß er die ihm vorgesetzte Suppe rasch, verzehrte noch einige andre Speisen, aber immer nur wenig davon, und als endlich Frau Jacobine mit einer ihrer delikatsten Schnepfen kam, die so sorglich geschossen und zubereitet, stand er schon plötzlich wieder auf und sagte, sich den Mund wischend und wieder zur Cigarre greifend:

»Es ist gut, ich bin fertig. Sie können wieder abräumen lassen, nur den Wein lassen Sie stehen.«

Die Haushälterin erhob ihr Auge staunend zu dem ihr immer seltsamer vorkommenden Herrn und ihren Lippen entschlüpfen unwillkürlich die Worte:

»Wie, Herr? Sie sind schon fertig? Schmeckt es Ihnen denn nicht?«

»O ja, aber ich esse stets nur wenig, zumal des Abends. Sie brauchen also darin nie so viele Umstände zu machen, wie heute. Ich bin daran nicht gewöhnt und – aufrichtig gesagt, ich mache mir nicht viel daraus.«

Frau Nebelthau verbeugte sich erröthend, schwieg aber und half der herbeigerufenen Magd den Tisch abräumen. Als diese jedoch die letzten Geräthschaften hinausgetragen und der Major bis dahin auf- und abgehend kein Wort wieder gesprochen hatte, sagte die Haushälterin mit verlegener Miene und fast bittendem Ton:

»Herr Major! Darf mein Neffe Sie noch einen Augenblick stören? Er hat nur ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen.«

»Der Verwalter? Was will er denn heute noch? Wenn er etwas Wichtiges zu sprechen hat, mag er kommen, sonst soll er es sich und mir bis morgen aufsparen. Ich bin müde und heute nicht zum Sprechen aufgelegt.«

»Ich sehe und merke es wohl,« dachte Frau Nebelthau, aber sie sagte nichts, sondern verbeugte sich blos und verließ den wortkargen Herrn, nachdem sie die kaum angebrochene Flasche und das Glas dicht vor seine Augen auf den Tisch gestellt hatte, an dem er sich eben wieder niedergelassen.

Fünf Minuten, nachdem sie gegangen; klopfte es bescheiden an die Thür und auf den Hereinruf des neuen Zimmerbewohners trat der Verwalter ein, um sich mit ernstem Gesichtsausdruck und keineswegs eingeschüchtert vor dem neuen Gebieter aufzustellen, der wieder aufgestanden war und langsam auf- und abschnitt.

»Was wünschen Sie?« fragte er ruhig, indem er vor dem jungen Mann stehen blieb und ihn noch einmal aufmerksam betrachtete.

»Herr Major, ich komme nur, um nach Ihren Befehlen zu fragen, in Betreff der Rechnungslegung, da ich während Ihrer Abwesenheit die Bücher allein geführt. Es ist das meine erste Schuldigkeit und ich möchte mich ihrer so bald wie möglich entledigen. Haben Sie daher die Güte, mir die Stunde zu bestimmen, wann ich morgen mein Geschäft mit Ihnen ordnen kann, damit ich mich bei Zeiten einrichten und meine Tagesarbeit danach eintheilen kann.«

»Rechnungslegung? Geschäfte?« fragte der Major gleichgültig. »O, hat das solche Eile? Ich bin ja eben erst angekommen. Sparen Sie sich das doch bis später auf. Ich habe jetzt zu Geschäften wahrhaftig keine Neigung. Nein!«

»Es wird aber doch nothwendig sein, daß ich Ihnen bald Rechnung lege,« erlaubte sich der Verwalter mit einigem Nachdruck zu sagen – Geldgeschäfte sind und bleiben immer das Wichtigste.«

»Ach ja, ich glaube es Ihnen. Also morgen.«

»Und zu welcher Zeit soll ich den Wagen bereit halten, um Sie nach der anderthalb Stunden entfernten Landdrostei zu fahren?«

»Mich? Nach der Landdrostei? Ist das nöthig?«

»Nicht durchaus nöthig, nein, denn man kann auch einen Beamten hierher bescheiden, um die Erbschaftsformalitäten abzuschließen, und das wäre in so fern das

Beste, als er ja doch die Siegel vor den Thüren und den Schränken eigenhändig lösen muß.«

»Ach ja, dann thun Sie das. Lassen Sie ihn morgen oder übermorgen kommen, ich bleibe ein paar Tage zu Hause; ich will mich ruhen – ich habe in den letzten Jahren so viel Unruhe gehabt und bin müde und matt davon. – Sonst ist Alles hier in Ordnung, nicht wahr?«

»Ich denke, in bester.«

»Na, was wollen Sie mehr? Ich vertraue Ihnen darin. Allmählig werde ich Eins nach dem Andern kennen lernen, Eins nach dem Andern, hören Sie wohl – nichts überstürzen, das liebe ich nicht. Aber heute – heute schlafen Sie wohl – ich bin müde.«

Der Verwalter, ganz erstaunt über das gleichgültige Wesen seines neuen Herrn, das sich selbst durch Geldgeschäfte nicht aus seinem ruhigen Geleise bringen ließ, empfahl sich, aber dennoch konnte er nicht umhin, sich zu gestehen, daß der erste Eindruck, den er von seinem Herrn empfangen, durch diesen neuesten Auftritt nur bestätigt worden sei. Er gefiel ihm im Ganzen nicht übel und so hatte er den stillen Glauben, daß er auch in ernstesten Dingen mit ihm fertig werden würde, wenn sich der zum Landwirth sicher nicht erzogene Mann erst mit den Obliegenheiten eines solchen beschäftigen werde.

Unten an der Treppe begegnete er dem Diener des Majors, der ihn fragte, wo er seinen Herrn finde, und so wies er ihn zurecht und trat dann den Gang zu seiner Tante an,

um auch dieser, die ihn sehnsüchtig erwartete, mitzutheilen, wie sein erstes, geschäftliches Gespräch mit dem neuen Herrn abgelaufen sei.

Der Major ging wieder, seine Cigarre rauchend, im Zimmer hin und her, als die Thür sich leise öffnete und eine ihm bekannte Stimme fragte: »Sind Sie hier, Herr Major, und darf ich eintreten?«

»Ja, ich bin hier,« lautete die ruhige Antwort, »und Du kannst kommen, ich erwarte Dich schon.«

Und herein trat eine kolossale, vierschrötige Gestalt, der man auf den ersten Blick ansah, daß sie in guter, militärischer Dressirschule gewesen sei. Auf dieser mächtigen und breiten Gestalt aber saß ein ihr völlig entsprechender, fast bulldoggartiger Kopf mit einem braunrothen Gesicht, dessen untere Hälfte ganz in einem wohlgekämmten Bart von braunrother Farbe verschwand, dessen dicke Nase und kaum sichtbare graue Schweinsaugen aber ungemein gutmüthig in die Welt schauten, obgleich nicht zu läugnen, daß ein kleiner, nicht gar selten hervorbrechender Schalk in den letzteren seinen Aufenthalt genommen zu haben schien.

Als der Major seinen alten, ihm so treu ergebenen und in allen Dingen bewährten Diener, der schon zwei Feldzüge mit ihm siegreich ausgefochten hatte wieder vor sich sah, und das still schmunzelnde Lächeln in den Zügen desselben gewahrte, nahm auch sein in der Regel starres Gesicht einen freundlicheren Ausdruck an. Er setzte sich auf einen Stuhl am Tisch nieder und nickte dem Diener

vertraulich zu, der in strammer Haltung ihm gegenüber Stellung nahm.

»Na, Hans,« redete er ihn mit seiner immer gleich ruhigen und festen Stimme an, »bist Du endlich da und ist. Alles richtig besorgt?«

»Zu Befehl, Herr Major, wir sind fertig mit Allem, Pferde und Menschen, und die Pferde haben schon ihren Hafer in Arbeit, ja!«

»Ist die Stallung gut?«

»Zu Befehl, Herr Major, prächtig, Alles in Allem, ja!«

»Ach, laß das dumme ›zu Befehl‹, Hans. Wir sind nicht mehr in der Garnison oder im Felde und hier muß man sich endlich die soldatischen Manieren abgewöhnen. Wir sind von heute an Landleute geworden, oder wollen es wenigstens werden, und das müssen wir festhalten – in Allem, wie Du so gern sagst. Hast Du verstanden?«

»Zu Befehl, Herr Major – wollt' ich sagen – na, wie soll ich denn eigentlich jetzt sagen?«

»Ja oder nein, wie es gerade paßt. – Hast Du auch schon Deine Wohnung in Augenschein genommen?«

»O, ja wohl, Herr Major. Sie ist prächtig, in Allem, ja!«

»Hast Du auch gegessen?«

»Oho, und wie! Mit ungeheurem Appetit, denn es war prächtig, Alles in Allem. Fleisch gut und viel, Brod gut und noch mehr – Butter prächtig und auch sehr viel, mit einem Wort: Alles viel besser wie zu Hause.«

»Still! Das mußt Du nicht sagen, am wenigsten es aber die Leute hier hören lassen. – Wer hat Dir das Essen denn aufgetischt?«

»O, eine recht niedliche Dirne mit einem runden Apfelgesicht, die immer gelacht hat, als sie mich essen sah. Und nachher kam auch eine alte Frau mit weißem Haubstock – ich glaube, es ist die Oberwirthschafterin – die hat mich sehr freundlich angeredet – es ist eine prächtige Frau, Alles in Allem.«

»So, so. Na, das ist ja *Alles prächtig*. Aber weißt Du was?«

»Nein, ich weiß gar nichts!« tönte es mit einiger Verwunderung aus dem weit aufgerissenen Munde des ehemaligen Kanoniers, denn sein Herr hatte eben eine bedeutungsvolle Miene angenommen.

»Na, dann leg' Dich auf's Ohr, ich will es auch thun. Sorge mir gut für die Pferde – Du weißt, es ist mein einziger Reichthum – und mache ihnen morgen früh eine tüchtige Bewegung. Das lange Stehen auf der Eisenbahn wird ihre Beine nicht gelenkiger gemacht haben.«

»Zu Befehl – wollt' ich sagen – ja! Wann soll ich denn aber morgen früh zum Anspacken der Sachen kommen?«

»Um sieben Uhr. Mit der Kiste hat es noch Zeit, aber die Kleider aus dem Koffer kommen in den Schrank und die Wäsche in die Kommode da drinnen. Sonst bleibt Alles zwischen uns beim Alten. Du kommst nur, wenn ich klinge. Alles Uebrige findet sich. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Herr Major, und ich wünsche Ihnen – eine prächtige Nacht.«

Er legte die Hände nach militairischer Vorschrift flach an die Schenkel, drehte sich wie eine Spiralfeder mit einem ungeheuren Schwung kurz auf dem Absatz um und marschirte gravitatisch aus dem Zimmer.

Eben wollte er die Thür hinter sich schließen, da rief ihn sein Herr noch einmal zurück: »Hans!«

»Zu Befehl, Herr Major!«

Der Major sah den wieder Eingetretenen nur mit einem ernsten Blick an und sagte ruhig: »Vergiße nicht, was ich Dir vorher gesagt habe. Du sollst Dir die soldatischen Manieren abgewöhnen. Sie passen nicht hierher. Auch sollst Du nicht mehr wie ein Elephant in's Zimmer und hinaus marschiren und Dich wie eine Maschine umdrehen. Das war gut auf dem Exercirplatz, aber hier lacht man darüber und das will ich nicht. Ich will in meinen jetzigen Verhältnissen nicht zu oft an die Vergangenheit erinnert werden und Du erinnerst mich mit Deinen Angewohnheiten jeden Augenblick daran. Gewöhne sie Dir also ab, in Worten und Bewegungen – Alles in Allem!« setzte er still lächelnd hinzu.

»Zu Befehl, Herr Major – wollt' ich sagen – na, jetzt soll es das letzte Mal gewesen sein – ja, ja, ja, – Alles in Allem!«

»Dann bin ich zufrieden. Gute Nacht!«

Obgleich der Major sowohl zu dem Verwalter wie zu seinem Diener gesagt, daß er müde sei und schlafen wolle, so schlief er doch noch lange nicht, vielmehr ging er zur höchsten Verwunderung der Frau Nebelthau, deren

Schlafzimmer gerade unter dem seinigen lag und die somit jeden seiner wuchtigen Fußstritte hören konnte, noch eine ganze Stunde lang mit regelmäßig abgemessenen Schritten auf und ab, so daß die gute Frau, die zumal heute so viel Neues und Unerwartetes zu bedenken hatte, in den ersten zwei Stunden selbst kein Auge zu schließen vermochte.

»Ja,« sagte sie vor'm Einschlafen zu sich, »ein seltsamer Mann ist er, der selige Herr hat Recht gehabt. Und so still und schweigsam, wie ich noch keinen gesehen. Warum mag er nur so sein? Würde ein anderer Mann, der eben als glücklicher Erbe in sein schönes Gut und Haus einzog, nicht hundert Fragen nach Diesem und Jenem gehabt und über die günstigen Antworten sich nicht gefreut haben? Ja gewiß, aber eigentlich unfreundlich ist er auch gegen mich nicht gewesen, nur kurz angebunden, wie Franz sagt, nachdenklich und so in sich versunken, als ob er gar nicht wüßte, daß er hier ist und daß wir Alle mit so viel Neugierde wie mit Freude und Hoffnung zu ihm aufblicken. Ja, warum mag er wohl so schweigsam sein? Hat er vielleicht Kummer oder sonst eine Sorge? Ist er nicht gern hierher gekommen und wäre er lieber Soldat geblieben, um auch noch einmal – General zu werden, wie der da drüben es war? Hm, das möchte ich wohl wissen, denn irgend einen Haken hat es. – Und was sein Aussehen betrifft, so ist sein Gesicht eigentlich recht hübsch und männlich, wie seine Figur vornehm und

stattlich, aber dies Gesicht sieht so steinern, so gleichgültig, so gelangweilt aus, als ob es nichts auf der Welt gäbe, was ihm Vergnügen macht. Na ja, natürlich, das muß einen Haken haben, sage ich, und ich werde schon noch dahinter kommen. Vor allen Dingen werde ich morgen seinem Burschen ein paar Fragen vorlegen und der hat ein so grundgutes und dummes Gesicht, daß er mir wohl die Wahrheit sagen wird, denn dumme Menschen sagen immer die Wahrheit, wenn man sie auf die rechte Weise fragt. – Ja, ja, Herr Major, diese kleinen Ränke werden schon hinter Ihrem Rücken gesponnen, aber daran sind Sie selber schuld und am Ende thue ich es nur zu Ihrem eigenen Vortheil; denn wenn irgend wo in Ihrem Kopf oder Ihrem Herzen ein wunder Fleck sitzt und ich kann ihn ergründen und ihm abhelfen, dann soll es geschehen, das habe ich bei meinem alten Herrn gelernt und das werde ich bei meinem jungen zu practiciren fortfahren, denn wie es Jenem wohlgethan, wird es auch Ihnen wohlthun; Sie sind leider! wie er es war, ein Junggesell und diese armen Leute haben immer einen schwachen, schmerzhaften Fleck im Herzen, wie sie auch eine Schrunke im Kopf haben, und dagegen eben muß man seine Medizin anwenden. Freilich, den guten Alten hat diese Medizin nie kurirt, er ist unbekehrt in die Grube gefahren, aber der Junge – na, der ist eben noch jung und das ist schon ein großer Vorzug, denn da hilft die Medizin noch leichter. Also morgen, mein Herr Major, da wollen wir sehen, wo Ihr wunder Fleck sitzt, und sobald ich es weiß,

werde ich – in meine Apotheke gehen und die heilsamen Tropfen zu brauen beginnen. Haha!«

DRITTES CAPITEL. DER BRIEF DES ALTEN ONKELS.

Den in der Nacht gefaßten und so wohl gemeinten Vorsatz hatte die gute Frau Nebelthau am nächsten Morgen nicht vergessen. Wie gewöhnlich stand sie auch diesmal schon um fünf Uhr auf, um überall in der Wirthschaft und im Hause nach dem Rechten zu sehen. Als sie aber nun mit ihren ersten Obliegenheiten zu Stande gekommen war, begab sie sich in die Vorrathskammer und nahm ein hübsch gestaltetes Fläschchen eigenhändig fabricirten Stachelbeerweins heraus, legte es in ein Körbchen und ging nun über den Viehhof nach den Stallgebäuden hin, in denen unmittelbar neben den Pferden die Wohnung des Kutschers, einiger Knechte und nun auch die des neu hinzugekommenen Dieners des Majors lag.

Sie hatte diesen sehr bald in dem ihm zugewiesenen Zimmer gefunden und zwar bei guter Arbeit, denn er saß am Tisch, sein Frühstück zu verzehren, was aus einer großen Kanne Kaffee mit Milch und Brod und Butter bestand. Es schien ihm heute wieder nicht übel zu schmecken, und um mit voller Behaglichkeit das angenehme Morgengeschäft zu besorgen, hatte er seinen einfachen blauen Livreerock ausgezogen und saß nun in Hemdsärmeln da, kauend und schlüpfend, dabei sich schon wieder ein neues Butterbrod streichend, wobei er

die Butter nicht schonte, die ihm noch nie in seinem Leben in so großer Güte und reichlicher Fülle dargeboten worden war.

»Guten Morgen, mein Lieber,« begrüßte ihn die diplomatische Alte mit ganz besonderer Freundlichkeit. »Wie haben Sie denn geschlafen? War Ihnen das ungewohnte Bett bequem genug?«

Hans ließ seine Arbeit einen Augenblick ruhen, nickte zuvorkommend und blinzelte die alte Frau mit seinen kleinen Schweinsaugen vertraulich an.

»O, o,« sagte er, »ich danke für gütige und was das betrifft, so ging Alles prächtig. Ich habe geschnarcht wie meines Herrn Hengst, denn das ist so seine besondere Eigenschaft, müssen Sie wissen.«

»So. Nun, das freut mich, und das Frühstück ist auch nach Ihrem Geschmack?« fuhr die Alte in ihren wohlberechneten Fragen fort.

»Ob, Madame, ob! Es ist, mit einem Wort, Alles prächtig hier und ich bin ganz zufrieden, daß ich mich einmal nach so langer Quälerei ein Bischen verschnaufen kann.«

»Das sollen Sie auch, und damit Sie sich auch etwas stärken können, wenn Sie sich einmal schwach fühlen, so habe ich Ihnen hier eine Flasche schönen alten Stachelbeerweins mitgebracht. Probieren Sie ihn einmal nachher und sagen Sie mir, wie er Ihnen schmeckt. Wenn er nach Ihrem Gefallen ist, so habe ich mehr davon.«

Hans nahm die auf den Tisch gestellte und so seltsam gestaltete Flasche in die Hand und betrachtete sie und

ihren Inhalt höchst aufmerksam, indem er sie gegen das Licht hielt.

»Hm!« sagte er, mit der Zunge schnalzend, »ich danke Ihnen, aber das ist ein komisches Ding, gewachsen wie eine Blume und es scheint doch nur eine Bouteille zu sein. Ja, komisch ist sie, aber ich wundere mich jetzt über Nichts mehr, es ist jetzt eben Alles komisch in der Welt. Nun, über den Inhalt werde ich bald mit mir einig werden und Sie sollen schon erfahren, wie mein Urtheil lautet. Ich danke Ihnen, Madam.«

Es stellte die Flasche bei Seite und fuhr dann ungenirt mit Essen und Trinken fort.

Die Alte sah ihm eine Weile zu, nickte vertraulich und schickte sich dann zu einer anderen ihm vielen Fragen an.

»Nun sagen Sie mir aber erst,« begann sie, »wie Sie eigentlich heißen, damit ich Sie doch nennen und rufen kann, denn bis jetzt weiß ich ja so viel wie gar nichts von Ihnen.«

»O, das ist auch wohl der Mühe werth, Madam,« versetzte er wohlgelaunt, »aber meinem Namen will ich Ihnen schon gern sagen. Ich heiße *Hans Würger* und bin aus Beelitz gebürtig. Mein Vater war Tuchscheerer und ich war Knecht beim dortigen Landrath. Da ich aber ein großer und starker Lümmel war, kam ich zur Garde-Artillerie. Da haben Sie meine ganze Lebensgeschichte, wenn Sie sich was daraus machen.«

»So, so, also Hans Würger heißen Sie!?!« fragte die Haushälterin mit einem etwas verwunderten Gesicht.

»Gott steh' mir bei! Wie kann ein Mensch nur Würger heißen?«

»Na, warum denn nicht? – Ich habe darum noch Niemand gewürgt, außer Anno 64 und 66, da war es etwas Anderes, da mußte man dreinschießen und dreinschlagen, wenn man nicht selbst in's Gras beißen wollte, und so habe ich darunter gebombt und geschlagen, wie unter Kraut und Rüben. Herrje! Und mein Herr, der damals noch Hauptmann war, auch, den hätten Sie einmal sehen sollen, wie er bei Königgrätz seine Batterie von den feindlichen Kürassieren frei machte, die ihn überrumpeln wollten. Da hat er gefochten und gefuchelt wie Roland der Große und vier Mann hat er allein kalt gemacht, bis er den verfluchten Schuß kriegte, der ihm den rechten Arm steif machte. Und sein Hengst, den er heute noch reitet, der hat ihm auch geholfen und um sich geschlagen und gebissen, als ob die Oesterreicher Heu wären. Haha! Es war eine wahre Mordgeschichte. Dafür hat er aber auch den Orden Putt Marie erhalten.

»Welchen Orden?« fragte Frau Nebelthau, hoch aufhorchend, denn der alte Soldat war auf dem besten Wege, ihren Wünschen in Betreff seines Herrn entgegenzukommen.

»Ich sagte es ja, Putt Marie nennen sie ihn, anders weiß ich es nicht, aber ein Vogel ist nicht daran, so viel ich gesehen habe. Uebrigens hat er schon vorher drei oder vier Orden gehabt, aber an allen waren Vögel oder Kronen, nur an diesem nicht.«

Die Haushälterin lächelte verstohlen, Hans aber bemerkte es nicht, denn er war über seine und seines Herrn Heldenthaten in Eifer gerathen und so fuhr sie, eine Weile im Kauen innehaltend, in seiner Erzählung fort.

»Na, das war Anno 66,« sagte er, »und Gott sei Dank, daß es vorbei ist. Man kriegte beinahe den Graus davor, als man die vielen Leichen und das Meer von Blut sah, und meinem Herrn war es auch nicht recht im Sinn, denn er ist eigentlich mild und weich wie ein Kind und liebt das Schlachten und Morden nicht, wenn er auch aussieht, als ob er immer grimmig und bärbeißig wäre. Aber das ist er nicht, ich weiß es besser, es ist nur seine Art so. – Doch nun sagen Sie mir auch, wie Sie heißen, damit ich Sie auch nennen und rufen kann, wenn es nöthig ist. Bis jetzt weiß ich es nämlich nicht.«

»Ich heiße Jacobine Nebelthau,« sagte die Haushälterin nachdenklich, indem sie sich schon wieder auf eine neue Frage besann.

»Nebelthau!« rief Hans vergnügt. »Nun sehen Sie einmal da! Da haben Sie sich über meinen Namen verwundert und nun verwundere ich mich über den Ihrigen. Wie kann man nur Nebelthau heißen? Na, wie ich noch Keinen außer 64 und 66 gewürgt habe, so haben Sie gewiß noch Keinen benebelt, und mich werden Sie's wohl auch nicht – nicht wahr?«

»Ei, wie sollte sich dazu kommen!« sagte die Haushälterin verwundert, denn sie glaubte die Entdeckung zu machen, daß Hans Würger nicht so dumm sei, wie er aussah. Daher fuhr sie auch etwas vorsichtiger also fort:

»Nun lassen Sie uns einmal über Ihnen Herrn sprechen, den ich so recht von Herzens Grund kennen lernen möchte, da ich ihn gestern zum ersten Mal sah und er nun doch unser Aller Herr geworden ist!«

»Aha!« sagte Hans Würger, wie zu sich. »Na, er ist auch ein prächtiger Herr, Alles in Allem, das werden Sie bald weg haben.«

»Ich glaube es wohl. Aber sagen Sie mir: ißt er immer so wenig, wie er gestern Abend gegessen hat?«

Hans machte verwunderte Augen. »Ja, das weiß ich wahrhaftig nicht,« sagte er langsam. »Ich bin nie oder selten dabei gewesen, wenn er gegessen hat, und ich habe weder darauf Acht gegeben, noch hat er es mir besonders gesagt.«

»So, sie – Wissen Sie vielleicht, was der gute Herr sonst für Liebhabereien hat, damit man ihm bei Gelegenheit einen Gefallen thun kann?«

»Liebhabereien?« fragte Hans erstaunt, indem er still vor sich hin schmunzelte: »Ja, da fragen Sie wieder etwas, was ich auch nicht weiß. Nach seinen Liebeleien habe ich mich nie erkundigt und mich auch nicht darum bekümmert, das schickte sich nicht für mich. Aber gemerkt habe ich davon eigentlich auch nichts. Er hatte nur einen Freund, mit dem er Du auf Du war, und der wurde bei Königgrätz erschossen und darüber war er sehr traurig. Weiter weiß ich von seinen Liebesgeschichten nichts.«

»Ihr versteht mich nicht recht,« fuhr die Haushälterin, etwas erregt, in ihrer Forschung fort. »Ich meinte nicht, ob der Major eine Liebe gehabt hat, denn das geht mich

ja nichts an, sondern ich wollte gern wissen, ob er für irgend Etwas im Haushalt oder auf der Welt eine besondere Vorliebe hat.«

»Ach so – Vorliebe! Nun ja, das ist etwas Anderes. Seine Pferde liebt er, besonders seinen Hengst, und ich glaube sogar, mehr als mich und sich selbst. Denn für die hat er sich schon als Lieutenant bei der Artillerie den Bissen vom Munde abgespart, da er eben nicht viel mehr als seine Gage hatte.«

»So. Wie lange kennen Sie ihn denn schon?«

»Seitdem ich diene. Ich war Kanonier bei seiner Batterie und wurde sein Bursche. Ich hatte es immer gut bei ihm, er zankte nie, und sprach überhaupt nur sehr wenig. Darum allein habe ich auch kapitulirt und bin bei ihm geblieben. Und als wir aus dem Felde kamen, das heißt, als er von seiner Verwundung geheilt war – er lag in Dresden im Lazareth – da kam er zu mir nach Leipzig, wo ich auch verwundet lag, und besuchte mich, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. ›Höre, Hans,‹ sagte er, ›da sind wir nun Beide Krüppel‹ – nicht so ganz, müssen Sie wissen, denn wir stehen noch auf unseren Beinen und können mit beiden Händen wieder die Zügel führen, aber er sagte doch so – ›da sind wir nun Beide Krüppel, und müssen den Abschied nehmen, oder vielmehr, wir haben ihn schon. Ich gehe nun auf Reisen, aber meine Pferde behalte ich, und wenn Du willst, wie ich, so bleibst Du bei mir und verpflegst die Pferde, während ich reise und wenn ich gesund wiederkomme, dann gehst Du mit auf mein Gut, das ich geerbt habe und da sollst Du es nicht

schlecht haben. Willst Du?« – Natürlich sagte sie gleich Ja, denn mein Vater und meine Mutter sind, noch dazu arm, gestorben, und so verpflegte ich die Pferde auf einem Dorf bei Berlin bei einem Bekannten des Herrn Majors, und als er neulich von der Reise kam, da holte er mich ab und sagte: »Nun komm, jetzt gehen wir auf mein Gut.« Und da fuhren wir auf der Eisenbahn nach R*** und da sind wir.«

»So, so,« sagte die Alte, in tiefes Sinnen verloren. »Na, das war hübsch von ihm und er scheint mir wirklich ein guter Herr zu sein. Hat er sich denn wohl gefreut, daß er das Gut geerbt und daß er hierher kam?«

»Ja, das weiß ich nicht, er hat mir darüber nichts gesagt und ich habe mich wohl gehütet, ihn zu fragen, denn Sie müssen wissen, das hat er nicht gern und er spricht am liebsten gar nichts. Ob er aber Kummer oder Freude über Etwas hat, das weiß man nie, denn er sieht immer egal aus und lebt so still vor sich hin.«

Frau Nebelthau nickte befriedigt, denn sie glaubte für's Erste genug gehört zu haben, und da sie nicht tiefer in den guten Hans Würger dringen wollte, so bedankte sie sich bei ihm für seine Mittheilungen und verließ ihn, nachdem sie ihm noch gesagt, daß er sich dreist an sie wenden solle, wenn er einmal irgend Etwas auf dem Herzen habe oder wünsche.

»Ja, ja,« erwiderte Hans, »das soll treulich geschehen. Aber für's Erste wünsche ich mir nichts, als daß es alle Tage hier so geht, wie gestern Abend und heute früh. Es ist prächtig auf Grünwald – Alles in Allem!«

Das Wetter war an diesem Morgen nicht günstiger geworden, als es sich am Abend zuvor gezeigt. Es regnete fast noch immer leise fort und ein kalter Wind, der vom Meere daher fegte, machte Jedermann den Aufenthalt im Freien unangenehm.

Trotzdem war der Verwalter nach eingeholter Beistimmung seiner Tante und voll regen Eifers, den Wünschen seines neuen Herrn in allen Dingen möglichst schnell nachzukommen, schon um sieben Uhr Morgens nach der anderthalb Stunden vom Gute entfernten Landdrostei gefahren, um die Nachricht dahin zu bringen, daß der Major, Herr Felix von Eberstein, auf Grünwald eingetroffen sei und daß man einen Beamten senden möge, der seine Legitimation entgegennehme und zugleich die vor die Wohnung des verstorbenen Herrn gelegten Gerichtssiegel entferne.

Der Landdrost selbst, ein liebenswürdiger, alter Herr und langjähriger Freund des verstorbenen Herrn von Eberstein, war verreis't, aber sein Stellvertreter, ein junger gefälliger Mann, war glücklicher Weise anwesend und in Betreff der obwaltenden Umstände sogleich bereit, sich mit dem Verwalter nach Grünwald zu begeben und dort die Pflichten seines Amtes zu erfüllen.

Es war elf Uhr, als sie auf dem Gute anlangten und dem auf seinem Zimmer die Zeitung lesenden Major von dem Verwalter die Ankunft des Beamten gemeldet wurde. Der

Major, kein besondrer Freund von complicirtem gesetzlichen Formalitäten, namentlich in Gegenwart fremder Menschen, schickte sich jedoch in das Unabänderliche und bat, den Herrn einstweilen auf sein Zimmer zu führen.

Als der junge Mann bei ihm eintrat und sich als den Stellvertreter des abwesenden Landdrosten vorstellte, bewillkommnete er denselben höflichst und bedauerte, die Veranlassung zu sein, daß er sich bei so schlechtem Wetter habe auf die Reise begeben müssen. Aber das war auch beinahe Alles, was er mit dem Mann sprach und nachdem er sich ihm durch die zur Hand liegenden Papiere als den Major Felix von Eberstein und den gesetzlichen und ausdrücklich bestimmten Erben des verstorbenen Herrn Carl von Eberstein, seines Onkels, legitimirt, schritt man auf den oberen Flur hinaus, um zuerst mit der Lösung der Siegel vor den Außenthüren zu beginnen.

Zu diesem Behufe wurden indessen auf den Wunsch des Beamten Frau Nebelthau und deren Neffe herbeigerufen, die, wie sie die Zeugen der Versiegelung gewesen waren, jetzt auch bei der Lösung derselben als Zeugen dienen sollten.

Die einfache Procedur wurde rasch und fast ohne Worte beendet, bis man in das erste Zimmer der Wohnung des verstorbenen Herrn trat und nun Frau Nebelthau erklärte, daß dies das Empfangszimmer des alten Herrn von Eberstein gewesen sei.

Nur mit dem Kopfe nickend, die Redende gar nicht ansehend und kein Wort sprechend, schritt der Major durch

dasselbe hindurch, um sich mit den ihm Folgenden in das Wohnzimmer des Onkels zu begeben. Hier waren fast alle Möbel versiegelt, doppelt und dreifach aber das wichtigste von allen, der große alterthümliche Schreibtisch des Verstorbenen, in welchem einiges baare Geld und die Papiere lagen, die sich auf seine eigene Person und die des Erben bezogen, wie Frau Nebelthau berichtete, die von Allem die genaueste Kenntniß zu haben schien.

Der Major nickte wiederum schweigend und nachdem der Beamte auch hier die Siegel gelöst, sah er denselben mit einem fragenden Blick an, als erwarte er von ihm nun irgendeine amtliche Erklärung zu hören.

Darin hatte er sich auch nicht getäuscht, denn der Beamte, der sich über den überaus schweigsamen Erben etwas zu wundern schien, sagte nun mit einer höflichen Verbeugung:

»Hiermit, Herr Major, wäre meine heutige Aufgabe erfüllt, denn es ist nun kein Siegel mehr zu lösen, wie Frau Nebelthau und der Herr Verwalter, die anwesenden Zeugen, erklären, und mir bleibt nur übrig, Sie als den nun in vollen Besitz getretenen Erben von Grünwald zu begrüßen und Ihnen den größtmöglichen und dauernden Genuß von Ihrem Erbe zu wünschen. Was etwa noch schriftlich zwischen Ihnen und dem Amte abzumachen ist, wird in der nächsten Woche erfolgen, sobald der Herr Landdrost wieder anwesend ist. Und somit habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Mühe und Ihren Glückwunsch,« erwiderte jetzt der Major sich höflich verbeugend, »und bitte, dem Herrn Landdrosten meinen Respect zu melden. Sobald er von seiner Reise zurückgekehrt ist, werde ich nicht ermangeln, ihm meine Aufwartung zu machen. Leben Sie wohl und nehmen Sie noch einmal meinen Dank in Empfang.«

Der Beamte, der, an dergleichen Formalitäten gewöhnt, es sehr eilig zu haben schien und schon vorher die Einladung der Haushälterin zu einem von ihr vorbereiteten Gabelfrühstück entschieden abgelehnt hatte, verbeugte sich und ging, von dem Verwalter begleitet, die Treppe hinab, um sogleich wieder in den bereit gehaltenen Wagen zu steigen und davonzufahren.

Unterdessen aber war Frau Nebelthau bei ihrem Herrn zurückgeblieben und erklärte ihm mit bewegter Stimme, was sie ihm im Augenblick mitzutheilen für ihre Schuldigkeit hielt. Als sie aber ihre Pflicht nach Kräften erfüllt zu haben glaubte, schloß sie mit den Worten:

»Und so, Herr Major, sind Sie nun in den Besitz der ganzen Habe Ihres Herrn Onkels getreten und auch ich gratulire Ihnen dazu und wünsche, daß – es Ihnen bei uns in Grünwald gefallen möge.«

Kaum aber waren diese nur mit Mühe vorgebrachten Worte heraus, so begann sie leise zu weinen und zog ihr Tuch hervor um sich die alten überfließenden Augen zu trocknen.

Der Major, der ihr schweigend auf einem Zimmer in das andere bis in das letzte Schlafgemach des seligen

Onkels nachgeschritten warund ihren und da geäußerten Worten nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit gewidmet zu haben schien, blieb jetzt stehen und richtete fest seine Blicke auf sie. Wenn er bisher von irgend einer Gemüthsbewegung heimgesucht worden war, so hatte sich diese nur durch einen tieferen Ernst und eine noch größere Schweigsamkeit als er sie früher gezeigt, kundgethan, die etwas Undurchdringliches und fast Geheimnißvolles an sich trugen und Frau Nebelthau auf's Neue in Verlegenheit gesetzt hatten. Jetzt aber blieb er gerade aufgerichtet vor der alten Frau stehen, sah sie mit seinen großen, dunkelblauen Augen scharf und doch überaus gutmüthig an und sagte mit seiner klaren, ruhigen Stimme:

»Warum weinen Sie denn? Müssen denn von Frauen immer Thränen vergossen werden, wenn sie einen allerdings ernsten, aber unvermeidlichen Augenblick erleben? Weinen Sie nicht mehr, gute Frau, ich liebe das nicht und es liegt ja auch gar kein Grund vor, noch traurig zu sein, denn über das Absterben des alten Herrn haben Sie sich doch schon trösten können. Wir müssen alle einmal sterben und er ist ja glücklich und froh in seinem langen Leben gewesen. Also gönnen Sie ihm die Ruhe im Grabe und lassen Sie uns unser heutiges Geschäft ohne alle Aufregung beenden.«

So viel und so lange hatte Frau Nebelthau ihren stummen Herrn noch nicht reden hören und der milde, wiewohl immer ernste Ton, womit er gesprochen, hätte sie wunderbar schnell beruhigt und sogar erfreut.

»Ach Gott, Herr Major,« sagte sie, sich noch immer die thränenden Augen wischend, verzeihen Sie mir, daß ich geweint, ich wollte Sie ja gewiß nicht damit beunruhigen. Aber wenn man zum ersten Mal wieder in die Zimmer eines Verstorbenen tritt, in denen man mit ihm bei seinen Lebzeiten so oft froh und glücklich gewesen, dann schwillt Einem das Herz auf und die Augen fließen über, zumal sie schon so alt und schwach sind.«

Er nickte stumm mit dem Kopf und sagte dann nur: »Kommen Sie, wir wollen uns Alles noch einmal betrachten, da wir jetzt allein sind. Späterhin finden wir wohl Muße und Gelegenheit genug, unsere Gedanken und Meinungen über Dies und Das auszutauschen.«

»O gewiß, Herr Major, Sie werden mich immer dazu bereit finden.«

Beide wandelten noch einmal und meist schweigend durch die ganze Zimmerreihe und sahen sich Alles und Jedes an, wiewohl es Frau Nebelthau bedünken wollte, daß dies von Seiten Ihres unergründlichen Herrn nur etwas oberflächlich und mit unverändert gleichgültiger Miene geschah. Indessen fand sie sich in sein seltsames Wesen und zuletzt genügte es ihr schon, wenn er nur nach seiner gewöhnlichen Art bestimmend mit dem Kopfe nickte oder ein halblautes Hm! oder Ja! mit sichtlicher Anstrengung hören ließ.

Als sie nun aber wieder zurückschritten und der Major vor dem noch uneröffneten Schreibtisch stehen blieb,

dessen Schlüssel die Haushälterin aus einem Kasten genommen, worin auch alle übrigen lagen, und ihm eingehändigt hatte, erhob sie noch einmal ihr gutmüthiges Gesicht zu ihm und sagte, die Gedanken an die Vergangenheit mit möglichster Kraftanstrengung von sich werfend und sich nun ganz der Gegenwart hingebend:

»So, nun habe ich meine Schuldigkeit in Bezug auf den letzten Wunsch meines guten, alten Herrn erfüllt und Ihnen die Schlüssel zu dem Schrank übergeben, in den er seinen letzten Wunsch oder Willen – ich weiß das so genau nicht – für Sie niedergelegt, und Sie mögen nun sehen, was er Ihnen hinterlassen hat. Jetzt aber will ich mich zu Ihnen wenden und Sie bitten, mir zu sagen, wie Sie es in Zukunft mit Ihrer Wohnung gehalten haben wollen. Soll Alles so bleiben, wie es hier ist, oder soll irgend eine Aenderung damit vorgenommen werden. Denn ich setze voraus, daß Sie von heute oder morgen an in diesen Räumen wohnen werden.«

»Ich? Hier?« fragte der Major, die alte Frau mit einem seiner sich oft wiederholenden, fragenden Blicke anscheinend. »Aber warum denn?« fuhr er gleich darauf fort. »Warum soll ich denn gleich hier einziehen? O, lassen Sie mich in meinem Giebelzimmer bleiben, es gefällt mir ganz gut darin und für's Erste wollen wir die alte Ordnung in diesen Räumen nicht stören, nein, gewiß nicht.«

Die Haushälterin sah ihn erstaunt an. »Wie,« sagte sie, »Sie wollen, daß wir die alte Ordnung hier nicht stören? Das kann doch Ihr Ernst nicht sein, Herr Major. Ach Du

lieber Gott, seit beinahe zwei Jahren sind diese Zimmer nicht geöffnet, gelüftet und gesäubert worden und da kann doch von Ordnung wohl nicht die Rede sein. Das muß nun freilich zuerst und gleich morgen geschehen, dann aber, sobald frische Luft darin und Alles abgestäubt ist; werden Sie doch hier einziehen, wo die Herren von Eberstein von jeher gewohnt haben.«

Der Major schüttelte leise den Kopf. »Für's Erste danke ich,« sagte er mit jenem festen, bestimmten Ton, den er so gut annehmen konnte und der wie von selbst fast jeden Widerspruch ausschloß. »Uebereilen Sie sich mit dem Lüften und Reinigen nicht und namentlich heute lassen Sie Alles unangerührt, ich muß mir das Ganze, wie es liegt und steht, nachher noch einmal genauer betrachten. Und hierher ziehen? Ich denke gar nicht daran. Ich sage Ihnen ja, es gefällt mir in den Giebelzimmern ganz gut und ich erhebe durchaus keine höheren Ansprüche, da ich nur selten eine so gute Wohnung gehabt habe, wie die dort drüben ist.«

Die alte Frau blickte immer erstaunter in des ernste, unbewegliche Gesicht des Redenden. »Nein,« sagte sie, »das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein. Es sind ja nur zwei abgelegene Fremdenzimmer, die Sie jetzt bewohnen und die wir in Ermangelung besserer nur vorläufig für Sie eingerichtet haben. Wenn nun Besuch in's Haus käme, wo sollte der hin, denn die beiden Gemächer nach dem Viehhof hinaus auf der andern Giebelseite, die geben wir nur, wenn die Noth drängt und alle übrigen besetzt sind.«

»Besuch in's Haus?« fragte der Major nun selber mit unverhohlenem Erstaunen. »Wer sollte denn jetzt schon hierherkommen? Erwarten Sie Jemand?«

»Ich nicht, aber Sie vielleicht, Herr Major.«

»O nein doch, ich erwarte vor der Hand keinen Besuch. Durchaus nicht. Ich habe Niemanden eingeladen, und werde auch diesen Sommer Niemanden einladen. Ich will ganz still für mich leben, ungestört, mich langsam einwohnen und bis das geschehen, dürfte wohl eine ziemlich lange Zeit vergehen. Also lassen Sie mich einstweilen in jenen Zimmern, ich bin nicht daran gewöhnt, so viele und große Räume zu meiner Verfügung zu haben und es würde mir vielleicht ganz unheimlich darin vorkommen. Das ist da drüben nicht der Fall, ich habe die erste Nacht in meinem Erbe darin geschlafen und so will ich sie auch ferner behalten.«

»Nun,« sagte die alte Frau, sich in den Willen des unzugänglichen Herren bedachtsam fügend, »wenn Sie es durchaus so wollen, so habe ich nichts dagegen, Sie haben ja zu befehlen. Aber es wird Ihnen bald etwas heiß da drüben werden, die Stuben liegen gegen Morgen und Mittag, ich sage es Ihnen im Voraus. – So soll ich also auch in einer Stunde das Essen auf jenem Zimmer noch anrichten lassen?«

»Ja, ich bitte darum.«

Kopfschüttelnd ging die Haushälterin davon und ließ den seltsamen Herrn in den öden Zimmern seines Oheims allein. Kaum aber hatte sich die Thür hinter der Abgehenden geschlossen, so schien er das Gespräch mit

ihr schon vergessen zu haben und trat an das erste beste Fenster, um es zu öffnen, und schaute in den grünen Vorhof und darüber fort in das ebene wohlangebaute Land hinaus, das meilenweit frei und offen vor seinen Augen lag. Lange stand er so oder ging an ein anderes Fenster, um die frische Luft in die dampfigen Zimmer strömen zu lassen und auch von dort eine stille Umschau nach außen zu halten.

Er schien auch von Allem, was er sah, höchst befriedigt zu sein, obgleich der Tag kein sonniger war, sich an der Natur und ihren Erscheinungen zu erlaben. Dichter Sprühregen, der sich mit kaltem Nebel mischte, verhüllte schon die Nähe, viel mehr noch die Ferne und traurig senkten die alten Linden ihre jungen Blätter und keines Vogels freudige Stimme ließ sich in ihren Zweigen vernehmen. Aber das Alles bedrückte den Geist des einsamen Mannes nicht; ohne eine Miene zu verziehen oder eine Empfindung zu verrathen, schaute er lautlos vor sich hin, bis er sich endlich wieder nach dem Innern des Zimmers umdrehte und nun langsam und Alles genauer betrachtend durch die geöffnete Zimmerreihe schritt.

Wenn der Major Felix von Eberstein nicht ein ganz ungewöhnlicher Mensch war und an einer wohleingerichteten Wohnung nur irgend Gefallen zu finden verstand, oder falls er nicht übermäßige Ansprüche erhob und den Luxus und Glanz dem guten Geschmack und der gefälligen Behaglichkeit verzog, so mußte ihn Alles, was er jetzt vor und um sich sah, auf das Höchste befriedigen. Denn alle diese Zimmer, obschon so lange unbewohnt,

stellten sich in Wahrheit ungemein wohnlich und angenehm dar. Sie waren mit ihren einfachen Tapeten gewiß nicht vornehm oder gar fürstlich eingerichtet, wie man jetzt so viele Herrenhäuser, selbst auf dem Lande findet, aber Alles zeugte von einem guten Geschmack und vor allen Dingen von der Hinneigung zu der behaglichsten Bequemlichkeit. Ja, jedem einzelnen Gegenstande wie dem großen Ganzen sah man auf den ersten Blick an, daß der Mann, der hier so lange gehaust und gewaltet, sich in seinem Hause glücklich und zufrieden gefühlt und daß er Sorge getragen, seine ganze Umgebung nur mit solchen Dingen auszustatten, die dem Auge erfreulich und dem Herzen wohlthuend sind. Namentlich das geräumige Wohnzimmer des alten Herrn war überaus behaglich eingerichtet. Außer dem schönen alten Schreibtisch von geschnitztem Holz, standen an den Wänden fast rings herum hohe Bücherrepositorien und diese waren mit Büchern gefüllt, die selbst dem Major, als er einige Titel las, ein zufriedenes Lächeln ablockten. An den freigebliebenen Wänden hingen alte, schöne Landschaften, in Oel gemalt – nur ein einziges Portrait, den verstorbenen Onkel darstellend, hing in einem breiten Goldrahmen über dem Sopha – Uhren, freilich jetzt schweigsam, standen auf alterthümlichen Consolen; in den Ecken kleine und in der Mitte ein großer, runder Tisch mit dunkelgrünen Decken verhangen, daneben bequeme Sophas und Sessel von übereinstimmenden Formen und mit gleichfarbigen Stoffen bezogen, und über den einfach getäfelten Fußboden waren so weiche Teppiche gebreitet, daß kein Schritt

des Gehenden hörbar war. Die halb weißen, halb grünen damastenen Vorhänge ließen ein gedämpftes Licht in den Raum fallen, der große, weiße Porzellanofen mußte im Winter eine ganz behagliche Wärme ausstrahlen, und so war alles Uebrige gefällig und praktisch, wohlerhalten und ziemlich modern, so daß nur ein überaus wählerischer Sinn Dies oder Jenes hinzuzufügen oder es anders zu wünschen Gelegenheit gefunden hätte.

Diesem Zimmer entsprachen in ihrer Ausstattung auch alle übrigen; anstatt der Bücher sah man darin nur mehr Bilder oder Kupferstiche und alterthümlich geschnittene Möbel, und namentlich das hinter der einen Linde gelegene Schlafgemach war so traulich beschattet, so freundlich mit Vorhängen und hübschen Möbeln verziert, daß der Major, als er es zum zweiten Mal betrat, längere Zeit darin stehen blieb und seine Blicke darauf haften ließ, als ob ihm Alles und Jedes von Moment zu Moment behaglicher und verlockender vorkäme.

Indessen hielt er sich in den übrigen Räumen im Ganzen nicht allzu lange auf, immer wieder zog ihn das gemüthliche Wohnzimmer an und am längsten blieb er gedankenvoll vor dem Portrait des alten Onkels und dann vor seinem Schreibtisch stehen, der ihm mit jedem Augenblick größer und bedeutsamer zu werden schien. Schon zweimal hatte er das Schlüsselbund erhoben, das ihm Frau Nebelthau gegeben und welches er noch in der Hand hielt, aber immer wieder ließ er es sinken und ein etwaiger Beobachter hätte daraus den Schluß ziehen

können, daß der Major eben so wenig neugierig wie redselig sei.

Wie lange der stille Erbe in diesen Räumen weilte und auf vielem Einzelnen seine Blicke ruhen ließ, wußte er vielleicht selbst nicht und sicher wäre er noch viel länger in sein geheimnißvolles Nachdenken versunken geblieben, wenn er nicht von Frau Nebelthau demselben entrissen worden wäre. Denn nachdem diese den Tisch im Giebelzimmer hatte decken und die ersten Speisen auftragen lassen, der von ihr Erwartete aber immer noch nicht gekommen war, ging sie nach den vorderen Zimmern und klopfte bescheiden an die erste Thür, um den Herrn zum Essen einzuladen.

Als sie aber, ohne einen Hereinruf zu hören, behutsam die Thür öffnete und nun den Blick des seinen Kopf nach ihr umwendenden Herrn erhaschte, glaubte sie ihn wie aus einem Traume emporfahren zu sehen. Vielleicht hatte sie sich darin getäuscht, aber daß der also Träumende ganz erwacht sei, bewies er dadurch, daß er ihrer Einladung augenblicklich Folge leistete und sich nach seinem Zimmer begab, wo er sich alsbald an den Tisch setzte und schweigend von der gegenwärtig bleibenden Haushälterin bedienen ließ.

Rasch aß er seine Suppe, etwas Gemüse und Fleisch; auch von dem feinen Geflügel nahm er das Dargebotene und trank ein Glas Wein dazu. Als er aber plötzlich und unvermuthet, noch lange vor der letzten Speise, wieder aufstand und sich gegen die alte Frau dankend verneigte,

da konnte sich diese nicht enthalten, mit ihrem gewöhnlichen Erstaunensruf ihn anzureden und sich endlich Gewißheit über seine eigentliche Meinung oder sein Urtheil in Bezug auf das Essen zu verschaffen.

»Aber mein Gott,« sagte sie mit zusammengeschlagenen Händen, »Sie sind schon wieder fertig?« Sie haben ja fast gar nichts gegessen, Herr Major. Ist Ihnen vielleicht irgend Etwas nicht recht? O bitte, sagen Sie es mir, damit ich dem Schaden künftig abhelfen kann. Ich würde das unaussprechlich gern thun, denn ich liebe es, daß mein Herr mit meinen Leistungen zufrieden ist.«

Der Major sah sie erstaunt an. »Was wollen Sie denn eigentlich?« fragte er langsam. »Woraus schließen Sie, daß mir Etwas nicht recht ist? Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich nur wenig esse und nicht an so viele Umstände gewöhnt bin. Es war ja Alles ganz vortrefflich, so gut, wie ich es gar nicht kenne, also – was wollen Sie mehr?«

»Also es hat Ihnen wenigstens geschmeckt, was Sie gegessen haben?« fragte die alte Frau mit sichtbar freudiger Aufwallung.

»Gewiß, ganz gut hat es mir geschmeckt.«

»Haben Sie vielleicht irgend ein Lieblingsgericht?«

»Ich? Daß ich nicht wüßte. Es ist mir eigentlich ganz gleich, was ich esse, aber so lange und so oft Sie Wild haben, geben Sie mir alle Tage davon, das esse ich gern. – So, und nun lassen Sie abräumen – nur den Wein lassen Sie stehen, alle Tage, damit ich es nicht immer besonders bemerken muß. Und noch Eins. Nach Tische pflege ich eine Stunde zu lesen und zu ruhen, und dabei möchte

ich nicht gestört sein. Und was nun den heutigen Tag betrifft, so werde ich mich bis Fünf dort drüben aufhalten, und dann schicken Sie mir den Verwalter, damit er sein Geschäft mit mir abwickeln kann. Adieu!«

Mit diesen Worten ging er, die am Morgen nicht ausgelesene Zeitung mit sich nehmend, in sein Schlafcabinet, während Frau Nebelthau mit der Magd den Tisch abräumte und das Fenster lüftete, um das Zimmer vom Geruch des Essens zu befreien. Als sie aber eine Viertelstunde später in ihre Wohnung trat, wo ihr Neffe schon ihrer wartete, sah dieser, daß seine Tante ein ungewöhnlich rothes Gesicht hatte und sich in merklicher Aufregung befand.

»Nun, was giebt es denn schon wieder?« fragte er sie.

»Ach, Franz,« entgegnete sie mit ganz trauriger Miene, da oben bei dem Herrn scheint mir Etwas doch nicht ganz richtig zu sein. Wer so schweigsam und gleichgültig gegen Alles ist, wer so wenig von den guten Speisen genießt, die ihm der liebe Gott aus dem Füllhorn seiner Gnade bescheert hat und dabei immer ein so steinernes, kaltes Gesicht macht, dem ist entweder im Körper oder in der Seele nicht recht wohl. Nein, nein, mein Junge, der Mann sieht aus, als ob ihm die ganze Welt keinen Deut werth wäre, als ob es nicht die Mühe lohnte, den Mund über irgend Etwas aufzuthun und das – das schmerzt mich; denn ich hatte mir unsern neuen Herrn ganz anders gedacht.«

Der Verwalter horchte hoch auf, dann aber sagte er tröstend, obwohl es noch zweifelhaft war, ob er damit seine wahre Meinung offenbarte:

»Ich glaube, Du sorgst Dich zu viel um ihn ab, Tante. Der Hauptgrund Deiner Unzufriedenheit ist, daß Dir der neue Herr anders entgegentritt als der alte und Du einen solchen, wie dieser ist, nur noch nicht kennen gelernt hast. Warte ein Weilchen und wenn Du an seine Art und Weise erst gewöhnt bist, wird er Dir schon besser behagen. Mir – mir gefällt er gar nicht so übel, denn heute Morgen, als der Beamte hier war, betrug er sich ganz, wie ich es erwartet hatte und wie es in der Ordnung war. Bedenke doch, daß auch ihm der Tod des Onkels vielleicht nahe geht und daß es nur nicht in seiner Natur liegt, seine Gefühle auf der Stelle Jedermann kundzuthun. Jeder Mensch hat so seine eigene Art und die seinige müssen wir erst kennen lernen. Warte also geduldig noch einige Tage ab und laß das Wetter erst besser werden. Es ist kein Wunder, wenn man bei der Kälte und dem ewigen Regen im Mai melancholisch wird. Wenn er unsern Wald und unsere schönen Felder erst im Sonnenschein blitzen sieht, wird ihm das Herz schon aufgehen und er wird seine Schweigsamkeit brechen und ein Mensch werden wie andere Menschen.«

»Gott gebe es!« seufzte die Tante. »Dein Trost ist ganz gut, aber meine Geduld ist bald erschöpft. Erst das vergebliche Harren und nun die schreckliche Enttäuschung.

Mag es so kommen, wie Du sagst, ich aber habe wenig Hoffnung darauf. Doch nun packe Deine Bücher zusammen und gehe um fünf Uhr zu ihm. Vielleicht entpuppt sich seine wahre Gesinnung beim ersten ernstesten Geschäft, und wenn er sieht, was er geerbt hat, lebt sein Herz fröhlich auf.«

»Also um Fünf. Gut. Das ist mir lieb. Gott sei Dank, daß ich nun endlich von meiner Verantwortung erlöst werde.«

Der Major hatte in seinem Schlafzimmer eine Stunde allein bleiben wollen, um zu lesen und zu ruhen, aber es mußte heute Etwas in seinem sonst so ruhig und gleichmäßig gestimmten Innern wirken und walten, was ihn nicht dazu kommen ließ. Denn kaum hatte er sich auf das Sopha gelegt und die Zeitung in die Hand genommen, so warf er sie auch schon wieder fort und starrte lange wie abwesend vor sich hin.

Plötzlich aber, wie einem inneren Drange nachgebend, stand er auf, ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab und hielt den Kopf dabei gesenkt und die Arme vor der Brust verschränkt.

Nach wenigen Minuten aber stand er schon wieder still, horchte nach dem Nebenzimmer hin, und da er Niemand mehr darin hörte, öffnete er leise die Thür und, ohne sich weiter aufzuhalten, nahm er die Schlüssel seines verstorbenen Onkels und begab sich nach der ehemaligen Wohnung desselben. Hier angekommen, schloß er die erste nach dem Flure führende Thür von innen ab und befand sich nun in den wie ausgestorben daliegenden Räumen allein.

Unwillkürlich hatten sich seine Schritte zuerst nach dem Schreibpult gewandt und als er davor angekommen war, blieb er stehen und schaute das alte Möbel mit nachdenklichen Blicken an. Schon faßte seine Rechte nach dem Schlüsselbund in der Tasche, aber wieder ließ er sie sinken und trat an's Fenster daneben, um abermals seine Blicke in die neblige Ferne schweifen zu lassen.

Es regnete wieder stärker und der Wind, der sich nach Süden gewandt, trieb die großen Tropfen klatschend gegen die Scheiben. Eine Weile betrachtete er die Vorgänge draußen, dann schüttelte er den Kopf und sagte zu sich:

»Bei solchem Wetter kann man nicht hinaus und so muß man sich im Hause zu schaffen machen. Nun, abgethan muß es doch einmal werden und so soll es jetzt gleich geschehen. Bei Gott, ich hätte nicht gedacht, daß mir diese Arbeit, die manchem Anderen so leicht werden würde, so schwer fallen könnte. Es ist in der That nicht angenehm und recht, in den Gegenständen zu kramen und zu forschen, die einem Anderen lieb und werth gewesen und dadurch gewissermaßen heilig geworden sind, aber es muß einmal geschehen und so vorwärts, es ist der Welt Lauf, daß die Einen sterben und die Anderen aufleben, und ich kann wahrhaftig nicht verlangen, daß bei mir eine Ausnahme davon gemacht werde.«

Mit fester Hand hob er nun das Schlüsselbund auf, steckte nach einigem Suchen den passenden in das Schloß und gleich darauf lag das große Pult geöffnet vor ihm.

Erstaunt blickte der ernste Mann auf. Offenbar war er von der musterhaften Ordnung, die er vor sich sah, überrascht, denn fast an jedem einzelnen, noch so unbedeutenden Gegenstande konnte man erkennen, daß er absichtlich an seine Stelle hingelegt sei. In dem größeren Mittelfach steckte ein kleiner Schlüssel, und als er es auszog, sah er, daß Papiere darin lagen, Documente, die in große, und andere Schriften, die in kleinere Bündel zusammengebunden und mit einer Aufschrift versehen waren, so daß man sich schnell über ihren Inhalt orientiren konnte. Bei flüchtigem Ueberblick entdeckte der Major, daß ein großer Theil von ihnen bezahlte Rechnungen seien, die regelmäßig nach den letzten sechs Jahrgängen über einander gelegt waren. Ihnen zur Seite lag ein gebundenes Buch in Quartformat, welches die Aufschrift: ›Hauptbuch‹ trug und dessen Seiten vom ersten bis zum letzten Datum alle sauber beschrieben waren und das Conto der Einnahmen und Ausgaben des Verstorbenen enthielten. Nur auf der letzten Seite merkte man der zwar kleinen, aber festen und deutlichen Handschrift eine Abnahme der Kraft des Schreibenden an, die alte Hand hatte gezittert, aber doch bis zum letzten Augenblick ihre Schuldigkeit gethan. Als der Major dies sah und näher prüfte, leuchtete sein umflortes Auge etwas heller auf und er legte das Buch sorgsam wieder an seine Stelle und wendete sich zu einem anderen Fach, zu dem der kleine Schlüssel ebenfalls paßte.

Auch hier lagen Packete über- und nebeneinander, aus Briefen bestehend, die nach den Jahren und dem Datum

geordnet waren, wie sie in die Hände des ehemaligen Besitzers gelangt.

Ein größerer Kasten, der einen eisernen und entfernbaren Einsatz hatte, enthielt die Kasse des Verstorbenen. Es lagen einige Packete Banknoten und Kassenanweisungen darin. Daneben eine kleine Mulde mit Goldstücken und eine größere mit Silbergeld, wovon auch noch einige versiegelte Rollen vorhanden.

Unbeweglich und völlig gleichgültig blieben die Züge des Erben, als er dieses Geld fand und seine Hand streckte sich nicht aus, die Scheine zu zählen, da er voraussetzen schien, daß die Summe mit der im Contobuche angegebenen stimmen würde.

Nach einem höchst flüchtigen Blick auf alle diese Geldsorten schloß er auch diesen Kasten wieder und zog abermals einen anderen auf. Er war ganz leer bis auf einen dicken, versiegelten Brief, der die Aufschrift trug: ›An meinen Erben, meinen guten Felix. Nach meinem Tode nur von ihm selbst zu öffnen.‹

Nach diesem Briefe streckte sich die Hand des Majors etwas eifrig aus und ein kaum wahrnehmbarer Schatten flog einen Augenblick über sein eisig ruhiges Gesicht. Als er ihn hielt, drehte er ihn mehrmals herum und betrachtete genau die fünf Siegel auf der Rückseite, die sämtlich mit dem Wappen des Verstorbenen petschirt waren und dieselben Embleme zeigten, die wir schon an dem steinernen Wappen über der Thür des Herrenhauses von Grünwald kennen gelernt haben.

Der Erbe legte den Brief auf die Tischplatte und als ob er sich nur schwer zum Lesen desselben entschließen könne, ging er einige Mal im Zimmer auf und ab und trat wieder an's Fenster. Es regnete heftiger denn je und der Wind rauschte ungestüm in den zitternden Lindenblättern. Als der Major sich nach einiger Zeit vom Fenster zurückwandte, erschien sein Gesicht bleicher als vorher und er sah sich forschend im Zimmer um, dessen Stille ihm unnatürlich vorzukommen schien, wenn er sie mit dem draußen so laut tobenden Unwetter verglich.

»Nein,« sagte er, »diese Stille ist unheimlich und erinnert mich nur zu sehr an die des Grabes, dem auch ich schon sehr nahe gestanden habe. So will ich sie denn unterbrechen, so viel ich vermag. Ihr habt lange genug geschlafen,« fuhr er fort, sich zu den drei Uhren im Zimmer umwendend, »und sollt eure Schuldigkeit von diesem Augenblick an wieder thun. Ihr seid zur Arbeit bestimmt, wie alles Uebrige in der Welt, und ich würde auch gern wieder arbeiten, wenn ich nur wüßte, was?«

Mit diesen Worten trat er an die Uhren der Reihe nach heran, zuerst an einen schönen Regulator, stellte die Zeiger, die so lange still gestanden, nach seiner Taschenuhr und zog die Werke auf, so daß das öde Zimmer plötzlich belebt schien, sobald die tickende Bewegung der Pendel sich hörbar machte. Als er eine Weile darauf gehorcht, flog sein blaues Auge heller darüber hin und sein stolzer Kopf nickte befriedigt dabei. »So,« sagte er, jetzt seid ihr im Gange und euch wenigstens will ich in Ordnung halten, wie der alte Mann, der früher hier wohnte, es

mit so Vielem gethan. Jetzt gefällt es mir schon besser hier und nun – da ich den schwachen Anfang mit meiner schweren Aufgabe gemacht, will ich lesen, was der gute Onkel mir hier schriftlich hinterlassen hat. Es will freilich nicht viel mehr sein, als was ich schon früher aus seinem eigenen Munde erfahren, aber es wird mich in die Gegenwart leise hinüberführen, in die ich mich nun doch endlich fügen muß, so sehr es mir widerstrebt, mich in mir unbekannte Verhältnisse zu vertiefen und mit mir bisher fremden Menschen in näheren Verkehr zu treten. Ich bin eben ein eingefleischter Gewohnheitsmensch, ich weiß es wohl, und es hält schwer, mich aus dem einmal betretenen Geleise herauszubringen, aber es giebt Zeiten und Dinge, denen man sich nicht verschließen darf, wenn man seine Pflicht ganz erfüllen will. Und meine Pflicht muß und will ich erfüllen, so wenig sie auch nach meinem Sinn und Geschmack ist. Vorwärts denn – es ist noch nicht drei Uhr und bis Fünf habe ich Zeit. Dann kommt noch ein anderes bitteres Geschäft und ich muß rechnen, in Zahlen und Pfennigen, was ich nie gekonnt, da meine mathematischen Studien sich immer nur um die Geschicke der Menschen und das eiserne Würfelspiel der Nationen bewegt haben. Aber nun haben wir die große Sphäre verlassen und sind in die kleine hinabgestiegen – vielleicht, wer weiß, – zu meinem eigenen Besten, so daß ich noch Gott dafür zu danken habe. Also rasch an die Arbeit – heute Abend oder morgen früh bin ich schon frei und der Regen wird doch einmal aufhören und ich werde wieder in Gottes freie Natur hinaustreten können,

die einmal meine Lust und meine Freude ist, wenn ich sie allein und ungestört genießen kann.«

Er rollte sich einen Sessel an den Schreibtisch, den zunächst stehenden und denselben, auf dem einst sein Onkel gesessen und den Brief geschrieben, den er jetzt in der Hand hielt. Dann schnitt er ihn mit einem auf dem Pult liegenden Messer an der Seite auf, ohne die Siegel zu brechen, und faltete langsam die einzelnen Blätter des Inhalts auseinander.

Es war ein langes Schreiben, wie er jetzt sah, und die kleine kritzliche Schrift, namentlich auf dem letzten Bogen, war oft nur schwer zu entziffern. Dennoch las er sie geduldig von Anfang bis zu Ende und auch wir wollen sie dem Leser mittheilen, obwohl wir nur dasjenige anzuführen geneigt sind, was Interesse für den Verlauf unserer Erzählung haben kann. Der Brief des alten Onkels, die Auslassungen über verschiedene uns gleichgültige Dinge abgerechnet, lautete folgendermaßen:

»Mein lieber, guter Felix!

»Die Alten sterben und die Jungen treten an ihre Stelle und in ihren Besitz, das ist einmal so der Welt Lauf und wir müssen uns darein fügen, denn nicht die Menschen mit ihren gebrechlichen und vergänglichen Gesetzen, sondern Gott in seiner allwaltenden Weisheit und seiner allliebenden Güte hat es also bestimmt. – Wenn Du diese Worte liesest, bist Du auch schon an meine Stelle und in meinen Besitz getreten und ich ruhe aus von meinen Sorgen und Nöthen.

Daß es so kommen und Du einst mein Nachfolger werden solltest, ist schon seit Jahren mein Wunsch und Wille gewesen und nun ist es eine Thatsache geworden und ich preise auch dafür meinen Schöpfer, denn ich war müde und matt und sehnte mich nach Ruhe und Frieden im Schooße der Erde, die mein Fuß lange genug betreten hat. Mag es Dir vergönnt sein, diesen Besitz ebenso lange wie ich zu bewahren und mit voller Geistes- und Körperkraft in Gesundheit und Zufriedenheit zu genießen. –

»Wie Du weißt, mein lieber Felix, habe ich keine Kinder, denn Gott wollte nicht, daß ich in den Stand der Ehe träte, und so bist Du, der Einzige meiner lebenden Verwandten, der Sohn meines jüngeren Bruders, der mir schon vor so vielen Jahren in jenes Leben vorangegangen ist, auch mein einziger, gesetzlicher Erbe.

»Was ich Dir hinterlasse an zeitigen Gütern, ist gerade nicht so ungeheuer Viel, bei Weitem nicht so Viel, als die reichen Nachbarn besitzen, die um Grünwald herum wohnen, aber das alte Gut ist erträglich genug, um einem Menschen mit mäßigen Ansprüchen zu genügen, es nährt, wie man sagt, redlich seinen Mann, und außerdem hinterlasse ich Dir ja noch für die möglichen Fälle größeren Bedarfs ein leidliches Capital, welches bei meinem Notar, dem Justizrath Graun in R*** niedergelegt ist, wovon Du die nöthige Einsicht nehmen kannst, wenn Dein Weg

Dich dahin führt. Uebrigens ist er ein redlicher, braver Mann, der die Zinsen pünktlich zahlt, und die Summe, des Capitals wie der Zinsen, findest Du genau bis auf die Pfennige in meinem Hauptbuch verzeichnet.

»Wenn ich nicht gewußt hätte, daß Du kein Verschwender, vielmehr ein mit dem Gelde sehr vorsichtig umgehender Mann bist – eine Seltenheit unter Deinesgleichen – würde es mich in Sorge versetzt haben, so viel Geld und Gut in die Hände eines einzigen Menschen zu legen, aber ich kenne Dich, Du hast immer mehr für Andere als für Dich selbst gehabt und so kannst Du auch einmal mehr für Dich allein haben, als Du zu gebrauchen gewohnt bist.

»Schulden ruhen auf Grünwald, Gott sei Dank! nicht, es ist jeder Grashalm und jedes Blatt Dein Eigen und Du kannst darüber schalten und walten, wie ich darüber gewaltet habe. Da Du aber selbst kein gelernter Landwirth bist und, wie mir oftmals schien, keine besondere Liebhaberei dafür hast, so hältst Du es vielleicht für gerathen – und ich rathe auch dazu – das Gut zu verpachten; im Schlosse aber sollst und mußt Du wohnen bleiben, denn ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ein Mensch mit anderem Namen in dasselbe einziehe, da noch Niemand es besessen, als die Familie Eberstein, die es sich auch einst aus dem Nichts erworben und gegründet hat. Wenn Du aber um einen Pächter verlegen bist, so wende Dich an den jetzigen Verwalter, Franz

Nebelthau, den Neffen meiner alten Wirthschafterin und Haushälterin, und er wird Dir in allen Dingen zum Besten rathen. Er ist trotz seiner Jugend ein gewiegter Landwirth, umsichtig, fleißig, treu und ehrlich, wie wenige Menschen, und damit habe ich Alles über ihn gesagt. Ich habe ihm einst versprochen, ihn so lange auf Grünwald zu behalten, bis er etwas Besseres gefunden – nun findet er vielleicht das Beste in der Pachtung von Grünwald selbst, da er den Ertrag und die Leistungsfähigkeit desselben am genauesten kennt, und wenn Du dazu geneigt sein solltest oder nicht einen fähigeren und besseren Mann kennst, so gedenke seiner und glaube mir, daß Du mit ihm immer gut berathen sein wirst.

»Was seine alte Tante betrifft, die schon achtundvierzig Jahre meine treue Helferin und Stütze war, so empfehle ich Dir dieselbe ebenfalls von ganzem Herzen. Sie ist eine Seele von Weib, treu wie Gold, arbeitsam wie eine Biene, und niemals hat sie sich über ihre Stellung erhoben, stets ist sie in Sinn und That meine Dienerin geblieben und sie hat ihre ganze Befriedigung und – ich glaube auch ihr Glück – in dieser Stellung gefunden. Gieb ihr, wenn sie nicht mehr arbeiten kann, das Gnadenbrod in Ehren und behandle sie gut bis an ihr Ende, sie hat es tausendfach um mich verdient. Ohne sie wäre ich beinahe vor Kummer gestorben, als mich das große Unglück traf, das Du ja nun auch kennen lernen wirst, und

sie hat sich namentlich damals in allen Stücken bewährt. Sie war mir nicht nur stets eine große Hilfe, sondern auch ein wahrer Trost, und das darf ihr nicht vergessen werden, selbst wenn ich schon im Grabe ruhe. –

»Jenes große Unglück in meiner Jugend deute ich hier und späterhin nur oberflächlich an. Ich mag in der alten, noch immer blutenden Wunde nicht mehr wühlen und sie von Neuem aufreißen – wenn Du aber Verlangen danach trägst, die ganze traurige Geschichte umständlich zu erfahren, so verweise ich Dich an die alte Nebelthau, die genau davon unterrichtet ist, und sie mag Dir erzählen, was Deinem alten Onkel schon in das Herz – nicht gebrochen, wohl aber vergällt und versäuert hat. Wenn Ihr einmal eine ruhige Stunde und nichts Besseres zu thun habt, so frage sie danach und sie wird Dir Alles enthüllen, denn ihre Leidenschaft ist das Erzählen und wenn sie eine vorwiegende Eigenschaft hat, so ist es die Redseligkeit, die mir indessen nie wehe, sondern immer nur wohlgethan hat, weil sie harmlos und unschuldig ist. –

»Ich komme nun auf meinen früheren Umgang und meinen Verkehr mit anderen Leuten und muß daher Deine Blicke auf meine lieben Nachbarn richten. Mit den meisten von ihnen habe ich seit langer Zeit im besten Einvernehmen, mit vielen sogar in Freundschaft gelebt, obgleich ich mir meine Stellung

und Geltung unter ihnen erst mit manchen Verdrießlichkeiten habe erkämpfen und erobern müssen, was Dir bei Deinem militairischen Rang, bei Deinen Verdiensten und Kenntnissen und bei Deiner Bildung – die ich ja nie besaß – ihnen gegenüber nicht geschehen wird.

»Wie Du weißt, bin ich nach meinem kurzen Soldatentraum nur ein simpler Landedelmann gewesen, aus einer hinreichend alten Familie, die sich aber nie durch besondere Großthaten, wie zum Beispiel durch Mord und Todtschlag, im Kriege und im Frieden, oder sonstige hervorstechende Eigenschaften und Alles besiegende Geldmittel ausgezeichnet hat, und ich habe also wenig Ursache gehabt, mir etwas auf die heute mehr als je zweifelhaften Vorrechte des Adels einzubilden, auf die sich so Viele etwas einbilden, obgleich sie nicht einmal wissen, welchem obscuren Umstande sie es verdanken, jene mysteriösen drei Buchstaben vor ihrem Namen zu führen.

»Daß ich Dir gegenüber hiermit keine Blasphemie gegen eine gewisse Klasse von Menschen begehe oder ausspreche, weiß ich, denn mir ist ja – und das war von jeher mit ein Grund meiner Liebe zu Dir. Deine Meinung und Ansicht dieser oft besprochenen Sache bekannt, da Du mir selbst gesagt, daß Du nur eine einzige, wahre Aristokratie für legitimirt halten könntest, und das ist die des Geistes, des Herzens und eine edlen Denkungsart, der freilich auch jeder

Gebildete gehören kann und die auch die sogenannten vornehmen Leute erst adelt, wenn ihr Dünkel sie nicht verleitet, ein Gut, welches so allgemein sein kann, für ein gemeines und also für sie überflüssiges zu halten. In Wahrheit, mein Junge, auch in meinen Augen ist diese Aristokratie die einzige wahre und ächte und jede andere ist mehr oder weniger eitel Tand und Schaum.

»Natürlich hatten die Herren, die meine nächsten Nachbarn geworden, als ich nach Grünwald kam, eine ganz andre Meinung und vielleicht hatten sie auch Grund dazu, denn sie waren nicht simple Landedelleute wie ich, sondern ihre Vorfahren hatten ihnen den Grafen- und Baronentitel hinterlassen und das ist doch in den Augen mancher Menschen ein Freibrief für die Unsterblichkeit oder ein von der Vorsehung selbst ausgestellter Paß für die ewige Seligkeit schon auf Erden. Na ja, unter diese so hoch begnadeten und dabei leider Gottes so ungeheuer reichen Herren kam ich nun als simpler Lieutenaut wie aus einem ihnen unbekanntem Himmel herunterschneit und sie machten alle große Augen, als sie mich sahen, als wollten sie sagen: Was will solcher kleiner, unausgewachsener Kläffer unter uns baumhohen edlen Doggen? – Mein Gott, da mußte ich vor ihnen förmlich Spießruthen laufen und es kostete Mühe und Zeit, bis es mir gelang, unter die Fittige ihres Wohlwollens und ihrer Gnade aufgenommen zu werden. Ja, es hat mir viel Mühe und

manches Opfer gekostet, aber was willst Du? Ohne Umgang mit Menschen kann der Mensch nicht leben, am wenigsten auf dem Lande, und so brachte ich die Opfer und endlich gelang es mir, festen Sitz im Rathe der Olympier zu gewinnen und von ihnen als Bruder und Genosse in der Sphäre der Ueberirdischen gewürdigt zu werden.« –

Als der Major so weit im Lesen gekommen war, hielt er einen Augenblick inne und lehnte sich in seinen Sessel zurück. Als er aber nach kurzem Nachdenken seine Hand von der hohen Stirn zurückzog, flog es wie ein Schatten über sein bleiches Gesicht und einen Augenblick war darauf ganz der Ausdruck gleichgültiger und apathischer Resignation geschwunden, der in der Regel darauf lag.

»O, o,« sagte er, »wie richtig schildert der alte brave Mann diese Leute. Ja, ja, ich kenne die Race und sie haben sich auch an mir in früheren Jahren oft genug die Hörner abzustoßen versucht. Hm! Diese Grafen und Barone, oder was sie sonst sein und wie sie sich nennen mögen – sie sollen mir nur kommen! Sie werden mich selten zu Hause finden. Ihr Weg liegt links und meiner rechts und so begegnen wir uns in Ewigkeit nicht. Das wäre eine schöne Zugabe zu diesem, wie ich sehe, ganz ansehnlichen Erbe, wenn ich mir auch diese Hornissen und Drohnen in meinen stillen Bienenkorb einladen wollte. Basta! Wir sind geschiedene Leute, noch ehe wir uns kennen lernen, und wer von mir ein freundliches Gesicht und Wort haben will, der komme und zeige sich als Mensch und

als solcher wird er immer willkommen sein. Doch – lesen wir weiter. Ich sehe, er ist mit seinen lieben Nachbarn noch nicht zu Ende und den Genuß, sich einmal im Stillen über die noble Sippschaft die Seele freizusprechen, müssen wir ihm gönnen.«

Und so fuhr er im Lesen weiter fort.

»Erst später, nachdem sich die Herren an meinem plebejischen Phlegma vergeblich Sporen zu verdienen gesucht und nachdem sie die Erfahrung gemacht, daß ich eine gute Küche führe und daß mein Weinkeller keine verächtliche Beigabe sei, zeigten sie sich von einer gemüthlicheren Seite und ich erkannte, daß eigentlich doch ganz gute Kerle darunter seien, obgleich keiner von ihnen das Pulver erfunden haben würde, wenn hier irgend ein Fürst einen Preis darauf gesetzt hätte. Auch leisteten sie redlich und gern, was man von einem rechtschaffenen Landjunker verlangen kann, sie konnten richtig über Jagd- und Rennpferde, über Hunde und Schafe, Wagen und Peitsche, wie über Hafer und Heu urtheilen, und mehr muß man doch eigentlich nicht von ihnen verlangen, da sie ja bei ihren augenverdrehenden Hofmeistern kaum über das Abc des Lernens hinausgekommen sind. Natürlich, über Kunst und Wissenschaft, Politik und Geschichte, über Geistlichkeit und Gerichtsbarkeit, über Kirche und Schule und was dergleichen mehr war, mußte man sie nicht schwatzen hören, denn davon wußten sie nicht die

Spur, und Alles, was sie in ihrer Unterhaltung darüber vorbrachten, war nichts als unverdauter Kram, den sie aus ihren von ihnen selbst bezahlten und unterhaltenen Zeitungen zusammengelesen hatten.

»Schließlich jedoch und je älter wir mit und neben einander wurden, kamen wir ganz gut zusammen aus und wir schlossen Urfehde und Freundschaft und besuchten uns oft, da wir ja sonst vor langer Weile gestorben wären. Nun siehst Du, diese guten Leute leben noch in der Nähe von Grünwald und von jedem Baumwipfel aus kannst Du ein Dutzend ihrer alten Castells liegen und den Rauch aus ihren gastlichen Wigwams aufsteigen sehen. Viele von ihnen, ich weiß es gewiß, werden mich aufrichtig vermessen und schon mit einiger Neugierde und Hoffnung Deiner Ankunft entgegensehen. Thue nun darin, wie Du willst, ich dränge und treibe Dich nicht in diesen Dir fremden und gewiß nicht sogleich zusagenden Kreis, aber einen wirklich bösen Menschen, und das ist die Hauptsache, die ich Dir sagen muß – findest Du unter ihnen nicht, sie werden Dir alle von Herzen gern ihren Besuch schenken und Dich eben so gern bei sich aufnehmen, aber beriechen und beschnüffeln werden sie Dich anfangs aus der Ferne nach Kräften, denn diese Herren gehen immer wo möglich sicher, und wenn sie jagen, wissen sie es gern voraus, ob sie einem winzigen Hasen oder einem hochgeweihten Hirsch, oder gar einem schlagfertigen Eber begegnen. Na, das Letzte paßt

ganz zufällig, wenigstens mit dem Namen auf Dich – ich weiß, daß Du ihnen gegenüber weit eher ein Eber als ein Hase sein wirst, und so werden sie bald wittern – denn das Organ der Witterung besitzen sie – was Du ihnen bist und werden kannst, und danach werden sie Dich vom ersten Augenblick an taxiren.

»Im Ganzen sei vorsichtig, aber fürchte Dich nicht, denn gefährlich sind diese Menschen nicht, oder nur Dem, der sich vor ihnen bückt und beugt, und das wirst Du nicht thun, denn Du bist ein Eberstein und weißt von Natur, vor Wem allein der edle und wahre Mensch sich auf Erden zu beugen hat. –

»Bis hierher, mein lieber Felix, habe ich Dir, wie mich dünkt, wohl etwas Ernstes, aber doch nur Alltägliches gesagt; des aber, was jetzt kommt, nimm als etwas Ungewöhnliches vor allen Dingen ernst und gewissenhaft auf, denn es ist mir das Wichtigste von Allem, was ich Dir sagen und worin ich Dir rathen kann. Ob es mir gelingen wird, es auf die rechte Weise zum Vorschein zu bringen, so daß Du nicht glauben kannst, ein bitterer Groll, ein blinder, durch die Jahre nicht abgekühlter Haß führe meine Feder, weiß ich nicht, denn ich bin von jeher befangen gewesen und meine Empfindungen wurden stets fast leidenschaftlich rege, wenn ich nur an den Namen der Menschen denke und ihn nenne, die mir das größte Leid meines Lebens angethan.

»Doch zur Sache, die ja doch nun einmal abgehandelt werden muß und dann mit mir in ewige Nacht

und Vergessenheit begraben werden soll – wenigstens für mich.

»Oben habe ich Dir gesagt, daß ich mit fast allen meinen Nachbarn in Freundschaft und Frieden gelebt und daß ich keinen Feind hinterlasse, der sich freuen mag, wenn ich nicht mehr unter den Lebenden wandle. Dieses *fast* soll jetzt eine nähere Erklärung finden, denn allerdings giebt es für mich eine Ausnahme in dieser Hinsicht. Es betrifft dies eine Familie, die einzige in der Nähe von Grünwald, von der ich nicht behaupten kann, daß ich in Freundschaft und Frieden mit ihr gelebt, denn Beides hat zwischen uns nur bis zu einer gewissen Zeit vor langen, langen Jahren gedauert, von da an aber ist Bitterkeit und Groll zwischen uns getreten, und die habe ich selbst bis zu dieser Stunde nicht aus meinem Herzen auszurotten vermocht.

»Es ist die Familie des Barons *Flamberg* auf *Ober-Malitz*, die ich hier meine und mit der mich ein unerbittliches Schicksal auf eine für mich sehr empfindliche Weise verwebt und verflochten hat. Sie ist die Familie, von der, wie ich Dir schon einmal mündlich angedeutet, was ich jetzt schriftlich wiederhole, alles Leid ausgegangen ist, das mich mein ganzes Leben hindurch verfolgt und dasselbe so trübe, so öde, so traurig gestaltet hat.

»Wenn ich Dir aber lage, daß ich diese Familie mit vollem Grunde gehaßt habe und ich Dir in Bezug auf sie einen Rath geben will, so soll das kein Antrieb für

Dich sein, sie ebenfalls zu hassen, oder vielleicht gar sie zu verfolgen, nein, das ist mein Wunsch und Wille nicht, denn rachsüchtig bin ich nicht, aber mein Rath besteht darin, daß Du die Augen wenigstens gegen sie aufhalten sollst, damit sie Dich nicht auch bethören und betrügen wie mich, daß Du Dich also in Acht nimmst, mit ihnen in keinerlei Conflict zu gerathen, denn wo ein Eberstein und ein Flamberg zusammenkommen, da giebt es stets ein Unglück, das habe ich leider Gottes auf meine eigenen Kosten erfahren und diese schlimmen Erfahrungen möchte ich für Dich mitgemacht haben.

»Wenn Dir also Deine Ruhe und Dein häuslicher Frieden noch so lieb und werth sind, wie Du mir gesagt, daß sie es sind, als wir uns zum letzten Mal in Carlsbad sahen, dann halte Dich von diesen Unruhestiftern und heuchlerischen Intriguanten fern; wenn Du aber dennoch – was Gott nicht wolle – einmal in irgend einen Conflict mit ihnen gerathen solltest, dann sei Mann genug, ihnen gleich vom ersten Augenblick an kraftvoll und energisch gegenüber zu stehen und Dich nicht so milde und nachgiebig zu fügen, wie ich es gethan und woraus mir so viel Schaden und Herzeleid erwachsen ist. Denn die ganze Familie der Flamberge ist zur Gewaltthätigkeit, Hinterlist und Falschheit geneigt, und wie die Alten einst gesungen, sagt das Sprichwort sehr wahr, so zwitschern die Jungen, und so wird es auch hier sein, denn Art läßt nicht von Art, ein Fuchs hat immer

einen Fuchs und nie hat ein Raubvogel einen Singvogel gezeugt.

»Ich sage Dir dies also – ich wiederhole es – nur um Dich vor Nachtheil und Kummer zu bewahren, es ist daher eine wohlgemeinte Warnung; und daß diese am Platze ist, wird Dir die alte Nebelthau erzählen, wenn Du sie nach meinem Verhältniß mit den Flamberg's fragst. Allerdings ist diese Familie jetzt zusammengeschmolzen, die beiden Männer, Vater und Sohn, die mir so wehe gethan, sind nicht mehr, aber die zwei Augen, auf denen sie noch in die Welt blickt, sind sehr schön und also gefährliche, ja, verführerische Augen, und vor denen hüte man sich um so mehr, wenn man weiß, daß der Geist, der diese Augen beseelt, ein dämonischer und gewaltthätiger ist.

»Mir hat freilich die einzig noch lebende Enkelin des Mannes, der mir am wehsten gethan, nichts angehabt, ja, sie hat nur selten meinen Weg gekreuzt, aber immerhin stammt sie aus dem Blut der Flamberge, und das ist stets heiß und jäh gewesen und wird es also auch in ihr geblieben sein. Hüte Dich also vor ihr, selbst wenn sie sich Dir gleißnerisch und heuchlerisch nahen sollte; sie kann es mit einem Abkömmling der Ebersteins nicht gut meinen, denn sie muß von der Erbfeindschaft gehört haben, die zwischen ihrer Familie und mir seit meiner Jugendzeit her geherrscht hat und unter deren Ein- und Fortwirkung sie groß geworden ist.

»Wenn ich sie aber auch selten nur gesehen und nie mit ihr gesprochen habe, so habe ich doch um so mehr von ihr gehört, und was mir von ihr zu Ohren gekommen, ist eben nicht verlockend für mich gewesen, mich ihr zu nähern oder in irgend eine Verbindung mit ihr zu treten. Wie Du wahrscheinlich wissen wirst, verheirathete sie sich, in Folge des ihrer Familie innewohnenden Speculationsgeistes, mit dem reichen aber schon über sechszig Jahre zählenden General und Baron von Hartenfels. Daß sie ihn aus Liebe genommen, hat nie ein Mensch geglaubt, nur der Ehrgeiz kann sie dazu bewogen haben, denn was sonst konnte ein an sich schon so reiches und vielumworbenes Mädchen bewegen, einem so alten und abgelebten Mann sich zu vermählen, der nur mit seiner schönen und so allgemein begehrten Frau am Hofe und vor seinen Kameraden und Gönnern glänzen wollte? Daß sie dabei sehr leichtsinnig und nicht allzu traurig gewesen, als der alte Herr vor anderthalb Jahren starb, bewies sie schon dadurch, daß sie im Sommer nach seinem Ableben, mit einer großen Gesellschaft lebenslustiger Leute, aus Herren und Damen bestehend, nach Ober-Malitz kam und daselbst das Unterste zuoberst kehrte, das alte Schloß an der See fürstlich ausstattete und eine so üppige Geselligkeit um sich her verbreitete, wie selbst die reichen Grafen und Herren hier herum sie zu sehen nie gewohnt waren. Sie ist also, ich sage es

noch einmal, eine leichtsinnige, oberflächliche Persönlichkeit und schon deshalb paßt sie nicht für den Umgang und Verkehr mit einem Eberstein, in denen allen das Blut immer etwas langsam und schwer floß und deren Sinn sich stets nur auf den Ernst und die Gediegenheit des Lebens gerichtet hat. –

»So, nun habe ich meine Galle ausgeschüttet und nachdem ich meine Schuldigkeit gegen Dich gethan und Dir meinen besten Rath ertheilt, fühle ich mich frei und leicht wie nie. Mein Abschied von Dir ist mir dadurch um Vieles erträglicher geworden. Noch einmal also, nimm Dir meine Erfahrungen zu Herzen, sei vorsichtig und wachsam, im Uebrigen aber handle wie Du willst und bleibe ein so rechtschaffener Kerl, wie unsere Vorfahren alle gewesen sind. –

»So lebe denn wohl! Gedenke Deines alten Onkels immer in Liebe und mit friedlichem Sinn und bleibe der Mann, wie ich mir meinen einstigen Erben von jeher dargestellt habe: ein Ehrenmann, ein friedlicher Mann, ein seinem Schöpfer für alles ihm verliehene Gute täglich dankbarer Mann, dann wird Dir sein Segen nicht fehlen und Dir – Dir wünsche ich ihn in jeder Gestalt auf Dein Haupt. Lebe wohl!«

Als der Major Felix von Eberstein diesen Brief zu Ende gelesen, der so viel Wohlwollen für ihn verrieth und ihm ein so schönes Erbe zu freier Verfügung in die Hände legte, blieb er längere Zeit vor dem Pult sitzen und starrte, wie in Gedanken versunken, auf die kritzlichen Zeilen

des guten Onkels hin. Endlich aber faltete er die Blätter zusammen, legte sie sorgsam in das so vorsichtig geöffnete Couvert zurück und schloß dies wieder in den Kasten ein, in welchem es bisher gelegen und so lange auf Den gewartet hatte, für den es bestimmt gewesen war. Und als habe der Erbe mit diesem Schriftstück das Wichtigste gesehen, was in dem Pult verborgen war und als habe alles Uebrige nicht den geringsten Werth für ihn, schloß er dies selbst zu, steckte die Schlüssel in seine Tasche und ging nun langsam im Zimmer auf und nieder, um die Gedanken ausschwirren zu lassen, die der Brief in ihm erzeugt hatte.

»Der gute, alte Mann,« sagte er zu sich in längst gewohntem Selbstgespräch, »wie tief müssen ihn die Herren Barone auf Ober-Malitz gekränkt und verwundet haben, daß er noch in seinen letzten Tagen, wo sein Geist schon auf ganz andere Dinge gerichtet war, so bitter von ihnen und ihren Nachkommen sprach. Und wie ängstlich er mich vor dieser Generalin warnt! Hm! Das hätte er nicht nöthig gehabt; sie wird für mich so gut wie nicht vorhanden sein. Was wollte sie auch von mir oder ich von ihr? Ich werde mit ihr – mit meinem Willen wenigstens nicht – in keine Berührung kommen, sie wird mich nicht aufsuchen und mich zieht nichts zu ihr, und so werde ich in meiner Ruhe bleiben, wenn ich sie mir erst gänzlich angeeignet haben werde. Und die alte Haushälterin sollte ich fragen, was für ein Verhältniß zwischen dem alten Herrn und den Flamberg's gewaltet hat? Wozu denn? Bin ich etwa neugierig darauf? Wahrhaftig nicht,

denn ich bin noch niemals in meinem Leben neugierig gewesen, am wenigsten auf Etwas, was vor fünfzig Jahren geschehen, was also eine abgethane Sache ist und gar keine Beziehung zu mir hat. Angenehmes und Erfreuliches kann es ohnehin nicht gewesen sein, vielmehr irgend eine Niederträchtigkeit, wie sie der Mensch dem Menschen in seiner bestialischen Anwendung von Wahnsinn oder Dummheit, von Leichtsinn oder Böswilligkeit anzuthun liebt, Hm! Ja, so wird es wohl sein und wieder ein neues Stück krankhafter Menschennatur kennen zu lernen, dazu habe ich wahrhaftig keine Lust. Ich habe genug Elend und Kümmerniß in der Welt gesehen und will mir meinen kaum und so schwer errungenen Frieden nicht verbittern lassen, durch nichts, durch gar nichts; ich will auch keinen Groll, keinen Haß mehr hegen, gegen Niemanden, denn die Menschen, ach, die Menschen sind mir so gleichgültig, so unsäglich gleichgültig geworden, daß ich gar kein Verlangen trage, einen in meine Nähe kommen zu lassen. Also mit einem Wort und ein für alle Mal: Ober-Malitz und die Flambergs sind bei mir abgethan und ich will nicht wieder an sie erinnert sein. Dagegen hat mir der alte Herr in seinem Brief einen anderen vortrefflichen Rath gegeben und dafür danke ich ihm aufrichtig, denn ich selbst wäre darauf kaum verfallen. Es betrifft mein eigenes, jetzt eben ererbtes Gut, das mir schon lange, noch ehe ich es sah, wie ein schwerer Stein auf der Seele gelegen. Ein Gut erben, ein so schönes Gut, ist wahrhaftig eine angenehme Sache, aber es richtig bewirthschaften und regelrecht verwalten, wenn

man so gut wie gar nichts davon versteht, ist etwas weniger leicht und angenehm. Das hat mir schon oft die Ruhe meiner Nächte verdorben und meine Unzulänglichkeit für dergleichen mir profane Dinge hat wie ein abschreckendes Gespenst vor meiner Seele gestanden. Das scheucht nun der alte Mann mit einem Wort von mir fort und ich athme frei auf wie nach einem überstandenen schweren Traum. Er rath mir an, es zu verpachten und spielt mir sogar den Pächter in die Hände – bei Gott, das war wohlgethan von ihm und ich werde gleich an die rechte Thür pochen. Gleich, auf der Stelle, ja, und haben wir dies eine und erste Geschäft vollbracht, dann bin ich ein freier Mann, kann leben, wie ich gern lebe oder leben möchte, was ich noch nie gekonnt, und nichts wird ferner die Ruhe meiner Nächte und den Frieden meiner Tage stören. Wohlan – da schlägt es fünf Uhr – und der Verwalter wird hoffentlich pünktlich sein. Er komme, und nun wollen wir sehen, ob der Mann hält, was sein ehemaliger Herr versprach, und ob er die Neigung hat, mir einen großen, einen sehr großen Gefallen zu thun.«

VIERTES CAPITEL. DIE ERSTEN WOCHEN AUF GRÜN WALD.

Schneller als er hereingekommen, verließ der Major wieder die Wohnung seines Onkels, schloß die Thür zum Corridor hinter sich zu und kehrte ruhig in sein stilles Giebelzimmer zurück. Hier zündete er sich eine Cigarre an und als sie eben mit ihrem Duft den Raum um ihn her zu füllen begann, vernahm er Schritte auf dem Flur und gleich darauf pochte eine bescheidene Hand an die

Thür, durch die auf den laut gesprochenen Hereinruf der Verwalter trat. Er trug zwei große Foliobücher unter dem Arm, die er alsbald auf den Tisch im Zimmer legte, nachdem er sich ehrerbietig gegen seinen neuen Herrn verbeugt hatte.

Wäre der Verwalter von seinem wichtigen Geschäft nicht zu sehr in Anspruch genommen gewesen, so hätte er wohl bemerken können, daß des Majors Auge heute mit einer größeren Freundlichkeit und mit noch weit schärferer Beobachtung auf seinem wohlgebildeten Gesicht haftete, als am Tage zuvor, aber er sah davon nichts, da er innerlich mit seinen Hoffnungen und Wünschen, daß man mit seiner Geschäftsführung zufrieden sein und seine Rechnungslegung gutheißen werde, vollauf beschäftigt war.

»Guten Abend,« sagte der Major in der ihm eigenen Kürze zu ihm. »Sie wollten mir von Geschäften reden und ich bin gegenwärtig dazu aufgelegt. Sprechen Sie, was haben Sie mir mitzutheilen?«

Franz Nebelthau, erfreut, so schnell zum Ziele zu kommen, öffnete seine Bücher, auf die der Major noch keinen Blick geworfen hatte, und sagte:

»Ja, Herr Major, ich möchte vor allen Dingen die mir nach dem Tode des Herrn von Eberstein zugefallenen und während Ihrer Abwesenheit von mir besorgten Geldangelegenheiten geordnet sehen, damit Sie die Einsicht gewinnen, wie es um Grünwald steht und wie ich bisher darauf gewirthschaftet habe.«

Nach diesem Eingang setzte er dem Major auseinander, was er für das Wichtigste hielt, gab ihm eine Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben der letzten zwei Jahre, ferner über die Art und Weise des Betriebs und der dazu verwandten oder nothwendigen Mittel, über die Zahl der auf dem Gute beschäftigten Knechte und Mägde und endlich über den gegenwärtigen Viehstand, so daß der Major in kurzer Zeit eine vollständige Einsicht in seinen neuen Besitz hätte gewinnen können, wenn ihm ernstlich daran gelegen gewesen wäre. Als der Verwalter mit dieser Auseinandersetzung fertig war, wies er auf die Bücher hin, von denen eins die Einnahmen und Ausgaben und das andere das lebende und todtte Inventarium des Gutes enthielt, und bat dann, von dem Inhalt beider Kenntniß zu nehmen und sich zu überzeugen, daß wenigstens auf dem Papier Alles in Ordnung sei, worauf er es ja später mit dem wirklichen Bestande vergleichen könne.

Während der ganzen langen Berichterstattung rührte sich der Major nicht, und als der Verwalter zu sprechen aufhörte, blickte er weder ihn, noch die Bücher an, sondern starrte ruhig, fast gleichgültig vor sich hin, als überlege er im Stillen, ob alles das, was er so eben vernommen, mit den von ihm gehegten Erwartungen in Bezug auf seine Einnahmen stimme. So wenigstens faßte der Verwalter die Sache auf, obwohl er sich darin außerordentlich irrte. Hatte der Major mehr erwartet oder waren seine Erwartungen übertroffen, er konnte es aus dem unbeweglichen Gesicht desselben nicht herauslesen, auf

das er endlich, nachdem er nichts mehr zu sagen wußte, seine Augen richtete, um irgend eine Billigung oder Anerkennniß seiner Handlungsweise und Rechnungslegung daraus zu entnehmen.

»Es ist gut,« sagte der so lange Schweigende endlich, ohne eine Miene zu verziehen, »und ich danke Ihnen für Ihre Mühwaltung. Sie werden doch in der begonnenen Weise fortfahren wollen, um mich nicht der Stütze zu berauben, auf die schon mein Onkel so viel gegeben hat?«

Der Verwalter athmete auf, sah ihn aber erstaunt an. »Wollen Sie denn nicht erst die Bücher prüfen und sich dann in der Wirthschaft überzeugen, daß Alles in Ordnung und Richtigkeit ist?«

Der Major besann sich. »Lassen Sie die Bücher hier liegen, bis morgen,« sagte er dann. »Ich will einen Blick hineinwerfen, obgleich ich schon jetzt glaube, daß Alles in Richtigkeit ist.«

»Soll ich die Bücher denn wieder unter meine Obhut nehmen,« fragte der Verwalter verwundert, »und wollen Sie sie nicht selbst weiterführen, wie – wie Ihr Herr Onkel es gethan, als er noch am Leben war?«

Ueber des Majors stilles Gesicht flog einen Augenblick lang ein kaltes Lächeln und eben so färbten sich seine Wangen mit einem flüchtig vorüberhuschenden Roth. »Lassen Sie mich ehrlich gegen Sie sein,« sagte er nach einer Weile, wie ich erwarte, daß Sie auch gegen mich immer ehrlich sind. Ich verstehe von Ihrer Buchführung da nichts und eben so wenig von der ganzen Wirthschaft da draußen. Ich muß es erst lernen und dabei können

Sie mir, wenn Sie wollen, behülflich sein. Doch nein,« fuhr er nach kurzem Besinnen fort, »ich will ganz ehrlich gegen Sie sein, gleich im ersten Augenblick, und so sage ich Ihnen: Sie würden einen ungelehrigen Schüler in mir finden – das Alles ist nicht mein Fach und so will ich lieber gar nicht mit einem Studium beginnen, das doch zu keinem wünschenswerthen Resultat führen würde. Ich habe also – mit einem Wort gesagt – den Entschluß gefaßt, mein Gut – zu verpachten und ich denke, daß sich ja wohl irgend Jemand finden wird, der diese Pachtung übernimmt, wenn man ihm annehmbare Bedingungen stellt.«

Der Verwalter athmete schnell. Einen solchen Entschluß schon in dieser Stunde zu vernehmen, hatte er gewiß nicht erwartet. Erstaunt, fast erschrocken blickte er auf, um von Neuem zu versuchen, in den Mienen seines Herrn zu lesen und seine wahre Absicht zu erathen. Aber diese Mienen gaben ihm durchaus keinen Aufschluß, sie blieben ruhig, scheinbar kalt und unergründlich wie immer. So glaubte denn der arme Verwalter annehmen zu müssen, daß der Major seinen eben verkündeten Entschluß schon früher gefaßt und bereits einen Pächter in Aussicht habe, und, von dieser Besorgniß ergriffen, schwoll sein Herz hoch auf und fast zitternd brachte er die Worte über seine Lippen:

»Haben Sie etwa schon Jemanden, der das schöne Grünwald pachten will?«

»Nein!« klang es fest und laut aus der sich ruhig hebenden Brust des Majors hervor. »Wissen Sie vielleicht Jemanden?«

Der Verwalter athmete erleichtert auf, ein glückliches Lächeln glitt über seine sonnenverbrannten Züge und er sagte dreist:

»Ja, Herr Major, ich weiß Jemanden.«

»Wer ist es?«

»Ich bin es selbst, wenn Sie mich der Stelle gewachsen glauben und mich überhaupt derselben würdig halten.«

Der Major nickte und dann lächelte er, was, um so mehr, da es nur so selten geschah, seinem sonst so leblosen Gesicht einen unendlich wohlwollenden Ausdruck verlieh.

»Ja,« sagte er, »ich halte Sie derselben für würdig und glaube auch, daß Sie ihr gewachsen sind. Aber Sie verdanken diese meine Würdigung nicht etwa mir, das heißt meiner Erfahrung und Erkenntniß Ihres Werthes, sondern allein der Empfehlung meines Onkels, Ihres früheren Herrn, der mir in einem hinterlassenen Briefe selbst zu diesem Schritt gerathen hat. – Also Sie pachten Grünwald, das ist abgemacht, nicht wahr?«

Der Verwalter, dem sich heute Alles zu überstürzen schien, was seine Seele so lange mit banger Sorge belastet, konnte sich in seinem freudigen Staunen kaum fassen. »Ja,« rief er, »gern, sehr gern, wenn Ihre Bedingungen eben annehmbar für mich sind.«

»Was denn noch für Bedingungen?«

»Die hauptsächlichste – wir müssen doch über die Pachtsumme sprechen, bevor wir den Contract aufsetzen.«

»Ach so! O, darüber werden wir schon einig werden; das ist Nebensache für mich; Hauptsache ist, daß ich den passenden Mann finde und nun in Ihnen gefunden habe. Sie wissen ja am besten, was das Gut einträgt, wenn man es vernünftig bewirtschaftet,« und wenn wir die Durchschnittssumme der letzten zehn Jahre nehmen, so wird sich Ihr Angebot leicht finden lassen, das auszusprechen ich Ihnen allein anheimgebe. Bestimmen Sie also die Summe selbst, ich lege das ganz in Ihre Hand, wie alles Uebrige. Uebrigens brauchen Sie sich nicht damit zu übereilen. Ich habe Zeit. Besprechen Sie sich mit Ihrer Tante, die doch auch ein Einsehen in die Sache hat, und dann sagen Sie mir Ihrer Beider Meinung. Das hat aber so gut vier Tage wie vier Wochen Zeit, und selbst wenn Sie sich bis dahin eines Anderen besinnen und von der Pachtung zurücktreten, will ich nichts dagegen haben. Ich will Niemandes Schaden, also auch den Ihren nicht. So. Und nun sind wir hoffentlich mit den Geschäften heute fertig. Sobald das Wetter gut ist, führen Sie mich auf dem Gute umher und zeigen Sie mir, was zu zeigen ist. Damit wir das rasch abmachen, können wir reiten. Haben Sie ein gutes Pferd?«

»Ja, Herr Major, ein sehr gutes Pferd.«

»Na, dann brauche ich Ihnen keins von meinen beiden zu geben. Guten Abend!«

Der Verwalter wußte nicht, wie er auf dem Zimmer des Majors und in das seiner Tante kam. Seine Sinne schwindelten, im Gehirn brauste es ihm, denn ein so großes und schnelles Glück, die Erfüllung seines lange gehegten Wunsches schon jetzt, schon heute zu finden, hatte er nicht im Geringsten erwartet, nicht erwarten können. O ja, der neue Herr hatte schon am ersten Tage seines Gutsantritts in dem alten Grünwald, wo man so lange keine Freude gehabt, den zunächst Betheiligten eine große und unverhoffte Freude bereitet, denn auch Frau Nebelthau frohlockte laut, als sie den Bericht ihres Neffen vernahm und hörte, daß der so stille und schweigsame neue Herr weit weniger zu fürchten sei, als sie nach seinem anfänglichen Benehmen vermuthet, und daß es wirklich den Anschein gewinne, als ob ein wahrer und ächter Eberstein der Nachfolger des alten, so tief betrauernten, guten Herrn geworden sei. –

Noch am späteren Abend desselben Tages hatten die beiden Männer in Gegenwart der Haushälterin Alles, was sich auf ihr ferneres gegenseitiges Verhältniß bezog, besprochen und geordnet und schließlich auch den Entwurf ihres Contrakts aufgesetzt. Gerichtlich sollte derselbe schon in den nächsten Tagen ausgestellt und vollzogen werden, sobald man sich nach der Stadt begeben, um dem Anwalt des verstorbenen Herrn den pflichtschuldigen Besuch abzustatten. Die stipulirte Pachtsumme, viel höher, als der Major sie je vermuthet, war von dem neuen Pächter selbst festgesetzt und der Major hatte nun nichts mehr zu thun, als in voller Gemächlichkeit und Ruhe auf

dem alten Schlosse zu wohnen und den Park und Garten als sein unantastbares Privatrevier zu betrachten, denn das war die einzige Bedingung gewesen, die er seinerseits dem Contract beigefügt und die Franz Nebelthau als sich von selbst verstehend bezeichnet und willkommen geheißen hatte.

Ja, am Abend dieses ereignißreichen Tages waren Frau Nebelthau und ihr Neffe ungemein glücklich und zufrieden, aber sie hatten keine Ahnung davon, daß ihr neuer Herr es noch viel mehr war als sie. Denn er hatte nicht allein ein ihm ungewohntes Geschäft, die Uebernahme seines ihm noch fremden Gutes, ungemein schnell beendigt, sondern er sah sich auch von einer Last, die schon lange schwer auf seinem Herzen gelegen, befreit. Er brauchte sich nun nicht mehr um Dinge zu bekümmern, von denen er nichts verstand, und das war ein Hauptgewinnst für ihn, denn er gehörte nicht zu den zahlreichen Leuten, die Alles zu verstehen glauben, was der Zufall oder das Glück ihnen in die Hände spielt, er überschätzte seine Fähigkeiten nie, in nichts, und so gestand er sich jetzt selbst im Stillen ein, daß er die Reise nach seinem Gute mit freierem und leichterem Herzen angetreten hätte, wenn er gewußt, daß Alles daselbst in so gutem Stande sei und daß er in dem bisher bewährten Verwalter gleich am ersten Tage Einen treuen und gewissenhaften Pächter finden werde.

Am Morgen des nächsten Tages wurde der Major durch ein lebhaftes und lange nicht vernommenes Gewitzcher der Vögelschaaren geweckt, die in dem Garten unter seinem Giebelfenster hausten. Erstaunt schlug er die Augen auf und sah nun die Sonne hell und freundlich in sein Zimmer scheinen. Rasch warf er sich in die Kleider und labte sich an dem neuen Anblick, der sich ihm bot. Klar, von allem Nebel frei war die Luft, ringsum blau der Frühlingshimmel und das frische Grün der Bäume, noch von Thau- und Regenperlen benetzt, glitzerte im funkelnden Sonnenstrahl. Alles ringsum blühte und leuchtete in verjüngter Schönheit und eine herzstärkende balsamische Luft drang von der nahen Waldung herüber; die sich grün und duftig in einem unabsehbaren Halbkreis um das Gut in die Ferne nach Norden und Osten zog. Auch der alte Gärtner, der wie so viele Andere das Gnadenbrod in Grünwald aß, war bereits im Garten thätig und eifrig bemüht, die Schäden auszubessern, die der heftige Wind und der unablässige Regen seinen Schützlingen zugefügt hatte.

Schon um sieben Uhr ließ der Major seinen neuen Pächter zu sich bescheiden und als derselbe erschien, bat er ihn, ihm zuerst den Hof und die nähere Umgebung des Hauses zu zeigen und dann mit ihm den beschlossenen Ritt durch das ganze Gut anzutreten.

Der Pächter war dazu sofort bereit und schon eine halbe Stunde später führte er seinen Herrn auf den Viehhof, in die Scheunen und Ställe, durch den Park und

Garten und machte ihn auf Alles aufmerksam, was seiner Meinung nach Werth für den glücklichen Besitzer haben mußte. Als sie aber um zehn Uhr Alles oberflächlich besichtigt hatten, nahmen sie rasch ein kleines Frühstück ein und nun führte ein Knecht den Grauschimmel des Pächters und Hans Würger die beiden Pferde seines Herrn vor, denn dieser hatte ihm befohlen, sich ihm anzuschließen, um auch seinerseits die Umgebungen des Gutes kennen zu lernen und sich mit den Wegen vertraut zu machen, die nach der Stadt und den nächstgelegenen Ortschaften führten.

So stieg man denn zu Pferde und in ruhigem Schrittgang es durch die nächste Umgebung nach den Wiesen und Triften, den Feldern und Aeckern, wo die Leute sämmtlich beschäftigt waren und das schöne Vieh unter freiem Himmel in Augenschein genommen werden konnte. Nur nach den auf der östlichen Seite gelegenen Waldungen kam man an diesem Tage noch nicht, die hatte der Major sich ausdrücklich für ein anderes Mal aufgespart, obgleich er sich im Stillen am meisten nach ihnen sehnte, denn er war ein warmer Freund einer hochstämmigen und ausgedehnten Waldung und die von Grünwald konnte sich mit jeder anderen im engeren und weiteren Vaterlande an Schönheit und Reichthum messen.

Auch auf diesem ersten Morgenritt sprach der Major sehr wenig und noch weniger ließ er eine Frage laut werden. Meist hörte er, wenn auch nicht sehr aufmerksam, doch ruhig den Mittheilungen des Pächters zu, der sich wohlunterrichtet, in Allem völlig zu Hause und als ein

klar blickender Darsteller und Führer erwies. Nur als der junge Mann einmal zufällig von der Jagd sprach und erzählte, daß sie sehr ergiebig und namentlich herrliches Hochwild und Geflügel in Ueberfluß vorhanden sei, bemerkte er kurz, daß er kein passionirter Jäger sei, daß er das Wild lieber sehe als schieße und daß er das Letztere dem Pächter überlasse, der ihn ja wohl mit den nothwendigen Braten versorgen werde.

Wenn übrigens der neue Besitzer von Grünwald nur irgend ein Auge und Herz dafür besaß, so mußte er sich schon an diesem Morgen gestehen, daß er ein schönes und gut verwaltetes Gut geerbt, denn er fand Alles im besten Stande und Nichts war vorhanden, woran selbst ein krittlicher Sinn hätte Anstoß nehmen können. Indessen äußerte er sich fast gar nicht darüber, zur Verwunderung seines Führers, der erwartet hatte, daß der Anblick seines Gutes, zumal bei so herrlichem Wetter und der günstigsten Beleuchtung, ihm irgend eine Aeüßerung innerer Befriedigung ablocken würde. Aber nichts von Allem geschah, kein Wunsch, kein Ausdruck der Freude schlüpfte dem schweigsamen Herrn über die Lippen, still und mit fast gleichgültiger Miene ritt er neben seinem Begleiter und achtete, wie es diesem vorkam, weit mehr auf den Schritt und die Bewegung seines schönen Hengstes, als auf die mit munteren Rinderheerden bedeckten Wiesen und die in voller Frühlingspracht stehenden Aecker.

Als man gegen zwei Uhr Hause kam und Frau Nebelt-hau ihren Herrn so wortkarg wie früher bei Tische fand,

schüttelte sie bedenklich den grauen Kopf, und als sie ihren redseligen Lippen ihrer Meinung nach lange genug Schweigen auferlegt, erlaubte sie sich die Frage:

»Nun, Herr Major, wie hat Ihnen denn das alte Gut gefallen? Sind Sie mit der Bewirthschaftung desselben zufrieden?«

So direct befragt, mußte er wohl auf das Gespräch der alten Frau eingehen, indessen schien er beflissen, es so kurz wie möglich werden zu lassen. Langsamer essend, nickte er nach seiner Gewohnheit und sagte:

»Ja, es hat mir gefallen; aber von der Bewirthschaftung verstehe ich nichts.«

»O, das wird sich schon finden,« fuhr die Alte lebhafter fort, »und Sie werden bald merken, daß es sich hier ganz gut leben läßt.«

»Dann habe ich nie gezweifelt. Ich kann überall leben, wo ich ein Dach über meinem Haupte und Speisen, um meinen Hunger zu stillen, habe.«

Frau Nebelthau machte über ein so stoisches Bekenntniß große Augen. »Ach ja,« sagte sie mit einem leisen Seufzer. »Aber es ist doch ein Unterschied, wo und wie man lebt. In der Heimat ist und bleibt es doch immer am besten.«

»Sie vergessen, daß es meine Heimat erst zu werden beginnt, wo ich mich jetzt aufhalte,« versetzte der Major zerstreut. »Ich muß mich in diese erst hineinleben und das geht bei mir nicht so geschwind. Ich bin zwar mein Leben lang Cavallerist gewesen, aber in der Erkenntniß der Dinge und *Menschen*« – er betonte das Wort

scharf – »habe ich mich doch immer nur im gemessensten und langsamsten Schritt wie ein träg dahinschleichender Fußgänger bewegt. – Lassen Sie abtragen, ich bin fertig.«

Wäre die gute Haushälterin allein gewesen, sie hätte bei dieser so kalt und gleichgültig gesprochenen Aeußerung die Hände über den Kopf zusammengeschlagen. Nein, so, in dieser Weise hatte sie sich das Benehmen und Wesen des neuen Herrn denn doch nicht gedacht. Aber sie sprach ihre Verwunderung, die beinahe einer unwillkürlichen Angst glich, nicht aus, sie verließ ihren Herrn nur mit einem stillen Gruß und dieser hatte keine Ahnung davon, daß von jetzt an sowohl die alte Frau wie deren Neffe ihn auf jedem Schritt beobachteten, daß sie im Stillen über ihn die Köpfe schüttelten und sein ungreifliches Wesen von Tage zu Tage mehr wie eine Krankheit betrachteten, von der er nur allmählig genesen könne und die man mit Geduld ertragen müsse, bis vielleicht einmal der Zufall die Ursache derselben enthüllte und dann auch das Mittel an die Hand gäbe, wodurch man sie gründlich und für immer heilen könne.

Ja, die Ursachen dieser Krankheit waren ihnen unbekannt und sollten es auch noch längere Zeit bleiben, wenn sie überhaupt je die richtige Einsicht in dieselbe gewannen, so sehr sie sich auch bemühen mochten, einen Blick in das Innere des unzugänglichen Mannes zu thun, mit dessen Wohl und Weh, das ihnen so warm am Herzen lag, sie sich jetzt Tag und Nacht beschäftigten. Allerdings war das Benehmen des Majors auffallend und seltsam genug. Daß er an Nichts rechte Freude hatte, daß ihm Alles,

was ihn in Grünwald umgab, überaus gleichgültig war, hatte Frau Nebelthau schon in den ersten Tagen zu bemerken geglaubt, als er, gegen alle ihre Erwartung, ihre ihm so lecker bereitete Mahlzeit mit nie erlebter Geringschätzung betrachtete. Und wie es sich bei ihm mit dem Essen und Trinken verhielt, so verhielt es sich auch mit allem Uebrigen. Oft sah es aus, als ob er gar nicht wahrnehme, was vor seinen Augen lag, und sah er darauf hin, so irrte sein Blick bald wieder gleichgültig darüber fort. Nirgends auch hielt er in den ersten Wochen lange an einem Orte aus. Wenn er aus seinem Zimmer kam, wo er anfangs noch am längsten verweilte, ging er meist ruhig und mit gemessenen Schritten im Vorgarten hin und her, dann und wann besuchte er auch wohl den Park, aber in den Wald war er noch immer nicht gegangen. Auch im Hause schritt er oft aus einem Zimmer in das andere, ohne sich lange irgend wo aufzuhalten; von Zeit zu Zeit besuchte er die Wohnung seines Onkels, um sich ein Buch daraus zu holen, aber er verschloß sie stets wieder, wie er es sogleich gethan, nachdem sie vollständig gelüftet und gesäubert worden war. Um andere Menschen bekümmerte er sich gar nicht und wie er sich gegen seine Nachbarn verhielt, verhielten sich diese auch gegen ihn, Niemand kam und zeigte sich, wie er auch selber Niemanden besuchte. – Nur auf der Landdrostei war er eines Tages gewesen und hatte dem von der Reise zurückgekehrten Landdrosten seine Aufwartung gemacht.

Dieser hatte den Besuch gleich am nächsten Tage erwidert, aber den Major nicht getroffen, der gerade ausgeritten war. Auch in der Stadt war er mit dem Pächter gewesen, um den zwischen Beiden geschlossenen Pachtcontract gerichtlich feststellen zu lassen, und bei dieser Gelegenheit hatte er bei dem alten Sachwalter seines Onkels, der nun auch der seinige geworden, Einsicht in seine Vermögensverhältnisse genommen, die ihn eben so wenig zu erfreuen schienen, als alles Uebrige, obgleich sie weit über Erwartung hinaus günstig waren und er seine Capitalien vortrefflich angelegt gefunden hatte.

Worin bestand und lag nun der Grund, die Ursache eines so seltsamen Wesens? So fragten sich Frau Nebelthau und ihr Neffe oft genug, aber keins von Beiden wußte eine bestimmte Antwort darauf.

War es vielleicht, wie sie bisweilen glaubten, die Folge einer Uebersättigung vom Genuß des Lebens in der großen und vergnügungssüchtigen Residenz, wo er so lange in Garnison gelegen? Nein gewiß nicht, denn der Major, das wußten freilich seine beiden Beobachter nicht, hatte das Leben und seine Gaben niemals in übermäßigem Grade genossen.

War es vielleicht Langeweile, die ihn an diesem einsamen Orte peinigte? Ei, warum beschäftigte er sich denn nicht mehr, wo doch so viel Gelegenheit dazu nach jeder Richtung vorlag, warum besuchte er seine Nachbarn nicht, die ihn gewiß längst erwarteten und ihm sicher freundlich und gastfrei entgegengekommen wären?

Oder war er vielleicht von der Geißel der Menschheit, von jenem Ueberdruß am Leben und der Melancholie geplagt, die aus einem verfehlten Lebensberuf entspringen und so manchen Geist umnebeln und so manches Herz in Trauer und Trübsal versetzen? Nein, das glaubten Frau Nebelthau und ihr Neffe selbst nicht, denn, mochte er seines früheren Lebens überdrüssig geworden sein, jetzt war ihm ja ein ganz neues und gewiß sehr erfreuliches aufgegangen. Außerdem war er ja noch ein hinreichend junger Mann, frisch und kräftig, und daß kein tieferes körperliches Leiden an ihm nage, dafür sprach schon seine, zwar bleiche, aber doch sonst gesunde Gesichtsfarbe und die Klarheit seines blauen Auges, wenn er einmal, was so selten geschah, die müde erscheinenden Augenlider aufschlug und die ihn so aufmerksam Betrachtenden in dasselbe schauen ließ.

Ferner, hatte er vielleicht bittere Erfahrungen im Leben gemacht und harte Schicksalsschläge zu ertragen gehabt, wie sie so oft strebsame Männer in ihrem ernstesten Berufsgange verfolgen? Das wäre allerdings möglich gewesen; wenn man aber seinen Lebenslauf durchging, so weit man ihn kannte, so lag darin nichts, was auch diese Annahme hätte rechtfertigen können, ja, derselbe war sogar ein glänzender gewesen, was schon die vielen ehrenden Auszeichnungen bewiesen, die ihm in so jungen Jahren zu Theil geworden waren.

Oder auch – und das war die letzte stille Vermuthung der weiblich scharfblickenden Frau Nebelthau, die bereits etwas Aehnliches an ihrem alten verstorbenen Herrn

erlebt hatte – war sein Herz vielleicht leer und öde und entbehrte sein Leben, da sein Geist nicht hinreichend beschäftigt war, jenes erfrischenden Reizes, der Einwirkung eines anderen menschlichen Wesens, die allein schon das Leben eines Mannes süß und angenehm machen kann?

»Etwas von allem Diesem muß vorhanden sein, was ihn so ungenießbar und traurig macht,« sagte Frau Nebelthau eines Abends zu ihrem Neffen, »das lasse ich mir nicht nehmen. Gut ist er, das haben wir schon gesehen, und er thut so leicht Niemandem etwas zu Leide, aber er hat entweder etwas Geheimnißvolles auf dem Herzen oder es ist sonst Etwas an ihm nicht richtig, denn einen so seltsam schweigsamen Menschen habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen. In den ersten Tagen nach seiner Ankunft dachte ich, er wäre blos im Anfang so, da er hier noch nicht aus und ein wußte und Niemanden hatte, dem er sein Vertrauen schenken konnte, aber nun, da er uns doch schon kennt und sieht, wen er vor sich hat, könnte er anders werden; trotzdem wird es nur alle Tage schlimmer und der arme Mann lebt so einsam und still in dem schönen großen Hause, als ob er nicht heiter und lustig sein könnte, ja als ob er nicht die geringste Neigung hätte, es jemals zu werden.«

Daß der Major still und einsam lebte, war freilich wahr, aber daß er sein einförmiges Leben selbst langweilig und traurig gefunden und es anders gewünscht hätte, müssen wir bezweifeln. Er hatte es sich ja ganz nach seinem Gefallen selbst so eingerichtet, wie es jetzt war, und gerade daß er so regelmäßig darin fortfuhr, schien zu beweisen,

daß es ihm zusagte und daß er es gar nicht anders und lebhafter wünschte.

Uebrigens füllte dieser regelmäßige Lebensgang seinen ganzen Tag vollständig aus und ließ ihm kaum Zeit zur Langeweile übrig. Er stand in der Regel etwas spät, das heißt erst um sieben Uhr auf, und war das Wetter, wie in der letzten Zeit, günstig, so saß er am offenen Fenster in seinem Giebelstübchen, wo ihn der Gesang der Vögel begrüßte, beim Frühstück und las die Zeitung, die der Postbote am Abend vorher gebracht hatte. Bisweilen empfing er auch Briefe aus der Ferne, und diese beantwortete er stets sogleich, noch ehe er das Zimmer verließ. Nachdem er sich auf diese Weise etwa zwei Stunden beschäftigt, kleidete er sich an und ging oder ritt spazieren. Meist allein, nur zuweilen begleitete ihn sein Diener, der schweigsam und still seinen Dienst versah und es seinem Herrn darin gleich zu thun schien, daß er mit Niemandem auf dem Hofe ein Wort mehr sprach, als nothwendig war. Nahm der Major den Diener zu Pferde mit, so deutete das immer auf einen weiten Weg und dann hatte die alte Haushälterin schon zuvor ihre liebe Noth, denn der seltsame Herr kehrte sich nie an die im Hause einmal festgesetzte Speisezeit. Oft kam er unerwartet eine Stunde früher zurück und verlangte dann sein Essen schon, oft aber blieb er auch zwei Stunden länger auf und dann wußte die gute Nebelthau vor Angst nicht, wohin, da das lange Warmhalten die so sorgsam bereiteten Speisen ihrer Meinung nach leicht verderben konnte.

Nach Tische, wo er so wenig und rasch aß wie ein Mensch, der mit seinen Sinnen eigentlich gar nicht bei der Mahlzeit ist, legte er sich auf sein Sopha im Schlafcabinet und las in irgend einem Buche, das er dem Vorrath seines Onkels oder seiner eigenen, noch immer nicht ausgepackten Kiste entnommen. Nachmittags, sobald er seine kleine Tasse Kaffee getrunken, den ihm auf Befragen Frau Nebelthau selber bringen durfte, ging er auf die Felder oder irgend wo kreuz und quer umher, und wenn er dann Abends müde zurückkam, blieb er, mit Lesen, Rauchen und Nachdenken beschäftigt, auf seinem Zimmer allein. Bei allem diesem Thun sprach er stets sehr wenig, richtete aber immer einige freundliche Worte an Diejenigen, die ihm begegneten und ihn mit stiller Verwunderung, wiewohl zunehmender Ergebenheit grüßten, denn es war sonderbar, je stiller und zurückhaltender der neue Herr blieb, um so lieber gewannen ihn die Leute, um so herzlicher richteten sich ihre Blicke auf ihn und um so mehr suchten sie ihm jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, obgleich er selbst davon keine Ahnung hatte und von keiner Bedrängniß irgend welcher Art gedrückt und gepeinigt wurde.



In dieser Weise waren die ersten vier Wochen seit der Ankunft des Majors auf Grünwald vergangen, ohne daß sich sein verschlossenes Wesen und sein Verhältniß zu den Bewohnern des Gutes im Geringsten geändert hätte.

Auch von Außen her hatte sich nichts zugetragen, was irgend einen Einfluß auf den einfachen Lebensgang im Innern des Hauses geäußert, und so sah sich Frau Nebelt-hau, die sich durch die Ankunft des neuen Herrn so viel Abwechselung und Zerstreuung versprochen, gar sehr in ihren Erwartungen getäuscht. Indessen trug sie ihr Leid darüber im Stillen und selbst gegen ihren Neffen, der sonst ihr ganzes Vertrauen besaß, sprach sie sich selte-ner darüber aus, denn dieser – den Grund davon wußte er selbst nicht anzugeben – nahm immer mehr und mehr für den Major Partei, und wenn seine Tante ihm einmal irgend eine Klage ausgesprochen, hatte er in der letzten Zeit wiederholt gesagt:

»Warte es ab, mit Geduld! Es wird Alles, und vielleicht recht bald, ganz anders kommen, wie es jetzt ist, denn solch stilles und einförmiges Leben kann kein Mensch von seinen Jahren, der einmal in einer großen Stadt ge-lebt, auf die Dauer ertragen. Du solltest ihn nur sehen, wie ich es neulich einmal sah, wenn er allein im Walde spazieren geht, da ist er ein ganz anderer Mensch und sieht so froh und glücklich aus, wie Jemand, der auf dem Wege zu seiner Braut ist, die hinter den Bäumen wohnt. Haha! Und daß er immer nur allein in den Wald geht oder reitet, das beweist mir schon, daß seine eigene Ge-sellschaft ihm genügt, daß er also Freude an irgend Et-was hat, wenn es auch nur das Wild ist, das er gar zu gern aus der Ferne beobachtet. Und wer erst Freude an *einem* Dinge auf der Welt hat, für den auch mehrere geschaffen, also warte es ruhig ab und habe Geduld!«

Die gute Alte nickte, etwas zufrieden gestellt, aber sie sagte nichts mehr, denn sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Als an demselben Abend aber ihr Herr etwas spät nach Hause kam und sich sichtlich ermüdet zu Tisch gesetzt hatte, wo sie ihm nach alter Gewohnheit, die er nicht abschaffen wollte, die Speisen verlegte, faßte sie sich ein Herz und fragte:

»Wo sind Sie denn heute so lange gewesen, Herr Major?«

»Im Walde!« lautete die mit seinem gewöhnlichen ruhigen Ton gegebene kurze Antwort.

»Im Walde, nun ja, der ist bei uns recht hübsch, aber einförmig und langweilig muß es Ihnen denn doch bald werden, immer nur durch den Wald oder über die Felder zu wandern. Wollen Sie denn nicht einmal eine Abwechslung versuchen und unter die Menschen in die große Welt gehen? Machen Sie keine Reise im Sommer, etwa nach einem Badeorte?«

Der Major, ganz erstaunt, auf diese Weise aus seinem stillen Gedankengange gerissen zu werden, sah die alte Frau mit großen Augen an. »Eine Reise machen?« fragte er. »Ich? Schon wieder? Nein, ich bin lange genug ein Nomade gewesen, mein ganzes Leben war eine Art Wanderung, und ich bin so von Stürmen aller Art dabei zerschlagen worden, daß ich endlich ein Recht habe, mich nach Ruhe zu sehnen. Und nun gar nach einem Badeort? Ach, liebe Frau, die habe ich erst recht von ganzem Herzen satt, nachdem ich fast ein Jahr lang aus einem Wasser in das andere geschickt bin, um mich von der Verwundung

hier am Arme zu erholen, was ja auch nun endlich gelungen ist. Diese sogenannten Bäder, in denen die Menschen sich vom Staube der großen Städte abzuwaschen lieben, sind für mich die langweiligsten Orte der Welt, eben weil man den Menschen nicht entfliehen kann, die sich da selbst eingenistet und das Recht zu haben glauben, Jedermann, den sie dort finden, für eben so thöricht und vergnügungssüchtig zu halten; wie sie selber sind. Nein, kommen Sie mir mit den Bädern nicht. Das sind keine Orte, wo man wirklich Erholung und Genesung findet, eben weil sie keine Ruhe gewähren, das sind Musteranstalten für die abscheulichste Langeweile und den crassesten Egoismus und sie lassen immer – Sie sehen es ja an mir – einen gewissen Ekel und Ueberdruß gegen und an sich und seinen Nebenmenschen zurück. Für Faullenzer, Schmarotzer und Gecken mögen dergleichen Anstalten ganz passend und wohlthuend sein, aber für der Ruhe und des Friedens bedürftige Menschen gewiß nicht. Die Frauen putzen sich wie die Papageien und die Männer schneiden sich gegenseitig die Häuse ab, wenn einmal einer so unglücklich ist, dem Papagei des andern auf eine der künstlich vergoldeten Schwanzfedern zu treten. Nein, nein, nein, ich bin froh, daß ich hier ganz allein und vollkommen in Ruhe bin und Sie sollten mir dieselbe gönnen. Fast aber sollte ich meinen, Sie wollten mich gern wieder los sein, da Sie mich nach einem Bade schicken wollen.«

Frau Nebelthau, die ganz verwundert war, ihren schweigsamen Herrn einmal so lange und noch dazu in launigem Tone sprechen zu hören, wurde feuerroth.

»Aber mein Gott, Herr Major,« rief sie, »was denken Sie von mir? Ich sollte Ihnen die Ruhe nicht gönnen, die Sie hier so glücklich gefunden haben, und Sie gern wieder los sein wollen? O, hätte ich mich denn darum so lange auf Sie gefreut? Nein, ganz gewiß nicht; ich gönne Ihnen vielmehr Alles von Herzen, was Ihnen gut und angenehm ist, aber – Sie müssen es mir nicht übel nehmen – ein Bischen mehr unter Menschen gehen könnten Sie doch. Blicken Sie sich nur einmal hier in der Nähe um, Sie haben so viele Nachbarn und noch keinem außer dem Herrn Landdrost und dem Herrn Justizrath in der Stadt Ihren Besuch gemacht. Und es giebt doch so nette Leute in der Gegend hier!«

Der Major hatte seine Gabel fortgelegt und sich in den Stuhl zurückgelehnt. Ihm fiel unwillkürlich der Brief des alten Onkels ein.

»Ich will Ihnen etwas sagen,« begann er nach einer Weile. »Allerdings habe ich hier noch keine Bekanntschaft gemacht und bis jetzt auch noch kein Verlangen danach gehabt. Indessen wird es sich mit der Zeit einfinden, ich glaube es auch. Für's Erste langweile ich mich noch nicht und Besuche machen in der Regel nur Menschen, die sich eben langweilen und sonst nichts zu thun und zu denken haben. Doch, da Sie gerade davon sprechen – erzählen Sie mir einmal – wen haben wir denn hier in der Nähe?«

Frau Nebelthau schaute wie entzückt auf. Sie sollte erzählen, was sie so lange nicht gekonnt. Und so war sie denn schnell dazu bereit und nannte die Nachbarn von Grünwald der Reihe nach her, von Osten beginnend und so im Kreise herumgehend, bis sie zuletzt nach dem Norden kam und dann – mit etwas leiserer Stimme als vorher – auch das Gut Ober-Malitz und die Generalin von Hartenfels erwähnte.

Als sie fertig war, nickte der Major in seiner stillen Weise. »So,« sagte er nachdenklich, »also ihrer so Viele sind es, das hätte ich gar nicht gedacht, und fast lauter Grafen und Barone, also eine vornehme Gesellschaft. Hm! Nun, wie leben denn diese Leute?«

»Sie leben herrlich und in Freuden, Herr Major, und sind immer lustig, wenn sie beisammen sind, was oft geschieht. Sie ziehen der Reihe nach herum, von einem Gute auf das andere, und überall jagen und spielen sie, L’Hombre zumeist, halten große Gastmähler ab und trinken dabei so lange Rheinwein und Champagner, bis sie müde werden und dann wieder nach Hause fahren.«

»So!« sagte der Major, leise lächelnd. »Na, das Jagen, das Spielen, das Gastmählerhalten und Champagnertrinken, bis man müde wird, wäre nun gerade meine Liebhaberei nicht, das liegt weit hinter mir, gute Frau, denn es ist schon lange her, daß ich einmal jung und dumm genug gewesen bin, mein Geld für dergleichen Dinge in die Luft zu werfen. Man kann es für etwas Besseres verwenden. Doch, Sie erwähnten da auch der Generalin von

Hartenfels. Kennen Sie die Frau? Sie ist ja wohl eine Wittwe?«

Frau Nebelthau rückte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her, auf den sie sich seit einer Weile niedergelassen, und ihr Gesicht nahm wieder eine etwas dunklere Färbung an. »O ja,« erwiderte sie langsam, »ich kenne sie wohl, falls man so sagen darf, wenn man Jemanden bloß von Weitem gesehen, aber noch nicht mit ihm gesprochen hat. Sie ist oft genug hier vorbei gefahren und geritten und da habe ich sie mir genau betrachtet, und nach dem Tode des guten alten Herrn hat sie mich auch begrüßt, wenn sie mich hier zufällig sah und ich habe sie wieder begrüßt, natürlich. Aber reden habe ich viel von ihr gehört, denn die Leute, wissen Sie, schwatzen ja gar zu gern über andere Leute, und über die Generalin haben sie sich fast die Lippen wund geschwätzt.«

»So. Also Sie haben sie gesehen? Was ist sie denn für eine Frau?«

Auf dem Gesicht der Haushälterin spiegelte sich unwillkürlich eine innere Bewunderung ab, was der Major wohl bemerkte und weshalb er sie fest und lange ansah, was die alte Frau wieder einigermaßen zu sich brachte. Und so sagte sie:

»O, sie ist eine sehr schöne Frau, Herr Major, jung und schön, wie eine Rose, und man sieht ihr nicht an, daß sie schon einmal verheirathet gewesen ist.«

»Und was sagen die Leute von ihr, da sie so viel von ihr sprechen?«

»Je nun, daß sie eine sehr lebenslustige, eine sehr heitere, aber auch eine sehr stolze und vornehme Dame ist, die sich sowohl auf ihre Abstammung – sie ist ja eine geborene Baroneß Flamberg – wie auf ihre Heirath viel einbildet, und namentlich sagt man, daß sie den alten berühmten General nur darum geheirathet habe, um eine recht große und angesehene Dame zu werden.«

»So. Also gesprochen haben Sie nie mit ihr?«

»Gott bewahre, wie sollte ich?« rief die Alte fast erschrocken. »Aber mein Gott, Sie müssen doch wissen, Herr Major, daß Ihr Herr Onkel mit den Flambergs nicht verkehrte, nicht wahr? Ach, ich sehe, Sie wissen es. Nun ja, da durften wir ja auch nicht mit ihnen oder ihren Leuten verkehren und ich hätte mich wohl gehütet, nur ein Wort mit ihr zu reden, selbst wenn sie mich angesprochen hätte, denn das würde ja meinen alten Herrn, wenn er es erfahren, ganz unglücklich gemacht haben.«

Der Major schien in Nachdenken versunken und rieb sich die Stirn mit der linken Hand, da er die rechte so wenig wie möglich gebrauchte. Endlich aber sah er Frau Nebelthau freundlich an und nickte ihr zu. »Sie haben Recht,« sagte er, »ich kenne das traurige Verhältniß, obwohl nur sehr oberflächlich, und jetzt – jetzt mag ich auch nichts weiter darüber wissen. Uebrigens glauben Sie nicht, daß ich aus Neugierde nach der Generalin gefragt habe, es geschah nur ganz zufällig, weil Sie sie gerade nannten. Sie ist mir im Ganzen gleichgültig, sehr gleichgültig, obwohl ich ihr persönlich auch nicht gram

bin, denn sie selbst hat meinem Onkel ja kein Leid zugefügt, nicht wahr?«

»Gott bewahre! Was denken Sie, Herr Major! Er hat sie ja gar nicht gekannt und möglicher Weise sogar nie gesehen. Die Feindschaft bestand ja nur zwischen ihrem Großvater und dem Herrn von Eberstein. Nein, nein, sie hat Ihren Herrn Onkel persönlich nie beleidigt, das weiß ich bestimmt.«

Der Major stand auf, drehte sich nach dem Fenster um und sagte gähnend: »Nun haben wir einmal geplaudert. Das muß auch sein. Doch nun ist es genug, ich bin müde. Gute Nacht, schlafen Sie wohl!«



Ueberaus nachdenklich, aber doch sehr erfreut, stieg die Haushälterin an diesem Abend in ihr Zimmer hinab und um so froher war sie, als sie ihren Neffen darin vorfand, der sie schon erwartete und mit dem sie die Plauderei noch ein Weilchen fortsetzen konnte. Daß etwas Wichtiges vorgefallen, bemerkte derselbe auch sogleich, denn seine Tante war nicht nur ungewöhnlich lange bei dem Major geblieben, sondern sie sah auch erhitzt und aufgereggt aus, als sie endlich kam.

»Was giebt es?« empfing er sie. »Ist etwas Neues passiert?«

»Ja, Herzensjunge, etwas ganz Neues und – wir haben mit dem Herrn einen artigen Fortschritt gemacht.«

»Das wäre! Worin denn? So sprich doch.«

»Er war heute sehr gesprächig und gut gelaunt, und unter Anderm hat er auch nach den Nachbarn von Grünwald gefragt und ich habe ihm Mancherlei von ihnen erzählen müssen. Und zuletzt, stelle Dir meinen Schreck vor, kam er auch auf Ober-Malitz und die Generalin zu sprechen und fragte mich, ob ich sie kenne und schon mit ihr gesprochen habe. Ich dachte schon, er würde Alles wissen wollen, aber das war nicht der Fall; er fragte gar nicht nach der Ursache des Familienzwistes, die ich ihm ja, sobald er es verlangt, erzählen soll, wie unser alter Herr es mir aufgetragen. So schwieg ich denn auch und sagte nur, daß die Generalin eine schöne, lebenslustige, aber sehr stolze Frau sei. Na, die Zeit kommt auch noch, wo ich ihm reinen Wein einschenken werde und er soll ihn wahrhaftig ganz unverfälscht haben.«

»Das mußt Du auch thun, das ist Deine Pflicht, Tante, obgleich ich an Deiner Stelle alles Mögliche thun würde, gegen die jetzige Generation keinen Widerwillen in ihm zu erwecken, denn die ist ja an dem ganzen Handel unschuldig und was soll das ewige Hadern und Wüthen zwischen zwei Familien, dem Grund und Boden so brüderlich zusammenhängt und in einander greift, daß ich selbst oft nicht weiß, wo der eine aufhört und der andere anfängt. Doch, das ist für mich heute die Hauptsache nicht. Mich freut es viel mehr, daß er sich nach den Nachbarn erkundigt hat. Vielleicht will er den einen oder anderen besuchen. Meinst Du nicht?«

»Das glaube ich noch nicht. Ach Gott ja, gut ist er, und je mehr ich das erkenne, um so mehr dauert er mich,

daß er so einsam und verlassen hier sitzt und von seinem jungen Leben gar nichts genießt. Er kommt mir bisweilen fast wie ein müder und vorzeitig verlebter Mann vor und doch sieht er gar nicht so aus. Aber so geht es ja so oft mit den Herrn Offizieren, ich kenne sie. Sie leben in der Jugend zu rasch und stürmisch und denken nicht daran, daß sie auch von vergänglichem Fleisch und Blut sind, wie andere Leute, und daß der Mensch vier verschiedene Lebensalter hat, für deren jedes es seine bestimmten Genüsse giebt. Wenn die Herren Jünglinge, nachdem sie in Saus und Braus gelebt, Männer geworden und in die Lage gekommen sind, das Leben erst recht und in vollen Zügen zu genießen, dann sind sie siech und lahm, Alles ekelt sie an und die unglückselige Hypochondrie verbittert ihnen jeden frohen Augenblick.«

»Oho,« unterbrach die so, eifrig Redende der Nefte, »da magst Du wohl manchen Anderen richtig schildern, aber unsern Major ganz gewiß nicht. Denn der sieht mir nicht aus, als ob er zu rasch und stürmisch gelebt hätte, eben so wenig wie er siech und lahm ist. Nein, das ist er ganz und gar nicht und wenn ich Dir meine wahre Meinung über ihn sagen soll, so ist er auch nicht hypochondrisch, sondern nur ein Mann, der gewohnt ist, auf seinen eigenen Füßen zu stehen und die Welt zu betrachten, wie sie sich in seinen eigenen Augen spiegelt, der also so lebt, wie er es gern hat und sich dabei an keinen anderen Menschen kehrt. Es giebt solche Naturen und sie

sind allerdings ein wenig stolz und zugeknöpft, aber diesen Stolz dürfen sie haben, denn sie besitzen einen inneren Fond und eine innere Kraft, wie sie Wenige besitzen. Eine solche Natur ist unser Major. Was er ist und hat, will er nur sich selbst zu verdanken haben und darum allein betrachtet er Grünwald und Alles, was darum und daran hängt, Geld und Gut, Haus und Hof, noch nicht als sein Eigenthum, da es ihm wie eine reife Birne in den Schooß gefallen ist. Alles aber, was er sich durch seine eigene Anstrengung erworben, das ist für ihn eine Art Heiligthum und er hegt und pflegt es nach Herzenslust. Ich habe das so recht an ihm bemerkt, wenn er zum Beispiel in den Stall geht und sich mit seinen Pferden beschäftigt. Sieh, Tante, da ist er wie umgewandelt und da weiß er nicht, was er seinen Lieblingen Gutes und Liebes thun soll. Er hätschelt und tätschelt sie, als ob sie seine Kinder wären, und guckt in alle Ecken, ob ihnen auch ihr Recht widerfährt. Ein solcher Mann, glaube mir, hat ein Herz, aber das seine hat nur noch nicht die rechte Nahrung gefunden. Wenn er sie aber einmal findet, dann wirst Du ein Wunder an ihm erleben und Du wirst nicht mehr sagen, daß er siech und lahm und ein frühzeitiger und abgelebter Mann ist.«

Frau Nebelthau sah ihren so lebhaft redenden Neffen ganz betroffen an, denn er sprach da so eigentlich nur ihre eigene Meinung und Hoffnung aus. »So habe ich es ja gar nicht gemeint,« sagte sie, »und Du mußt mich nicht falsch verstehen. Ich habe ja immer gedacht und gesagt, daß er ein gutes Herz hat und mich dauert nur, daß dies

Herz noch kein anderes gefunden hat. Aber er wird es schon finden, ich glaube es auch, und dann – ja, Du magst Recht haben – werden wir vielleicht ein Wunder an ihm erleben. – Doch jetzt, mein Junge, wollen wir schlafen gehen. Sieh, das war einmal ein schöner Abend und solchen haben wir lange nicht gehabt. Gebe es Gott, daß auch die Tage bei uns bald heiterer und lebhafter werden, dann werden sich auch ruhige Nächte finden und ich werde wieder schlafen können, wie früher, wo mich keine Sorge bedrückte, wie seit dem Augenblick, wo der alte Herr die Augen schloß, und noch mehr, seitdem ich den jungen Herrn sah und er unseren Erwartungen so wenig entsprach.«

»Ja, Du hast Recht,« sagte der Neffe, schon nach dem Hute greifend. »Aber ich habe vom ersten Augenblick an eine bessere Hoffnung auf diesen Mann gesetzt. Gieb Acht, er wird alle Deine Befürchtungen zu Boden schlagen und Dein Herz von allen seinen Sorgen befreien. Laß ihn nur erst ganz zur Ruhe kommen und störe ihn in seinem jetzigen Traumleben nicht. Wacht er einmal auf diesem Traume auf, dann sollst Du einen Mann in ihm sehen, wie ihn Dein Herz sich wünscht, denn es liegt Etwas in seinem blauen Auge, was mich ihn lieben läßt, selbst wenn ich ihn noch nicht begreifen kann. Doch nun gute Nacht und laß auch Du Dir etwas Angenehmes träumen!«

FÜNFTES CAPITEL. DAS EINSAME WALDHAUS BEI DEN
DREI EICHEN.

Der Mai mit seiner abwechselnd kühlen und regnerischen Witterung war verfliegen und hatte dem Juni mit seinen sonnenheißen Tagen und warmen Nächten Platz gemacht. Still und friedlich war es bis dahin im Herrenhause zu Grünwald hergegangen und nichts war vorgefallen, was die Ruhe und die althergebrachte Tagesordnung der einzelnen Bewohner im Mindesten gestört hätte.

Nur eine Veränderung, den stillen Wunsch der Frau Nebelthau endlich erfüllend, hatte sich innerhalb des Hauses vollzogen und daran war weniger ihr unablässiges Drängen und geheimes Mitwirken als die Junisonne schuld, die glühend heiß auf die Wälder und Fluren niederbrannte und mit ihrem sengenden Athem sogar das Innere des kühlen Hauses erreichte. Dem Major war es in seinem nach Osten gelegenen Giebelzimmer, in das die Sonne schon am frühen Morgen ihre Strahlen sandte, zu heiß geworden und er hatte eines Abends selbst den Wunsch ausgesprochen, so bald wie möglich kühlere Zimmer zu beziehen.

»Die haben Sie ja, so viel Sie wollen,« hatte ihm die Haushälterin gesagt, »und ich will morgen früh gleich Alles in Stand setzen lassen.«

»Wohin wollen Sie mich denn bringen?« fragte er, nur mit Mühe ein unwillkürliches Lächeln zurückhaltend.

»Wohin denn anders als in die eigentliche Wohnung der Herren von Eberstein, wenn sie auf Grünwald residiren?« sagte heiter blickend die bewegliche alte Frau. »Oder wollen Sie sich lieber ein neues Haus bauen lassen, wenn Ihnen das alte nicht mehr gefällt?«

Der Major sah sie freundlich an und dann nickte er mit dem Kopf. »Sie haben Recht,« sagte er, »ich muß mich endlich dazu entschließen und meine Abneigung, in das frühere Eigenthum eines Anderen überzusiedeln, bezwingen. Ja, lassen Sie Alles in Stand setzen, ich will endlich in meines guten alten Onkels Wohnung ziehen.«

Das war ein Wort gewesen, wie Frau Nebelthau es lange zu hören gewünscht. Schon am frühen Morgen des nächsten Tages war der Umzug bewerkstelligt worden; die mitgebrachte, bisher noch fast unberührt stehen gebliebene Kiste, fast nur schöne Waffen und einige Wäsche enthaltend, war endlich ausgepackt worden und Felix von Eberstein saß oder ging nun in den geräumigen und stattlichen Gemächern umher, die er bisher nur so selten betreten hatte und zwischen deren Wänden ihm immer noch der Geist des alten Mannes zu schweben schien, dem er so viel verdankte und der nun auch das Letzte noch an ihn abgetreten hatte, was er auf Erden das Seine genannt.

Nach Frau Nebelthau's Ansicht schien der Major seine neue Wohnung äußerst bequem und anziehend zu finden, denn er hielt sich in den ersten Tagen fast den ganzen Morgen darin auf, als ob der sonnige Tag, der

da draußen auf Flur und Wald lag, und die linde, süße Luft, die über Gräsern und Halmen wogte, alle ihre sonst so verlockenden Reize für ihn verloren hätten. Womit er sich in dieser Zeit beschäftigte, was er grübelte und dachte, blieb Allen ein Räthsel, aber daß er gerade nicht mißgestimmt war, glaubte Frau Nebelthau, die sein Gesicht schon studiren gelernt hatte, Mittags und Abends bei Tisch, wenn sie eine halbe Stunde mit ihm allein war, bestimmt erkannt zu haben.

Um nun hier, bevor wir zur lebhafteren Handlung in unserer Erzählung übergehen, noch einen kurzen Blick auf den Charakter und das Wesen Felix von Eberstein's zu werfen, so müssen wir dem jungen Pächter, einem zwar einfachen, aber überaus gebildeten und klar blickenden Mann, zugestehen, daß er ihn so ziemlich richtig beurtheilt hatte, wengleich wir auch zugeben müssen, daß das eigenthümliche Wesen und Verhalten seines Herrn reichlich Gelegenheit zu einer weniger günstigen Kritik bot.

Wenn man dies Wesen nur oberflächlich in Betrachtung nahm und aus der düsteren Schweigsamkeit, womit es gepaart war, allein einen Schluß zog, so hatte Frau Nebelthau Recht gehabt, wenn sie gedacht und gesagt, daß ihr Herr einem vor der Zeit alt und stumpf gewordenen Manne gleiche, da er ja an Nichts Theil zu nehmen und Gefallen zu finden schien, was sonst Männer seines Alters, seines Standes und seiner Mittel zum Genuß des Lebens anregt. Im Allgemeinen tadelt die Welt ja immer die Menschen, die sich freiwillig von ihr zurückziehen

oder sich nicht um sie zu kümmern scheinen, und nicht gar selten schiebt sie ihnen unlautere Motive für ihr Handeln unter, und je weniger sie im Stande ist, den eigentlichen Grund eines so eigenthümlichen Gebahrens zu erspähen, um so mehr lästert und erfindet sie Scheingründe auf Kosten des freiwilligen Einsiedlers. Die ursprüngliche und individuelle Neigung eines solchen Menschen läßt der zum Kritisiren geneigte Sinn gar zu leicht außer Acht, indem er von der ganz falschen und lieblosen Ansicht ausgeht: *ein* Mensch müsse sich wie alle übrigen Menschen geberden, und was der große Haufe liebe und treibe, müsse der Einzelne auch lieben und treiben. Daraus allein schon ist die so häufige Ungerechtigkeit in der Beurtheilung der Menschen erklärlich, rechnet man nun aber noch die egoistische Lieblosigkeit und Tadelsucht hinzu, die so häufig hierbei mit unterläuft, so kann es nicht Wunder nehmen, daß ein Mann, wie der Major von Eberstein, von Allen, die ihn handeln sahen und reden hörten, viel mehr noch von denen, die ihn nicht sahen und hörten, auf das Ungerechteste beurtheilt und bekrittelt wurde.

Schon lange bevor er nach Grünwald gekommen war, hatten sich die in der Nachbarschaft des Gutes wohnenden Herren des Breiten und Langen mit dem unbekanntem Erben beschäftigt und ihm Eigenschaften und Neigungen angedichtet, wie sie Diejenigen selbst besaßen, die so voreilig im Urtheil waren. Als er nun aber endlich gekommen war und Jedermann so lange verborgen blieb,

als man auf einzelnen Andeutungen vernahm, daß er absichtlich in seiner Zurückgezogenheit verharre, da hörte das Dichten und Fabeln über ihn noch weniger auf, ja, es nahm eine noch herbere Gestalt und einen noch größeren Umfang an und man bespöttelte und schmähte nicht nur ihn, sondern am meisten den alten Mann, der einem solchen Erben sein so schönes Gut hinterlassen und dadurch einen argen Querstrich durch die Hoffnungen der früher mit ihm befreundeten hochadligen Herrn gemacht hatte.

So kam es, daß der Major, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, schon nach einigen Wochen seines Aufenthalts in Grünwald gewissermaßen in den Bann seiner Nachbarn gethan war und daß man ihn, zur gerechten Strafe für sein absonderliches Benehmen, als ein sehr gleichgültiges und werthloses Individuum betrachtete – ein Urtheil, aus dem sich der Gegenstand dieser Meinung am allerwenigsten etwas gemacht hätte, wenn er irgend eine Kunde davon gehabt.

Was sein eigenes Urtheil über die Gattung jener Menschen überhaupt betraf, so hatte er, wie so viele rechtlich denkende und ehrbar lebende Menschen, wenn sie Scharfsinn genug zur Beobachtung haben, allerdings keinen besonderen Grund, diese Menschen zu lieben, indessen haßte er sie auch nicht, weil ihm auch dazu der specielle Grund fehlte. Einen guten Theil von ihnen, denn er hatte in seiner militairischen Laufbahn und seinem bewegten Leben Erfahrungen genug darin gesammelt, verachtete er freilich, ein viel größerer aber war ihm völlig

gleichgültig, denn er nahm die Welt, wie sie wirklich war, schlug sie nicht zu hoch, nicht zu niedrig an und wußte, daß alle Empfindungen und Gesinnungen der Menschen aus Stärken und Schwächen zusammengesetzt sind.

Was mithin der eigentliche Grund seines jetzigen zurückgezogenen Lebens war, wäre nicht zu schwer zu entziffern. Früher schon ein mehr für sich als für Andere lebender Mann, ein Mann strenger Pflichterfüllung und im pünktlichen Dienst erzogen, hatten die letzten Jahre mit ihren riesengroßen Ereignissen erschütternd auf sein zart besaitetes Nervensystem eingewirkt und das warme Ideal, welches er in seiner Jugend vom Menschen, von der Welt und deren Aufgaben in sich getragen, etwas kalt gemacht und erbleichen lassen. Da nun von Außen kein Reiz vorhanden war, der ihm von anderer Seite her das Leben süß und begehrenswerth gemacht und da er für's Erste nichts außer sich fand, was seiner inneren Triebkraft wieder einen neuen Sporn zum Genuß des Lebens geboten hätte, so fühlte er zur Zeit blos das Bedürfniß nach geistiger Ruhe und Stille, er suchte und begehrte nichts als Frieden in und um sich, und den, sein gegenwärtiges, unzerstörbares Ideal, hatte er ja Gottlob! auf seinem ererbten Gute in vollem Maaße gefunden, und so war er in dieser Beziehung wenigstens vollkommen zufrieden gestellt.

Dieser Ruhe und diesem Frieden nun gab er sich auf Grünwald ohne alle Einschränkung und mit vollem Behagen hin, unbekümmert darum, ob es noch andere Potenzen gäbe, die ihn aus dem apathischen Schlummer

wecken konnten, in den er augenblicklich verfallen schien – ein Zustand, den Frau Nebelthau von Anfang an falsch gedeutet, der sie in Unruhe gesetzt und die Vermuthung in ihr erregt hatte, daß es irgend wo im Kopfe oder im Herzens ihres neuen Herrn nicht recht richtig sein müsse.

Nun ja, insofern war es in einer gewissen Bedeutung des Wortes wenigstens in seinem Herzen nicht richtig, als er nichts hatte, woran er dasselbe vorzugsweise hängen konnte; ob er aber danach schmachtete, die Leere, die darin vorhanden, mit irgend Etwas auszufüllen, was man ihm gleich im Anfang bot, müssen wir bezweifeln, und so war und blieb er für's Erste dem Urtheil der Menschen verfallen, die Diejenigen überspannt oder blasirt nennen, die nur apathisch und gleichgültig gegen alltägliche Außendinge geworden sind, nicht nur aus Ueberdruß oder Uebersättigung im Genuß, sondern weil sie zufällig des belebenden Reizes baar sind, der anderen und leichterlebigen Menschen das Leben so anmuthig, süß und begehrenswerth macht.

Im Ganzen wollte der Major also nur ungestört, von Niemandem angefochten oder behelligt sein und in keine ihm wenig zusagenden Verhältnisse verwickelt werden – das war sein einziges und hauptsächliches Verlangen und Bestreben, und in der That, das konnte und durfte ihm Niemand verdenken. Gearbeitet, gestrebt, geleistet hatte er in seinem rastlosen Leben genug und wenn er damit auch nicht das große Ziel erreicht, was einst seinem jugendlichen Ehrgeiz und Thatendrang, oder seiner

Phantasie und vielleicht seinem Wunsche vorgeschwebt, so hatte er doch immer redlich gearbeitet, männlich gehandelt und wie ein Wackerer überall und immer seine Pflicht erfüllt. Das Bewußtsein aber, daß er das gethan – und hierin beruhte vielleicht sein Stolz, den Franz Nebelthau so wohl erkannt – beruhigte und erhob ihn über die kleinlichen Anfechtungen der Außenwelt und diesem Bewußtsein zufolge hatte er auch das Recht, sich ruhen zu wollen; und wenn er, nach Grünwald gekommen, kein Bedürfniß nach neuer äußerer Anregung empfand, so war das allein seine Sache, die Niemanden etwas anging, denn er lebte ja nicht für seine Nachbarn, für ihn noch ganz unbekannte Menschen, sondern er lebte für sich und da er seine Thätigkeit nicht dem Wohle einer Familie zu widmen hatte, so betrachtete er sich selbst einstweilen als seine Familie, über deren Wohl er allein zu wachen und zu entscheiden hatte.

Daß er sich um die ihm untergebenen Leute bekümmerte, die ihm durch Zufall so nahe gestellt waren und daß ihm ihr Wohl am Herzen liege, hatte er bis jetzt allerdings noch nicht gezeigt, allein er hatte auch noch keine Veranlassung dazu gehabt. Still, wie er seiner Naturanlage nach war, nahm er auch im Stillen dankbar ihre Liebe und Ergebenheit auf, denn am wenigsten war es ihm gegeben, viele Worte über sich von selbst verstehende Dinge zu machen und Jedermann, der ihm eine Gefälligkeit erwies, mit lautem Ton und lachendem Munde in's Gesicht zu sagen: »Ich danke Euch für Euern guten Willen, ich freue mich über Euer Wohlwollen und ich werde mich

ebenso aufmerksam gegen Euch betragen, wie Ihr Euch gegen mich betragt.«

Nein, das vermochte Felix von Eberstein nicht, zu diesen lebenswürdigen, schwatzhaften Maulhelden gehörte er nicht, und wie er selbst immer seine Pflicht gethan, ohne auf irgend eine äußere Anerkennung zu rechnen, so glaubte er auch, würden andere Menschen es halten und thun. Außerdem aber ging ja auf dem so sorgsam verwalteten Gute Alles seinen geregelten Gang fort. Der Pächter überwachte mit scharfem Auge und seinem guten Verstande Jedermann und Frau Nebelthau übte im Hause streng ihre fast mütterliche Pflicht. So hatte Jeder das Seine und Niemand war da, dem er seine Fürsorge vorzugsweise hätte angedeihen lassen können.



Indessen sollte das Stilleben, welches der Major seit etwa sechs Wochen auf Grünwald geführt hatte und welches der Frau Nebelthau so einförmig, so unbegreiflich einförmig und langweilig erschienen war, ganz plötzlich eine von ihr am wenigsten erwartete Unterbrechung erleiden und sie sollte die Erfahrung machen, daß ihr schweigsamer Herr doch nicht so ganz aller Welt abgestorben sei, wie sie sich vorgestellt, obgleich ihre Neugierde, den Grund davon zu entdecken, noch längere Zeit ungestillt zu bleiben verurtheilt war.

Nur ganz allmählig begann diese unvorhergesehene Wandlung in seinem Verhalten und Frau Nebelthau hatte

in den ersten Tagen gar kein Arg darin gefunden. Es hatte sich nämlich in den ersten Tagen des Juni, als das Wetter so schön und die Natur so einladend geworden war, unvermuthet eine kleine Leidenschaft in ihrem Herrn entwickelt und erst, als dieselbe einen immer größeren Umfang und eine längere Dauer annahm, wurde sie aufmerksam, bis sie plötzlich von einer neuen Sorge gepackt und gefoltert wurde.

Der Major, von jeher an kräftige Leibesbewegung gewöhnt und ein eben so guter Fußgänger wie ein ausdauernder Reiter, fand mit einem Mal ein Vergnügen daran, das Haus und seine behagliche Wohnung, die ihm in den ersten Tagen so anziehend erschienen, zu verlassen und erst in der näheren, dann aber bald in der weiteren Umgebung des Gutes allein umherzustreifen. Morgens ritt er gewöhnlich, bisweilen noch von seinem Diener begleitet, Nachmittags aber, namentlich gegen Abend, wenn es kühler ward, ging er allein zu Fuß fort und allmählig blieb er länger aus. Kam er dann Abends spät, oft stundenlang nach der von ihm sonst beliebten Speisezeit zurück, so war er sichtlich ermüdet und man merkte ihm an, daß er einen weiten Weg gemacht. Niemals aber theilte er der danach lüsternen Haushälterin mit, wo er gewesen sei, niemals berichtete er Einzelnes über seine immer länger dauernden Excursionen, und das war eben die neue Sorge, die Frau Nebelthau beunruhigte. Denn früher, so lange sie ihren Herrn unter ihrem Dache gehabt, war sie noch einigermaßen über sein Verhalten befriedigt gewesen, sie hatte ihn wohlaufgehoben in ihrer Nähe gewußt;

jetzt aber, da er so oft und lange außerhalb weilte, war ihr jede Controlle über ihn entzogen und sie ängstigte sich mit dem Gedanken ab, daß es ihm am Ende da draußen noch besser gefallen möge als zu Hause, daß er sich also doch auf dem einsamen Grünwald langweile und Zerstreuung und Unterhaltung in der Außenwelt suche.

Hätte er ihr nur ein Wort über den Zweck und das Ziel seines Umherschweifens gesagt, ihr nur die geringste Andeutung gegeben, warum er so lange ausbleibe und wo er gewesen, sie wäre gewiß beruhigt worden, aber ihn, ohne einmal den Weg zu wissen, den er nahm, alle Tage fast heimlich verschwinden und ihn erst am späten Abend erschöpft, wenigstens ermüdet und bestäubt zurückkehren zu sehen, das verursachte ihr manchen trüben Augenblick und sie sprach oft den Wunsch gegen ihren Neffen aus, zu erfahren, was der Major denn eigentlich im Walde treibe und ob es nicht möglich sei, zu erforschen, wo er die langen Abendstunden zugebracht habe.

Aber da war sie bei Franz Nebelthau an den unrechten Mann gekommen. Er war nicht zum geheimen Kundschafter geboren, wie es die Frauen so häufig sind oder in Folge der ihnen inwohnenden Neugierde werden, und in diesem Fall hielt er es sogar für unerlaubt, die einsamen Gänge seines Herrn auszuspähen.

»Laß ihn doch gehen,« sagte er oft und mit immer größerer Lebhaftigkeit, »uns geht ja sein Thun und Treiben gar nichts an. Uebrigens kommt er ja jeden Abend wieder, wenn es Schlafenszeit ist, und da Du selbst sagst, daß

er besseren Appetit als früher mitbringt, so sei doch zufrieden. Er ist ja sein eigener Herr, kann gehen und kommen wohin und wann er will, und er müßte sich höchlich wundern, wenn er merkte, daß wir uns so speciell um seine Handlungsweise bekümmern. Nein, ich werde mich nicht umschaun, wo er geblieben ist und wenn ich ihn nach Norden gehen sehe, schlage ich absichtlich den Weg nach Süden ein, um seinen Weg nicht zu kreuzen und ihm vielleicht irgend wo hinderlich zu sein.«

»Ihr seid thörichte Männer,« erwiderte darauf Frau Nebelthau. »Ihr nennt Neugierde bei uns, was allein ein warmes Interesse am Wohlergehen Anderer ist. Aber Du wirst es erleben, Deine leichtfertige Auffassung der Sachlage wird noch einmal böse Frucht tragen; der gute Herr, der die Wege und Stege weder im Walde noch auf den Feldern so genau kennt wie Du, wird eines schönen Tages oder vielmehr in dunkler Nacht in irgend einen Sumpf oder ein Fließ gerathen und wir werden dann ein Unglück haben, wie noch keins dagewesen ist.«

Der Neffe schüttelte verwundert den Kopf. »Du bist eine zu ängstliche Frau,« versetzte er, »und thätest wohl, wenn Du Deiner beinahe mütterlichen Sorgfalt um unseren Herrn etwas Einhalt gebieten wolltest. Er ist ja kein Kind mehr, sondern ein völliger Mann und noch dazu einer von der kräftigsten und umsichtigsten Sorte. Wenn er allein jagte, mit der Flinte auf dem Rücken, ja, dann freilich würde ich auch wohl etwas besorgt sein, denn ihm könnte bei seiner Unbekanntschaft mit den Gränzmarken der verschiedenen Güter wirklich einmal ein Unfall

begegnen; so aber geht er nur mit seinem Spazierstock aus, ihm kommen weder Wildschützen noch Holzdiebe in den Weg und sein Vergnügen besteht ganz allein darin, durch den Wald zu wandern, sich hier und da unter eine Buche zu legen und, wenn er müde und hungrig ist, seinen Rückweg anzutreten. Das ist Alles und dabei läuft er weder Gefahr, noch brauchst Du darum die geringste Sorge zu haben.«

»Es ist gut,« brummte die Alte. »Du hast immer Recht, aber wohin diese einsamen Streifereien führen können, werden wir erleben und das Unheil, das daraus entspringt, nehme ich nicht auf mein Haupt.«

»Aber ich auf das meine!« lachte der junge Pächter, nahm seinen Hut und verließ eilig das Zimmer, zum ersten Mal in seinem Leben dem Gedanken nachhängend, daß seine gute Tante doch alt und schwach zu werden beginne und daß sie sich um Dinge bekümmere, die gar nicht in den Bereich ihres Amtes gehörten.

Um nun aber die Streifereien des Majors kennen zu lernen und zu sehen, ob die Sorgen der Frau Nebelthau gerechtfertigt waren oder nicht, wollen wir selbst ihn eines Tages auf einer derselben begleiten und zwar auf einer Streiferei, die allerdings eine große Wandlung in seinem bisherigen Wesen erzeugen sollte, die aber sicher nicht von der Art war, wie sie Frau Nebelthau in ihrer übergroßen Aengstlichkeit befürchtet hatte.

Es war in der ersten Hälfte des Juni. Der Tag begann schon mit großer Wärme, die sich gegen Mittag zu einer noch nicht dagewesenen Hitze steigerte, der Himmel war dabei durch kein Wölkchen getrübt und die Sonne zog triumphierend ihre Bahn im rein blauen Aether. Unendlich klar und durchsichtig war die Luft, nur in den Höhen wirbelten die wärmeren Luftschichten mit den kälteren flimmernd durcheinander und, frei von aller drückenden Schwüle, brüteten die Sonnenstrahlen über der im Frühlingsschmuck prangenden Erde, als ob sie ihr nicht genug Liebe erweisen könnten, nachdem sie ihr mehrere Tage wieder abhold gewesen waren.

Auf den fruchtbaren Aeckern wogten, vom leichten Winde in leises Flüstern versetzt, die üppigen Halme, schon hier und da sich in ein helleres Gewand hüllend; die Wiesen aber leuchteten im grünsten Schmuck, ebenso wie die Wälder und Anger, und in dem Garten vor und hinter dem Herrenhause von Grünwald schlugen die Nachtigallen, wie von Wonne berauscht, während die Rosen und Nelken, der Flieder und die Reseda ihre süßesten Düfte aushauchten und weithin über die Grenzen des Gehöftes hinaus sich bemerkbar machten.

Gleich nach dem ersten Frühstück an diesem Tage hatte sich der Major zu Pferde gesetzt und war über die Felder seines Gutes geritten, den muthigen, braunen Hengst immer im Zügel haltend, der den langsamen Schritt gar zu gern mit einer rascheren Gangart vertauscht hätte. Auf diese Weise brauchte der einsame Reiter viel Zeit zu seinem weiten Ausfluge und weder er noch sein feuriges

Pferd hatten übermäßig von der Hitze des Tages zu leiden.

Er hatte heute einmal die Richtung nach dem Süden, der Stadt zu eingeschlagen, sich dann aber nach Westen gewandt und war so an mehreren benachbarten Gütern vorübergekommen, wohlweislich jedoch stets sich von ihnen entfernt haltend, um keinem Menschen zu begegnen und mit ihm in nähere Berührung zu gerathen. Sah er einmal Jemanden in der Ferne des Weges daher kommen, so lenkte er sein Pferd gleich in eine andere Richtung, denn ihm war es gleichgültig, wohin er ritt, da er keinen besonderen Zweck an diesem Tage verfolgte und nur sich und seinem Rosse die nöthige Bewegung machen wollte.

Gegen Mittag war er zur rechten Zeit heimgekehrt, um ein frohes Gesicht an der Haushälterin wahrzunehmen, und nichts war ihm begegnet, was ihm irgend der Erwähnung werth geschienen hätte.

So aß er zur gewöhnlichen Stunde und da ihm die Hitze Durst gemacht, trank er zur Verwunderung der Frau Nebelthau fast eine ganze Flasche Wein, was sie nur selten gesehen, worüber sie aber im Stillen eine große Freude empfand.

Wahrscheinlich in Folge dieses Weingenusses geschah es, daß der Major heute länger als eine Stunde schlief und es war schon vier Uhr, als er nach seinem Kaffee schellte. Als er ihn erhalten, setzte er sich an's offene Fenster des Bücherzimmers und las seine Zeitung, was er am Morgen versäumt; als er aber damit fertig war, erhob er

sich, brannte eine Cigarre an und nahm Hut und Stock, um zu Fuß seine abendliche Wanderung anzutreten.

Es war etwa sechs Uhr und Niemand sah ihn das Haus verlassen als die große Dogge im Hofe, die ihm freudig knurrend entgegensprang, als er an ihr vorüberkam, denn bereits kannte auch sie ihren Herrn und er hatte stets ein freundliches Wort für sie.

Als er das Gehöft im Rücken hatte, schaute er sich erst nach dem Himmel um und da er ihn klar und am ganzen Horizont kein Wölkchen fand, schlug er den Weg nach dem nahen Walde, seinen Lieblingsweg ein, um dort die Abendkühle zu erwarten und den Tag so friedlich, wie er gekommen war, scheiden zu sehen.

Als der stille Wanderer die ersten Bäume erreicht hatte und das linde Rauschen des Windes in den schönen Laubkronen vernahm, heiterte sich seine ernste Miene sichtbar auf, denn er liebte den Wald, den Hochwald zumal, wie einen alten, treuen Freund, und oft schon hatte er erheiternd und belebend auf ihn eingewirkt.

Lustig trillerten die Vögel noch ihren Abendgesang und namentlich die zahlreichen Finken schmetterten freudig ihren lauten Schlag in die warme Luft. Um die sonnigen Kronen der Bäume aber wogte ein reges Leben, Millionen Insekten schwirrten darum hin und her, hier und da nach süßer Beute zu haschen. Bisweilen auch ließ ein Kukul, der sich verspätet hatte, seine lockende Stimme vernehmen und ihr folgte der Wanderer, ohne des Weges viel zu achten, den er nahm, und bald diese,

bald jene Richtung verfolgend, wie der tiefere Schatten der Bäume ihn dazu einlud.

Bald aber wurde seine Aufmerksamkeit von dem lauschigen Vogel abgelenkt; ein einsames Reh zog friedlich dicht vor seinen Augen vorüber und dann und wann tauchten in einer der vielen Lichtungen in der Ferne hochgeweihte Hirsche auf, die ihren schattigen Abendplätzen zuwanderten und ihr Nachtmahl bei der scheidenden Sonne an irgend einem Quell oder einem murmelnden Bach verzehren wollten.

Wohl eine Stunde schon war der Major fortgeschritten, ohne sich allzuweit von seinem Hause entfernt zu haben, denn er war bald hierhin, bald dorthin ausgewichen und hatte sich oft im Kreise bewegt, ohne es zu wissen oder zu bemerken. Nach Ablauf dieser Stunde aber fand er es noch immer sehr heiß und um sich ein wenig zu ruhen, streckte er sich im Schatten einer himmelhohen Buche aus, die er schon zu kennen glaubte und liebte, weil sie prachtvoll gewachsen und einer der schönsten Bäume des ganzen Waldes war.

Hier lag er eine geraume Zeit und hörte auf das Schwirren der Insekten, blickte träumerisch zwischen den Bäumen hindurch und verfolgte die leuchtenden Sonnenstrahlen, die hier und da durch die säulenförmigen weißen Stämme brachen und den üppig grünen Rasen mit goldenen Lichtern bestreuten.

Erst als die Schatten der Bäume länger und dunkler wurden, als die goldenen Streiflichter sich in purpurne

Gluth verwandelten und der blaue Himmel über ihm seine helle Färbung verlor, erhob er sich wieder und, eine neue Cigarre anzündend, ging er tiefer in den Wald hinein, um einmal irgend wo an eine lichtere Gränze zu gelangen. Allein diese Gränze wollte sich nicht finden lassen, immer dichter wurden die Bäume und als die Sonne endlich untergegangen war, lag bald der ganze Forst in fast nächtliche Schatten und eine kühle erfrischende Luft drang mit dem leisen Abendwind herein.

Der Major stand still und sog die erfrischende Kühle mit voller Brust ein. Jetzt erst, jetzt lebte er froh und freudig auf, denn die heiße Tageslast war überstanden und der Abend mit seiner süßen Labung war ganz und voll hereingesunken, um bald der noch kühleren und erfrischenderen Nacht zu weichen.

An die Zeit dachte der einsame Wanderer nicht. Immer weiter schritt er vor, bis er endlich nach der kaum noch erkennbaren Uhr sah und nun, da es schon bald neun Uhr war, sich zur Heimkehr zu wenden beschloß.

Aber wo, in welcher Richtung lag sein Haus? Er blickte sich um, um irgend eine bekannte Oertlichkeit zu finden, aber er fand nichts, was ihm erklärt hätte, wo er wäre, und so ging er auf gut Glück einen bequemen Fahrweg entlang auf den er gestoßen und dessen tief ausgefahrene Spuren verriethen, daß er oft benutzt wurde.

Aber anstatt sich nach Hause gewendet zu haben, war der Major gerade in die entgegengesetzte Richtung gerathen und endlich in eine Gegend gekommen, die er früher

noch nie erreicht hatte und die ihm also gänzlich unbekannt war.

Schon vor einiger Zeit hatte er, selbst bei der zunehmenden Dämmerung, bemerkt, daß die Vegetation um ihn her bei jedem Schritt schöner, kräftiger und dichter wurde. Hoch und immer höher ragten die markigen, glatten, weißen Buchenstämme empor, unter die sich von Zeit zu Zeit gewaltige Eichen und hochwipflische Tannen mischten, deren Kronen fast in einander wuchsen und selbst bei Tage den Himmel kaum durchblicken ließen. Ueppige Farren, durch Epheuranken mit einander verschlungen, füllten den Raum zwischen den Baumstämmen aus, Blumen und Kräuter, die er weniger sah, als er ihren lieblichen Duft durch den Geruch wahrnahm, sproßten in endloser Fülle an beiden Seiten des Weges aus moosigem Grunde auf.

Wiederholt stand der Major still und schaute sich forschend und lauschend um, aber er sah und hörte nichts, was ihm irgend einen Aufschluß über den einzuschlagenden Weg hätte geben können. War er vielleicht zufällig weiter nach Norden gekommen, als er geglaubt, und verrieth diese kräftige Vegetation im Großen und Kleinen die Nähe der See, deren salzige Luft er auch schon zu schlürfen vermeinte?

Es war möglich, ja wahrscheinlich, aber was lag daran? Daß er sich verirrt, hatte er sich schon lange gesagt, und wohin er gerathen, war ihm eigentlich ganz gleichgültig; von Norden wie aus den übrigen Richtungen her mußte es immer einen Rückweg geben und daß er den

endlich finden würde, unterlag gar keinem Zweifel. Nein, er war über seinen heutigen Irrgang nicht im Geringsten unwillig oder befangen, im Gegentheil, ihm schwoll das Herz sogar höher auf, er fühlte sich unsäglich heimisch in dieser unbekanntem nächtlichen Einsamkeit, und fast zum ersten Mal, so lange er auf Grünwald weilte, kam ein Gefühl innerlichen Wohlbehagens und kaum je empfunderer Befriedigung über ihn.

Eins indessen erinnerte ihn doch daran, daß er seinen heutigen Spaziergang zu weit ausgedehnt oder zu spät begonnen habe und das war die jeden Augenblick zunehmende Dunkelheit. Obgleich die Nächte in dieser Jahreszeit nie ganz finster wurden und draußen in der baumfreien Ebene nur eine linde Dämmerung herrschen mochte, so war es doch hier in dem dichten Walde allmählig fast ganz Nacht geworden. Seiner eigenen Person wegen war er deshalb gewiß nicht besorgt, aber als ihm nun Frau Nebelthau einfiel, die gute und immer um sein Wohl bekümmerte Frau, an die er überhaupt öfter dachte und die er höher schätzte, als sie selber vermuthete, stellte er sich vor, wie lebhaft ihre Sorge um ihn sein werde, da sie bei seinem so langen Ausbleiben nur annehmen könne, daß er sich nun endlich doch einmal verlaufen habe, was sie ihm so oft prophezeit.

So begann er jetzt wirklich ernstlich an seine Rückkehr zu denken, indessen dieselbe unverzüglich anzutreten, war für ihn nicht mehr so leicht, da er die Richtung, die er einzuschlagen hatte, nicht kannte und ohne Weiteres doch nicht auf demselben Wege zurückkehren mochte,

den er gekommen war, weil er ja nicht wußte, ob derselbe der richtige und zum Ziele führende sei.

Einige Augenblicke stand er still, blickte spähend ringsum und überlegte, was in diesem kritischen Falle das Rsthlichste sei. Da ihm aber alle Ueberlegung nichts half, so beschloß er seinem guten Glück zu vertrauen und, mehr einem unbewußten Triebe als einem bestimmt gefaßten Entschluß folgend, setzte er seinen Weg in derselben Richtung weiter fort, in der er bisher gegangen war.

Langsam gehend, denn er fühlte sich überaus erhitzt, war er noch keine hundert Schritte weiter gekommen, als ihm der Wald allmählig lichter zu werden und die Bäume weiter auseinander zu weichen schienen. Er konnte schon wieder an mehreren Stellen über sich den blaugrauen Himmel durchschimmern sehen und einige Sterne wahrnehmen, die über den dunklen Laubkronen funkelten. Ja, noch wenige Schritte weiter vordringend, sah er, daß er sich nicht getäuscht: der Wald wurde bei Weitem lichter, der Himmel breitete sich immer klarer und zusammenhängender aus und endlich sogar glaubte er am Ende des breiten Fahrweges, den er beharrlich verfolgte, ein mattes, aber fest stehendes Licht schimmern zu sehen.

Da sah er sich denn aus allem Zwiespalt erlöst, denn wo ein Licht blinkte, mußten auch Menschen zu finden sein, und von ihnen war ja der Ort, wo er sich befand, und die Richtung, in welcher Grünwald lag, leicht zu erfahren.

Rasch schritt er nun durch die letzte noch vor ihm liegende Waldstrecke und schon erkannte er, daß eine geräumige Lichtung vor ihm lag, an deren ihm zugekehrten Rande ein einzelnes Gebäude sich bemerkbar machte, aus dem auch der Lichtschimmer herüber leuchtete und welchem zur Seite einige hohe Bäume emporragten.

Als er näher kam, unterschied er trotz der nächtlichen Dämmerung Alles genauer. Eine kleine Hütte lag in der Lichtung, deren Oberfläche in weiterem Umkreise mit Roggen und Hafer bestanden zu sein schien; um die Hütte zunächst zog sich ein kleiner Gemüsegarten, durch ein leichtes Stacket von den Getreidefeldern geschieden, und an der linken Seite der Hütte, kaum fünfzig Schritte davon entfernt, erhoben sich, im regelmäßigen Triangel stehend, drei riesige uralte Eichen, unter denen ein üppiger Rasengrund ausgebreitet war. Mehr sah er an diesem Abend nicht und mehr brauchte er auch nicht zu sehen.

Schon wollte er auf die Hütte zuschreiten und irgend einen Menschen darin aufsuchen, da gewahrte er im Zwielficht des hell flackernden Sternenhimmels an einem rechtwinkligen Kreuzweg, den die Fahrstraße, auf welcher er gekommen war, mit bilden half, einen Wegweiser, dessen zwei weit ausgestreckte Arme in gerade entgegengesetzte Richtung wiesen. Schnell sich entschließend, trat er an denselben heran, zog sein Feuerzeug hervor und zündete ein kleines Wachslight an, wie er deren stets bei sich trug.

Ringsum herrschte in diesem Augenblick die tiefste Stille und auch kein Lüftchen regte sich mehr. Das angefachte Flämmchen brannte ruhig und hell und so konnte er rasch die deutlich gemalten Buchstaben an den Armen des in den Landesfarben prangenden Wegweisers lesen. Auf dem einen stand geschrieben: *Grünwald*, drei Viertel Stunden, auf dem anderen, *Ober-Malitz*, eine halbe Stunde.

Da war denn Alles mit einem Male verständlich vor seine Augen getreten. Er war wirklich auf weiten Umwegen nach Norden geschritten und sein Gut und Haus lagen unmittelbar hinter ihm. Er brauchte nur den breiten Fahrweg, der vom Wegweiser aus dahin führte, in gerader Richtung zu verfolgen, dann war kein Irrthum mehr möglich und er konnte bei raschem Gehen sein Haus in einer guten halben Stunde erreichen.

Eben wollte er den deutlich erkennbaren Weg betreten und rüstig nach Hause wandern, um nicht zu spät daselbst einzutreffen, als ein Ton an sein Ohr schlug, der seine ersten Schritte augenblicklich wieder hemmte. Er blieb stehen und horchte hoch auf, ob die Stimme, oder was es sonst war, aus dem einsamen Hause oder dem dunklen Walde komme.

Sie kam aus dem Hause, aber wer diesen Ton hören ließ, war schwer zu entscheiden. Es war ein seltsamer Ton, äußerst seltsam, denn er klang halb wie das Meckern einer alten Ziege und halb wie das jauchzende Stammeln eines halb trunkenen Menschen.

Der Major, neugierig geworden, was das zu bedeuten habe, drehte sich um und ging langsam dem Hause zu, und da die leichte Stackethür nur angelehnt war, trat er in den kleinen Vorgarten und näherte sich der Hausthür, die, wie es schien, vorsichtig geschlossen war. Aber aus den beiden Fenstern daneben drang der Lichtstrahl hervor, den er schon vom Walde aus wahrgenommen und der ihn an dies ihm ganz unbekanntes Ziel verlockt hatte.

Das erste Fenster, an welches der Major trat, war nur klein und die grünlichen Scheiben gar trüb und blind, aber man konnte doch an einigen Stellen durch sie hindurch in das Innere des Hauses blicken. Unser stiller Beobachter, als er erst einen Blick hineingeworfen, stellte sich so dicht wie möglich heran und beugte sich nieder, um noch besser sehen zu können, denn was er sah, war so seltsam, daß er seinen Augen im Anfang nicht trauen zu dürfen glaubte.

Im Ganzen schien die Hütte sehr alt und baufällig zu sein, und dabei so eng, daß sie kaum vier kleine Räumlichkeiten aufweisen konnte, wie der Major jetzt eine vor sich sah. Es war ein ehemals weiß getünchtes Gemach mit niedriger, von rohen Balken getragener Decke, das aber, durch das Alter und den Rauch gedunkelt, der darin sein Wesen trieb, fast geschwärzt erschien. Im Hintergrunde des Zimmers waren zwei in die Wand eingelassene hölzerne Flügelthüren auseinander geschlagen und dahinter erblickte man in einem engen Kaminraum ein ziemlich lebhaftes Holzfeuer, über dem ein Kessel stand, dessen Inhalt quirlenden Dampf und einen zischenden

Laut von sich gab. An der rechten wie an der linken Wand zur Seite des Kamins stand je ein alterthümliches breites Bett, mit blau und weiß gewürfelten, aber ziemlich reinlichen Bettstücken belegt. Sonst waren nur wenige und höchst defekte Möbel darin enthalten. In der Mitte, mehr dem Kaminfeuer zugerückt, stand ein viereckiger Tisch, auf dem eine kleine blecherne Oellampe brannte, die, von dem flackernden Heerdfeuer unterstützt, ein leidlich helles Licht durch den ganzen düsteren Raum verbreitete. Vor dem Tisch aber, ganz in den Bereich des Schauenden gerückt, stand ein ziemlich umfangreiches Kübel mit Wasser. Um dieses Kübel waren zwei alte Weiber gruppiert, deren Aussehen und ganze Erscheinung den Schauenden augenblicklich an Macbeth's unverkennbare Hexen erinnerte. Beide waren, der heißen Jahreszeit ihr Recht gebend, außerordentlich leicht und eigentlich nur halb bekleidet. Kurze Unterröcke von rothem Wollenzeug reichten nur bis unter die Kniee, und daraus sahen nackte, magere und gelbgraue Beine hervor. Brust, Hals und Arme waren von dem bei ihrer Arbeit lästigen Camisol befreit und die beiden Gestalten machten es sich in Hemdsärmeln bequem, auf denen bei der einen ganz entsetzlich abgemagerte und gelbe, bei der anderen noch etwas fleischigere und braunrothe Arme hervorragten, die aber, wie die Hände, so von Alter und Arbeit gehärtet waren, daß sie mehr dem trockenen Holze als dem menschlichen Fleische ähnlich sahen.

Beide Frauen waren sehr alt; die fleischigere, größere, stärkere gewiß schon hoch in den Siebzigen, die andere,

magere und fast verdorrte, mochte dem Anschein nach noch zehn Jahre mehr zählen und ihr zerfurchtes Gesicht sah aus, als ob es aus gelbem Pergament bestände, das der Zufall mit Asche und Staub bestreut. Beide hatten schneeweißes Haar; das der jüngeren war hinten mit einem Kamm nothdürftig aufgesteckt und ließ so die faltigen und gebräunten Wangen frei; das der anderen aber, kurz geschnitten, fiel in dichten schlichten Strähnen über das halbe Gesicht und beschattete den Ausdruck desselben der Art, daß es dem Beobachter draußen in den ersten Minuten kaum gelang, einen Zug davon zu erfassen und festzuhalten.

Diese beiden Greisinnen nun waren auf ganz eigenthümliche Weise beschäftigt. Die jüngere hielt in ihren Armen einen Gegenstand, den sie wie spielend von Zeit zu Zeit tiefer in das Wasser tauchte; die ältere dagegen umfaßte mit ihrer knöchernen Hand einen großen Schwamm und mit diesem fuhr sie dann und wann über den schon erwähnten Gegenstand hin. Dabei kicherten und jubelten die beiden Alten wie Kinder und die meckernde, bisweilen aber laut gellende Stimme, die der Major vernommen hatte, kam aus dem völlig zahnlosen Munde der Aeltesten und schien ein Freudengeschrei zu sein, in das ihre Gefährtin mitunter einstimmte, aber mit einem viel tieferen Tone, der ihr etwas Männliches verlieh, womit auch der Ausdruck ihrer festeren, steifen, wiewohl nicht unfreundlichen Züge übereinstimmte.

Was war es nun, worüber sich Beide freuten und was sie laut jubelnd in das Wasser tauchten und mit dem

Schwamm benetzten? Der Major konnte es anfangs nicht erspähen, bei schärferem Aufmerken aber und als die den Gegenstand haltende Frau einmal ihre Arme etwas höher erhob, sah und erkannte er es.

Er erstaunte und sein ganzes Empfinden war in diesem Moment in seinem Auge concentrirt. Es war ein völlig nacktes kleines Kind, wohl noch nicht ein Jahr alt, welches die beiden alten Frauen badeten und dabei so viel Freude zu empfinden schienen, daß sie das kleine Wesen über Gebühr lange in dem ihm ebenfalls zusagenden Elemente hielten. Daß dies Letztere der Fall war, erkannte der Major auch sehr bald, denn das Kind jauchzte wiederholt laut auf, schlug mit Händen und Füßen lebhaft in das Wasser, daß die Tropfen fußhoch über den Kübel emporspritzten und bereits das halbe Zimmer am Fußboden benetzt hatten.

Endlich aber schien das Ende des abendlichen Freudenfestes gekommen zu sein. »Es ist genug!« schrie die älteste Frau in einem Dialekt, den der Major nur mit Mühe verstand; »nimm ihn heraus und dann mag er trinken und schlafen gehen. Es ist schon spät genug und nun glaube ich auch nicht mehr, daß die Grittli noch heute kommt.«

Kaum hatte sie es gesagt, so hob die Andere das tiefende Kind aus dem Kübel empor, hielt es eine Weile auf dem Arm, um das Wasser erst ablaufen zu lassen und winkte der Aelteren, die nun ein Tuch um dasselbe schlug und die Procedur des Abtrocknens begann, was,

nach dem Bedünken des allerdings darin unerfahrenen Majors, etwas oberflächlich geschah.

Unbeweglich stand der große ernste Mann vor dem Fenster und schaute noch immer auf das ihm bald wieder sichtbar werdende Kind und die damit beschäftigten alten Frauen hin. So viel er wahrnehmen konnte, war es ein reizendes Wesen, blüthenweiß, kräftig und wohlgenährt, mit einem vollen runden Engelsgesicht. Dabei war es überaus ruhig und sanft, ließ sich ohne Widerstand von den Alten reiben und putzen und erst als man ihm sein weißes Hemdchen über den Leib und darüber ein Jäckchen gezogen hatte, gab es einen vernehmbaren Laut von sich, der zu besagen schien, daß es sich behaglich fühle, daß es aber nicht ungern sehen würde, wenn man ihm nun auch zu essen oder zu trinken gäbe.

Das sollte denn auch geschehen, denn kaum war seine etwas sehr einfache Nachttoilette beendet, so schleifte die älteste der Frauen einen, auf soliden Rädern stehenden Kinderwagen, plump aus rohen Brettern zusammengezimmert, herbei, der hier nicht nur als Fortbewegungsmaschine, sondern auch als Wiege oder Ruhebett zu dienen schien; die andere dagegen legte das Kleine auf das ziemlich reinliche Lager und nun holte man auf einem Topfe vom Heerde eine Milchflasche herbei, die dem danach langenden Kinde schnell hingereicht wurde, worauf sich beide Alten auf ihre Kniee zu beiden Seiten des Wagens niederließen und vorsorglich mit dem darin geborgenen Liebling zu schaffen machten.

Den Major hatten alle diese rasch aufeinander folgenden Vorgänge wunderbar angesprochen und gefesselt und er war unbeweglich auf seinem Lauscherplatze am Fenster stehen geblieben. Warum er so gefesselt und gewissermaßen davon ergriffen wurde, war ihm im ersten Augenblick selbst nicht klar. Er war nie ein besonderer Kinderfreund gewesen, hatte, so viel er sich erinnerte, sein Auge noch nie mit bewußtem Wohlgefallen auf dem Antlitz eines Kindes ruhen lassen und auf dieses Kind nun starrte er mit einer eigenthümlichen Erregung, einer Aufmerksamkeit und Theilnahme hin, als fürchte er, es könne dem kleinen hülflosen Wesen von den knochigen Armen der alten Waldhexen etwas Verderbliches widerfahren.

Vielleicht war es eine ihm nur halb klare psychische Einwirkung, die ihn so fesselte und so schnell seine Theilnahme erregte: der so zufällig sich ihm darbietende Contrast zwischen den beiden uralten Frauen und dem Kinde; den Alten, die bereits mit starken Schritten dem Grabe zueilten, die das ganze lange Leben wie das Stürmen eines unruhigen Meeres hinter sich gelassen, und dem Kinde, das kaum in's die Welt blickend, schwach und hilflos wie ein zartes Blatt, der zweifelhaften Fürsorge dieser Alten preisgegeben war und ahnungslos, furchtlos, was ihm die Zukunft und das Schicksal bringe, seinem süßen Schlummer entgegenging.

Ja, dieser Gegensatz allein schon, und die Gedanken, die sich ihm unwillkürlich dabei aufdrängen mochten,

konnten seine Aufmerksamkeit wohl erregt haben, seine Theilnahme, seine innige Theilnahme aber hatte jedenfalls das blanke, weiße, so freudig zappelnde Kind mit dem runden Engelsantlitz geweckt, und auf diesem Kinde wurzelten nicht nur seine Augen, wie durch einen Magnet angezogen, sondern auch seine Gedanken, die sich zurechtzulegen suchten, wie dies unschuldige kleine Wesen in die Hände der beiden Alten käme, welches Verhältniß zwischen ihnen obwaltete und ob es denn nicht frischere, kräftigere Menschen gäbe, die sich des kleinen Wesens in der elenden Hütte im einsamen Walde annehmen könnten.

Lange schon lag das Kind in seinem beweglichen, doch jetzt stillstehenden Bettchen, aber immer noch stand der Mann draußen auf demselben Fleck und schaute dem im Innern der Hütte Vorgehenden zu, als könne er sich nicht daran sättigen oder als müsse er noch irgend etwas Neues, ihm bisher Entgangenes wahrnehmen. Schon hatte das Kind seine Flasche mit Milch geleert und war dem Einschlafen nahe, aber die beiden alten Frauen, ihrer Pflicht bis zum Letzten nachkommend, hockten noch immer neben dem Wagen und die eine zischte mit ihrem zahnlosen Munde etwas dem Major Unverständliches hervor, was wahrscheinlich ein Wiegengesang war, der dem Kinde die nöthige Ruhe bringen sollte.

Plötzlich aber veränderte sich die Scene. Die jüngere der Frauen faßte die Aeltere am Arm und gab ihr mit der anderen Hand einen verstohlenen Wink. Der Major

verstand ihn, er sollte bedeuten: »Das Kind schläft, jetzt höre auf mit Deinem Gesang!«

Und der Gesang hörte sogleich auf, die Alte erhob sich schwerfällig von den Knien, blickte noch einmal mit ihren rothen Triefaugen auf das schlafende Kind, dessen Gesicht der Major nicht mehr erfassen konnte, und dann wandte sie sich nach einem Schrank um, in dem sie zu kramen begann, während die Andere nach dem Heerde ging und sich mit dem Feuer und den Töpfen daran zu schaffen machte.

Nachdem der Major noch eine Weile in das Zimmer geblickt und dem stillen Treiben der beiden Alten zugehört, richtete er sich laut aufathmend aus seiner nieder gebeugten Stellung auf, hob seinen ihm entfallenen Stock von der Erde empor und wandte sich nach dem Wegweiser zurück, um von hier aus den Weg nach seinem ferngelegenen Wohnort anzutreten.

Er hatte vorher rasch nach Hause gehen wollen, um Frau Nebelthau nicht zu lange auf seine Rückkehr warten zu lassen, jetzt aber ging er, ohne es zu wissen, äußerst langsam und seine Miene, wenn Jemand sie hätte beobachten können, würde man auf diesem Wege sehr ernst und nachdenklich gefunden haben. Was aber dachte der ernste Mann auf diesem Wege, zu dem er in dieser Nacht fast eine Stunde gebrauchte? Wir wissen es im Augenblick selbst nicht zu sagen, aus seinen späteren Handlungen jedoch wird es ohne Zweifel klar genug hervorgehen. Daß er aber sehr lebhaft mit sich beschäftigt war, konnte man daraus entnehmen, daß ihm selbst der lange Weg

unglaublich kurz vorkam und daß er plötzlich vor dem noch offenen Gitter seines Gartens stand, ohne zu wissen, wie er so rasch dahin gekommen sei.

Kaum aber waren seine Schritte in der Stille der Nacht erklungen, so schlug die wachsame Dogge unter der Linde ein lautes Freudengebell an und wenige Secunden darauf bewegte sich das Licht im Zimmer der Frau Nebelthau und diese selbst, ihre Lampe hochhaltend, trat ihrem Herrn, der eben die Rampe erstiegen, mit einem von Angst bleichen Gesicht und fast thränenden Augen, auf dem Hausflur entgegen.

SECHSTES CAPITEL. DER KLEINE SAMUEL.

»Um Gotteswillen, gnädiger Herr,« rief ihm die alte Frau mit vor Aufregung bebender Stimme entgegen, »was ist Ihnen geschehen? Wie haben Sie mich und alle Uebrigen so über alle Begriffe geängstigt?«

Der Major, sobald er in das Zimmer der Haushälterin getreten war, nahm den Hut ab, trocknete sich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn und sah die so ängstliche Frau mit einem ganz eigenthümlichen Blick an, in dem sich eine kaum verhaltene gute Laune mit tiefforschendem Ernst wunderbar mischte. »Wie so denn?« fragte er, womit habe ich Sie denn so über alle Begriffe geängstigt? Ich bin mir ja gar keiner Schuld bewußt.«

»Keiner Schuld – o nein, das meine ich auch nicht – aber es ist ja schon elf Uhr vorbei und so spät sind Sie ja noch nie in Grünwald nach Hause gekommen. Mußten

wir also nicht ein Unglück voraussetzen, das Sie so lange fern gehalten hat?«

»Ein Unglück? O nein, ganz und gar nicht, liebe Frau,« versetzte der Major mit einer Milde in der Stimme und einem so freundlichen Gesicht, wie Frau Nebelthau es noch nie an ihm gesehen. »Ich habe mich allerdings verspätet, aber daran ist nichts als meine Unkenntniß der Waldwege schuld. Ich habe mich verlaufen und konnte den Rückweg nicht gleich wieder finden – das ist Alles.«

»Und was hat Sie denn endlich auf den richtigen Weg gebracht?«

»Ein Wegweiser, an dem ich vorüberkam und auf dem ich, nachdem ich ein Licht angezündet, die Richtung nach Grünwald angegeben fand.«

»Gott sei Dank, daß es weiter nichts ist!« seufzte die Alte erleichtert auf, und nun erst hob sie ihr gutmüthiges Gesicht empor und musterte das Antlitz ihres Herrn, dessen milden und freundlichen Ausdruck sie auf der Stelle wahrnahm. »Aber wo haben Sie denn gespeist?« fuhr sie sogleich zu fragen fort.

»Gar nicht, und Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir so bald wie möglich etwas zu essen und zu trinken geben wollten, ich habe einen herrlichen Appetit und Durst mitgebracht. Oder haben Sie so spät nichts mehr bei der Hand?«

»Ach Gott, Herr Major, Ihr Tisch oben steht ja schon seit acht Uhr gedeckt und es soll sogleich Alles aufgetragen werden, was vorhanden ist.«

»Nun, nun – Alles nicht, aber doch Einiges davon,« sagte der Major lächelnd, nickte ihr zu und verließ das Zimmer, um in seine Wohnung hinaufzusteigen und sich dort, sobald ihm der noch wache Hans Würger eine brennende Lampe gebracht, auf ein Sopha zu setzen und sich die immer noch von Schweiß benetzte Stirn zu trocknen.

Frau Nebelthau, froh, daß das gefürchtete Unglück noch einmal glücklich abgewendet sei, trippelte selbst in die Küche, nachdem sie schon vorher die ihr zur Hand hängende Glockenschnur in Bewegung gesetzt. Ihre Angst und Sorge um den Herrn hatte alle ihre Müdigkeit verscheucht, die sie um diese Stunde zu überfallen pflegte, und sie eilte nun, was sie konnte, den Tisch des so hungrigen und durstigen Majors mit leckeren Speisen und einer Flasche guten Weines zu besetzen. Als er sich aber dann gleich am Tische niederließ und mit sichtbarem Behagen zu speisen begann, kam ihr mit der Neugierde die Lust zum Sprechen wieder und so fragte sie mit theilnehmender Miene:

»Aber nun sagen Sie mir doch, Herr Major, wo sind Sie denn eigentlich gewesen und wo haben Sie sich verlaufen?«

»Ich sagte es ja schon: im Walde.«

»Ja, ja doch, ich hörte es wohl, aber der Wald ist groß. In welcher Gegend waren Sie denn?«

Der Major schwieg einen Augenblick, als besinne er sich, was die schlaue Alte wohl bemerkte. »Ich kenne sie ja nicht,« sagte er dann mit einem Ausdruck, daß Frau

Nebelthau daraus schließen zu dürfen vermeinte, er wisse es wohl, aber er wolle nur nicht mit der Sprache heraus. Dabei sah sie auch, daß der Mann vor ihr sich in seine alte Undurchdringlichkeit gehüllt und daß es für heute eine vergebliche Mühe sein würde, weiter bei ihm zu forschen. So begnügte sie sich denn, nur noch mit verwundertem Kopfschütteln zu sagen:

»Ach ja, der Wald ist groß und lang und es giebt der sich kreuzenden Wege viele darin. Aber nehmen Sie sich künftig in Acht, Herr Major. Es ist ein großes Bruch darin mit ellentiefem Moder und Sumpf, und wenn Sie einmal in ein so böses Loch gerathen sollten, dann – dann könnten wir – Gott wende es gnädig ab – einmal noch längere Zeit vergeblich auf Sie warten.«

Der Major hörte mit Essen auf und sah die so ernstlich Redende mit einem Blick an, den sie nicht verstand, so forschend und durchdringend und so ernst und fast trüb war er oder erschien er ihr. Dann aber wandte er sich wieder von ihr ab und sprach kein Wort mehr, bis er mit Essen fertig war, worauf er einfach sagte:

»So. Das hat mir gut gethan. Aber wahrhaftig, es ist beinahe Mitternacht und nun müssen wir Alle schlafen gehen. Gute Nacht!«



Frau Nebelthau hätte viel darum gegeben, wenn sie gewußt, wo und wie der Major eigentlich die langen Abendstunden zugebracht, denn daß er, ohne sich irgend

wo aufzuhalten, immer gegangen sei und daß ihm dabei gar nichts Bemerkenswerthes begegnet sein sollte, glaubte sie ihm diesmal nicht. Danach sah er ihr gar nicht aus und heute weniger denn je. Warum hatte sie denn mit der Zeit sein Gesicht studiren gelernt und las, ohne daß er es ahnte, daraus, was in ihm vorging oder wenigstens, daß etwas darin vorging? Heute Abend aber hatte etwas in seiner Miene gelegen, was ihr durchaus neu und fremd erschienen, und sie hatte zu erkennen geglaubt, daß dies etwas sei, was ihn in eine gewisse innerliche Spannung versetzt und ihn zugleich heiterer oder freudiger als sonst gestimmt habe.

Wie wir sehen, war Frau Nebelthau wirklich eine scharfe Beobachterin, denn der Major fühlte sich nach jenem seltsamen und ihm so neuen Schauspiel in dem einsamen Waldhause in der That zu einer gewissen Heiterkeit aufgelegt. Hatte er doch etwas erlebt, was weit von seinen alltäglichen Wahrnehmungen abwich, was sein einförmiges Stilleben merklich unterbrach und seinem Kopf erwünschten Anlaß zum Denken und seinem Herzen einen lange entbehrten Reiz zum Empfinden gab.

Indessen blieb der guten Haushälterin für diesmal nichts als das weite Feld der Vermuthung übrig und auf dem tummelte sie sich denn auch nach Herzenslust herum. Auch nahm sie sich vor, trotz des Widerspruchs und der Abmahnung des jetzt in seiner neuen Stellung so glücklichen und vielbeschäftigten Neffen, ihre Augen offen zu halten, den stillen und schweigsamen Major möglichst scharf zu beobachten und seine Schritte, sei es im

Walde, auf dem Felde oder sonst wo, zu verfolgen, so weit es bei den schwachen Mitteln, über die sie gebot, geschehen konnte. Dazu aber sollte sie schon am nächsten Morgen unerwartet wieder einen neuen Anlaß haben, obwohl sie auch an diesem Tage in ihren Nachforschungen nicht glücklicher als am vorigen war.

Denn als Hans Würger gleich nach sieben Uhr von seinem Herrn herunterkam, zu welcher Zeit er jeden Morgen seinen pflichtschuldigen Rapport über das Befinden der Pferde abstattete, und als er der Haushälterin anzeigte, daß der Herr Major nach seinem Frühstück verlange, sagte er in selten zutraulicher Weise zu ihr:

»Ich weiß nicht, was mit dem Herrn ist, Madam, er sieht mir ungemein lustig aus und ich soll ihm um neun Uhr schon den Hengst satteln, den er allein ausreiten will. Wissen Sie vielleicht, was in der Luft schwebt und wohin der Herr schon wieder reiten will, da es doch gewiß eben so heiß wie gestern wird? Denn sehen Sie, gestern Mittag, als er vom Pferde stieg, sagte er zu mir: ›Na, bei solcher Hitze reite ich auch nicht wieder!‹ und heute läßt er doch schon wieder satteln, als ob er den gestrigen Tag vergessen hätte. Na ja, da soll Einer klug daraus werden!«

Die Haushälterin schüttelte den Kopf und fertigte den Diener mit einigen nichtssagenden Worten ab. Zu sich selbst aber sagte sie, nachdem sie das Frühstück an Ort und Stelle besorgt: »Ja, der gestrige Tag, der scheint mir auch von Bedeutung zu sein. Wenn schon der dumme

Mensch aus Beelitz mit dem schrecklichen Namen Würger, sagt, daß etwas in der Luft schwebt und ich dieselbe Bemerkung mache, dann muß wohl etwas Wahres daran sein. Hoho, Herr Major, schade, daß ich Ihnen nicht nachfliegen kann; ich wollte bald wissen, woran wir sind, denn daß wirklich etwas ganz Funkelnagelneues in der Luft schwebt, darauf will ich wetten, so hoch Einer will.«

–

Punkt neun Uhr stand auch der Hengst schon gesattelt vor der Rampe. Muthig wieherte das schöne braune Thier, als es die frische Morgenluft einschnob und merkte, daß es einen Lauf in's Freie gebe. Als der Major, der niemals ein Pferd lange vor der Thür warten ließ, gleich darauf die Treppe herunter kam, sah er neben seinem Diener, der den scharrenden Hengst hielt, Frau Nebelt-hau stehen. War es wirklich so oder brachte es nur der Zufall und die kochende Neugierde der alten Frau zu Wege, aber ihr schien ein Anflug von Verlegenheit über das Gesicht ihres Herrn zu ziehen, als sie ihm einen Morgen-gruß bot und fragte, wohin es denn schon wieder gehen solle?

Er erwiderte den Gruß ungewöhnlich freundlich; auf ihre Frage aber sagte er nur: »Ich will meinem Braunen Bewegung machen, er wird mir zu träge im Stall. Im Dienst wurde er stärker mitgenommen, darum soll er tüchtig an die Luft. Jetzt aber Adieu!«

Er schwang sich trotz seines noch immer etwas schwer beweglichen Armes mit Leichtigkeit in den Sattel, und

kaum fühlte das stolze Thier die gewohnte Last, so wiewerte es laut auf und ging dann, vom Zügel noch gehalten, langsam dem Thorwege zu.

Frau Nebelthau sah dem Abreitenden mit gespanntem Auge nach. »Wohin wird er sich wenden?« fragte sie sich im Stillen, »nach dem Walde oder nach den Feldern?«

Sie sollte nicht lange auf die Entscheidung warten, denn vor dem Thore angekommen, lenkte der Major nach dem Walde hin und gleich darauf setzte er sein Pferd in Trab, wo ihn denn bald das bergende Dunkel der Bäume aufnahm.

Frau Nebelthau und Hans Würger waren auch vor den Thorweg getreten und sahen dem abreitenden Herrn mit stillem Vergnügen, aber auch mit einiger Verwunderung nach.

»Hm!« sagte der Diener, sitzt er nicht wieder prächtig zu Pferde, mein Herr? Ja, wer hätte das gedacht, als er damals so blutig und halbtodt auf dem Felde lag! Aber, sehen Sie doch, das ist wirklich etwas Neues, Madam. Er reitet Trab und das thut er doch selten, wenn es von Hause fortgeht. Er muß es also sehr eilig haben. Na, das ist mir der beste Beweis, daß er endlich wieder ganz gesund geworden ist.«

»Haben Sie ihn denn auch noch für krank gehalten?« fragte Frau Nebelthau mit hochgespitzten Ohren.

»Nu ja, so ganz richtig war es wohl mit ihm noch nicht, als er hier ankam, das haben Sie ihm doch wohl angemerkt. Aber jetzt lebt er alle Tage mehr auf, die frische Luft thut ihm wohl und der viele Aerger im Dienst macht

ihn auch nicht mehr übellaunig. Hm, ja! Prächtig sitzt er und wie der Hengst unter ihm trabt! Es ist eine wahre Freude, ein solches Pferd und einen solchen Reiter zu sehen.«

Frau Nebelthau nickte zustimmend; dann aber, da sie im Augenblick doch nicht mehr erfahren konnte, als sie schon wußte, kehrte sie in's Haus zurück, um nach ihrer Wirthschaft zu sehen.

Unterdessen hatte der Major schon lange den Wald erreicht. Fast schien es so, als wäre er nur darum so rasch vom Hofe fortgeritten, um den ihm so neugierig nachschauenden Augen der alten Haushälterin möglichst schnell zu entkommen, denn kaum hatte er den Wald erreicht und fühlte die angenehme Morgenkühle darin, so zog er die Zügel an und ließ den ungeduldig vorwärtstrebenden Hengst wieder in ruhigem Schritt gehen.

Wohin er diesmal sein Pferd lenkte, wir ahnen es schon, denn nur das einsame Waldhaus bei den drei Eichen konnte sein heutiges Ziel sein, da er ›Macbeth's Hexen‹ auch einmal bei Tage sehen und über das reizende kleine Kind nähere Erkundigungen einziehen wollte. Was er sonst eigentlich bezweckte, wußte er vielleicht selbst noch nicht; nur ganz dunkel schwebten ihm einzelne auf- und niedertauchende Gedanken vor, die nur insofern eine bestimmte Gestalt annahmen, als sie sich sämmtlich auf das Kind bezogen, dessen Anblick einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er es sogar in der Nacht nicht aus seiner Phantasie und seinen Träumen hatte verbannen können.

Die dreiviertel Stunden bis zum Waldhause, denn diesmal hatte der Major den in ziemlich gerader Richtung führenden Fahrweg dahin nicht verlassen, waren bald zurückgelegt. Der muthige Hengst hatte noch einmal eine tüchtige Strecke traben und auch sogar galoppiren müssen; eine Viertelstunde vor dem Wegweiser aber wurde er wieder in Schritt gesetzt, und den behielt er bei, bis die Lichtung erreicht war.

Zuerst jedoch, als der Major die drei Eichen und das Haus daneben vor sich liegen sah, hielt er genauere Umschau in der Gegend, als es ihm am dunklen Abend vorher möglich gewesen war. Im Ganzen hatte er zwar Alles ziemlich richtig erkannt, aber das Einzelne wich doch weit von dem am Abend empfangenen Bilde ab.

Die Lichtung war sehr groß und mit Getreidefeldern besetzt, aber augenscheinlich war es nicht uraltes angebautes Feld, sondern erst vor nicht vielen Jahren an Stelle eines alten Hochwaldes getreten, von dem die drei Eichen als letzte Spuren zurückgeblieben waren. In einem ziemlich weiten Halbkreise war sie nach Osten hin von schöner Waldung umgeben, nach Westen und Norden hin aber dehnten sich unabsehbar weit die herrlichsten Weizenäcker aus, bald hügelartig anschwellend, bald sich wieder muldenförmig senkend, wie die Gegenden in der Nähe des Meeres es dem Auge bieten und dadurch die ehemalige Dünenbildung des Bodens verrathen.

Das Häuschen selbst lag ganz nahe an dem Walde, aus dem der Major auf dem nach der See führenden Wege

am Abend vorher gekommen war, aber es war ein äußerst armseliges Bauwerk, halb verfallen und verwittert, mit einem tief eingesunkenen Strohdach und aus ihrer ursprünglichen Richtung gewichenen Balken, so daß der Major nicht begreifen konnte, wie man in einer so reichen Gegend und in der Nähe so wohlhabender Güter noch ein solches Exemplar finden und wie es von Menschen bewohnt sein könne, die ja hier ganz abgeschnitten von aller Welt und in einer fast trostlosen Einsamkeit lebten. Auch das kleine Gärtchen, welches es umgab, war höchst dürftig bestellt. Einige schwach berankte Bohnenstangen, etwas Kohl und Rüben, Petersilie und Zwiebeln waren seine Zierden, und nur unter den vorderen Fenstern war ein kleines Blumenbeet angelegt, auf dem Reseda und Federnelken wuchsen und sich um einen vereinsamten Rosenstrauch fügten, der allerdings einige köstliche Blüten zeigte. Kleine Hollundergebüsche rechts und links beschatteten das Gärtchen und in dem einen derselben stand eine roh gezimmerte Bank, vor der viel weicher Sand aufgehäuft lag, als ob hier der Spielplatz für das Kind wäre, welches in dem elenden Hause von den beiden alten Weibern so zärtlich gepflegt wurde.

Offenbar das Schönste und Hervorragendste in der ganzen unendlich einsamen und abgelegenen Gegend waren die drei, im Triangel stehenden Rieseneichen, die nur wenige Schritte von dem verfallenen Gartenstacket entfernt und dicht vor den sich weithin ausbreitenden Getreidefeldern standen. Stolz und hehr erhoben sie ihre gewaltigen Kronen in die sonnige Morgenluft und wie

ungeheure Schlangen ringelten sich die zahllosen Aeste und Zweige mit ihrem üppigen Blätterwald von den riesigen Stämmen nach allen Seiten, zwischen und unter sich einen saftigen Rasenplatz beschattend, über den sie sich wie ein schützendes Dach breiteten und so ein trauliches Plätzchen bildeten, auf dem das Auge des Nahenden mit stiller Befriedigung weilte.

Der Major ritt, nachdem er die Hütte aus der Ferne betrachtet, um die Eichen herum und da sein Hengst lustig dabei wieherte und Appetit nach dem frischen Grasse darunter verrieth, so stieg er aus dem Sattel, nahm ihm die Zügel ab und ließ ihn sich frei bewegen, wohl wissend, daß das fromme Thier die ihm verliehene Freiheit nicht mißbrauchen und nach alter Gewohnheit an Ort und Stelle ausharren würde, wohin es sein Reiter gebracht.

Dieser nun, nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen und keinen Menschen in der Nähe wahrgenommen, näherte sich langsam dem Hause, trat in das Vorgärtchen ein und schaute durch dasselbe Fenster in das Zimmer, vor welchem er am Abend vorher seinen Beobachtungsposten eingenommen hatte.

Es war heute Morgen Alles still in dem niedrigen, veräucherten Gemach. Das Kind, wonach er zuerst suchte, sah er nicht, es schien aber in dem neben das eine Bett gerückten Wägelchen zu liegen und zu schlafen. Die beiden alten Weiber aber sah er sogleich; sie saßen an dem Tisch mitten in der Stube und tranken ihren Kaffee, den sie sich aus einem großen Topfe in irdene Tassen füllten

und wozu sie kleine Stücke Brod aßen, welches nebst einem Messer auf dem nackten Tische lag.

Als der fremde Mann mit dem dunklen Bart neugierig gespannten Blicks in das Zimmer sah, nahm die älteste der Frauen ihn zuerst wahr und stieß einen heiser klingenden Ruf maaßlosen Erstaunens aus, der auch die andere alsbald auf den Lauscher aufmerksam machte. Beide starrten nun mit verwunderten Gesichtern und weit aufgerissenen Augen nach dem Fenster hin, rührten sich aber nicht vom Platz, als ob sie durch das plötzliche Erscheinen eines Gespenstes auf ihre Schemel gebannt wären.

Da sie sich auch nach längerer Zeit nicht rührten, pochte der Major an das Fenster und gab ihnen einen Wink, aufzustehen und ihm näher zu treten. Langsam, schwerfällig und nicht ganz ohne Furcht, wie es schien, erhob sich die Jüngere und mit einem halb unwilligen, halb neugierigen Gesicht kam sie heran und öffnete mit ihrer harthäutigen Hand den Riegel, der innen das Fenster schloß.

»Guten Morgen!« begrüßte sie der Fremde mit freundlichem Kopfnicken. »Ihr braucht nicht zu erschrecken,« fuhr er fort, als die alte Frau noch immer sichtbar betroffen dicht vor ihm stand, »ich will Euch ja nichts zu Leide thun. Aber zuerst sagt mir: schläft das Kind in dem Wagen da?«

Die Alte, überaus verwundert, daß der Fremde auch schon von dem Kinde wisse, wandte den Kopf nach der mit dem Finger bezeichneten Wiege desselben, dann

drehte sie ihn langsam zu Ersterem hin, nickte und sagte in einem dem Major nur schwer verständlichen Dialekt: »Ja, es schläft!«

»So, dann will ich es nicht stören und Ihr könnt mir wohl meine Fragen hier draußen beantworten, wenn Ihr so gut sein wollt, Euch ein paar Minuten von Eurem Kaffee zu trennen und zu mir herauszukommen.«

Die Alte besann sich nicht lange, flüsterte der uralten Frau hastig einige Worte zu, zog ziemlich rasch ein weites Camisol über ihr weißgraues Hemd und kam dann, wie der Fremde es gewünscht, in's Freie.

»Guten Morgen!« sagte nun der Major noch einmal mit seiner freundlichsten Miene. »Kommt doch einen Augenblick dort nach der Bank und beantwortet mir meine Fragen.«

Die Alte folgte seiner deutenden Hand und bald saß sie neben ihm, mit starrem Blick in sein hellleuchtendes Auge schauend, während die andere Frau, trotzig und starrköpfig, wie das Alter so viele arme Leute macht, bei ihrem Frühstück sitzen blieb und sich um das da draußen Vorgehende gar nicht zu kümmern schien.

»Was wollen Sie denn wissen, Herr?« fragte die Alte endlich, den ihr völlig unbekanntem Mann immer noch mit Verwunderung und Staunen vom Kopf bis zum Fuße betrachtend, wobei dieser sich überzeugte, daß der Ausdruck des greisigen Gesichts vor ihm weder ein böser noch gemeiner war.

»Zuerst sagt mir,« begann er mit vertraulichem Wesen zu reden, »wer wohnt in dem abgelegenen Hause hier?«

»Mein Mann und ich, meine ältere Schwester und die Grittli und das Kind.«

»Wer ist Euer Mann und wie heißt er?«

»Mein Mann ist *jetzt* Holzfäller,« sagte die Alte, den Kopf senkend und das Wort *jetzt* scharf betonend. Gleich darauf aber erhob sie ihn wieder und fuhr nach einem tiefen Athemzug fort: »Er heißt *Peter Bastian*. Die Alte da drinnen heißt *Ule Troll* und ich selbst *Hanne Bastian*.«

»Wie alt seid Ihr denn?«

»Ich bin achtundsiebzig Jahre alt und mein Mann ist nur zwei Jahre jünger als ich. Ule Troll aber ist im vorigen Monat vierundachtzig gewesen und ist meine ältere Schwester.«

»Wem gehört aber das Kind an, das Ihr pflegt, Frau Bastian?«

»Es ist meiner Enkelin Kind, Herr, und ich bin also seine Urgroßmutter, wie die da drinnen seine Urgroßtante ist.«

»Wie heißt das Kind und die Mutter desselben?«

»Das Kind heißt *Johann Samuel Luginbühl* und seine Mutter *Grittli Luginbühl*.«

»Grittli Luginbühl? Das ist ja kein deutscher Name, wie mir scheint, wie?«

»Nein, das ist er auch nicht. Mein Tochterkind heißt eigentlich Margarethe, aber ihr Mann nannte sie von Anfang an Grittli und so nennen wir sie jetzt auch so.«

»Und wer ist denn ihr Mann?«

»Ach, Herr, sie hat keinen mehr und das ist eben das Unglück,« fuhr die Alte fort, die von Augenblick zu Augenblick ruhiger und auch gesprächiger ward, da sie wohl empfand, daß der fremde Herr mit wahrer Theilnahme zu ihr sprach. Grittli war immer ein gutes und fleißiges Mädchen und nährte sich redlich. Sie war Näherin in der Stadt dort und lernte daselbst in dem Hause, wo sie arbeitete, einen Conditorgehülfen kennen. Der war ein Schweizer und schon vor Jahren nach R*** gekommen. Er hatte das Heimweh nach seinen Bergen und sah krank und elend aus, sonst war er ein guter und fleißiger Mann. Nun, die Bekanntschaft zwischen ihm und Grittli war einmal gemacht und um ihn über sein Heimweh zu trösten, heirathete sie ihn. Aber die Krankheit wollte nicht aufhören, er wurde immer schwächer und schwächer und endlich starb er, drei Monate bevor das Kind, der Samuel, geboren ward. So ist es, Herr, und wir haben Alle zusammen unter dem unverdienten Unglück zu leiden.«

»So. Das ist freilich traurig. Aber was geschah denn, als der Conditor gestorben war?« fragte der Major theilnehmend weiter.

»Ja, was geschah! Die Grittli, die erst sechsundzwanzig Jahre alt ist, war sehr betrübt darüber und hielt es nun nicht länger mehr in der Stadt aus. Sie schrieb es an meinen Mann, und dieser, der noch rüstig und stark ist, obwohl er schon alt genug, schrieb ihr wieder – denn er kann schreiben, Herr, er ist früher ein kleiner Forstbeamter gewesen – sie solle mit dem Jungen zu uns kommen,

sie könne sich auch hier ernähren, wenn sie auf den Gütern umher nähen und schneidern wolle. Das Kind solle es bei uns gut haben und an nichts Mangel leiden, so lange auch er noch arbeiten könne. Nun ja, da kam sie und brachte den Jungen mit, der damals drei Monate alt war – jetzt ist er schon zehn alt – und nun sind sie Beide bei uns. Sie selbst aber geht in der Nachbarschaft bei vornehmen Herrschaften herum und näht und schneidert, was sie aus dem Grunde versteht. Nur Sonntags bleibt sie zu Hause und sieht nach ihrem Samuel, ihrem herzallerliebsten Kind. Wenn sie aber in der Woche hier schläft, geht sie schon Morgens um fünf Uhr fort und kommt erst Abends nach neun Uhr wieder, denn die Wege nach den Gütern sind weit. Sie verdient aber dabei Geld, fast mehr als mein Mann, und davon leben wir Alle zusammen, so gut es geht und der liebe Gott es will.«

Der Major hatte aufmerksam zugehört und war nach seiner gewöhnlichen Art stumm und überaus nachdenklich geworden. Aber sein edles Gesicht drückte warme Theilnahme aus und die Alte, die klug genug dazu war und ein scharfes Auge hatte, bemerkte es wohl. Es entstand eine längere Pause im Gespräch, die beiden sich in jeder Beziehung so fern stehenden Menschen maßen sich gegenseitig mit ihren Blicken und schienen mit größerem oder geringerem Erfolg dasan beiden Seiten vor ihnen liegende Dunkel ihrer persönlichen Verhältnisse durchdringen zu wollen.

Was hatte der Major jetzt noch zu fragen? Er wußte es nicht. Er hatte ja mit wenigen Worten die ganze elende

Lage der alten Leute, des kleinen Kindes und dessen Mutter erfahren, und was sonst noch zwischen diesen Worten lag, errieth oder malte er sich leicht in seiner hier richtig tastenden Phantasie aus.

Da wurde die Pause plötzlich vom Innern des Hauses her unterbrochen. Das Fenster, welches Frau Hanne Bastian vorher geöffnet, war offen geblieben und die sich im Garten Unterhaltenden, dicht davor auf der Bank sitzend, hörten deutlich, was in der Stube hinter ihnen vorging.

Das schlafende Kind war erwacht und gab jene nicht zu verkennenden Töne von sich, die Kinder hören lassen, wenn sie aus dem Schlummer erwachen und sich ihrer Umgebung bemerklich machen oder dieselbe zu ihrem Beistande herbeirufen wollen. Kaum aber schlug dieser wimmernde Ton an das Ohr der alten Frau neben dem Major, so fuhr sie in die Höhe und rief:

»Entschuldigen Sie, Herr; ich muß einmal hinein, der Samuel ist erwacht und die alte Ule könnte eingeschlafen sein.«

Rascher als man es ihren Jahren hätte zutrauen sollen, eilte die immer noch rüstige Frau in die Hütte und der Major folgte ihr, ohne weiter eine Aufforderung dazu zu erhalten oder zu erwarten.

Als er in das ärmliche Zimmer trat, schaute er sich verwundert darin um. Er fand in der Nähe Alles so, wie er es schon von draußen gesehen, nur stellte sich die dürftige Einrichtung noch viel klarer heraus. Trotzdem war Alles ziemlich sauber und blank, der Boden mit trockenem

Sand bestreut, der Tisch und die Schemel reinlich gewaschen und auch die Ueberzüge der Betten boten nichts dar, woran ein feineres Gefühl oder ein an größeren Comfort gewöhntes Auge hätte Anstoß nehmen können.

Dennoch preßte eine eigenthümliche Empfindung die Brust des Majors zusammen. Er war schon häufig in seinem Leben in den Hütten der Armuth gewesen, aber noch nie hatte er das seltsame Gefühl der Theilnahme und der inneren Hingebung gehabt, wie jetzt und hier. Er glaubte zum ersten Mal mit klarem und durch seine innere Regung geschärftem Auge zu sehen und mit dem Verstande zu begreifen, was Armuth sei und sein warmes Herz erhielt dadurch einen unwiderstehlichen Anreiz zur Hülfe oder wenigstens zum erkennbaren Mitgefühl.

Indessen konnte er sich in diesem Augenblick nicht lange mit seinen Empfindungen beschäftigen, das Kind nahm fast sogleich seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Es weinte leise, mit wehmüthiger, zum Herzen dringender Stimme, als ob es nach irgend Etwas Verlangen trage, Als es aber den fremden großen Mann mit dem dunklen Bart auf den Fußspitzen mehr gleitend als schreitend auf sich zukommen sah, und als derselbe nun ganz nahe an sein winziges Lager trat, sich zu ihm niederbeugte und es mit seinen glänzenden Augen, die seltener Weise dieselbe dunkelblaue Farbe wie die des Kindes hatten, freundlich ansah, schwieg es auf der Stelle und schaute den Fremden staunend an. Aber dies Staunen dauerte nur einen kurzen Moment, dann ging der Ausdruck des kleinen Gesichts in ein sanftes Lächeln über

und mit diesem Lächeln blieb es auf dem Antlitz des Majors haften, eine stumme Begrüßung die auf diesen, wie ihm selbst däuchte, stärker und bedeutsamer einwirkte, als hätte ein erwachsener Mensch ihm eine lange und zum Herzen sprechende Rede gehalten.

Als der Fremde aber längere Zeit den ihn gleichsam willkommen heißenden Blick des Kindes festgehalten hatte, war es, als ob dies einfache süße Lächeln seine ganze männliche Kraft und sein festes Herz tief erschüttert hätte, und unter der Einwirkung dieser ihn durchschauenden Empfindung hob sich seine breite Brust hoch auf und unwillkürlich streckten sich seine Hände aus, um das ihm entgegenstrebende Kind aus seinem ärmlichen Bettchen zu heben. Das Kind, als erkenne es seine Absicht, schien sich darüber zu freuen; es erhob seine weißen Aermchen, umfaßte, als es sich wohlbehalten auf dem Arm des starken Mannes fühlte, seinen Hals mit der einen Hand und mit der anderen hielt es sich in dem dichten Vollbart fest, um gleichsam noch eine sicherere Stütze in seinem gebrechlichen Zustande zu finden.

In dieser Stellung und ohne ein Wort zu sprechen, ja, seine ganze Umgebung fast vergessend, trat der Major mit dem Kinde an's Fenster und ließ das Licht des Tages voll in sein kleines Gesicht scheinen, um es so endlich genauer betrachten und prüfen zu können.

Das dauerte, wie es den beiden alten, dem Vorgange aufmerksam zuschauenden Leuten vorkam, etwas lange, denn der Major schien an dem kleinen Geschöpf viel Neues und ihm Wohlthuendes zu entdecken. Und das war

auch wirklich der Fall. Er konnte sich nicht erinnern, jemals ein so liebliches, frisches und rosiges Kind gesehen zu haben. Das apfelrunde Gesichtchen, von Natur weiß wie gefallener Schnee, war in Folge des Schlafes mit pfirsichrothen Wangen angehaucht; die rein und schön geschnittenen Mandelaugen strahlten ein süßes Licht aus ihren großen blauen Sternen und der Ausdruck darin war so klug und verständig, als begriffe die noch schlummernde Seele des Kindes schon, was um es her vorging und was das liebevolle Thun des Fremden zu bedeuten habe.

In Felix von Eberstein ging in diesem Augenblick, ihm selbst noch unbewußt, etwas Wunderbares vor. Es war, als ob die klaren, runden Engelsaugen in seine Seele geschaut und die tief darin schlummernden Gefühle plötzlich zum bewußten Leben erweckt hätten. Eine ihn selbst rührende, sein ganzes Wesen ergreifende Sympathie war in seinem Herzen für dieses schwache und hülfbedürftige Geschöpf erwacht. Die Welt schien ihm mit einem Mal so groß und reich, wie sie ihm noch nie erschienen, und seine eigenen Mittel und Kräfte so bedeutsam und unerschöpflich, daß sein bisheriges Leisten und Wirken damit in gar keinem Verhältniß stand. Erst jetzt und wie durch eine ihm von Oben her zugeflossene Einwirkung glaubte er den Weg und die Art und Weise gefunden zu haben, sich das Leben, das ihm immer so schaal und freudenleer, so öde und bedeutungslos vorgekommen, fortan süßer und leichter gestalten zu können. Freilich, bestimmte Entschlüsse faßte er in diesem Augenblick darüber noch

nicht, denn sein Wunsch und Wille war ihm noch nicht ganz klar geworden und sein für alle Zukunft sorgender Verstand trat hier noch nicht in Wirkung. Nur seine Empfindung allein war thätig und seine Gefühle in eine Art schwirrender Bewegung gerathen, so daß er sie noch nicht beherrschen konnte und er sich in diesen ersten Minuten der Aufregung weit eher der Empfangende als der Gebende zu sein dünkte.

Nur noch einmal neigte er seinen dunklen Kopf dem mit kleinen blonden Löckchen bedeckten Kopfe des Kindes zu, ein inniger unsichtbarer Druck seiner Arme preßte es fester an seine Brust, dann aber, seiner Lage sich in Gegenwart der ihn mit seltsamen Blicken anstarrenden alten Frauen bewußt werdend, trat er rasch mit dem Kinde vom Fenster zurück und sich an beide Frauen wendend, sagte er mit leiser und leicht vibrierender Stimme:

»Da, nehmt das Kind und gebt ihm zu trinken, wenn es danach Bedürfniß hat, wie mir scheint. Ich habe es nun gesehen und mir seine unschuldige Miene eingepägt. – Habt Ihr es auch fest und sind Eure Arme stark genug, Frau Troll, daß das Kind bei Euch sicher ist?« fragte er die Greisin, die sich mit zitternder Hast desselben bemächtigt hatte, als könne sie nicht rasch genug ihr Eigenthum aus der fremden Hand zurückerhalten.

»O ja, ich bin stark genug,« erwiderte grinsend die Alte und drückte Samuel liebevoll an ihre welke Brust. Ich habe ihn schon oft genug getragen und werde ihn, so Gott will, noch öfter und länger tragen, obgleich er alle Tage schwerer wird, denn dazu hat Er mir Kraft genug

gelassen, wenn ich auch noch mehr als doppelt so alt bin wie Sie.«

Das Kind hatte seine Aermchen still vom Halse des Majors niedergleiten lassen und sich den zärtlichen Liebkosungen der alten Urgroßtante hingeeben, an die es ja schon so lange gewöhnt war. Als der aufmerksame Mann aber gewahrte, daß Samuel in sicheren Händen sei und von diesen die schon bereit gehaltene Flasche mit Milch erhalte, gab er der anderen Alten einen Wink und trat mit ihr an das Fenster, das immer noch geöffnet stand.

»Frau Bastian,« begann er, seine linke Hand leicht auf ihre Schulter legend, um ihre Aufmerksamkeit ganz in Anspruch zu nehmen, »nun will ich noch mit Euch ein ernstliches Wort reden. Habt Acht auf Alles, was ich sage, es wird Euch und den Eurigen gewiß nicht zum Schaden gereichen. Vor allen Dingen: wann kann ich die Mutter des Kindes sprechen? Aber Ihr müßt mir bestimmt die Stunde angeben, da ich weit von hier entfernt wohne.«

Die alte Frau, nachdem sie gesehen, wie liebevoll der fremde Herr sich gegen das Kind benommen, was ihr bei ihren Verhältnissen und in ihrer abgeschiedenen Lage ein ganz neues Schauspiel gewesen, hatte Muth geschöpft und Vertrauen zu ihm gefaßt und so nahm auch ihr faltiges Gesicht einen viel freundlicheren Ausdruck als im Anfang an. »Ach, lieber Herr,« versetzte sie, mit einer ihrer ungelinken Hände verlegen an dem noch nicht ganz geschlossenen Camisol zupfend, »wie gesagt, nur Sonntags ist die Grittli sicher hier zu finden, da sie in der Woche meist auf Arbeit geht. Wenigstens nur selten ist sie

auch einen anderen Tag zu Hause, und immer geht sie früh fort und kommt spät zurück. Zumeist aber bleibt sie Nachts fort, denn die Herrschaften sehen es lieber, daß sie bei ihnen schläft, weil sie dann am Morgen nicht müde ist und besser arbeiten kann.«

»Also bestimmt nur Sonntags. Gut. Morgen haben wir gerade Sonntag – ist sie also morgen hier zu finden?«

»Den ganzen Tag, Herr, namentlich wenn ich es ihr heute Abend sage, obgleich sie Sonnabends immer am spätesten kommt und oft erst, wenn wir schon Alle zu Bett sind.«

Der Major nickte befriedigt. »Dann wollen wir gleich die Stunde bestimmen,« sagte er. »Ich werde zwischen zehn und elf Uhr hier sein. Sagt das der Mutter und grüßt sie einstweilen von mir. Ich habe nothwendig mit ihr in Betreff des Kindes zu sprechen. Wollt Ihr diese Bestellung ausrichten?«

»Ach Gott ja, Herr, warum sollte ich nicht?«

Der Major schwieg und schien über Etwas nachzudenken. Offenbar wollte er noch etwas sagen oder thun, auch griff er schon mit der Hand nach der Tasche, worin er seine Börse trug, aber einen Augenblick darauf hatte er sich anders besonnen. Langsam, fast bedächtig sah er sich nur in dem ärmlichen Hüttenraum um, als wolle er sich jeden einzelnen Gegenstand darin genau einprägen, dann nickte er, mehr in Gedanken als mit einer bestimmten Absicht gegen die Frau hin.

»So sind wir einverstanden,« sagte er endlich. »Also bis morgen. Nun aber will ich noch dem kleinen Samuel Lebewohl sagen und dann wieder zu Pferde steigen.«

Er trat zu der anderen Alten, die, das Kind auf dem Schooße, am Kamin saß und es aus der Flasche tränkte.

»Was trinkt es da?« fragte er, mit einem Finger sanft die glatte Stirn des Knaben berührend.

»Es ist Ziegenmilch, von unserer Ziege,« flüsterte die zahnlose Alte. »Wir hatten sie schon, ehe der Samuel zu uns kam, aber jetzt pflegen wir sie doppelt.«

»Das ist recht. Gott wird es Euch lohnen, nehmt Euch des Kleinen nur recht sorgsam an.« Und er beugte sich tief zu dem Kinde nieder, das seine Portion Milch eben zu sich genommen, ergriff die eine kleine Hand und, kaum wissend, was er that, hatte er das weiche runde Händchen rasch an seine Lippen gedrückt.

»Wundert Euch nicht, daß ich das Kind so lieblose,« sagte er, »als müsse er sein unwillkürliches Thun selbst entschuldigen. »Aber der Kleine gefällt mir und daß er eine Waise war, schon ehe er geboren wand, schmerzt mich tief. Nun, er ist ja nicht verlassen und Ihr seid gut und freundlich gegen ihn, wie ich gesehen habe. Das gefällt mir auch und ich werde es Euch nicht vergessen. Jetzt aber lebt wohl, ich muß nun nach Hause reiten.«

Ohne weiter auf die dankbaren Abschiedsgrüße der Alten zu achten und als habe er schon zu lange in dem dumpfigen Zimmer verweilt, wandte er sich rasch zur Thür, so daß ihm Niemand so schnell folgen konnte. Flüchtig schritt er durch den Vorgarten den Eichen zu,

schon auf der Ferne seinem Pferde pfeifend, das ruhig unter den Bäumen graste. Als er es aber erreicht, zäumte er es auf und stieg in den Sattel. Dann erst noch einen Blick nach der ihm stumm und verwundert nachschauenden Urgroßmutter zurückwerfend und sie mit der Hand grüßend, ritt er langsam von der Lichtung fort und bald war er den Augen der Nachschauenden zwischen den Bäumen verschwunden und die elende Hütte lag wieder einsam wie sonst hinter ihm.

So gern der feurige Hengst in größerer Eile dem heimatlichen Stalle zugetrabt wäre, so mußte er doch dem Zügel gehorchen, der ihn zum gemessenen Schritt zwang, denn der Reiter fühlte keine Lust, sich den Weg durch Eile abzukürzen, da er mehr als sonst in seinem Kopfe zu überlegen hatte. Wenn der Major auch heiterer als früher war und mit seinen heutigen Erfolgen im Waldhause zufrieden sein konnte, so verrieth sich doch das in seiner Miene nicht, vielmehr saß er, den Kopf ungewöhnlich tief niedergebeugt, sinnend, fast träumend im Sattel, im Geiste sich Alles wiederholend, was er gesehen und gehört, und vielleicht auch was er in den wenigen Minuten empfunden hatte, als er den kleinen Samuel auf einem Arme hielt.

Was er aber auch denken oder empfinden mochte, zu einem bestimmten Entschluß kam er auch jetzt noch nicht, und wenn er den Willen hatte, handelnd in das

Schicksal einiger ihm bisher unbekannter Menschen und namentlich in das des armen Waisenkindes einzugreifen, so bedurfte die einzuschlagende Handlungsweise doch einer ernstlichen Ueberlegung, da er wohl einsah, daß ein augenblickliches und rasch vorübergehendes Eingreifen in die ihm nur offenbarten Verhältnisse von keinem wirklich erspriesslichen Erfolge begleitet sein könne. Nein, wenn hier wirksam geholfen werden sollte – und das stand einmal bei ihm fest – so mußte es allmählig, langsam und mit Vorbedacht für die ganze fernere Zukunft des Kindes geschehen und eben darin konnte er im Augenblick noch nicht mit sich einig werden.

So, recht im Innern mit sich selbst beschäftigt, kam er eine Stunde später in Grünwald an, und Frau Nebelt-hau, als sie ihn die Rampe heraussteigen sah, nachdem Hans Würger das Pferd in Empfang genommen, glaubte zu bemerken, daß ihr Herr nachdenklicher und in sich versunkener zurückkehre; als er gegangen war. Indessen schien ihr diese nachdenkliche Miene nichts Beklommene oder gar Düsteres zu haben, wie früher, ja, in dem Auge, womit der Major sie ansah, als sie ihm auf dem Flur entgegentrat, und in dem Ton seiner Stimme, womit er sie begrüßte, lag ein so freundlicher Ausdruck und eine so warme Milde und Weichheit, daß sie dadurch augenblicklich wieder zu seinen Gunsten gestimmt wurde und ihr seine einsamen, geheimnißvollen Ritte und Spaziergänge in einem viel weniger bedeutungsvollen Lichte erschienen.

Als sie ihn Mittags, während sie ihn bei Tische bediente, fragte, ob er einen angenehmen Ritt gehabt, ob es ihm nicht zu heiß gewesen und ob er ihr gar nichts Neues zu berichten habe, sagte er nur kurz und offenbar zerstreut:

»Ja, der Ritt war angenehm. Ob es aber heiß war, weiß ich eigentlich nicht, ich habe nicht darauf geachtet. Doch – fragen Sie mich weiter nicht. Ich sehe wohl, Sie möchten gern wissen, wo ich gewesen bin, aber ich kann Ihnen heute noch nichts Neues sagen, vielleicht aber – ein andermal.«

Frau Nebelthau, obwohl sie auch diesmal, wie sie wohl einsah, in ihren Nachforschungen nicht glücklicher gewesen, als am vorigen Tage, freute sich doch über diesen Ausspruch ganz ausnehmend und stellte alsbald jede weitere Erkundigung ein. Denn nun war ihr nicht allein bestätigt, daß wirklich etwas Neues in der Luft schwebte, sondern sie hatte auch vernommen, daß sie – vielleicht – ein andermal dieses Neue erfahren werde. Damit war die leicht befriedigte Frau für's Erste schon sehr zufrieden und sie verließ ihren Herrn nach Tisch in der festen Zuversicht, daß sich nun Alles bald aufklären und sie alsdann eine Theilnehmerin seiner Gedanken und Erlebnisse werden würde.

Der Major legte sich nach dem Essen zwar wie alle Tage auf sein Sopha, aber weder las noch schlief er. Der kleine Samuel ging ihm unaufhörlich im Kopfe herum und das liebliche Gesicht des Knaben schwand nicht aus seinen Augen, so oft er auch an etwas Anderes zu denken

versuchte. Nachdem er so wohl eine Stunde grübelnd dagelegen, stand er auf, ging lange im Zimmer hin und her, bis er endlich nach seinem Kaffee verlangte und dabei nach der vor ihm liegenden Zeitung griff.

Allein auch die politischen und sonstigen Neuigkeiten, die er mit raschem Auge überflog, leiteten seine Gedanken nicht von dem einsamen Waldhause ab und als er die Blätter endlich wegwarf und seine Blicke auf den Sonnenschein fielen, der auf den Lindenbäumen vor seinen Fenstern lag und das vor ihm weit geöffnete Land mit seinem goldenen Licht übergieß, fühlte er die Neigung, schon wieder in die Natur hinauszutreten und in ihr seine Grübeleien, die ihn einmal siegreich umspinnen, fortzusetzen.

Diesmal aber schlug er den Weg nach den westwärts gelegenen Feldern ein, ging eine Weile darüber hin, ohne auf das schöne, schnell reifende Getreide zu achten oder den köstlichen Gesang der ihn umwirbelnden Lerchen zu hören, schlug aber plötzlich eine andere Richtung ein und kehrte in einem großen Bogen zu dem ihn mit geheimnißvollen Kräften und magnetischen Banden umspinnenden Walde zurück.

Als er ihn endlich gegen Abend und schon bei sinkender Sonne erreicht, durchschritt er langsam den gewaltigen Forst, aber er achtete diesmal genauer auf den Weg, den er nahm. Die Richtung, in der das Waldhaus lag, war ihm nun schon zu bekannt, um wieder fehlgehen zu können, und sie hielt er inne, obwohl er sich seinem Ziele nur auf weiten Umwegen näherte.

So war es allmählig ganz Abend geworden, jedoch war es ihm noch nicht dunkel genug, um ungesehen in die Nähe des einsamen Hauses zu gelangen. Er wollte heute nicht mehr daselbst bemerkt werden, um die Leute nicht unnötig zu stören oder zu beunruhigen, aber selbst sehen wollte er es doch und sich überzeugen, was in dem Innern desselben vorging und ob die alten Frauen in der Pflege des Kindes auch heute ihre Schuldigkeit thäten.

Endlich aber, als die Sonne schon lange hinter den Horizont der weiten Ebene gesunken war und die Schatten der heraufziehenden Nacht Wald und Flur in ihren Mantel hüllten, schritt er aus dem Walde hervor und dem Wegweiser näher, bevor er aber ganz heran trat, hielt er noch genaue Umschau in der Gegend, ob auch Niemand da sei, der sein Vorhaben erspähen könne.

Alles war lautlos still ringsum. Friedlich lag das Häuschen unter dem nächtlichen Himmel mit seinen blinkenden Sternen und die drei Eichen standen wie treue Wächter unbeweglich daneben, da nicht der leiseste Wind ihre Blätter berührte.

Jetzt erst wurde dem Major ganz wohl um's Herz; der Magnet, der ihn hierhergezogen, hatte seine Wirkung gethan und ihn abermals an sein Ziel geführt, das ihm, wunderbar genug! von Stunde zu Stunde ein immer lieberes und wertheres ward.

Zwei Minuten später stand der eifrige Lauscher wieder am Fenster und schaute wie am ersten Abend unbemerkt in die verräucherte Stube. Die Waschung des

Kindes, wenn sie überhaupt alle Abende erfolgte, mußte bereits vorüber sein, denn die Urgroßmutter hatte es auf dem Arm und ging leise singend und die kleine Last schaukelnd im Zimmer hin und her, während Ule Troll am Heerde saß und sich die vom Alter kalten Hände am mattglimmenden Reisigfeuer wärmte. Aber dies dauerte nicht lange, Samuel mußte eingeschlafen sein, denn bald legte ihn seine Wärterin in den kleinen Wagen, deckte ihn sorgsam zu und blieb einen Augenblick davor stehen, um das schlafende Kind mit stillem und geheimnißvollem Lächeln zu betrachten.

Felix von Eberstein wurde durch dies Thun der grämlichen Alten seltsam gerührt und sein Entschluß, den Leuten insgesamt Gutes zu thun, dadurch nur noch mehr bestärkt. »Also sie sorgen für den armen Jungen und haben ihn lieb,« sagte er im Stillen zu sich, »ich sehe es. Na, das wollte ich bloß wissen. Das soll ihnen vergolten werden, ich bin zufrieden mit ihnen. Morgen werde ich auch die Mutter kennen lernen und sprechen und dann soll sich das Uebrige bald finden.«

Er wollte sich eben vom Fenster entfernen, als er wieder unbeweglich davor stehen blieb, denn ein neuer Vorgang entwickelte sich soeben im Zimmer und eine dem Lauscher noch unbekannt Person trat auf die unscheinbare Bühne. Eine schmale Thür, die neben dem Kamin lag und in den hinteren Theil des Hauses führen mußte, öffnete sich und herein schritt ein alter Mann, der offenbar

der Hausher, also Peter Bastian, der Holzfäller. Trotz seines hohen Alters stellte er sich noch immer als eine kernige und nicht unansehnliche Erscheinung dar. Zwar war er nicht sehr groß, aber ungemein breit in der Brust und hatte ein Paar Schultern, Arme und Hände, die einem Herkules Ehre gemacht haben würden. Sein Schädel war vorn fast ganz von Haaren entblößt und das kahle Haupt glänzte wie von Fett, als er in den Bereich des Lichtes der Oellampe auf dem Tische trat. Was aber von Haaren daran zusehen war, eben so wie der struppige Bart, der Wangen und Kinn umschloß, war schneeweiß wie bei seiner Frau und Schwägerin. Auf seinem wettergebräunten Gesicht, das ziemlich voll war und von einer unzerstörbaren Gesundheit zeugte, las man, daß er viel Sturm und Regen in seinem langen Leben durchgemacht. Die kleinen Augen lagen tief unter dichten schneeweißen Brauen versteckt, die große Nase reckte sich kühn und habichtsartig gebogen in die Luft und der gewaltige Mund, den noch alle Zähne zieren, öffnete sich jedesmal, wenn er sprechen wollte, schon einige Secunden vorher, ehe der erste Laut hörbar wurde. Im Ganzen war der Ausdruck seines Gesichts ein gutmüthiger, nur um die Augen, wenn er sich erhob und Jemanden ansah, lag ein Zug berechnender Verschmitztheit, der das Gesicht gerade nicht freundlich, aber noch weniger böß machte, so daß man Zutrauen zu ihm gewinnen konnte, zumal wenn man ihn sich so leise und vorsichtig durch das Zimmer bewegen sah, um

dem sogleich erhaltenen Winke der Frauen nachzukommen, die ihn damit auf das schlafende Kind aufmerksam gemacht hatten.

Als Peter Bastian in Hemdsärmeln mit etwas knarrenden, bis an die Kniee reichenden Wasserstiefeln in das Zimmer trat, hielt er eine kurze Pfeife mit einem alten Maserkopf in der Hand. Sein erster Schritt aber war nach dem Heerdfeuer gerichtet, wo er sie mit einer aufgelegten Kohle in Brand steckte, um alsobald dichte Rauchwolken von sich zu blasen. Dann rückte er leise einen Schemel an den Tisch, vor dessen zwei anderen Seiten sich bereits die beiden Frauen niedergelassen hatten, und setzte sich zufällig so, daß gerade die Seite frei blieb, die nach dem Fenster lag.

Als der Major auf dies seltsame alte Kleeblatt hinsah, mußte er unwillkürlich lächeln. Er hatte offenbar ein Rembrandt'sches oder wenigstens das Bild eines alten niederländischen Malers vor sich. Die verräucherte Stube mit der niedrigen Balkendecke und den wurmstichigen, dunkel gefärbten Geräthen, der hölzerne blank gescheuerte Tisch mit der blechernen Oellampe; im Hintergrunde der offene Kamin mit dem matt glimmenden Reisigfeuer; rechts und links die altväterischen, hochaufgestapelten Betten und das in seiner eigenthümlichen, selbstgezimmerten Wiege schlafende Kind – Alles war, wie jene Meister es ihm so oft vor Augen geführt. Es fehlte nur noch die spielende Katze und der schlafende Hund oder die meckernde Ziege, um das charakteristische Bild vollständig zu machen. Die Hauptstaffage im Vordergrund aber

bildeten die drei greisigen Leute mit den verwetterten Gesichtern, den zahllosen Falten darin und den nackten Armen und Händen, die jetzt sämtlich feierten, denn die Tagesarbeit war gethan und der Vorabend des Sonntags, des Ruhetages der Armen, war gekommen.

Als die drei alten Leute so eng bei einander um den Tisch saßen, sahen sie sich erst eine Weile sprachlos und abwartend an. Dann aber fing der Mann leise an zu sprechen und es mußte etwas Wichtiges und für Alle Bedeutsames sein, denn er legte dabei den rechten Zeigefinger an die Nase, während die Linke die Pfeife hielt, und diese Geberde machten ihm auch die Weiber nach, sobald das eine oder andere von ihnen das Wort ergriff. Was sie sprachen und verhandelten, blieb dem Major natürlich ein Geheimniß, allein wenn er auch ihre Worte vernommen hätte, er würde nicht klug daraus geworden sein, da sie sich in einem Dialekt unterhielten, der für den Uneingeweihten, namentlich den Fremden, völlig unverständlich war.

Dennoch blieb der Major noch eine geraume Zeit am Fenster stehen, um sie zu beobachten, denn eine so interessante und charakteristische Gruppe glaubte er lange nicht vor sich gehabt zu haben. Endlich aber entschloß er sich zum Aufbruch, um nicht wieder zu spät zu Hause anzulangen und die ihm bereits offenbare Neugierde der Frau Nebelthau noch mehr zu schüren. So warf er denn nur noch einen Blick auf den ruhig in seiner Wiege schlummernden Knaben, einen zweiten über das greisige

und so harmlos plaudernde Kleeblatt, dann schritt er leise durch den Vorgarten zurück und stieg vorsichtig über den niedrigen Zaun, damit die knarrende Stackethür ihn nicht verrathe.

Bald hatte er auch den Kreuzweg am Wegweiser erreicht und nun nahm er einen kräftigen Schritt an, um bald nach seiner wohnlichen Heimat zu gelangen.

SIEBENTES CAPITEL. FRAU GRITTLI UND DER MAJOR ALS KÄUFER.

Als Hans Würger am nächsten Morgen um sieben Uhr in das Zimmer seines Herrn trat, saß dieser schon am offenen Fenster und las die Zeitung vom vorigen Tage. Denn die Zeit für Studien und Unterhaltungen der Art war dem guten Major seit einigen Tagen kurz zugemessen, da er nicht nur mehr als sonst im Freien umherschweifte, sondern auch mit sich selbst und seinen kleinen Erlebnissen vollauf beschäftigt war.

»Was befehlen Sie für heute, Herr Major?« fragte der treue Diener, nachdem er die gereinigten Kleider seines Herrn auf die dazu bestimmte Stelle gelegt hatte.

»Sattle den Hengst um halb Zehn, aber sei pünktlich, ich muß noch vor zehn Uhr fort.«

»Satteln soll ich – und nur den Hengst?« lautete die mit deutlicher Verminderung gesprochene Frage.

Der Major sah seinen Diener, der in soldatenmäßiger Haltung, aber mit etwas verblüfftem Gesicht vor ihm stand, forschend an. »Was hast Du Dich denn darüber

zu wundern, Hans? Ist es Dir etwas Neues, daß Du den Hengst satteln sollst?«

»O nein, gar nicht, Herr Major. Aber soll ich denn nur den Hengst satteln? Ich dünkte, Sie könnten auch einmal dem Wallach einige Bewegung gönnen und – mich mit sich nehmen.«

»Ach so,« erwiderte der Major lachend, »das ist der Hauptpunkt: Dich mitzunehmen! Aber nein, mein Freund, das geht heute nicht, doch bald, recht bald sollst Du mich überall hin begleiten. Dem Wallach eine tüchtige Bewegung machen kannst Du aber doch, wie alle Tage. Sattle auch ihn, wenn ich fort bin und reite nach den Feldern da drüben und bringe mir am Mittag Nachricht, wie es mit dem Roggen steht.«

Hans sah den ernst redenden Herrn groß an. Das, was er eben gehört, klang ihm ganz seltsam. Er sollte, während sein Herr nach dem Walde ritt, nach den Feldern reiten und sehen, wie es mit dem Roggen stehe? Seit wann bekümmerte sich denn der Major, der nichts weniger als Landwirth war, um den Roggen. Indessen sagte er weiter nichts und nachdem er den Herrn, der sein Gesicht schon wieder von ihm abgewandt, noch einmal verwunderungsvoll betrachtet, drehte er sich vorsichtig auf dem Absatz um und verließ das Zimmer.

Einige Minuten nach halb zehn Uhr trat der Major in Sporenstiefeln und seinem gewöhnlichen grauen Anzuge auf die Rampe und fand daselbst Frau Nebelthau vor, die ihn schon erwartet hatte und außerordentlich freundlich

begrüßte. Offenbar hatte sie mit Hans Würger gesprochen und von ihm die Befehle des Herrn erfahren.

»Sie wollen also schon wieder reiten?« fragte sie, als er ihren Gruß erwidert und eben die Rampe hinabsteigen wollte.

Der Major blieb einen Augenblick stehen und versetzte: »Wie Sie sehen, ja! Aber warum fragt Ihr mich denn heute Alle so sonderbar? Was ist es denn Wundersames oder Absonderliches, daß ich heute wie alle Tage reite?«

»Ei nein, wunderbar und absonderlich ist es gerade nicht, Herr Major,« erwiderte die Alte dreist, »aber ich – ich dachte nur, weil wir heute Sonntag und so schönes Wetter haben, würden Sie – vielleicht einmal nach der Kirche in B*** fahren.«

»Ach so, nun verstehe ich Sie und Sie haben eigentlich Recht, Frau Nebelthau. Aber wissen Sie – ich gehe auch in eine Art Kirche und halte dort im Walde meine Andacht, eine recht gute Andacht, die dem Herrn gewiß nicht minder angenehm ist. Wenn Sie aber nach der Kirche fahren wollen, so steht Ihnen die Chaise zu Gebote und wenn Sie glauben, daß der liebe Gott die Gebete in der Kirche leichter erhört als in seiner freien Natur, so können Sie ja, wenn Sie so gut sein wollen, auch für mich eins mitsprechen. Doch nun leben Sie wohl, ich muß fort.«

Die Alte sah ihn kopfschüttelnd in den Sattel steigen und brachte nur mit Mühe ihr: »Guten Morgen, Herr Major!« vor. Als sie aber in das Haus zurückging, seufzte sie laut auf und sagte zu sich: »Nun, wie Gott will! Er hat

mich schon wieder abblitzen lassen, aber am Ende werde ich doch – hinter seine Andacht kommen. Also Geduld! Gut Ding will Weile haben. Aber beten für ihn – wahrhaftig, das will ich von Herzen gern und unter allen Umständen thun.«

Unterdessen hatte der Major in kurzem Galopp den Wald erreicht und erst mitten im Grünen ließ er sein feuriges Pferd im Schritt gehen. Es war köstlich im Walde um ihn her. Die Morgensonne schien nicht allzu heiß und im Schatten der reichbelaubten Bäume war es noch frisch und kühl. Auf allen Zweigen jubelten und zwitscherten die Vögel und als der Reiter eine Weile aufmerksam auf ihren Gesang gelauscht, kam wirklich eine feierliche Stimmung über ihn, eine wahre Sonntags- und Kirchenstimmung, denn die Gedanken, die er diesmal in seinem Kopfe barg, waren gleich dem reinsten Gebet und deshalb Gott, zu dessen großem Herzen sie drangen, gewiß eben so wohlgefällig, wie wenn sie in einer Dorfkirche und in Gegenwart so viel unberufener Zuschauer zu ihm emporgesprochen worden wären.

Ja, der Major dachte hier in dem schönen, grünen Walde an den kleinen Samuel und empfahl ihn dem Schutze Gottes, der ihn bis hierher bewahrt und in die Obhut zärtlich für ihn besorgter Menschen gegeben hatte.

So schritt der Hengst, bald schnaubend, bald wiehernd, als freue auch er sich des herrlichen Sonntagmorgens und der erquickenden Waldluft, seinem Ziele zu und dem stillen Reiter wurde es immer feierlicher zu Muthe, je mehr er sich demselben näherte, denn von dem Ausfall

seiner heutigen Beobachtungen und Erfahrungen, glaubte er, hänge viel für die Zukunft des Kindes ab, welches der Zufall – sollte es wirklich der Zufall gewesen sein? – oder auch die Vorsehung so unerwartet in seinen Weg geworfen hatte. –

Bald nach zehn Uhr erreichte der Major den Theil des Waldes, von dem aus er die fruchtbare Lichtung im goldensten Sonnenglanz vor sich liegen sehen konnte. Unter den letzten Bäumen hielt er sein Pferd an, um erst Umschau zu halten, wie er es hier immer that. Anfangs sah er Nichts und Niemanden, plötzlich aber glaubte er Stimmen zu vernehmen, und als er sein Auge nach den drei Eichen wandte, von wo sie herkamen, bemerkte er eine junge Frau, die den kleinen Wagen, die bewegliche Wiege Samuel's, auf dem Rasen spielend hin und her zog und mit dem darin befindlichen Kinde scherzte und tändelte.

Etwas neugierig ritt der Major näher. Noch war er nicht bemerkt worden, als der Hengst aber seinen wohlbekanntem Grasplatz unter den Bäumen sah, wieherte er laut und nun war der Reiter der Mutter Samuel's verrathen. Sie blieb an äußersten Rande des grünen Rasens im Schatten der Eichen stehen, die Deichselstange des Wagens in ihren Händen hinter sich haltend, und sah erwartungsvoll dem ihr verkündeten Besucher entgegen, der dicht an sie heran ritt, sie aufmerksam betrachtete und dann, noch immer im Sattel verharrend, seinen Morgenruß sprach.

Frau Grittli Luginbühl war sauber gekleidet und obwohl sie fast vollständig städtische Kleider trug, so sah

man ihr doch an einer gewissen Einfachheit und Schlichtheit des Wesens und Gebahrens an, daß sie vom Lande herstamme und meist auf demselben lebe. Im Ganzen übertraf sie die Erwartungen des Majors bei Weitem. Sie sah viel jünger aus, als er vermuthet, und hatte ein wohlgebildetes Gesicht, aber eine etwas zarte und nicht allzu kräftige Gestalt, die zu körperlichen Anstrengungen und leiblichen Entbehrungen augenscheinlich nicht geschaffen war. Auf ihrem bleichen Gesichte lag ein etwas kummervoller Ausdruck, der den Beschauer, wenn er es nicht gewußt, schon an sich belehrt hätte, daß ihr Leben nicht immer leicht und angenehm verfliegen und daß sie bereits in jungen Jahren durch die Schule des Schmerzes und der Sorge gegangen sei.

Trotz dieses Ausdrucks stillen und ergebungsvoll getragenen Kummers, brach aber doch auf ihren blauen Augen, die ganz die Augen Samuels waren, bisweilen und namentlich wenn sie sprach, wie die Sonne aus den Wolken, ein Zug von ursprünglicher Heiterkeit und Freudigkeit hervor, der besonders heute offenbar aus dem Gefühl der Befriedigung entsprang, daß sie einmal einen seltenen Festtag habe und, ungestört durch die Sorgen der Welt, bei ihrem Kinde weilen könne.

Als sie nun den langsam näher kommenden Reiter schon aus der Ferne musterte, denn auch sie war gewiß auf ihn neugierig geworden, allmählig aber ihn genauer und schärfer in's Auge faßte, nahm ihr blasses Antlitz einen noch viel froheren Ausdruck an, der beinahe etwas Kindliches an sich hatte, und wenn der Major, als

er ihre äußere Erscheinung studirte, Augen dafür gehabt hätte, würde er erkannt haben, daß in dieser einfachen, bescheidenen Hülle wirklich ein kindliches unschuldiges Herz, voll demüthiger Ergebung wohne und daß ihr sanftes Gemüth ganz geschaffen sei, für alle Wohlthaten, die man ihr erwies, stille Dankbarkeit die tiefsten Wurzeln schlagen zu lassen.

»Guten Morgen!« sagte der Major vom Pferde herunter. »Nicht wahr, ich irre mich nicht, Sie sind Frau Grittli Luginbühl und die Mutter des kleinen Samuel da?«

»Ja, Herr, die bin ich und ich stehe Ihnen zu Diensten, wenn Sie etwas mit mir zu sprechen haben.«

»Aha! Also Sie wissen schon, daß ich hier war und mich nach Ihrem Knaben und Ihren Verhältnissen erkundigt habe!«

»Ja, Herr, das weiß ich. Die Großmutter und die alte Ule Troll haben mir gesagt, daß Sie so gütig waren, sich nach uns zu erkundigen und daß Sie heute wiederkommen wollten. Indessen weiß ich und wissen wir Alle nicht, was Sie hierhergeführt und was Sie mit mir zu sprechen wünschen. Die Alten haben sich schon fast die Köpfe darüber zerbrochen.«

»So, so, nun, das konnte ich mir fast denken. Aber es ist sehe einfach und bald gesagt. Ich hatte mich neulich im Walde verlaufen und da es schon später Abend und ganz finster war, gewahrte ich glücklicher Weise das Licht in Ihrer Hütte. Da kam ich heran und schaute in's Fenster. Das war gerade der Moment, wo die Alten das Kind badeten, und das behagte mir so wohl, daß ich am nächsten

Tage wieder kam, um zu fragen, wie die uralten Frauen zu dem Kinde kamen, und wer dessen Eltern wären. Als ich das erfahren und das arme Kind mir gefiel, wurde ich begierig, auch die Mutter desselben kennen zu lernen und mit ihr über sein Wohl zu sprechen. Da bin ich nun heute gekommen, um, wenn es Ihnen genehm ist, meinen Vorsatz auszuführen.«

»Aha, so also hängt es zusammen!« sagte die Frau wie zu sich selber. »Ich danke Ihnen recht sehr, Herr,« fuhr sie fort, »aber verwundert haben wir uns Alle, denn wir sind gerade nicht an die Theilnahme der Menschen gewöhnt. – Doch, wollen Sie nicht vom Pferde steigen? Hier ist von uralter Zeit her ein eiserner Pflock in der Eiche, auf den können Sie den Zügel legen und das schöne Pferd steht doch im Schatten und kann das Gras erreichen, nach dem es verlangt.«

Der Major war schon aus dem Sattel, noch ehe sie zu Ende gesprochen und bald stand auch der Hengst auf der rechten Stelle und weit genug von dem Wagen entfernt, um dem Kinde nicht gefährlich werden zu können.

»Was macht der Samuel heute?« fragte er gleich darauf und beugte sich nach dem kleinen Wagen nieder.

Die Mutter warf nur einen Blick darauf, dann sagte sie mit etwas gedämpfter Stimme: »Er schläft eben ein, Herr, und ich will ihn nur hinter den Baum dort stellen. So, nun können wir reden, wenn es Ihnen gefällig ist. Wollen Sie vielleicht mit mir in die Stube kommen oder bleiben Sie lieber im Freien?«

»Nein, lassen Sie uns hier auf und nieder gehen, hier sind wir ungestört. Was ich mit Ihnen zu sprechen habe, brauchen die alten Leute vor der Hand nicht zu hören.«

Sie sah den ernst Redenden demüthig und respektvoll, aber doch etwas scheu an, so lange er sprach, jetzt aber, da er schwieg, sagte sie warm: »O, die alten Leute sind gut, namentlich die Großmutter. Ule Troll ist halb kindisch und altersschwach und sie weiß kaum noch, was sie spricht. Nur in Bezug auf den Knaben ist sie ganz vernünftig und sie hegt und pflegt ihn, als ob er ihr eigenes Kind wäre. Aber sie hat nie eins gehabt und darum vielleicht hat sie gerade dieses so lieb.«

»So, nun das ist wohl möglich. Aber was ist denn Ihr Großvater für ein Mann! Den habe ich gestern Abend nur vom Fenster aus gesehen, aber gesprochen habe ich ihn noch nicht.«

»Das können Sie nachher thun, wenn Sie wollen, denn Sonntags ist er immer zu Hause und bringt seinen kleinen Garten in Ordnung. Jetzt hat er nur gerade einen Gang in den Wald gemacht, um uns trocknes Reisig zu holen. Uebrigens ist auch er ein recht guter Mann, nur etwas rasch in seinen Entschlüssen und hastig im Handeln. Doch daran sind wohl seine Schicksale schuld, die ihn tüchtig zusammengerüttelt, aber er hat sich seit vielen Jahren in die Verschlechterung seiner Umstände gefunden. Er arbeitet redlich und theilt jeden kleinen Verdienst den Frauen mit, da er nie in eine Schänke geht und kein Trinker ist. Nur Tabak raucht er gern, und wenn er

den in Fülle hat, ist ihm an Essen und Trinken sehr wenig gelegen.«

Während dieses Gesprächs waren sie unter den Eichen, so weit ihr Schatten reichte, hin und her geschritten. Der Major hatte schon lange an der Ausdrucksweise der Frau, die ein ziemlich reines Hochdeutsch, mit weicher und sich auschmiegender Stimme sprach, erkannt, daß sie viel unter gebildeten Menschen gelebt haben müsse. Auch deutete der Ausdruck ihres kindlichen Auges an, daß sie wohl empfand, wie warm er sich für ihre Verhältnisse interessire und daß sie schnell Vertrauen zu ihm gefaßt habe, obwohl er ihr noch ganz fremd war und ihr heute zum ersten Mal vor Augen trat.

Als sie ihre letzte Rede beendet, sah sie den schweigend vor sich niederschauenden Major forschend an. Aber schon hob er wieder den Kopf und sagte:

»So, nun weiß ich das Hauptsächlichste und das Uebrige kann ich später erfahren. Doch nun wollen wir von Ihnen reden. Ihre Großmutter hat mir zwar schon Einiges aus Ihrem Lebensgange erzählt, aber das genügt mir noch nicht und ich möchte gern von Ihnen selbst Alles hören. Wenn Sie also Vertrauen zu mir haben, und ich wüßte nicht, warum Sie es nicht haben sollten, so erzählen Sie mir, was Sie selbst von Ihrem Leben wissen und darüber denken. Aber seien Sie ganz aufrichtig und verhehlen Sie mir am wenigsten das, was Ihnen Sorge macht.«

Frau Grittli seufzte leise auf, doch besann sie sich nicht lange und sagte ruhig: »Ach, meine Geschichte ist nur

kurz und bald erzählt, Herr, und was meine Sorge betrifft, so dreht sie sich allein um die Zukunft meines Kindes. Ernähren kann ich es jetzt wohl, recht gut sogar; wenn aber die alten Leute hier sterben sollten, und sie sind ja schon alle Drei sehr alt – so wüßte ich wirklich nicht, was ich anfangen und wie ich für den Samuel arbeiten sollte, da ich ihn ja dann selber und allein pflegen müßte. Das sind alle meine Sorgen und weiter habe ich keine, da mir die Herrschaften Arbeit in Fülle geben und Gott mir bisher auch die Gesundheit gelassen hat.«

Und nun begann sie mit der Erzählung ihrer eigenen kurzen Lebensgeschichte, von der wir das Hauptsächlichste schon erfahren haben. Auf den Major aber machte Alles, was er jetzt hörte, einen bedeutend tieferen und nachhaltigeren Eindruck als das, was ihm Frau Bastian berichtet, denn die Art und Weise, wie Frau Grittli es vortrug, setzte ihn fast in Erstaunen und weckte sein ganzes Mitgefühl. Die Frau sprach mit einer so rührenden Einfachheit und Klarheit und mit einer so selbstlosen Bescheidenheit, daß jedes Wort, welches sie vorbrachte, das Gepräge der Wahrheit in sich zu tragen schien, und über ihr eigenes herbes Geschick, schon so früh den Ernährer ihres Kindes verloren zu haben, sprach sie mit so zarter Zurückhaltung und würdevoller Ergebung, daß ihr Zuhörer vollständig von ihrem Vortrag befriedigt und im Innersten seines mitleidigen Herzens ergriffen wurde.

Er hatte ihr mit der gespanntesten Aufmerksamkeit bis zu Ende zugehört und keine Frage dazwischen geworfen. Jetzt, da sie fertig war, schwieg er längere Zeit still, ging

langsam und gesenkten Hauptes neben ihr her und schienen sich zu besinnen, in welcher Richtung er das Gespräch fortsetzen sollte. So dachte wenigstens Frau Grittli. Indessen dachte er schon an etwas ganz Anderes und ihn freudig Bewegendes. Aber auch er machte, um seine Gedanken zu entwickeln, jetzt nicht mehr viele Worte, da er bereits zum schnellen Handeln entschlossen war; offen und ehrlich sprach er sie aus und so sagte er zu der oft schwer athmenden Frau, die ihn von Zeit zu Zeit mit wachsender Verwunderung in die so stolz und doch so götig blickenden Augen sah:

»Meine liebe Frau Grittli! Ihr und Ihres Kindes Schicksal, so früh den Mann und den Vater verloren zu haben und in dieses abgelegene Waldhaus verschlagen zu sein, geht mir nahe. Ich kann mich dabei recht wohl in Ihre Lage versetzen und die Sorge begreifen, die Sie um die Zukunft Ihres Kindes haben. Und daß Sie so fleißig sind, um für sich, für das Kind und gewiß auch für die alten Leute, das nöthige Brod zu verdienen, was Ihnen sicher nicht leicht wird, das macht Ihnen alle Ehre und es freut mich und erweckt mir Vertrauen zu Ihnen. Fassen Sie nun auch zu mir Vertrauen, obgleich Sie mich noch gar nicht kennen, und was ich Ihnen jetzt sagen werde, nehmen Sie als den Ausspruch eines Mannes auf, der es von jeher ehrlich mit den Menschen gemeint und ihnen gern geholfen hat, wo er in Wahrheit helfen konnte. Ihnen nun glaube ich auch etwas helfen zu können und ich will es sogar sehr gern und glücklicher Weise kann ich es auch in meinen jetzigen Verhältnissen. Zunächst nun will ich

Ihnen Ihre Arbeit, wenn nicht um das tägliche Brod, doch um das Wohl des Knaben dadurch zu erleichtern suchen, daß ich Ihnen für Letzteren einige Unterstützung zufließen lasse. Verstehen Sie mich recht: ich will Ihnen etwa kein Geld geben und dann von dannen gehen, in dem Glauben, damit genug gethan zu haben, nein, das will ich nicht, denn ein Stück Geld ist bald verthan und wenn es fort ist, hat man keine Freude mehr davon. Ich aber – so egoistisch bin ich nun einmal – will von meiner Hülfe an dem Kinde einige Freude haben, ich will sehen, was ferner mit ihm geschieht, wie es heranwächst und wie es die Sächelchen kleiden, die ich ihm zukommen zu lassen gedenke. Mit einem Wort, für's Erste will ich die Garderobe des Kleinen, die mir nicht gerade reich zu sein scheint, etwas verbessern und vermehren und dann auch allmählig an das Andere denken, was nothwendig sein wird. Dafür wenigstens sollen Sie künftig nicht mehr zu sorgen haben. Doch damit ich klarer sehe und weiß, was Sie bedürfen, so sagen Sie mir aufrichtig: wieviel verdienen Sie mit Ihrer Hände Arbeit täglich?«

Frau Grittli war bei diesem ihr unerhörten Anerbieten ganz blaß geworden. Ihre Hände rangen sich vor innerer Bewegung fest ineinander, ihr Herz pochte überlaut und in ihre Augen waren Thränen getreten, die sie rasch zu verwischen strebte.

»Ich verdiene täglich fünf Groschen,« sagte sie halb schluchzend und den wohlgebildeten Kopf demüthig senkend.

Der Major erschrak und glaubte nicht recht gehört zu haben. »Wie,« rief er, »fünf Groschen? Das ist Alles, was Sie mit der Arbeit eines ganzen Tages verdienen und reicht denn das für Sie Beide aus?«

»Es *muß* reichen, Herr, und also reicht es auch. Aber außer den fünf Groschen – auf dem Lande ist der Lohn ja viel geringer als in der Stadt – bekomme ich Essen und Trinken und bisweilen auch ein altes Kleidungsstück und so habe ich dafür nicht durch meine Arbeit zu sorgen.«

»So, so!« sagte der Major nachdenklich, während sein empfindsames Herz sich schmerzhaft zusammenkrampfte. »Nun, ich sehe, daß Sie bescheiden sind, sehr sogar. Doch nun weiter, lassen Sie uns rasch zu Ende kommen, da ich sehe, daß Ihnen diese Unterhaltung Thränen auspreßt. Sagen Sie mir also aufrichtig: was fehlt dem Samuel zumeist und was wäre Ihnen das Liebste, wenn ich es Ihnen anschaffen wollte?«

Die Frau schwieg in ihrer großen Bescheidenheit, aber auf ihrem sprechenden Gesicht las der aufmerksame Major schon das Bekenntniß, daß dem kleinen Samuel sehr Vieles fehle.

»Ach Gott, Herr,« sagte sie, »was soll ich das Alles einzeln aufzählen? Was Sie mir für das Kind geben werden, wenn Sie doch so gütig sein wollen, wird immer nützlich sein, eine große Auswahl ist für mich nicht vorhanden; was Sie also für Samuel auswählen mögen – Sie werden in keinem Stücke fehlgreifen und ich werde für Alles dankbar sein.«

Der Major hatte genug gehört und nickte befriedigt mit dem Kopf. In seinem Innern war schon Alles fertig, was er thun wollte und es brauchte nur noch dem völlig gereiften Entschluß die rasche Ausführung zu folgen. »Es ist gut,« sagte er nach einer Weile; überlassen Sie mir also Alles. Das ist mir gerade recht. Nun aber noch Eins. Kann ich Sie nicht einmal an irgend einem Tage in der folgenden Woche sprechen, ohne Morgens vor fünf oder Abends nach zehn Uhr kommen zu müssen? Denn bis zum nächsten Sonntag ist es noch eine ganze Woche hin und so lange möchte ich den kleinen Samuel nicht auf meine Hülfe warten lassen.«

»Ach, Herr,« versetzte die Frau freudig, »das trifft sich diesmal gerade sehr gut. Ich werde in der kommenden Woche am Mittwoch zu Hause sein. Ich war zu dem Tage versagt, aber ich bin abbestellt und so habe ich den Tag frei und wollte ihn benutzen, um für Samuel ein Paar Strümpfe zu stricken, deren er auch bedarf.«

»Gut, also am Mittwoch,« sagte der Major rasch, »das ist mir lieb. Ich treffe Sie doch wieder um diese Zeit?«

»Ja, Herr, wenn Sie so gütig sein wollen, wieder bei uns vorzusprechen. Aber die Großmutter hat mir gesagt, daß Sie einen weiten Weg bis hierher haben, wird Ihnen das nicht zu viele Mühe machen?«

»Durchaus nicht, ich reite oder gehe alle Tage und einige Bewegung muß ich mir bei meinem ruhigen Leben verschaffen. Auch habe ich Zeit und Lust, diese Zeit möglichst gut anzuwenden.«

Die Frau nickte ihm dankend zu, sprechen konnte sie vor innerer Bewegung kaum noch. Aber der Major, der rasch in den Mienen der Menschen las, glaubte in der ihrigen noch einen Gedanken zurückgehalten zu sehen. Auch den mußte er kennen lernen und so sagte er ruhig:

»Sie wollten mir noch Etwas sagen, ich sehe es. Sprechen Sie dreist.«

»Ja, ich möchte wohl wissen,« brachte die Frau mit einiger Mühe hervor, mit Wem ich die Ehre habe zu sprechen. Ich kenne Sie ja gar nicht und die alten Leute konnten mir auch nicht sagen, wer Sie sind, denn sie haben vergessen, Sie danach zu fragen oder es auch für ungeschicklich gehalten, was es am Ende auch ist und warum ich nun selbst um Verzeihung bitte.«

»O,« entgegnete der Major nachdenklich und langsam, »was brauchen Sie denn jetzt schon meinen Namen zu wissen, das ist ja gar nicht nöthig. Wenn Sie mich aber durchaus nennen wollen, so nennen Sie mich Major, denn das bin ich.«

Frau Grittli trat wie erschrocken einen Schritt zurück, athmete laut und sah den fremden Mann mit weit geöffneten Augen und zusammengeschlagenen Händen an. »Ach Du lieber Gott,« brachte sie zitternd hervor, »dann sind Sie wohl gar der neue Herr auf Grünwald, der Major von Eberstein?«

Felix von Eberstein lächelte und dann nickte er. »Aha!« sagte er, »Sie können gut rathen, denn ich bin wirklich der Major Eberstein auf Grünwald. Doch es ist ja ganz einerlei, wer ich bin und thut zur Sache gar nichts. Aber

nun haben wir lange genug gesprochen und ich will lieber heute nicht mehr mit den alten Leuten reden und meine Bekanntschaft mit Ihrem Großvater auf einen andern Tag versparen. Das Wichtigste haben wir ja verabredet. Und so will ich von Ihnen scheiden, doch nein – erst muß ich noch einmal nach dem kleinen Samuel sehen.«

Er näherte sich der Eiche, unter welcher der Wagen mit dem Kinde stand und gewährte dabei nicht, wie Frau Grittli mit einem seltsam scheuen und verwunderungsvollen Blick ihm nachsah, da sie ja, wie sie wohl wußte, von vielen Leuten in der Nachbarschaft die Erste war, die den seltsamen und so viel beredeten Mann mit eigenen Augen gesehen und dabei gleich von einer ganz unerwarteten Seite kennen gelernt hatte.

Unterdessen aber war der Major an das fahrende Bett getreten und hatte sich zu dem fest schlafenden Kinde niedergebeugt. Es lag wie ein schlummernder Engel mit lilienweißem Gesicht und purpurn angehauchten Wangen da. Die nackten, runden Aermchen hatte es nach beiden Seiten von sich gestreckt und die kleinen alabasternen Finger ausgespreizt, so daß man die wunderbar schönen Formen seiner Gliedmaßen völlig und ungestört betrachten konnte. Ein himmlischer Friede lag über dem reizenden Kinde, zu dem so eben Gott im Himmel auch einen Engel in Gestalt eines Menschen gesandt hatte, um über sein Wohl und Wehe zu wachen, und Nichts störte diesen Frieden; nur die Menschen, die es betrachteten, mochten in ihrem tief bewegten Innern über den zukünftigen Frieden des vaterlosen Geschöpfs in Unruhe sein

– es selbst empfand von allen ihren Sorgen und Befürchtungen, ihren Hoffnungen und Wünschen nichts, denn es kannte sie ja noch nicht.

Glückliche Kindheit! Köstliche unwiederbringliche Unwissenheit! Wenn doch dieser Friede, wie er jetzt auf diesem süßen Gesicht lag, immer so bleiben wollte! Aber das Leben – die Welt – die Menschen, o ja, sie zumeist, sie sorgen schon dafür, daß dieser göttliche Friede nur zu bald gestört und in das traurige Gegentheil verkehrt werde! –

Als der Major, diesen oder ähnlichen Gedanken nachhängend, sein Auge und Herz lange Zeit an dem Anblick des Kindes gelabt hatte und sich eben davon abwenden wollte, erwachte es und schlug die reinen blauen Augen voll auf. Es wollte erst ängstlich um sich blicken, als ob es von aller Welt verlassen wäre, da aber sah es das zärtlich bewegte Gesicht der Mutter und dann auch das glücklich strahlende Antlitz des schönen, großen Mannes, und sogleich lächelte es holdselig und streckte seine Aermchen empor, als wolle es die Grüße, mit denen man es bedachte, gleich mit vollen Armen in Empfang nehmen.

Der Major umfaßte sanft den weichen Leib des Kindes und hob es behutsam in die Höhe und an seine Brust. Und wunderbar, Samuel ließ sich diese Liebesäußerung des Fremden herzlich gern gefallen, lächelte ihn vertraulich an und griff dann sogleich wieder in seinen schönen, vollen Bart.

Dieser aber, unendlich darüber erfreut; nickte der Mutter herzlich zu und sagte: »Ist es nicht wunderbar?

Scheint er mich nicht schon zu kennen, obgleich das doch ganz unmöglich ist?«

»Wenn Sie noch öfter kommen,« erwiderte die glückliche Mutter, »wird er Sie schon bald kennen lernen. Das geht bei den Kindern rasch, wenn sie Menschen begegnen, die sie lieben, als hätten sie ein Bewußtsein davon. Und daß Sie es lieben – das sehe ich.«

»Ja,« sagte der Major fest und warm, »da haben Sie Recht, ich liebe ihn. Doch was ist das? Er fängt an zu weinen? Warum?«

»Er wird Hunger haben, es ist seine Speisestunde.«

»Haben Sie ihn selbst genährt, als er klein war?«

»Ach Gott, nein, das konnte ich nicht, ich durfte ja nicht bei ihm zu Hause bleiben, wenn ich ihn am Leben erhalten wollte. Doch jetzt ist auch das überstanden, er ist schon über zehn Monate alt und ißt Alles, was man ihm giebt, denn er hat schon acht Zähne – da – sehen Sie!«

Der Major sah es und sein Gesicht nahm dabei eine unendlich glückliche Miene an. Dann gab er Samuel der Mutter, um ihn in die Stube zu tragen und zu tränken; er aber selbst band sein Pferd los, zäumte es auf und stieg in den Sattel, mit Hand und Mund den Abschiedsgruß sprechend.

Und fort war er, in den sonnenstrahlenden Wald hinein, auch einen Sonnenschein hinter sich lassend, wie er Frau Grittli und ihrem Knaben noch nie im Leben geleuchtet hatte. Ach, ihr Samuel weinte vor Hunger leise

fort, sie aber stand trotzdem noch lange vor den drei riesigen Eichen und schaute mit tiefer Rührung dem Abreitenden nach, so lange ihn die Schatten des großen Waldes ihren Augen nicht verbargen.

Daß der Stolz Felix von Eberstein's, nur seiner eigenen Kraft die Mittel für seine Existenz verdanken zu wollen, und der feste Wille, seine Ausgaben nur von dem Einkommen zu bestreiten, das er sich persönlich erworben, die ererbten Gelder also nur im äußersten Nothfall anzugreifen – ein Stolz und ein Wille, so natürlich und verzeihlich, wenn man den einfach edlen und anspruchslosen Charakter des Mannes in Betracht zog – durch die Gewalt der Umstände einmal gebrochen werden würde, war bei der heranbrausenden Fluth menschlicher Ereignisse und Zufälle wohl vorauszusehen, daß dies aber so bald geschehen sollte, hatte er selbst am wenigsten vermuthet.

Schon am Abend dieses Sonntags, bevor er noch sein Nachtmahl verzehrte, sollte es geschehen und lieferte er uns, seinen stillen Beobachtern, den thatsächlichen Beweis davon. Denn wir sehen ihn im Zwielight des heraufziehenden Abends ganz still vor dem Schreibpult des verstorbenen Onkels sitzen; der Kasten mit dem Gelde, den er seit jenem ersten Tage nicht wieder aufgeschlossen, stand geöffnet und das darin enthaltene Geld lag vor ihm auf der weit ausgezogenen Platte des Tisches.

Sinnend schaute er über seinen Reichthum hin, denn so viel, wie jetzt vor ihm lag, was er endlich erkundet, hatte er früher noch nie in seinem Leben auf einmal besessen. Als er die Summe zweimal übernahm, nahm sein sonst so ruhiges Gesicht einen wärmeren und lebhafteren Ausdruck an, er lächelte sogar einen Augenblick froh in sich hinein, dann aber ward er plötzlich wieder ernst und sagte zu sich:

»Ja, ich habe viel Geld, es ist wahr, und bis jetzt habe ich davon nichts gebraucht und nichts davon ange-tastet. Wozu sollte ich es auch verwendet haben, es lag ja gar keine zwingende Nothwendigkeit vor. Ich habe ja hier Alles gefunden, was ich bedarf und für meine eigene Person kann ich ja nichts ausgeben, wie ich einmal nach meiner alten Liebhaberei still und fern von dem Gewoge der großen Welt lebe. Jetzt aber wird es allmählig anders kommen und zum ersten Mal heute, mein guter Onkel, muß ich in Deinen Geldkasten greifen, denn mein mitge-brachtes Geld ist fast verzehrt und die zwei nächsten Sen-dungen meiner kleinen Pension gehören mir auch schon nicht mehr. Meine lange Reise hat viel gekostet, mehr als ich dachte, und meine Pferde, von denen ich mich nicht trennen mochte, weil sie mir so treu und redlich gedient, konnte ich doch auch nicht hungern lassen, so wenig wie meinen braven Hans. Nun, jetzt haben es, Gott sei Dank! alle Drei gut, so gut wie ich. Hans nährt sich bei Frau Nebelthau's schmackhafter Küche augenscheinlich

vortrefflich und meine Pferde erhalten täglich eine halbe Metze Hafer mehr als sonst, sie können also auch zufrieden sein. Daß ich nun aber für mich von diesem Vorrath nehme, das heißt um ein unerwartetes und plötzlich entstandenes Bedürfniß meines Herzens zu befriedigen, dem würde der gute Onkel wohl beistimmen, wenn er es sehen könne, obgleich es für ein fremdes Kind bestimmt ist, das in gar keiner näheren Beziehung zu ihm und mir steht. In meinen Augen ist darin ein Mensch dem andern gleich – Hoch oder Gering, sie alle haben Anspruch auf unsern überflüssigen Besitz, wenn sie dessen bedürftig und vor unser Auge und unser Herz getreten sind. – Aber wieviel nehme ich denn davon fort? Für jetzt freilich nur wenig, doch will ich lieber mehr nehmen, als ich für den Anfang zu brauchen gedenke. Künftig, allerdings, wird es wohl noch viel mehr werden, doch auch dafür wird sich eine Entschuldigung finden lassen.«

Er griff in die kleine Mulde mit Goldstücken, nahm ungezählt mehrere davon, steckte sie in seine Börse und legte dann das übrige Geld wieder in den Kasten, den er verschloß.

»So,« sagte er, »das wird für morgen reichen. Nächstens aber komme ich wahrscheinlich wieder, und wenn dieser Vorrath erschöpft ist, finde ich beim Justizrath in der Stadt mehr, und jedes halbe Jahr zahlt der Pächter auch und das Alles zusammen beträgt eine ganz hübsche Summe, die ich nimmer für mich allein verzehren könnte. Frau Grittli, freuen Sie sich im Namen Ihres Kindes und danken Sie dem alten Onkel. Er hat wohlgethan, so

sparsam zu sein, im Glauben, daß es für ihn selbst gesch-
ehe; und nun geschah es für uns, denn er hat damit für
uns Alle gesorgt.«

Eben hatte er den Schreibtisch geschlossen und war, in
Gedanken versunken, an das Fenster getreten, um in die
sanft schlummernde Abendlandschaft hinauszublicken,
als Hans Würger leise in's Zimmer trat und fragte, ob
die Madam das Abendessen anrichten lassen könne, es
sei Alles fertig und der Herr habe nur zu befehlen. »

Der Major wandte sich rasch zu dem treuen Menschen
um und sagte: »Ja, sie kann anrichten lassen – aber warte
noch, ich habe erst einige Worte mit Dir zu sprechen.«

Hans reckte sich stramm in die Höhe und nahm wider
den Wunsch seines Herrn und aus purer alter Gewohn-
heit die Stellung eines gehorsamen Soldaten an. »Zu Be-
fehl!« wollte er sagen, aber er besann sich rasch, ver-
schluckte das verpönte Wort und räusperte sich blos.

»Morgen früh,« begann der Major, will ich um acht Uhr
nach der Stadt fahren, Hans. Laß also die kleine Chaise
bereit machen und sage dem Pächter, daß er die Pferde
Mittags wieder hat, wenn er sie brauchen sollte.«

»Er braucht sie nicht, Herr Major,« erwiderte Hans mit
dem alten Respekt, »denn er braucht sie nie für sich, da
sie nur für Sie bestimmt sind. Ich weiß das. Aber ich wer-
de es dem Kutscher sagen.«

»Das kannst Du thun, aber der Kutscher soll mich nicht
fahren, sondern Du. Verstehst Du mich?«

»Ich soll Sie fahren, Herr Major? Ja, recht gern, Sie
wissen wohl, ich kutschire immer mit Vergnügen und

noch dazu nach der Stadt; aber was wird der Kutscher und der Pächter und die – die Madam, die Frau Nebelt-hau dazu sagen?«

Der Major mußte über den Ausdruck in seines Bur-schen Gesicht unwillkürlich lächeln, denn es schien fast, als ob derselbe vor der – Madam mehr Respekt habe, als vor ihm selber. »Was sie Alle denken oder sagen,« erwi-derte er freundlich, ist diesmal ganz einerlei, Hans. Ich will es so und darum geschieht es. – Du hast ja schon lan-ge wieder mit mir reiten wollen,« fuhr er noch freundli-cher fort, »und nun wird Dein Wunsch erfüllt, nur fahren wir, anstatt daß wir reiten. Uebrigens, im Vertrauen zu Dir sei es gesagt: was ich diesmal in der Stadt zu thun habe, brauchen die Leute hier nicht zu wissen – Du ver-stehst mich – eben darum nehme ich Dich allein mit, und weil ich weiß, daß Du schweigen kannst, wenn ich es wünsche, so sage ich es Dir. Hast Du nun begriffen?«

»Ja wohl, Herr Major, Alles in Allem, und ich danke recht sehr für Ihr Vertrauen und freue mich außerordent-lich auf die lustige Fahrt. Es wird prächtig werden. Also um acht Uhr?«

»Punkt Acht. Und wenn Du die Pferde in den Stall gebracht hast – ich meine in der Stadt und wir kehren im ›Großherzog‹ ein – dann kannst Du auch zu einem Schneider, einem Hutmacher und einem Schuster gehen und Dir auf meine Rechnung – Du brauchst nur mei-nen Namen anzugeben – eine neue Livree in der alten Form und denselben Farben bestellen, denn Deine jetzige scheint mir schon etwas abgetragen zu sein und ich will

nicht, daß die Leute hier über unsere äußere Erscheinung ein Gesicht ziehen. Darum werde euch ich Dich lieber zu dem Schneider begleiten und mir selbst neue Kleider bestellen, und dann ist die Sache bald für uns Beide abgemacht. So – damit wären wir fertig und Du brauchst nichts mehr zu sprechen. Ich sehe schon, daß Du vergnügt bist. Und nun geh' und sage Deiner – Madam, daß sie anrichten läßt, ich habe Appetit. Guten Abend!« –

Eine halbe Stunde später war im Speisezimmer der Tisch gedeckt und Frau Nebelthau stand wie gewöhnlich dabei und servierte ihrem Herrn die Speisen. Schon als er, von ihr dazu eingeladen, in das Zimmer getreten war, hatte sie bemerkt, daß er ungemein freundlich aussah und daß er ihr etwas mitzutheilen habe. Ueber alle Begriffe neugierig zwar, wartete sie doch geduldig auf seine Anrede, und endlich sollte diese auch erfolgen, aber ihr einen ganz anderen Aufschluß geben, als sie erwartet hatte.

»Guten Abend, Frau Nebelthau,« sagte der Major höchst leutselig. »Ich habe Appetit – haben Sie was Gutes?«

»Junges Geflügel, Herr Major, ganz delikat – sehen Sie doch!«

»Schön! Doch was ich sagen wollte – schneiden Sie nur immer zu – haben Sie morgen Etwas in der Stadt zu besorgen? Ich fahre früh hin und könnte Ihnen vielleicht gefällig sein.«

Frau Nebelthau riß die Augen weit auf und starrte ihren Herrn lange an, ohne ein Wort zu sprechen. »Nach der Stadt fahren Sie?« fragte sie endlich.

»Ja, ich habe Geschäfte und da ich Herrn Nebelthau den Kutscher nicht nehmen mag, wird mich diesmal Hans fahren, damit er das Fahren nicht verlernt.«

»Sie – wollen nach der Stadt – fahren, ohne Kutscher?« stammelte die Alte, auf der Stelle ein neues Geheimniß witternd. »O, das ist ja seltsam.«

»Seltsam oder nicht, es bleibt dabei und – hören Sie, Frau Nebelthau, halten auch Sie sich bereit, recht bald für mich Arbeit zu bekommen. Was für welche, sage ich Ihnen heute noch nicht, aber vielleicht erfahren Sie es noch in dieser Woche.«

»O, so sagen Sie es mir doch gleich, Herr Major!« bat die alte Frau mit augenblicklich aufgeheiterter Miene. »Sie glauben gar nicht, wie gern ich Etwas für Sie thäte.«

»Ich glaube es nicht nur, ich weiß es. Doch für jetzt kein Wort mehr darüber. Legen Sie vor – ja – geben Sie her, es ist gut.«

Frau Nebelthau verrichtete ihr tägliches Amt fast nur mechanisch, denn ihre Gedanken waren nicht mehr dabei. Sie schwelgte bereits in Wonne, daß sie nun auch bald für den geliebten Herrn in Thätigkeit komme und sein Vertrauen erfahre, nebenbei aber – das Beste von Allem – in seine Geheimnisse eingeweiht werden solle,

denn daß diese ihre neue Arbeit sich auf sein bisher so geheimnißvolles Gebahren bezog, daran zweifelte sie keinen Augenblick mehr.

Es war eine vergnügliche Fahrt, in jeder Beziehung, die von Grünwald aus am nächsten Morgen nach der Stadt unternommen wurde. Hell schien die Sonne, nicht allzu heiß war die Luft, die Lerchen jubelten auf allen Feldern und durch Hügel und Wald zog der duftige Athem des zu Ende gehenden Frühlings, der einen günstigen Sommer und eine reichliche Erndte versprach. Ja, Herr wie Kutscher waren auf dieser Fahrt höchst vergnügt, ein Jeder von ihnen hatte seine besondere Freude, nicht allein an den äußeren Erscheinungen in der Natur, sondern auch an den Vorgängen in seinem Innern, denn Hans sollte die schon lange ersehnte neue Livree erhalten und sein Herr ging einem Genuß entgegen, wie er noch nie einen im Leben gehabt und sich auch noch keinen hatte bereiten können. Ist doch die Freude am Geben mit eine der höchsten auf Erden, weil sie nicht nur eine so unschuldige, sondern zugleich eine doppelte ist und dem Geber wie dem Empfänger das Herz schwellen macht. –

Die guten Pferde, mit denen der verstorbene Besitzer von Grünwald so oft gefahren, thaten auch heute ihre Schuldigkeit und liefen auf den jetzt so glatten Wegen pfeilschnell dahin, und Hans ließ einmal über das Andere, lustig die Peitsche schwingend und damit knallend,

sein stereotypes, halbgemurmertes ›Prächtigl‹ darüber ertönen.

Schon nach einer guten Stunde kam man in der Stadt an und Hans lenkte die Pferde nach dem ihm bereits bekannten Gasthof zum ›Großherzog‹, in den man von Grünwald aus stets einzukehren pflegte.

Während der Diener nun seine Thiere besorgte, erwartete ihn der Major auf der Straße und dann schlugen sie Beide den Weg nach der Wohnung des besten Schneiders ein, den zu erkunden im Gasthof ein Leichtes gewesen war. Als dies erste Geschäft aber abgethan, überließ es Felix von Eberstein seinem Hans, auch im Uebrigen für seine neue Ausstattung zu sorgen, er selbst dagegen ging langsam durch die belebtesten Straßen und sah sich die einzelnen Läden an, um unter ihnen einen oder den anderen zu finden, der seinen Absichten und Wünschen entsprechen würde.

Er sollte Glück haben und bald den richtigen Laden und die verständigste Verkäuferin antreffen. Es war eine Art Linnen- und Wollgeschäft, das am Schaufenster alle Arten Stoffe und Kleider zeigte, wie sie seinem Verlangen entsprachen. Eine ziemlich bejahrte Frau empfing ihn höflich und fragte diensteifrig nach seinem Begehre. Ueber des Majors ernstes Gesicht glitt ein flüchtiges Lächeln, als er jetzt an eine ihm völlig unbekannte Aufgabe ging, indessen faßte er sich schnell und sprach seinen Wunsch kurz und deutlich aus.

»Geben Sie mir,« sagte er, »Alles, was zur Ausstattung eines etwa einjährigen Kindes gehört und denken Sie sich

dabei, daß es nackt und völlig unbekleidet sei, denn ich brauche Alles, was vom Kopf bis zum Fuß für einen so kleinen Weltbürger nothwendig ist.«

Die Verkäuferin machte ein freudiges Gesicht über diesen ganz artigen Auftrag und fragte: »Sehr wohl, mein Herr, ist es ein Knabe oder ein Mädchen?«

»Ein Knabe, beste Frau.«

»Und von welchem Stande?«

Auf diese Klippe war der Major nicht vorbereitet. Er zögerte etwas mit der Antwort dann aber sagte er dreist:

»Nehmen Sie einen guten, wie man sagt bürgerlichen Stand an, aber ich muß Alles vom besten und dauerhaftesten Stoff haben.«

Das war der umsichtigen Frau genug gesagt. Sie holte zuerst noch eine jüngere Gehülfin herbei, kramte mit dieser in allen möglichen Packeten, suchte Dieses und Jenes aus und bald stapelte sich vor dem schweigsam zuschauenden Major ein rasch anwachsender Ballen fertiger und unfertiger Bekleidungsstücke nebst den dazu gehörigen Stoffen und sonstigen nothwendigen Dingen auf.

»Aber es ist nicht Alles genäht und nicht einmal zugeschnitten,« sagte er nach längerer Beobachtung und Ueberlegung etwas unruhig. »Ich hätte gern Alles gleich zum unmittelbaren Gebrauch fertig gehabt.«

»Dann bedaure ich sehr, Ihnen nicht auf der Stelle dienen zu können. Wir haben – und in der ganzen Stadt werden Sie es nicht anders finden – nicht Alles fertig genäht, das wird hier nicht verlangt, wie in der Residenz;

wenn Sie es aber wünschen, kann es in acht Tagen zu Stande gebracht sein.«

In acht Tagen! Das war der Ungeduld des Majors eine viel zu lange Zeit. »Das geht nicht,« sagte er, geben Sie mir dann, was fertig ist, und das Andere – das Andere kann die Mutter des Kindes selbst schneiden und nähen.«

Damit war die Frau sehr zufrieden und bald packte sie die fertigen Kleidungsstücke, die Leinwand zu Hemden, den Flanell zu Unterröckchen, die Stoffe zu Hosen und Windeln, die Krägelchen, die Tücherchen und was sie sonst noch für nöthig hielt, zusammen, und als das geschehen, schrieb sie auf des Käufers Wunsch die Rechnung aus, zog die Summe und überreichte ihm mit einem höflichen Knix das zierlich beschriebene, aber etwas lang gerathene Blatt.

Der Major sah die einzelnen Posten gar nicht an, davon verstand er ja nichts, nur nach der Endsumme blickte er und die schien ihm, seiner ruhigen Miene nach, gar nicht übergroß zu sein. Rasch zog er seine Börse, nahm die erforderlichen Goldstücke heraus und zahlte, ohne einen Schilling abzuhandeln, das Ganze.

Während die Kaufmannsfrau die Rechnung quittirte, schielte sie freundlich nach dem neuen Kunden hin, der ihr zu gefallen schien.

»Kann ich Ihnen sonst noch mit Etwas dienen?« fragte sie mit einem neuen artigen Knix.

»O ja,« sagte der Herr. »Nennen Sie mir einen Materialwaarenhändler, den ich besuchen kann, ich bin fremd in der Stadt.«

»Da drüben,« erwiderte die Frau, an die Ladenthür tretend, »wohnt gleich einer, der hat Alles und ist ein reeller Mann. – Aber wohin soll ich Ihnen diesen Ballen schicken, denn allein können Sie ihn doch nicht mit sich nehmen.«

»Ja so, da haben Sie Recht. Senden Sie ihn, wohl eingepackt und geschnürt, auf der Stelle nach dem Gasthof zum ›Großherzog‹; in zehn Minuten werde ich selbst dort sein und dem Träger seine Last abnehmen lassen.«

»Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr?« fragte die schlaue Verkäuferin – »ich meine nur, für den Fall, daß Sie nicht gleich da wären,« fügte sie etwas erröthend hinzu.

»Das ist nicht nöthig – ich werde nicht auf mich warten lassen. Guten Morgen!«

Zwei Minuten später stand der Major im Materialladen und sah sich darin nach allen Seiten um. Drei Commis von jugendlichem Alter stürzten sich ihm zugleich wie hungrige Tiger entgegen und fragten in einem Athem, womit sie dienen könnten.

»Ich will Zucker, Thee, Kaffee, Chokolade, Tabak, eine Kiste Cigarren und wo möglich eine anständige kurze Pfeife.«

»Die letztere haben wir nicht, aber der Nachbar rechts ist ein Pfeifenhändler; mit dem Anderen aber sollen Sie sogleich bedient sein. Wieviel wünschen Sie von Jedem?«

Eine neue nicht vorbedachte Frage. Wieviel? Ja, wieviel brauchte der Major zu seinem neuen Haushalt im Walde? »Nehmen Sie von Jedem einige Pfunde,« sagte

er gleichgültig, »nur vom Thee nur ein halbes Pfund und hundert Stück Cigarren zu zwanzig Thalern pro Mille.«

»Schön, also einige Pfunde. Vielleicht drei oder vier?«

»Ja, vier, das ist mir für heute genug. Und dann binden Sie mir Alles fest zusammen und schicken es nach dem ›Großherzog‹.«

»An welche Adresse?«

»Das brauchen Sie nicht zu wissen, ich werde die Sachen selbst in Empfang nehmen.«

»Aber wir müssen das doch wegen der Bezahlung wissen!« entgegnete ein dreister Bursch von etwas flegelhaftem Aussehen.

»Darum haben Sie keine Noth, ich bezahle gleich baar.«

»Dann werde ich sogleich die Ehre haben,« lenkte der Commis sehr höflich ein und begann die verlangten Gegenstände hervorzuholen und abzuwiegen. Schon während dies geschah, bezahlte der Major die von einem älteren Mann geschriebene Rechnung und ging dann zu dem Pfeifenhändler, um auch die begehrte Sonntagspfeife für Peter Bastian, den Holzfäller, zu erstehen. Als er aber gleich darauf nach dem ›Großherzog‹ zurückkehrte, stellten sich die Träger der wohlverpackten Einkäufe ein, wurden mit einem Trinkgeld abgefunden und der bereits auch schon anwesende Hans nahm die Sachen in Empfang und legte sie mit etwas verwundertem Gesicht in den Wagen.

»Der Tausend!« sagte er dabei zu dem ihm zuschauenden Major, »die Madam hat ja große Bestellungen gemacht. Aber wie kann sie Sie mit so vielen Dingen belästigen? Da hätte sie ja selbst nach der Stadt fahren können.«

»Das hat die ›Madam‹ nicht gethan, Hans,« sagte der Major ruhig. »Ich habe es für mich gekauft, weil ich es brauche, und Du wirst darüber zu Hause auf Nichts antworten, wenn Du danach gefragt werden solltest.«

»Aber mein Gott, sie sehen es ja, wenn wir es auspacken!« warf Hans schüchtern ein.

»Du bist immer noch zuweilen ein Dummkopf, Hans!« versetzte sein Herr lächelnd. »Gewiß sehen sie es und ich will es ihnen ja auch nicht verbergen.«

»Na, dann können sie mich immer fragen, denn ich weiß ja wahrhaftig nichts, als was ich hier sehe. Aber der Spaß ist prächtig! O, was wird die Madam für Augen machen!«

Das mochte der Major auch denken, denn er lachte still für sich. Während nun Hans den Wagen und die Pferde besorgte, trank sein Herr im Gastzimmer ein Glas Wein. Auch Hans erhielt noch eine Herzstärkung und darauf stiegen Beide in den Wagen, um ohne Zeitverlust nach Grünwald zurückzukehren.

Vergnügter als heute hatte Hans seinen Herrn fast nie gesehen, er kam ihm wie ein ganz anderer Mensch vor. »Aber was wird die Madam sagen!« wiederholte er sich oft im Stillen, »und ach! was für Millionen Fragen wird sie mir wieder vorlegen!«

Darin hatte er sich auch nicht geirrt, denn als die Chaise vor die Rampe fuhr und während der Hofhund noch laut vor Freude bellte, kam Frau Nebelthau schon aus der Thür gelaufen, um ihren Herrn aus dem Wagen steigen zu sehen.

»Sind Sie schon wieder da?« fragte sie freudig. »Guten Morgen, Herr Major! O, das ist herrlich, daß ich heute nicht mit dem Essen zu warten brauche. Aber was haben Sie denn da?«

Hans hatte die beiden großen Ballen vorsichtig aus dem Wagen gehoben und auf die Rampe gelegt. Er machte zwar ein schelmisches Gesicht, aber er sprach kein Wort dabei, ja, er wagte nicht einmal, die Augen zu der Haushälterin zu erheben, aus Furcht, laut auflachen zu müssen, wenn er ihre Verwunderung bemerkte.

»Was ich da habe?« erwiderte der Major. »Dinge, die ich gebrauche, liebe Frau. Lassen Sie sie liegen. Sobald Hans die Pferde in den Stall gebracht – ah, da ist der Kutscher schon. Das ist gut. Nun trage Alles auf mein Zimmer, Hans. So, das ist recht, Eins nach dem Andern, es ist schwer.«

Frau Nebelthau stand mit zusammengeschlagenen Händen und sah den ihr merkwürdig geheimnißvoll erscheinenden Diener mit seinen umfänglichen Packeten die Treppe hinaufsteigen, dem der Major auf dem Fuße folgte, ohne noch ein Wort weiter mit ihr zu sprechen. »Na,« murmelte sie, »das muß ich sagen! Es wird immer besser. Wenn er mir nicht gestern Abend gesagt hätte,

daß er mir bald sein Vertrauen schenken wolle, ich glaube, ich stürbe vor – Neugierde? Nein, Neugierde ist es nicht, wahrhaftig nicht, blos – blos – ach mein Gott, was ist das?«

Ein lauter Krach erfolgte oben auf dem Corridor und dann polterte etwas Hartes die Treppe herunter. Der eine Ballen, den der Commis im Materialladen nicht fest genug gebunden, war aufgegangen und die eingepackten Stücke rollten auseinander und fielen einige Stufen der Treppe herab. Wie der Wind war Frau Nebelthau hinterher, aber die Verwunderung und der Schreck lähmten ihre Zunge und hemmten fast ihren Schritt.

»Was ist denn das?« rief sie endlich laut. »Cigarren? Das lasse ich mir gefallen – Tabak – den raucht er ja nicht. Aber Zucker und – bei Gott! Kaffee! Hm! O, Herr Major,« rief sie mit versteinertem Gesicht, »wozu denn das? Haben wir denn keinen Zucker und Kaffee im Hause?«

Der Major, augenscheinlich etwas überrascht, stand dicht vor ihr, aber der Schaden war einmal geschehen und er mußte dem unaufhaltsamen Strom der Verwunderung der alten Frau ernstlich entgentreten.

»Seien Sie doch ruhig,« sagte er würdevoll und fast gebieterisch. »Wohl haben wir Zucker und alles Uebrig im Hause, aber das hier ist nicht für unser Haus, sondern für Jemand bestimmt, der keinen Ueberfluß daran hat. Und nun lassen Sie es gut sein und bekümmern Sie sich weiter nicht darum. Ich *wünsche* es nicht – wenigstens heute, morgen und übermorgen lassen Sie mich mit Fragen in

Ruh'. Am Mittwoch – ja, am Mittwoch Abend sollen Sie Alles erfahren.«

Frau Nebelthau verstummte. Das Wort *wünsche* hatte der Major mit einem ganz besonderen, nie von ihm gehörten Nachdruck gesprochen und einem so gebieterischen Wunsch mußte sie sich fügen. Als sie aber bald darauf in ihr Zimmer ging, sagte sie, noch ganz aufgeregt von der eben erlebten Scene zu sich:

»Aha! also nun ist es heraus, am Mittwoch Abend werde ich Alles erfahren. Und das verdanke ich nur dem aufgegangenen Packet. Aber das Schicksal ist doch immer gerecht. Der Verräther schläft nicht. Wohin er aber mit dem Zucker, dem Kaffee und dem anderen Zeug will, weiß Gott, jetzt bin ich noch zehnmal so neugierig geworden als vorher!«

ACHTES CAPITEL. DER VERRÄTHER SCHLÄFT NICHT UND EINE NEUE ENTDECKUNG.

Nachdem dieser letzte, für die Empfindungen der Frau Nebelthau so stürmische Vorfall überstanden war, sollte einmal ein kurzer Stillstand in ihren nun schon so lange andauernden Sorgen und Kümernissen eintreten, denn so gemüthsrühig, wie dieser und der nächste Tag für sie verlief, hatte sie fast keinen erlebt, so lange der neue Herr auf Grünwald weilte.

Was diesen selbst betrifft, so hielt er sich am Montag Nachmittag und den ganzen Dienstag von einsamen geheimnißvollen Ausflügen fern, denn er wollte nicht eher wieder nach dem Waldhause gehen, als bis er Frau Grittli

und ihren Verwandten die ihnen bestimmten Geschenke überbringen konnte und dazu war ihm ja durch die bekannten Verhältnisse der arbeitsamen Frau erst der Morgen des Mittwochs festgesetzt. So lagen denn die aus der Stadt geholten Sachen ruhig und unbeachtet in seinem Zimmer und er selbst ritt am Nachmittag desselben Tages und am Dienstag mit dem Pächter auf dem Gute umher, um sich den Stand des Getreides auf den Feldern anzusehen und die freudigen Herzensergießungen des jungen Mannes zu vernehmen, der nun bald mit der Erndte beginnen zu können hoffte und sich den besten Ausfall von derselben versprach.

Im Uebrigen verlief Alles im Hause so friedlich und still, als ob nie ein unruhiger Vorfall irgend ein Gemüth in Anspruch genommen hätte; kein Wort mehr ward über die geheimnißvollen Besuche des Herrn gesprochen und Frau Nebelthau enthielt sich wohlweislich aller Anspielung darauf, wenn sie bei Tische mit ihm allein war.

Diese Ruhe und dieser Friede indeß sollten, wenigstens auf Seiten der Haushälterin, am Mittwoch Morgen wieder auf eine harte Probe gestellt werden, als sie erfuhr, daß der Major nach neun Uhr die Chaise anzuspannen befohlen habe und daß auf der bevorstehenden Fahrt Hans Würger abermals das Amt des Kutschers übernehmen solle.

Mit einer unbeschreiblichen Aufregung und nur mit der größten Anstrengung sich zur scheinbaren Ruhe zwingend, sah die gute Alte die beiden großen, vor zwei Tagen aus der Stadt mitgebrachten Ballen wieder in den

Wagen schaffen und nur der freundliche Abschiedsblick ihres Herrn, als er einstieg, stimmte ihre Sorge und Bekümmerniß um etwas herab.

»So,« sagte sie, als der Wagen fortgerollt war und sie langsam in ihr stilles Zimmer zurückkehrte, da fährt er wieder hin und kein Mensch weiß, welches sein Ziel ist und was er treibt und thut. Nun, heute ist ja endlich Mittwoch, Gott sei Dank! und heute Abend wird er mir sagen, wo er gewesen ist, ich zweifle keinen. Augenblick mehr daran. Daß er aber etwas Freudiges vorhat, das habe ich wohl bemerkt, denn nie habe ich sein Auge so hell aufleuchten sehen, wie heute. Der gute Herr! Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich zittere um ihn, wenn ich sein stilles und geheimnißvolles Wesen betrachte, und mir ist immer zu Muthe, als ob er etwas thäte, was das Licht der Welt zu scheuen hat und ihn noch keinmal in Gefahr bringen kann. Indessen kann ich mich irren und ich wünsche sogar, daß ich mich irre und so will ich denn Geduld haben und den Abend mit Gemüthsruhe erwarten. O mein Gott, was hat man doch immer für Sorgen um die Männer und haben sie wohl eine Ahnung davon, daß wir so herzlichen Antheil an ihrem Thun und Treiben nehmen?«

Die gute Alte! Auch sie hatte keine Ahnung davon, daß sie noch vor dem Einbruch des Abends hinter den dichten Schleier schauen solle, der ihr das Thun und Treiben ihres Herrn verbarg und daß ihr, wenn sie sich auch in einer Beziehung umsonst geängstigt, doch in einer anderen eine Aufklärung zu Theil werden sollte, die sie in Bezug

auf ihren Herrn am wenigsten erwartet hatte. Unterdessen aber war der Major auf dem von ihm gewählten Wege schon weit in den Wald hineingefahren, und nachdem er Hans die Richtung angegeben, die er einschlagen sollte, hatte er sich in seine Wagenecke zurückgelehnt und sich mit voller Hingebung seinen Gedanken überlassen. Daß diese sehr unschuldiger und freudiger Art waren, bedarf wohl kaum einer Erwähnung; zog er doch diesmal nur aus, um anderen bedrängten Menschen eine Freude zu bereiten und das stimmt jedes Herz ja immer heiter und hält jede Anwandlung von Sorge fern, die das Gleichgewicht der Seele in's Schwanken bringen könnte.

Als der Wagen ungefähr die Hälfte des Weges nach dem Waldhause bei den drei Eichen zurückgelegt hatte, drehte sich der bis jetzt schweigsame Hans zu seinem Herrn um und sagte mit schmunzelndem Gesicht:

»Na ja, Herr Major, nun sind wir ja allen Gefahren des Ausfragens und Spionirens zu Hause glücklich entwischt und ich habe mich bei allen Attaquen wacker gehalten, das kann ich getrost von mir behaupten. Aber nun möchte ich doch selbst gern wissen, wohin es geht, denn hier bin ich noch nie gewesen und im Walde weiß ich so wenig Bescheid, daß ich nur immer mit der Nase gradeaus auf dem Wege bleiben kann, den mir die Spuren aufweisen. Fahren wir etwa nach einem Gut in der Nachbarschaft? Das sollte mir leid thun, da ich noch nicht meine neue Livree habe und mich den Kutschern und Bedienten bei den vornehmen Herrschaften doch im besten Ornate zeigen möchte.«

Der Major lächelte über seinen eitlen Hans und erwiderte nach kurzem Besinnen: »Nein, Hans, wir fahren nach keinem Gute und Dich wird kein Mensch zu Gesicht bekommen, der Dir anmerkt, daß Du noch in Deiner alten Livree steckst. Fahre nur immerhin gerade zu, dieser Weg führt genau auf unser Ziel los und Du wirst, wenn wir angelangt sind, bald selbst erkennen, daß Deine Sorge ohne Noth war.«

»Na, dann immer zu!« rief Hans befriedigt und schwang lustig die Peitsche, obgleich die muthigen Braunen munter genug trabten und keines Anreizes zum schnelleren Laufe bedurften.

Endlich aber gelangte man in die Nähe der Waldstelle, von wo aus die Lichtung, in welcher das Haus lag, sichtbar wurde und nun befahl der Major, die Pferde langsam gehen zu lassen. Am Wegweiser angekommen, deutete er dem Kutscher den Ort an, wo er stillhalten solle und das geschah dicht vor dem Stacket des kleinen Hauses, auf welches der stolze Hans seine Blicke mit maaßlosem Erstaunen haften ließ. »Aber mein Gott,« fragte er sich, »was will Er denn hier? Diese elende Hütte kann doch unmöglich das Ziel sein, um das da drüben so viel Kopferbrechen ist?«

Er sollte bald eine Antwort auf seine stille Frage erhalten, denn vor dem Hause angekommen, sprang sein Herr aus dem Wagen und eilte mit seltsam hastigen Schritten den drei Eichen zu, in deren Schatten er schon aus der Ferne Frau Grittli, an einem Strümpfchen strickend, mit dem Wagen und ihrem Kinde wahrgenommen hatte.

Wie neulich fuhr die Mutter den Knaben während der Arbeit im Schatten der Bäume spazieren und sang fröhlich und leise ein Wiegenlied dabei, bis sie den Wagen kommen und aus demselben den Mann steigen sah, der eine so große Rolle in ihrem gegenwärtigen Leben zu spielen unternommen hatte. Schon von Weitem mit dem Kopfe nickend trat der Major mit freundlichem Gesicht an sie heran und begrüßte sie mit einigen Worten, wandte sich aber gleich wieder von ihr ab und dem Wägelchen zu. Samuel lag wach in seinem Bettchen und war ungewöhnlich sauber gewaschen und trug seine besten Kleider, die immerhin noch ärmlich und einfach genug waren. Dabei klopfte dem Mann aber das Herz vor Freude, wenn er an die nächsten Minuten dachte, doch hielt er seine Empfindungen mannhaft zurück, bückte sich zuerst zu dem Kinde nieder, sprach einige kosende Worte mit ihm und faßte dann seine kleinen Hände eine nach der anderen, um ihm auch so seinen guten Morgen zu bieten.

»Er sieht ja ganz heiter aus,« sagte er, sich wieder zu Frau Grittli wendend, »und das freut mich. Doch heute will ich mich weniger mit dem Kinde als mit Ihnen beschäftigen, liebe Frau, und so kommen Sie denn in das Haus, wo ich Ihnen die versprochenen Gaben für den Samuel überreichen will.«

Frau Grittli blieb vor innerer Erregung, Freude und auch wohl vor Neugierde, zu erfahren, was das für Gaben sein würden, die der Major ihrem Samuel mitgebracht, stumm. Indessen folgte sie ihm ruhig in den kleinen Vorgarten und als sie hier in der Hollunderlaube die beiden

alten Frauen sitzen sah, übergab sie ihnen den kleinen Wagen und bat sie, mit dem Kinde draußen zu weilen, so lange der Herr mit ihr zu sprechen habe.

Die beiden Alten ließen einen scheuen und seltsam aufmerksamen Blick über den Fremden gleiten, dessen Name und Stand ihnen nun endlich auch bekannt geworden war, aber nachdem sie ihm kurz einen guten Morgen geboten, folgten sie der Bitte Frau Grittli's und zogen sich mit dem Kinde in den Schatten unter den drei Eichen zurück.

Jetzt, als sie ihm den Rücken gewandt, trat der Major wieder an seinen eigenen Wagen und indem er das unruhige Handpferd am Zügel ergriff, sagte er zu Hans, der immer noch auf dem Bock saß und seiner Verwunderung kaum Meister werden konnte:

»Steig ab, Hans, und ich will so lange die Zügel halten. Trage die beiden Packete in die Stube zur rechten Hand und lege sie auf den Tisch.«

Hans that, wie ihm befohlen und trug die schweren Packete, auf die Frau Grittli mit wachsender Spannung starrte, eins nach dem andern in's Haus und legte sie auf die ihm von seinem Herrn bezeichnete Stelle. Als er aber zuletzt wieder herauskam, trat er in des Majors Nähe, der ihm einen Wink gegeben hatte, gleich darauf aber Frau Grittli ersuchte, einstweilen in die Stube zu gehen, wohin er ihr sogleich nachfolgen würde.

Hans war über Alles, was er bis jetzt hier gesehen, wirklich mehr betroffen, als er es gewesen sein würde, wenn er seinem edlen Herrn in das prachtvolle Schloß

eines Fürsten gefolgt wäre. Am allermeisten hatte es ihn überrascht, als er wohl bemerkt, mit welcher Zärtlichkeit sich der sonst so ernste Major zu dem Kinde im Wägelchen niederbückte und mit welcher Herzensfreude er die Hände des Kleinen ergriff und zu ihm sprach. Indessen, gut geschult, wie er war, verhielt er sich vollkommen schweigsam, that Alles flink, wie ihm geheißen ward und als er damit fertig war, horchte er aufmerksam auf die Worte des Majors, der jetzt leise zu ihm sagte:

»Hans, ich sehe es wohl, Du wunderst Dich und kannst Dir nicht zusammenreimen, wie ich hierherkomme und was ich hier will. So will ich es Dir mit einigen Worten erklären, aber damit muß die Sache ein für alle Mal zwischen uns abgemacht sein. Sieh, hier wohnen sehr arme Leute, wie Du schon an ihrer Hütte siehst, und ich habe sie zufällig vor wenigen Tagen auf meinen Streifereien im Walde kennen gelernt; Ihr Zustand dauerte mich und da kam mir der Gedanke, ihnen von meinem Ueberfluß Etwas mitzutheilen. So, nun weißt Du Alles, was nöthig ist und zu Hause soll es Frau Nebelthau auch bald erfahren. Jedoch nur von mir und Du wirst also kein Wort mit ihr darüber sprechen, wenn sie Dich fragt, wo wir gewesen sind. Versprichst Du mir das?«

»Ja, Herr, das verspreche ich!« sagte Hans mit sichtbarer Rührung, da er die Handlungsweise seines Herrn auf der Stelle in ihrem ganzen Umfange begriff.

»Nun, dann ist es gut, dann habe ich mich in Dir nicht geirrt und Dir nicht umsonst mein Vertrauen geschenkt.

Jetzt fahre nach Hause und ich werde Dir in einer halben Stunde zu Fuß folgen.«

»Ich kann ja auch warten, Herr Major. Es wird gegen Mittag heiß werden.«

»Nein, ich will gehen, weil ich mir eine Bewegung machen muß und im Walde habe ich Schatten bis nach Haus. Also fahre in Gottes Namen! Adieu!«

Hans nahm den Hut ab und grüßte seinen guten Herrn heute mit noch viel größerem Respekt als sonst. Dann stieg er auf den Bock, rief den Pferden ein ›Fort!‹ zu, knallte mit der Peitsche und dahin trabten sie, um bald wieder den heimischen Stall zu erreichen. Hans aber sagte zu sich, sobald die Lichtung mit dem einsamen Hause hinter ihm lag:

»Na, das wird immer prächtiger! Eine solche Bekanntschaft im Walde habe ich meinem guten Herrn gar nicht zugetraut, und am wenigsten, daß er so hübsch mit einem kleinen Kinde sprechen kann. Aber freilich, er bringt Alles fertig, was er will, denn ein besseres Herz giebt es nicht auf der Welt als das seine. Das habe ich schon lange gewußt. Aber nun komme ich wieder leer mit dem Wagen zurück und der Madam erstes Wort wird sein: ›Wo ist der Herr?‹ – Na, was weiß ich! werde ich antworten. Er ist irgendwo ausgestiegen und im Walde spazieren gegangen. Denken Sie nur an Ihr Essen, er wird einen schönen Appetit mitbringen. Das werde ich ihr antworten, ja. Wenn sie aber nun fragt: ›Wo sind die Sachen geblieben, die Ihr mitgenommen habt?‹ Ja, was soll ich dann antworten, um ihr nicht gerade in's Gesicht zu lügen? Ha, ich weiß

es und das wird das Beste sein. Ich werde sagen: Fragen Sie den Herrn danach, denn wenn der es nicht weiß, ich weiß es noch viel weniger, haha!« –

Unterdessen war der Major in die düstere Stube getreten, in der ihn Frau Grittli bereits mit klopfendem Herzen erwartete und gesenkten Kopfes neben den beiden großen Packeten stand, die ihren verwunderten Augen immer größer erschienen und gewiß wunderbare Geheimnisse umschlossen. Aber auch des guten Majors Herz klopfte etwas stärker als gewöhnlich, als er nun endlich sprechen und die freudige Bewegung seines Innern zu erkennen geben sollte.

So nahm er sich denn zusammen und sagte mit seiner tiefen Stimme, die heute einen noch viel weicheren Klang als sonst hatte: »Nun, Frau Grittli, da sind wir also allein und jetzt kann ich Ihnen überreichen, was ich neulich versprochen habe. Und damit Sie und Ihr Kind nicht allein bedacht scheinen, so habe ich hier auch Etwas für die drei alten Leute mitgebracht und Sie können es ihnen nachher geben, wenn ich von Ihnen fortgegangen bin. So, nun wollen wir dies Packet für sie bei Seite legen, damit wir Platz für das andere gewinnen.«

Als er das schwere Packet auf einen neben dem Tisch stehenden Schemel legte, wurde Frau Grittli feuerroth. Sie konnte kein Wort sprechen, so laut pochte ihr das Herz in der Brust und ein unbeschreibliches Gefühl schnürte ihr die Kehle zusammen. Unbeweglich auf ihrem Platze verharrend, schaute sie dem Major zu, als er nun den Bindfaden des zweiten Packets löste und dann

die graue Hülle auseinander schlug. Kaum aber hatte sie einen flüchtigen Blick auf den reichen und bunten Inhalt geworfen, so wurde sie blaß wie Kreide und, von einer Art Angstgefühl gefoltert, wie sie es noch nie gehabt, traten ihr die hellen Thränen in die Augen, die sie nicht länger zurückhalten konnte.

Der Major that, als ob er es nicht sähe, sondern beschäftigte sich, um die entstandene Pause auszufüllen, damit, die einzelnen Packetchen auseinander zu nehmen und deren Inhalt auf dem Tische zu ordnen, soweit Platz dazu war. Als er aber dies Geschäft, oft selbst nicht wissend, wozu die Dinge dienen sollten, die er berührte, oberflächlich genug beendet hatte, sagte er mit bewegter Stimme, ohne die weinende Frau mit seinen Blicken zu belästigen:

»Nun sehen Sie sich nachher diese Kleinigkeiten genauer an und betrachten Sie Alles als Samuel gehörig. Ich habe keinen anderen Menschen mit dem Einkauf betrauen wollen und so ist es wohl möglich, daß Manches nicht nach Ihrem Sinn ist. Indessen, das ist einmal nicht anders und Sie können das Vorhandene vielleicht doch nach Wunsch verwerthen. Da haben Sie es und ich hoffe, diese kleinen Vorräthe werden für den lieben Jungen einstweilen ausreichen.«

Als der Major jetzt schwieg und die still weinende Frau freundlich lächelnd von der Seite betrachtete, hob sie den Kopf in die Höhe, sah ihn mit ihren thränenschweren blauen Augen durchdringend an und schluchzte laut auf.

Endlich aber kam ihr die Sprache wieder und die Hände vor der Brust zusammenschlagend, rief sie:

»Ach Gott, ach Gott, Herr, wie soll ich das in meinem Leben nur wieder gut machen! Ein solches Glück habe ich ja noch nie genossen! Das ist ja ein wahrer Reichthum und so viel Zeug und Linnen und Flanell haben wir Alle zusammen in diesem Hause nicht, wie der Samuel jetzt allein haben soll!«

»Wozu wollten Sie denn etwas gut machen, Frau Grittli?« fragte der Major sanft. »Glauben Sie denn, daß ich nur Ihnen allein eine Freude machen wollte und sehen Sie nicht, daß ich mir selbst eine viel größere damit bereite? Ihr kleiner Samuel, der vaterlos geboren ward und bis auf den heutigen Tag in dürftiger Umgebung und gewiß unter Entbehrungen aufgewachsen ist, gefällt mir. In seinem Auge und seinem Gesicht liegt Etwas, was zu meinem Herzen spricht und so soll mein Herz auch einmal zu ihm sprechen. Da Sie und Ihre Verwandten nur arm sind, ich aber, wenn nicht gerade ein reicher, doch gewiß durch meine Erbschaft ein wohlhabender Mann geworden bin, und da ich keine Frau und keine Kinder habe, denen ich mein Hab und Gut geben könnte, so theile ich Ihnen nur Etwas von meinem Ueberfluß mit. Das ist das Ganze und das ist doch etwas so Wunderbares nicht?«

»O ja, doch!« schluchzte die Frau, die sich noch gar nicht fassen konnte. »Es ist wenigstens eine große Seltenheit, denn das, was Sie jetzt an mir, an meinem Kinde, an uns Allen thun, das thun nur sehr wenige Menschen in der Welt und an uns hat es bisher noch Niemand gethan.«

»Wenn auch an Ihnen nicht, Frau Grittli, weil Sie so abgeschieden von aller Welt hier leben, so wird doch von vielen Menschen mehr des Guten an ihren armen Minnenschen gethan, als man in der Regel glaubt, Sie haben es bis jetzt nur noch nicht erfahren. Wenn mein guter Onkel noch lebte und von Ihrer Noth und dem kleinen Samuel und seinen Verhältnissen Kunde gehabt hätte, er würde gewiß gehandelt haben wie ich, und so thue ich, wie ich hier thue, in seinem Namen und nach seinem Sinn, denn ich habe ja Alles, was ich besitze, von ihm geerbt.«

Frau Grittli hob, als der Major seines Onkels erwähnte, schnell das Auge zu ihm auf und es schien, als hätte sie etwas darauf Bezügliches erwidern wollen. Aber sie schwieg, sei es nun, daß sie ihre Absicht, zu reden, aus irgend einem Grunde bezwang, oder daß ihre Freude zu groß war und sie darüber ihre Rede vergaß; genug, ihre Augen flogen bald wieder über die vor ihr liegenden Geschenke hin und unwillkürlich griffen ihre zarten Finger nach den Stoffen, die sie mechanisch auseinander und wieder zusammen faltete.

»Ja,« nahm nun der Major nochmals das Wort, da fällt mir noch ein, daß Manches hier doch nicht so ganz nach meinem Wunsch ist. Ich hatte mir vorgenommen, dem Samuel Alles fertig geschnitten und genäht zu kaufen, aber das konnte ich in der nächsten Stadt nicht erlangen. So müssen wir uns denn mit den bloßen Stoffen begnügen. Glücklicher Weise sind Sie ja auch eine Näherin und da können Sie ohne große Mühe und anderer Leute Hülfe

mit Allem allmählig zu Stande kommen. Schneidern und nähen Sie Sonntags daran, wenn Sie in der Woche keine Zeit haben, denn solche Arbeit ist Gott auch wohlgefällig und Sie thun damit keine Sünde. Doch da fällt mir noch etwas Anderes ein, wie Sie sich die Arbeit des Sonntags ersparen und Ihren einzigen freien Tag allein der Ruhe und Ihrem Samuel widmen können. Bleiben Sie eine Woche zu Hause, gehen Sie nicht auf Arbeit nach den Gütern, und was Sie dadurch an Arbeitslohn verlieren, das ersetze ich Ihnen, indem ich annehme, daß Sie sie mich diese Arbeit verrichten.«

Frau Grittli, als sie auch dies großmüthige Anerbieten vernahm, fing noch einmal bitterlich an zu weinen, und ihre Gemüthsbewegung war so groß, daß sie nichts Zusammenhängendes mehr sprechen konnte. Ihre umflorten Augen hingen nur mit scheuem Blick an dem stolzen und schönen Antlitz des vor ihr stehenden Mannes, der ihr immer höher und höher emporzuwachsen schien und dessen blaues Auge wie tröstendes Himmelsblau in ihre Seele leuchtete.

Endlich aber schien dem Major dieser Auftritt lange genug gedauert zu haben und er sehnte sich nach frischer Luft, da die Schwüle in dem dumpfigen Zimmer ihm fast den Athem beklemmte. So wandte er sich denn, nachdem er seinen Hut aufgenommen, an die so tief bewegte Frau und sagte:

»Nun, Frau Grittli, das war meine heutige Aufgabe und ich habe sie nach Wunsch gelöst. Jetzt will ich Sie nicht

länger aufhalten und Sie können sich mit Ihren Verwandten Alles genauer betrachten, was ich in Ihren Händen zurücklasse. Mit dem Samuel will ich mich heute nicht befassen, dazu habe ich alle Tage Zeit und ich werde ihn jetzt oft genug besuchen, um mich an seinem Wachsthum und Wohlbefinden zu erfreuen. Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre Verwandten und vor allen Dingen weinen Sie nicht mehr, es liegt ja gar kein Grund dazu vor.«

Und ohne auf den bittenden Blick der Frau zu achten, die in ihrer Aufregung und Rührung noch gar nicht dazu gekommen war, ihm ihren heißen Dank auszusprechen, wandte er sich rasch um und verließ die Stube und das Haus und sah nicht einmal mehr nach den Eichen hin, wo die alten Frauen noch mit dem Knaben saßen und nicht im Geringsten ahnten, welch neue Ueberraschung ihrer in dem öden Hause warte.

Ach, in seiner reinen Herzensfreude, die er heute zum ersten Mal in einem Umfange und Maaße genoß, wie sie nur eine so reine und unschuldige That im Gefolge haben kann, sah er gar nicht, mit welchem von Rührung und Seligkeit überströmenden Gesicht Frau Grittli ihm vom Fenster aus nachblickte, als er so rasch von dem Hause fort nach dem Walde schritt und wie sie händeringend ihr Auge zu Gott erhob, ihm zu danken, daß er ihr endlich einmal einen hülfbringenden Menschen gesendet, wie sie noch nie einen in ihrem Leben gesehen. Nein, er sah nichts mehr um sich her, nur, in seinem übervollen und doch so gemüthsruhigen Innern hämmerte und pochte es, als hätte er etwas Großes vollbracht, und doch

hatte er, seinem bescheidenen Gefühle nach, nur etwas Alltägliches und sehr Unbedeutendes geleistet und nichts Anderes gethan, als von seinem Ueberfluß einem Bedürftigen eine kleine Gabe in den Schooß geworfen.

Auch das, was die alten Leute sagen würden, wenn sie jetzt in ihre Stube träten und Frau Grittli ihnen die ihr selbst noch unbekanntes Gaben enthüllte, malte er sich nicht aus; rasch, wie von starken Fittigen getragen, eilte er durch den sonnigen Wald dahin, ohne weiter auf seinen Weg zu achten, und als er bald darauf nach Hause kam, schloß er sich in sein Zimmer ein, um keinen Menschen zu sehen und keinem neugierigen Auge zu begegnen, als störe das seinen inneren Frieden und hemme die Freude, die rein und ungetrübt in seinem Herzen loderte.

Hinter ihm aber, in dem jetzt so glücklichen Waldhause, welche geräuschvolle Scene entwickelte sich da, als Frau Grittli endlich sich soweit gefaßt hatte, um die Großmutter und die alte Ule Troll rufen und ihnen ihr neues, wie vom Himmel gefallenes Glück mittheilen zu können! Ja, diese Scene, die wir nicht weitere beschreiben wollen, war ganz eigenthümlicher und nicht nur freudiger Art, denn ein gränzenloses Erstaunen malte sich auf den verwitterten Gesichtern der beiden alten Frauen und sie hatten sich unglaublich viel zu fragen und einander zuzuraunen, was uns vielleicht später noch einmal klar werden wird.

Frau Grittli aber, nachdem sie auch das zweite Packet geöffnet und den Alten überliefert hatte, war plötzlich ganz still geworden; sie hatte sich von ihren Verwandten

getrennt und war nach dem in ihren Erinnerungen jetzt so belebten Platz unter den Eichen gegangen, wo sie zum ersten Mal den Mann gesehen, der ihr in so kurzer Zeit so bedeutungsvoll geworden war. Aber was dachte sie jetzt und was füllte ganz allein ihr überströmendes Herz aus? Es war nur ein Gedanke und der hatte für sie, für ihr dankbares Gemüth, fast etwas Quälendes. Sie hatte in der Hast, in der Eile, womit Alles heute Morgen über sie hereingestürzt, ganz vergessen, dem Major ihren heißen Dank auszusprechen, und das fiel ihr erst jetzt, da er fort war, centnerschwer auf das Herz. Ja, sie hatte es vergessen, aber es durfte nicht lange Zeit verstreichen, bis sie es nachholte, und so faßte sie schon in diesem Augenblick den Entschluß, noch heute nach Grünwald zu gehen, den Herrn von Eberstein aufzusuchen und ihm wenigstens mit einigen Worten zu sagen, was sie über seine Wohlthat empfinde und wie glücklich er sie und alle die Ihrigen gemacht.

Als sie diesen Entschluß in der ihr so wohlthuenden Einsamkeit gefaßt, wurde sie ruhiger und nun erst kehrte sie in das Haus zurück, um sich einige Stunden lang mit ihrem neuen Reichthum zu beschäftigen und zu überlegen, wie sie Alles und Jedes recht schön schneiden und nähen wolle, was ihr der vornehme und gute Herr in so überreicher Fülle für ihren kleinen Samuel überliefert hatte.

Es war Nachmittag geworden und schon lange hatten die Uhren im Herrenhause zu Grünwald die vierte Stunde geschlagen. Der Major war zu Pferde gestiegen und in's Freie hinausgeritten, ganz allein, um ungestört die noch immer nachhallende Freude ausschwirren zu lassen, die er sich diesen Morgen selbst bereitet. Den Wald hatte er diesmal bei Seite liegen lassen und zur Abwechslung eine ganz neue Richtung nach Westen eingeschlagen, und so ritt er dahin, bald im Schritt, bald in sausendem Galopp, nur wenig um sich her sehend und allein seinen Gedanken nachhängend, die sich schon wieder mit neuen Plänen in Bezug auf den kleinen Samuel beschäftigten.

Im Grünwalder Herrenhause war es heute ungewöhnlich still. Der Pächter, vom Morgen bis Abend seinen vielfachen Geschäften obliegend, war auf die Felder gegangen und die Knechte und Mägde, im Hofe wie in den Wirthschaftsräumen, waren alle bei der ihnen zugewiesenen Arbeit. Frau Nebelthau, deren einzige Ruhestunde am Tage immer in die oben bezeichnete Nachmittagszeit fiel, hatte eben ihr Schläfchen gemacht und sich dann den Kaffee bringen lassen. Ihre Tasse in der Hand haltend, saß sie am Fenster und blickte träumerisch in den öden Vorgarten hinaus, im Stillen die Stunden zählend, die noch bis zur Wiederkehr des Majors und bis zum Abend verlaufen müßten, denn sie hatte nicht aus dem Gedächtniß verloren, daß ihr für diesen Abend eine Mittheilung versprochen war, die ihr, sie wußte nicht warum,

für den Augenblick weit wichtiger und bedeutungsvoller als alles übrige Vorliegende erschien, obschon sie das wohl nur in ihrem eigenen Sinne sein konnte.

Da schlug die wachsame Dogge im Hundehause auf dem Hofe laut an und aus der Art ihres Gebells erkannte die aufmerksame Haushälterin sogleich, daß ein vollkommen Fremder sich dem Hause näherte.

»Wer könnte das sein?« fragte sie sich und sah scharf nach dem Gitterthor hin, in dem jetzt eine weibliche Gestalt sichtbar wurde, die etwas zaghaft in den Vorgarten und nach dem heftig bellenden Hunde hinblickte. Es war eine unläugbar zierliche, jugendliche Person, sehr einfach in ein dunkelgraues Gewand gekleidet und einen schwarzen runden Strohhut mit braunen Bändern auf dem Kopfe tragend. Langsam schritt sie auf dem Wege zwischen den Rasenstücken daher und sah sich bei jedem Schritt um als ob sie fürchte, daß ihr irgend Jemand den Eintritt in den geheiligten Vorhof des stolzen Herrenhauses von Grünwald verwehren könnte. Aber Niemand verwehrte ihr und an dem gefürchteten großen Hofhund kam sie glücklich vorüber und nun näherte sie sich der Rampe und erhob dabei das wohlgebildete blasse Gesicht, da sie bereits Frau Nebelthau am Fenster bemerkt hatte.

Diese glaubte anfangs ihren Augen nicht trauen zu dürfen, denn allmählig hatte sie die so bescheiden Nahende, Frau Grittli Luginbühl aus dem einsamen Waldhause, zu erkennen geglaubt. Sie kannte die Frau, die in der ganzen Nachbarschaft in einem vortrefflichen Rufe stand,

recht gut von Ansehen und hatte auch von ihrem Schicksal gehört, denn auf dem Lande tragen sich die Gerüchte über Menschen und Dinge eben so rasch herum wie in der Stadt. Aber in nähere Berührung, außer bei einer zufälligen Begegnung auf irgend einem Wege, war sie mit ihr noch nicht gekommen und eben so wenig hatte die arme Frau jemals das Herrenhaus von Grünwald besucht. Das war aus, der Haushälterin daselbst sehr wohl bekannten Gründen unterblieben und dieses Gründe waren es auch allein, die sie bisher abgehalten hatten, sich der fleißigen Hand der geschickten Näherin zu bedienen und ihr Arbeit zu geben, ein Umstand, den Frau Nebelthau sicher zumeist bedauert hatte, da sie persönlich gegen die arme Frau nicht das Geringste einzuwenden wußte.

Als sie dieselbe nun aber jetzt so scheu und zaghaft in den Hof treten sah, fielen ihr mit einem Schlage Gott weiß welche Gedanken ein und ihr Erstaunen wuchs von Minute zu Minute, da sie in keiner Weise den Grund entdecken konnte, der ihr diesen seltenen Besuch zuführte.

»Was will denn hier,« dachte sie bei sich, »sie, eine Bewohnerin von Nieder-Malitz, auf Grünwald! Will sie zu mir? Aber zu wem denn sonst, denn mit wem könnte sie wohl hier etwas zu verhandeln haben?«

Aber da hatte ihr weiches weibliches Herz schon die Oberhand gewonnen, denn kaum hatte sie einen Blick auf das blasse Gesicht der Nahenden geworfen, auf dem sie sogar noch Spuren von Thränen wahrzunehmen glaubte, so war auch ihr Mitgefühl erwacht und rasch trat

sie zur Thür, um der langsam die Rampe emporsteigenden Frau entgegenzugehen.

An der Hausthür trafen Beide aufeinander und tauschten schon draußen ein kurzes Wort der Begrüßung aus.

»Kommen Sie herein, liebe Frau,« sagte die Haushälterin freundlich und ergriff Frau Grittli's Hand, um sie sanft in ihr Zimmer zu ziehen.

Frau Grittli, deren Befangenheit einen hohen Grad erreicht hatte, als sie sich nun am Ziele ihres Wunsches sah, verhielt sich noch schweigsam und sah nur die Haushälterin von Grünwald, die man ihr ebenfalls als eine gute und wohlwollende Frau geschildert, mit einem wehmüthigen und halbverschleierten Blick an.

»Was führt Sie denn zu mir?« fragte Frau Nebelthau und nöthigte ihren seltenen Besuch auf einen Stuhl, der neben ihrem gewöhnlichen Sitz am Fenster stand. »So, setzen Sie sich, Sie werden müde sein. »O, wie geht es Ihnen denn? Ich habe Sie ja so lange nicht gesehen!«

»Frau Nebelthau,« begann nun die Grittli mit ihrer weichen und ängstlichen Stimme zu sprechen, »Sie müssen mir verzeihen, daß ich ungerufen nach Grünwald komme, wo ich ja, wie so Viele von uns, noch niemals gewesen bin. Aber es ging diesmal nicht anders, ich folgte dem Gebote meines Herzens, und so bin ich hier, also verzeihen Sie mir, ich bitte noch einmal darum.«

»Aber mein Gott, Liebe,« versetzte Frau Nebelthau, nun ebenfalls befangener werdend, da sie zu erkennen glaubte, daß nur ein wichtiger Grund die Frau nach

Grünwald geführt, »was hätte ich Ihnen denn zu verzeihen? Daß Sie nach Grünwald kommen? Ist Grünwald denn ein so verschlossener und gefürchteter Ort, zu dem man nur mit Angst und Zittern kommt? Ich dünkte nicht. Also sagen Sie mir aufrichtig, was Sie zu mir geführt.«

»Ich möchte den Herrn Major sprechen!« brachte die Frau leise und mit demüthig gesenktem Kopf hervor.

»Ah,« dachte die Haushälterin im Fluge, »den Major will sie sprechen! Aber mein Gott, was kann sie denn von ihm wollen? – Er ist jetzt nicht zu Hause,« fuhr sie laut fort, »und ich weiß nicht, wann er von seinem Ritt nach den Feldern zurückkommt. In der Regel bleibt er bis spät am Abend aus. Wenn Sie aber Etwas an ihn zu bestellen haben, so sagen Sie es mir nur, ich will es pünktlich Wort für Wort ausrichten.«

Frau Grittli besann sich eine Weile, dann erhob sie muthig den Kopf und sagte: »Ich hätte ihn gern selbst gesprochen, um das durch meine Nachlässigkeit heute Morgen Versäumte so bald wie möglich nachzuholen, damit er nicht denkt, daß ich eine undankbare Person bin und die Güte nicht verdiene, die er an uns Alle gewendet hat.«

Das waren nun freilich für Frau Nebelthau höchst räthselhafte Worte und ihre verwunderten Mienen drückten es auch deutlich genug aus. »Was in der Welt kann denn Grittli von meinem Herrn wollen,« dachte sie, »und was hat er ihr denn für Güte erwiesen – ha!« Und plötzlich fielen ihr wie durch innere Eingebung die geheimnißvollen

Fahrten und Ritte des Majors und die heute mitgenommenen Packete ein, in denen ja, wie sie wußte, Zucker und Kaffee und wahrscheinlich noch vieles Andere enthalten gewesen.

»Mit einem Wort,« unterbrach ihren stillen, aber raschen Gedankengang Frau Grittli, »ich wollte dem Herrn Major danken, was ich heute Morgen in der Aufregung nicht gethan habe. Er ging so schnell von unserm Hause fort, und erst als er ging, da fiel mir schwer auf's Herz, was ich ihm zu sagen vergessen.«

»Aha!« sagte Frau Nebelthau, freundlich mit dem Kopfe nickend. »Nun verstehe ich schon. Sie meinen Sie wollten ihm für die Sachen danken, die er Ihnen heute gebracht hat!«

»Jawohl! Das wollte ich, denn er hat uns ja Alle so außerordentlich reich beschenkt, wie Sie doch wahrscheinlich wissen werden.«

Frau Nebelthau nickte, als ob es ihrem Gewissen zu schwer würde, ein nicht ganz unzweifelhaftes Ja zu sprechen. Dann aber faßte sie sich ein Herz und nichts Verhängliches in der Befriedigung ihrer Neugierde sehend, sagte sie: »Liebe, wir wollen nicht in der Irre umhertappen, sondern lieber ganz ehrlich mit einander sprechen, da es ja einen Mann betrifft, der auch mir so nahe steht. So erzählen Sie mir also, wie haben Sie denn eigentlich den Herrn Major kennen gelernt und was hat ihn veranlaßt, den Zucker, den Kaffee und alles Uebrige nach Ihrem Hause zu bringen?«

Diese mit großer Freundlichkeit gesprochenen Worte ermunterten und belebten die zaghafte Frau außerordentlich, und von Herzen gern berichtete sie der mit gespannten Ohren zuhörenden Haushälterin von Grünwald Alles, was sie ihr von ihrem Herrn und dessen großmüthiger Handlungsweise berichten konnte.

Mit immer wachsender Aufmerksamkeit und mit im Schooße gefalteten Händen, als vernehme sie eine ihr heilige Geschichte, hatte Frau Nebelthau der einfachen Erzählung Grittli's gelauscht, kein Wort hatte sie dazwischengesprochen und nur bisweilen hatte sich ihre Brust höher gehoben, während ihr Blick ruhig und fest auf den Lippen der Sprechenden und ihrem freudig bewegten Gesicht hafteten. Als diese aber endlich fertig war, suchte sie ihr Erstaunen und Mitgefühl hinter einer noch größeren Freundlichkeit zu verbergen, die ihr ohne Zweifel tief aus dem Herzen kam. Sie erhob sich von ihrem Stuhl, reichte der jungen Frau die Hand und sagte mit sichtbarer Bewegung:

»Ich danke Ihnen, Frau Luginbühl, und Sie sollen mir dies nicht umsonst so aufrichtig und wahrheitsgetreu erzählt haben. Jetzt aber lassen Sie uns davon abrechnen und im Stillen unserm guten Herrn dankbar sein. O ja, er ist ein guter, ein herrlicher Mann, Sie haben Recht, ich sehe es alle Tage mehr ein und man muß ihn nur im Ganzen und Großen beurtheilen, wenn man auch das Einzelne, wie es bei ihm zu Tage tritt, nicht immer gleich richtig versteht. Er ist einmal ein anderer Mensch, als alle übrigen Menschen, aber gewiß auch der beste Erbe, den

unser verstorbener Herr hätte finden können. Jetzt aber sollen Sie mit mir eine Tasse Kaffee trinken und ein Stück Kuchen essen, denn Sie sind gewiß von Ihrem weiten Wege in der Sonnenhitze müde und haben noch einen eben so weiten Rückweg vor sich.«

Sie ging zur Glockenschnur, schellte und bestellte der hereintretenden Magd, was sie wünschte, gab ihr dann die Schlüssel zum Vorrathsschrank, flüsterte ihr etwas zu und setzte sich endlich mit Grittli an den Tisch, um mit ihr über Mancherlei zu plaudern, was sie gerade zu wissen begierig war.

Der frische Kaffee nebst Zubehör wurde bald gebracht und Frau Nebelthau nöthigte ihren Besuch dringend zum Zulangen, da dieser sich außerordentlich bescheiden zeigte. Zuletzt aber holte sie eine kleine Handtasche herbei, packte den übrig gebliebenen Kuchen ein und fügte zwei Flaschen von ihrem besten, selbstbereiteten Stachelbeerwein hinzu, den die Magd auf ihr Geheiß aus dem Keller heraufgebracht hatte.

»So,« sagte sie, als Frau Grittli sich nun wieder zum Aufbruch rüstete, »das nehmen Sie Ihren alten Großeltern und der Ule Troll mit, wenn es Ihnen nicht zu schwer zum Tragen ist. Ihren Dank aber werde ich dem Major ausrichten und seien Sie überzeugt, er soll kein Wort von dem verlieren, was Sie mir gesagt. Auch hoffe ich Sie nicht zum letzten Mal hier gesehen zu haben und ich denke sogar, ich werde einmal selbst bei Ihnen vorsprechen können, um mit eigenen Augen den kleinen Liebling meines Herrn zu sehen, dem er nun einmal sehr ganzes

Herz geschenkt hat, wie mir scheint. Das soll auch für mich eine Freude sein, glauben Sie es mir, denn ich denke und fühle darin wie mein Herr, wenn ich bisher auch wenig mit den Bewohnern aus – aus jener Gegend zu schaffen gehabt habe. Doch still davon! Ich sehe, Sie wollen gehen und ich will Sie nicht aufhalten. Sie haben zu Hause mehr zu thun. Leben Sie wohl, gute Frau, und wenn Sie einmal irgend Etwas bedürfen, was Sie dem Herrn Major nicht sagen wollen, so sagen Sie es mir und ich werde schon dafür sorgen, daß es Ihnen zu Theil wird.«

Sie begleitete die scheidende Frau, die ihres Dankes kein Ende finden konnte, bis an die Gitterthür des Vorgartens, reichte ihr noch einmal herzlich die Hand und sah ihr nach, bis sie mit ihrem leicht hinschwebenden Schritt im Walde verschwunden war. Als die alte Frau aber mit ihrem, von einer ganz neuen Gemüthsbewegung fast übervollen Herzen in ihr stilles Zimmer zurückgekehrt war, in welches die scheidende Sonne so eben ihre letzten schrägen Strahlen warf, setzte sie sich seufzend auf ihr Sopha, stützte ihr schweres Haupt auf die Hand und dachte lange und eifrig über die ihr soeben enthüllte Thatsache nach.

»Also allein an dem unschuldigen Kinde hat er eine so stille Freude gehabt,« sagte sie zu sich, »und nur das hat ihn zu seinen geheimnißvollen Gängen veranlaßt! O, wer hätte das gedacht oder nur denken können! Und ich, ich habe eigentlich recht schwer gesündigt, daß ich mich insgeheim in die Sache mischte und ihm ganz andere Beweggründe unterschob. Freilich, jetzt verdenke ich es

ihm nicht, daß er verschwieg, wohin er ging und was er that, er wollte so recht eigentlich die Linke nicht wissen lassen, was seine Rechte that, und das war edel und hochherzig von ihm. Aber – aber – nur *ein* Stein liegt mir dabei schwer auf dem Herzen. Es ist seltsam, sehr seltsam, und wahrscheinlich weiß er gar nicht, wem er seine so uneigennützigte Liebe zugewandt hat. Warum mußte er gerade in dieses einsame Waldhaus gerathen, um diese Frau, dieses Kind und die alten Leute aufzufinden, die freilich an sich höchst unschuldig und an der Hauptsache gar nicht betheilig sind. Liegt darin nicht eine Art Schickung, oder Verhängniß, wie man es nennen will? Er freilich, er hat keine Ahnung davon, aber jetzt muß er Gewißheit erhalten und ich, ich selbst werde ihm die Enthüllung zu Theil werden lassen, die ihm bei seinen ferneren Schritten nothwendig werden könnte. Dann mag er als Mann und Edelmann überlegen, was er thun und lassen will, und mag sich auf die etwaigen Folgen vorbereiten, die sein Thun haben kann. Denn daß daraus Folgen entspringen – welche? Das kann ich freilich nicht wissen – das glaube ich ganz bestimmt, oder nein, ich *glaube* es eigentlich nicht, aber eine innere Angst raunt es mir zu, daß diese Folgen nicht ausbleiben werden, und daß sie ihn dann nicht unvorbereitet treffen, dafür werde und muß ich sorgen. O, ich möchte so gern, daß er seinen Lohn für diese gute That fände, und einen recht süßen und schönen Lohn, aber ich ängstige mich dennoch und das ist eben der Stein, der mir jetzt auf dem Herzen liegt.

Doch was ist die Uhr? Es ist Sieben vorbei und die Sonne ist noch lange nicht untergegangen. Er kommt gewiß erst spät zurück und bis dahin muß ich mich gedulden. Aber wie bringe ich ihm nur Alles bei, was ich auf dem Herzen habe? Ach, darum will ich mich jetzt nicht quälen; wenn er erst da ist und mit mir darüber spricht und ich in sein schönes klares Auge sehe, dann werde ich wissen, was ich ihm sagen muß. Ja, so ist es und ich wünschte, daß Franz heute nicht vor dem Herrn zurückkäme und mich in meinen Gedanken störte. Es wäre das erste Mal, daß ich ihm Etwas verschweigen müßte, denn bevor ich nicht mit dem Herrn über die Geschichte gesprochen und seine Ansicht der Dinge erfahren, darf ich sie Niemandem mittheilen, selbst meinem eigenen Blutsverwandten nicht. Dieses Ereigniß mit dem Kinde im Waldhause ändert mein ganzes Verhältniß zu ihm und ich werde fortan in meinen Urtheilen vorsichtiger sein und keine Neugierde mehr verrathen, da ich ja nun weiß, das Alles zu rechter Zeit an's Tageslicht kommt. O, auch diesmal hat Verräther nicht geschlafen, aber es war kein böser und die arme Grittli hat nur ihr gutes, dankbares Herz zum Verräther der geheimen Thaten meines Herrn gemacht.«

–

Frau Nebelthau's Wunsch, daß ihr Neffe nicht vor dem Major zurückkomme oder daß er sie wenigstens nicht aus ihrer nachdenklichen Stimmung bringen möge, wurde erhört, er kam zwar früher zurück als seine Herr, aber er hatte bis zum Abend in der großen Wirthschaft zu thun und so suchte er seine Tante vor Einbruch der Nacht nicht

mehr auf, da sie zur Essenszeit bei dem Major war, dann aber kam er, wie immer, um ihr eine gute Nacht zu wünschen. Aber bis dahin war die wichtige Unterhaltung zwischen ihr und Herrn von Eberstein schon beendet und sie konnte dem Neffen mit gutem Gewissen anvertrauen, was sie an diesem Tage so eifrig beschäftigt, ferner, daß sie sich fortan nicht mehr um des Herrn stilles Handeln bekümmern werde und endlich, daß Franz Nebelt-hau vollkommen Recht gehabt, wenn er ihr dasselbe im rosigsten Lichte vorgestellt hatte.

Doch bis zu dieser Stunde sind wir in unsrer Erzählung noch nicht gelangt. Noch war Frau Nebelthau in ihrem Zimmer allein und wartete auf die Rückkehr ihres Herrn, der auch in der That nicht so spät wie in früheren Tagen, sondern zu der gewöhnlichen Essenszeit kam, di aber dennoch wider sein Erwarten heute etwas hinausgeschoben werden sollte.

Als die Haushälterin ihren Herrn durch das Gitterthor reiten sah, blieb sie still in ihrem Zimmer und ging ihm nicht wie sonst bis zur Rampe entgegen. Sie war des Ausdrucks ihrer Miene nicht ganz sicher und wollte ihm nicht draußen schon verrathen, daß etwas Besonderes in ihrem Zimmer vorgehe. So hielt sie sich für's Erste von ihm fern und ließ ihn erst ruhig seine Wohnung im oberen Stock betreten.

Der Major stieg vom Pferde, welches ihm Hans abnahm, der schon seit einer Stunde vor dem Gitterthor auf seine Rückkehr gewartet hatte, wie es einem alten

wohlgeschulden Offiziersburschen, dem an seines Herrn Beifall gelegen ist, geziemt.

»Guten Abend, Hans!« sagte der Major ganz einfach und ohne sich umzusehen oder zu bemerken, daß Frau Nebelthau ihn nicht wie gewöhnlich empfing, und ohne sich aufzuhalten, stieg er die Treppe hinauf und ging in sein Zimmer, wo er sich eine Cigarre anbrannte und dann gemächlich hin und herging, wie er immer that, wenn er einen tüchtigen Ritt gemacht. Kaum aber hatte er seinen Spaziergang im Zimmer angetreten, da klopfte es schon an seine Thür.

»Herein!« rief der Major und auf seinen Ruf trat Frau Nebelthau ein, mit einem hochrothen Gesicht, in dessen ungewöhnlich erregtem Ausdruck der Major auf der Stelle las, daß irgend etwas Wichtiges während seiner Abwesenheit vorgefallen sein müsse.

»Entschuldigen Sie, Herr Major,« begann sie zu reden, indem sie sich so viel wie möglich bemühte, ihre innere Aufregung zu beherrschen, »daß ich Sie gar nicht zu Athem kommen lasse und mit der Thür gewissermaßen in's Haus falle, aber ich habe mit Mund und Hand versprochen, Ihnen die mir aufgetragene Bestellung auszurichten, sobald Sie nach Hause gekommen wären. Und das will ich hiermit thun und mich so meiner ersten Pflicht entledigen.«

Der Major horchte hoch auf, denn mit einem solchen Aufwand von Umständlichkeit hatte er die alte Frau lange nicht reden hören. Er sah sie dabei fest an und seine

sonst immer so gleichgültige Miene drückte einen geringen Grad von Verwunderung aus.

»Eine Bestellung haben Sie auszurichten? An mich? Und mit Hand und Mund haben Sie das versprochen?« fragte er, langsam und fast jedes Wort betonend. »Ei, das muß ja etwas sehr Wichtiges sein, denn Sie sagen es mit einem ungeheuer bedeutungsvollen Gesicht. Nun, immer heraus mit der Sprache. Abgeprotzt haben Sie, nun schießen Sie los!«

»Ach, Sie scherzen,« fuhr sie mit sanftem Vorwurf fort, »und ich muß mir das schon gefallen lassen, obgleich die Sache im Ganzen doch gewiß sehr ernst ist. So hören Sie denn.« Und nun berichtete sie, was am Nachmittag sich zugetragen, daß Frau Luginbühl nach Grünwald gekommen, aus dem einzigen Grunde, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen und ihm für seine Großmuth zu danken, und daß sie ihr dabei Alles erzählt, was in dem sonst so stillen und wenig besuchten Waldhause vorgefallen war.

Der Major hörte erst mit einigem Erstaunen zu, allmählig aber, als Frau Nebelthau auf seine Großmuth zu sprechen kam, nahm sein edles Gesicht fast einen Ausdruck innerer Beschämung an; er senkte das stolze Auge zu Boden, als habe er etwas Unrechtes gethan, erhob es aber bald wieder und sagte mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit:

»So, so. Also das ist es und weiter nichts. Und darum nehmen Sie eine so wichtige Miene an? Komische Leute, Ihr! Das hat Sie doch wohl nur darum überrascht,

weil es Ihnen ganz neu war und unerwartet kam, aber den Tausend auch! Kann man denn nichts für sich allein thun und muß gleich Alles, was man unternimmt, an die große Glocke geschlagen werden? Das liebe ich nicht und am wenigsten in Dingen, die mich und meine Empfindungen allein betreffen. Doch – ich danke Ihnen für die Ausrichtung der Ihnen aufgetragenen Bestellung ja, jetzt haben Sie Ihre Pflicht gethan, ich erkenne es an. Doch, wissen Sie, liebe Nebelthau – im Ganzen haben Sie durch die Frau Grittli gar nichts Besonderes erfahren und Sie hätten es, ohne die Gewissenhaftigkeit dieser dankbaren Seele, viel bequemer und ohne Aufregung haben können, wenn Sie bis heute Abend auf meine Mittheilung gewartet hätten. Indessen trifft Sie ja keine Schuld deshalb. Nur der Zufall ist mir zuvorgekommen und hat Ihnen die kleine Mähr ein paar Stunden früher hinterbracht. Hm! Nein, nein, es geht doch gar seltsam in der Welt her und sogar in diesem abgelegenen Erdwinkel äffen die Menschen den Leuten in großen Städten nach, Nichts, gar nichts kann man insgeheim und für sich allein thun, und selbst die stillen Freuden, die Einem der liebe Gott schickt, soll man mit Trompeten und Paukenschlag verkündet sehen! Hm, nein, das liebe ich ganz und gar nicht!«

»O, o, Herr Major,« fiel ihm die lebhaft aufglühende Haushälterin in's Wort, »darüber brauchen Sie sich gar nicht alteriren. Mit Trompeten und Pauken schreie ich es nicht in die Welt hinaus, ich sage es Ihnen ja nur unter vier Augen. Und wer verdenkt es Ihnen denn, daß Sie so

Etwas im Geheimen thun? Ich gewiß nicht. Ach Du lieber Gott, wenn Alles, was im Geheimen betrieben wird, so beschaffen wäre, dann könnte sich die Menschheit mit einer schönen Ehre mehr brüsten. – Aber nur Zweierlei bedaure ich, Herr Major,« fuhr sie allmählig ruhiger werdend fort. »Einmal, daß ich so unklug und vorlaut war, mich um Ihre geheimen Gänge und Thaten abzusorgen, wozu gar keine Noth vorlag, und sodann, daß ich nicht wußte, wohin Sie gingen und zu welchem Zweck Sie es thaten, ich hätte Sie ja bei dem Einkauf der Sachen für das Kind mit meinem Rath unterstützen können, denn ich bin ja auch eine Frau und habe in solchen Dingen – Gott weiß es! – das Herz auf dem rechten Fleck.«

Der Major sah sie mit einem freundlichen Blick an und nickte ihr zu, wie er immer that, wenn er mit ihr zufrieden war. »Das glaube ich auch,« sagte er milde, »und darum wollte ich Ihnen eben meine neue Bekanntschaft mit Samuel heute Abend mittheilen. Und was Ihren guten Rath betrifft, so kann ich den noch immer für die Zukunft brauchen und ich werde mich jetzt stets an Sie wenden, wenn ich dessen bedarf. Aber da es nun einmal heraus ist, was meine Gedanken in der letzten Zeit ausgefüllt hat, so will ich Ihnen auch ganz ehrlich sagen, daß ich eine herzliche Freude über diese so zufällige Begegnung im Walde habe, daß ich außerordentlich gern nach dem einsamen Hause gehe und mich schon den Abend vorher darauf freue, wenn ich am nächsten Morgen meinen Weg dahin richte. Denn wissen Sie, Frau Nebelthau, der Samuel ist ein ganz prächtiger Junge und hat sich mein ganzes Herz

im Nu erobert. Ach, wenn Sie ihn erst gesehen haben, dann werden Sie begreifen, warum man ihn so lieb haben muß. Das arme Kind! Er hatte schon keinen Vater mehr, als er noch gar nicht lebte oder wenigstens noch nicht das Licht der Welt erblickt hatte, und als er geboren war, da hatte er nichts als eine arme trauernde Mutter und jene alten Leute, die wie Waldgeister oder Hexen in dem einsamen Walde hausen. Ist das nicht entsetzlich traurig? Was soll nun aus dem Kinde werden, habe ich mich gefragt, wenn es sein Leben lang in diesem Walde und in diesen Händen bleibt? Oder vielmehr, was *kann* daraus werden, wenn nicht sorgsamere und wohlhabendere Hände sich seiner annehmen und ihm eine gute, eine wahre Menschenerziehung geben? O, die arme, schwächliche Mutter, die um kärglichen Broderwerb zu fremden Leuten geht, die kann seine Erziehung nicht bewerkstelligen, wie sie sein muß, er fällt also auch fremden und vielleicht harten und bösen Menschen in die Hände und was wird dann aus ihm, frage ich Sie? Zuerst ein barfüßiger Gänsejunge, der kein Obdach über sich und keinen trockenen Faden am Leibe hat; dann ein elender Tagelöhner, der aus der Hand in den Mund lebt und seine Existenz als eine Schmach für die Menschheit betrachtet; und am Ende gar ein Herumtreiber und Bösewicht, den man unter Schloß und Riegel setzen muß, um ihn für die menschliche Gesellschaft unschädlich zu machen. Nein, bei Gott, Frau Nebelthau, das soll der kleine Samuel nicht werden, so lange ich es hintertreiben kann. Darum hat

ihm der liebe Gott nicht seine reizenden Glieder, sein süßes Engelsgesicht und den Verstand gegeben, der schon jetzt aus seinen Augen leuchtet und der sich in seinem kleinen Gehirn unter der richtigen Leitung allmählig entwickeln wird. Nein, darum hat er nicht den Stempel des Göttlichen erhalten und ich – ich werde dafür sorgen – wie, weiß ich freilich noch nicht – daß das traurige Loos, dem er in seiner Jugend anheimgefallen, ihn nicht bis zu seinem Alter verfolgt. Ja, dafür werde ich sorgen, verlassen Sie sich darauf, und mit meiner ganzen Kraft und mit meinem ganzen Willen werde ich es. Aber – glauben Sie nicht, daß ich das allein des Samuel wegen thue, o nein, so edel und großmüthig bin ich nicht, wenn Sie das denken. Ich bin auch einigermaßen Egoist, ich thue das Alles auch etwas für mich, und warum sollte ich mir diese unschuldige Freude nicht gönnen, da mir die Vorsehung einmal die Gelegenheit dazu in die Hände gespielt hat? Sie gab mir keine Familie, keine Frau, keine Kinder, sie ließ mich bisher einsam und – ich will es Ihnen ehrlich gestehen – oft menschenscheu und von Gleichgesinnten, Gleichfühlenden verlassen, durch das Leben gehen – dafür aber sandte sie mir jetzt diese arme Waise, und ich – ich breite ganz gemächlich meine Hände aus und nehme sie an meinem Herzen auf, was sich lange nach einem Glück ähnlicher Art gesehnt hat, wenn es mir auch erst in dem Augenblick klar geworden ist, als ich diesen lieben, kleinen Jungen sah. – Da haben Sie Alles, Nebelthau, was ich Ihnen vor der Hand sagen und vertrauen kann und ich denke, ich bin umständlich genug dabei gewesen. Ja,

es ist Alles, ich habe nichts mehr in meiner Seele behalten, und nun gönnen Sie mir den unschuldigen Genuß, zu dem ich auf Grünwald, meiner neuen Heimat, so zufällig gekommen bin.«

Schon während dieser langen Rede – so lang, wie sie Frau Nebelthau noch nie von ihm gehört – hatte sich die Haushälterin auf einen Stuhl gesetzt, in die Nähe ihres Herrn, der auf dem Sopha Platz genommen, und leise zu weinen begonnen. Nicht nur aus Mitgefühl für den armen, kleinen Samuel, dessen zukünftiges Loos der Major ihr so ergreifend geschildert, sondern auch aus Liebe, aus Bewunderung zu diesem selbst, da sie nun erst so recht einzusehen glaubte, was für ein warmes und mildthätiges Herz in seiner Brust schlug.

»O mein Gott,« schluchzte sie, mit ihrem Tuche die alten Augen trocknend, »ich gönne Ihnen ja von ganzem Herzen diesen unschuldigen Genuß und ich – ich möchte seiner auch einmal theilhaftig werden – ich meine, den Knaben einmal sehen und ihn an mein Herz drücken. Darf ich denn mit Ihrer Erlaubniß einmal hingehen und mir die Verhältnisse mit eigenen Augen betrachten?«

»Warum nicht? Wenn Sie mir versprechen, mit Niemandem darüber reden zu wollen, so habe ich gar nichts dagegen, im Gegentheil, es wird mir ganz angenehm sein und Sie werden mir gewiß manchen guten Rath ertheilen können, da ich in diesen Dingen durchaus unerfahren und sogar ungeschickt bin.«

»Das kann und will ich Ihnen ganz bestimmt versprechen,« sagte sie, freudig zu ihm aufblickend. »Kein

Mensch soll etwas davon erfahren – aber meinem Nefen, nicht wahr, dem darf ich es doch sagen, damit er weiß, was wir Beide im Walde thun und nicht Gott weiß was davon denkt?«

»Immerhin! Wenn er schweigen kann, so erzählen Sie ihm von dem kleinen Samuel, aber ich selbst will gegen ihn kein Wort darüber verlieren und darum soll er mit mir nie darüber sprechen. – Doch, was ist Ihnen denn? Sie sehen ja mit einem Mal so bedenklich aus?«

Er hatte Recht. Frau Nebelthau's Gesicht hatte so eben einen ganz anderen Ausdruck angenommen, als ob ihr ein schwerer Gedanke auf das Herz gefallen wäre. Dabei blickte sie stumm vor sich nieder und schien mit sich selbst über irgend Etwas zu Rathe zu gehen. Plötzlich aber erhob sie das so ernst und sorgenvoll erscheinende Gesicht zu ihrem Herrn und sagte:

»Was mir ist und warum ich so bedenklich aussehe? Ach Gott, Herr, mir fällt nur eben etwas sehr Betrübendes ein. Wir haben uns Alles so hübsch ausgemalt, was mit dem armen Kinde geschehen soll, und am Ende geht es doch nicht so, wie wir es eben wünschten und hofften. Es geht doch seltsam, sehr seltsam in der Welt her, ja, Sie haben Recht!«

»Was ist Ihnen denn hierbei seltsam?« fragte der Major, den das auffällige Benehmen der Haushälterin augenscheinlich etwas neugierig gemacht hatte.

»Ei, daß Sie gerade die Bekanntschaft dieser alten Leute in jenem Waldhause haben machen müssen.«

»Wie so denn? Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie werden mich sehr bald verstehen, wenn ich Ihnen sage, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit dem einsamen Hause und den alten Leuten, die darin wohnen, hat. Sie scheinen noch gar nicht zu wissen, wo das Haus liegt und wem es gehört?«

Des Majors Neugierde war wirklich im Wachsen. Er hatte keine Ahnung davon, was ihm Frau Nebelthau sagen wollte.

»Wo liegt es und wem gehört es denn?« fragte er. »Thun Sie doch nicht so geheimnißvoll und nennen Sie Ihr Schreckgespenst gleich bei dem richtigen Namen.«

»Nun denn, das will ich ja auch und Sie müssen mir schon verzeihen, wenn ich etwas zaghaft auf diese Aufklärung gehe, da sie mir wirklich schwer das Herz bedrückt. Mit einem Wort: das einsame Waldhaus liegt ja auf dem Grund und Boden von Nieder-Malitz und Nieder-Malitz gehört, wie es einmal nach Gottes Willen gekommen ist, zu Ober-Malitz, dem Gute der Generalin von Hartenfels, die es von ihrem Vater und Großvater, den Baronen von Flamberg geerbt hat. Sie wissen doch, daß Nieder-Malitz einst der Gegenstand eines langen und heftigen Prozesses zwischen Ihrem Herrn Onkel und dem alten Baron Flamberg war?«

»Nein, das wußte ich bisher nicht, ich habe den Namen sogar noch nie nennen gehört.«

»Nun, dann will ich Ihnen wenigstens die nöthigsten Aufklärungen darüber geben. Nieder-Malitz war einst ein selbstständiges und einem Baron Marzahn gehöriges Gut.

Es war ein schönes und namentlich durch seine ausgezeichneten Waldungen reiches Grundstück. Mit solchen schönen Eichen, wie jetzt noch drei neben dem Waldhause stehen, war der dritte Theil des Gutes bewachsen, und da, wo jetzt die Lichtung liegt, lag ehemals der Hof und das baufällige Herrenhaus von Nieder-Malitz und das kleine Waldhaus ist noch das einzige Ueberbleibsel davon, denn es hat einst zu den Wirthschaftsgebäuden des Hofes gehört. An Stelle des schönen Waldes, den der Baron Flamberg niederschlug, und des Hofes, den er abtragen ließ, hat man Getreidefelder gesetzt und so ist die Umgegend im Laufe der Zeiten allmählig so umgestaltet, wie sie jetzt ist. Wie gesagt, um dieses Gut haben nach dem Tode des bankerotten Barons Marzahn Ihr Herr Onkel und der alte Baron Flamberg lange prozessirt, da sie Beide gleiche Ansprüche darauf zu haben meinten. Wie das im Einzelnen zusammenhängt, weiß ich freilich so genau nicht. Genug, nachdem Ihrem Herrn Onkel das fragliche Gut in den beiden ersten Instanzen zugesprochen worden war, gewann es endlich der Baron Flamberg in der dritten Instanz und wie man sagt, aus dem einzigen Grunde, weil Herr von Eberstein nicht die Beweise oder Zeugen beibringen konnte, daß er gerechtere Ansprüche als sein alter Widersacher darauf habe. Der Verlust dieses schönen Gutes aber war der zweite große Kummer, den die Flamberge Ihrem Onkel bereiteten und der die bereits zwischen ihnen bestehende Kluft nur noch mehr erweiterte und unsern alten Herrn nie wieder recht froh und glücklich werden ließ. So gehört

denn jetzt Nieder-Malitz zu Ober-Malitz, und wie das gekommen ist, wissen viele Leute hier gar nicht, da die alten, mit den früheren Vorgängen vertrauten Leute verstorben oder von hier verzogen sind. Die alten Bastians aber und Ule Troll, so gut wie ihre Enkelin, Frau Luginbühl, wohnen in Nieder-Malitz, sind also Hörige der Herrschaft auf Ober-Malitz, und wenn Sie daher, Herr Major, mit diesen Leuten in eine Art Verhältniß treten, so haben Sie sich um Leute bekümmert, die zu Ober-Malitz gehören, deren Herrschaft sich, wenn sie davon hört, höchlichst wundern wird, daß gerade und wieder ein Eberstein sich in ihre Angelegenheiten mischt und den Angesessenen der ehemaligen Flamberge Freundlichkeit und Güte erweist. So hängt die Sache zusammen, Herr Major, und nun werden Sie begreifen, daß ich ein Recht hatte, Ihre zufällige Bekanntschaft mit den Bastians ein seltsames Ereigniß zu nennen.«

Der Major hatte aufmerksam zugehört, aber die freilich unerwartete Mittheilung hatte, wie es schien durchaus keinen tiefen Eindruck auf sein gegen die Vorkommnisse und Verwicklungen des Lebens gestähltes Herz gemacht. Er lächelte sogar, als Frau Nebelthau ihn jetzt so ängstlich ansah und, gleichsam um sie von ihrer Angst zu befreien, sagte er mit der ruhigsten Miene:

»Also so hängt es zusammen! Na, aber warum blicken Sie denn so beklommen dabei? Dazu liegt doch wahrhaftig gar kein Grund vor. Es ist allerdings sonderbar, daß ich

gerade auf das Territorium der Widersacher meines Onkels gerathen bin, aber von meiner Handlungsweise gegen die armen Leute daselbst würde es mich wahrhaftig nicht abgeschreckt haben, selbst wenn ich gewußt hätte, wie die Sache liegt. Denn meiner Meinung nach verstößt es durchaus nicht weder gegen ein Polizei-, noch gegen ein Sittengesetz, den Angehörigen selbst eines Feindes Gutes zu thun und ich – ich sehe weder einen persönlichen Gegner in diesen Nachkommen der Flamberge, noch würde ich es ihre Hörigen fühlen lassen, wenn ich es wirklich wäre. Ich habe wahrhaftig nicht an die Flambergs gedacht, als ich in jener Nacht, ohne es zu wissen, ihr Eigenthum betrat. – Doch, was mich vielmehr interessirt, liebe Nebelthau,« fuhr er nach einigem Besinnen fort, »so ist es die Erfahrung, die ich jetzt mache, daß Sie nämlich so genau von den Verhältnissen meines Onkels unterrichtet sind, und bei Gelegenheit können Sie mir einmal, wenn Sie wollen, die ganze Geschichte jener Feindschaft erzählen, die ich nur höchst oberflächlich kenne, da mein Onkel, vielleicht von der Voraussetzung ausgehend, ich habe Alles unter der Hand erfahren, was durchaus nicht der Fall ist, mir stets nur einzelne Andeutungen darüber gemacht hat. Wollen Sie das?«

Die Haushälterin senkte den Kopf. »Gewiß will ich das,« sagte sie mit bebender Stimme, »ich habe es Ihnen ja schon einmal gesagt. Sie haben nur zu befehlen, wann es geschehen soll. Auch habe ich es Ihrem Herrn Onkel versprochen, mich dieser Pflicht gegen Sie zu entledigen, was ich um so besser kann, als ich ja mit dem

verstorbenen Herrn den ganzen Kummer durchgemacht habe und er mir stets das größte Vertrauen in Bezug auf seine Gedanken über diesen Punkt geschenkt hat.«

Der Major nickte zustimmend, dann aber sagte er kurz: »Wir wollen uns das auf eine passendere Zeit versparen, liebe Nebelthau, jetzt habe ich meine Gedanken wo anders und empfinde keine Lust, einen tieferen Blick in so alte und fast vergessene Streitigkeiten zu thun. Sagen Sie mir lieber, was Sie von den alten Leuten da drüben wissen, wie sie nach Nieder-Malitz gekommen sind und was sie früher getrieben haben.«

»Ach, Herr Major,« versetzte die Alte etwas hastig, »darüber kann ich Ihnen nur sehr wenig sagen, denn ich weiß selbst nicht mehr. So viel aber weiß ich, daß die alten Bastians einst bessere Tage gesehen haben, als die heutigen für sie sind. Der alte Bastian war ehemals Waldhüter oder Forstaufseher in Nieder-Malitz bei dem Baron Marzahn und kam, als es an Ober-Malitz fiel, nach diesem Gute; wo er, wenn ich nicht irre, ein kleines Häuschen und eine Versorgung als Forstbeamter erhielt. Dort wohnte er mit seiner Frau und deren älteren Schwester, der Ule Troll. Aber er stand, Gott weiß warum, von jeher mit dem alten Baron Flamberg etwas blank, es gefiel ihm auf Ober-Malitz nicht, und sie zankten sich, so oft sie sich sahen. Plötzlich, bei einer Jagd, glaube ich, brach ihr Zwist in offene Flammen aus und der so heftige jähzornige Baron schlug den Bastian mit der Peitsche und

jagte ihn von Haus und Hof. Da zog er denn ab und Niemand wußte, wohin. Er soll aber, so viel ich weiß, auf einem entfernten Gute eine Milchpächterei gehabt haben. Kaum aber waren die Bastians von Ober-Malitz weggezogen, so soll es dem Baron leid gethan und er sich viele Mühe gegeben haben, sie wieder nach dem Gute zu ziehen. Indessen gelang ihm das nicht und viele Jahre vergingen und von den Bastians hörte man nichts mehr. Da starb der alte Baron von Flamborg vor einigen Jahren und gleich darauf wurde der Bastian wieder sichtbar und schrieb an den Rentmeister der Generalin von Hartenfels und bat, ihm das kleine Haus auf Nieder-Malitz, in dem er in seiner Jugend gewohnt, zur Miethe zu geben. Es gefalle ihm in der Fremde nicht mehr und er sehne sich nach seinem heimatlichen Walde. Die Generalin, die bei allem ihrem Stolz eine zugängliche Dame sein soll, wußte wahrscheinlich gar nichts von der Existenz dieser Leute und da sie sich nur im Sommer ein paar Monate mit ihrem Gemahl auf Ober-Malitz aufhielt und alles Geschäftliche dem guten Rentmeister überließ, so stellte sie das ihr vorgetragene Anliegen des Bastian ihrem Beamten anheim und der gestattete dem unterdeß auch alt gewordenen Mann, mit seiner ganzen Familie für einen geringen Zins das kleine, alte Waldhaus zu beziehen, wo sie jetzt noch wohnen und Bastian sich, so viel mir bekannt, redlich als Holzfäller nährt. Das ist Alles, was ich weiß, und Sie werden sich damit schon begnügen müssen.«

»O, ich begnüge mich auch damit, denn es reicht wirklich hin, was Sie mir gesagt haben. Also so ist es, hm! Die Bastians wohnen auf Nieder-Malitz zur Miethe und die Generalin Hartenfels ist ihre Gutsherrin. So, so! Na, dann hätte sie sich auch wohl etwas mehr um die armen, alten Leute, die ihr Großvater einst übel behandelt und in die weite Welt getrieben, so wie um Frau Grittli und ihr Kind bekümmern können!«

»Ach Du lieber Gott, Herr Major, das hat sie vielleicht auch gethan, wer weiß es denn und wer weiß überhaupt, was der alte Baron und der Bastian mit einander gehabt haben und ob Letzterer nicht, wie Leute seines Standes es so oft sind, eigensinnig und widerspenstig gewesen ist. Daß die Grittli oft auf Ober-Malitz ist, dort schneidert und näht, das weiß ich wohl, sie ist ja auf allen Gütern hier in der Nachbarschaft deswegen sehr gesucht. Aber daß sie bei ihren alten Großeltern lebt und ihr Kind zu ernähren hat, das weiß die Generalin vielleicht gar nicht, denn um dergleichen Dinge, glaube ich, bekümmert sie sich nicht. Eine so junge, so viel gesuchte und umworbenne Frau, die so zahlreiche Verbindungen mit vornehmen Leuten in der großen Welt unterhält, die hat wohl wenig Zeit und Lust, sich von den ihr sehr gleichgültigen Privatverhältnissen aller ihrer Hörigen zu unterrichten. Nun kommt noch dazu, daß sie in ihrer kurzen Ehe auch bittere Erfahrungen gemacht hat – ich meine, sie hat sie wohl von einer etwas dunklen Seite kennen gelernt, denn einen so viel älteren Mann zu heirathen, konnte doch unmöglich für sie ein Glück sein, und da konnte es sehr

leicht geschehen, daß sie über sich selbst das Leid Anderer vergaß, wenn es ihr überhaupt je zu Ohren gekommen ist. So denke ich es wenigstens und, was ich sonst von ihr gehört, läßt mich wohl annehmen, daß ich darin das Richtige gedacht.«

»Sie reden ihr ja sehr warm das Wort!« warf der Major gleichgültig hin, als die Alte mit einem leisen Seufzer schwieg.

Diese wurde feuerroth und blickte den Major zweifelnd an. – »Ich – sehr warm das Wort der Generalin? Nein, Herr Major, dazu hätte ich gar keine Gründe und am wenigsten als die ehemalige Vertraute Ihres Herrn Onkels, den ja die Vorfahren dieser Frau bis auf den Tod betrübt haben. Aber verdammen und verurtheilen, wie es so Viele blos auf den äußeren Anschein thun, kann ich sie auch nicht. Sie hat uns, und mir am wenigsten, ja nichts gethan und warum sollte es mir beikommen, Stein auf Stein auf sie zu werfen.«

»Da haben Sie Recht, Nebelthau, so denke ich auch. Ich werde mich also so wenig um sie bekümmern, wie sie sich um mich bekümmert und so werden wir uns in unserm abgesonderten Kreislauf wohl nie berühren. Mag ihr das Unrecht gedeihen, welches ihr Vater oder ihr Großvater meinem Onkel angethan hat, er leidet nicht mehr darunter, denn er ist den Sorgen und Mühen dieser Welt entrückt. Ja, mag ihr auch Nieder-Malitz mit Aeckern und Wiesen, mit Wald und Flur gehören – meinen kleinen Jungen aber, meinen Samuel, den soll sie mir nicht anrühren, den lass' ich mir nicht mehr nehmen und

würde ihn Zoll für Zoll vertheidigen, wenn sie die Hand nach ihm ausstreckte.«

»Na, darum brauchen Sie keine Sorge zu haben, Herr Major,« erwiderte die Alte lachend. »Das wird sie auch gar nicht wollen. An dem kleinen Jungen wird sich Niemand vergreifen, der gehört ein für alle Mal Ihnen, Sie haben ihn ja durch Ihre Liebe erobert. So weichherzig, sich um ein solches in der Wildniß aufwachsendes Kind zu bekümmern und es mit den Brosamen ihres Ueberflusses zu füttern, sind die Leute heutzutage nicht, und am wenigsten die von jenem vornehmen Schlage, die gar zu viel an sich selbst und ihr eigenes Wohlbefinden zu denken haben. – Doch, nun lassen Sie mich noch einmal etwas Anderes mit Ihnen überlegen. Ob ich wohl einmal selbst nach dem Waldhause gehen soll? Ich möchte den kleinen Engel, der so rasch Ihr Herz gestohlen hat, doch gar zu gern auch bald sehen. Was meinen Sie dazu? Allerdings wäre es nicht ganz erwünscht, wenn die Generalin hörte, daß auch ich bei den Bastians gewesen bin, sie könnte Gott weiß was denken und sich ganz andere Gründe vorstellen, als die sind, die uns dahin führten und warum wir auf Grünwald uns mit Dingen und Personen beschäftigen, die uns ihrer Meinung nach gewiß nichts angehen.«

»O, das hätte auch nichts zu sagen, liebe Nebelthau,« nahm der Major fast eifrig das Wort und seine hohe Stirn röthete sich lebhaft. »Darum ängstigen Sie sich gar nicht.

Das nehme ich ganz allein auf mich und ich bin wahrhaftig nicht der Mann, der sich vor dem Urtheil und der Meinung dieser Menschen fürchten sollte. Nein, ganz und gar nicht. Gehen Sie also oder vielmehr fahren Sie hin, gleich morgen früh, und sehen Sie nach, womit man die armen Leute sonst noch unterstützen kann. Ich glaube, man könnte oder müßte ihnen vor allen Dingen manche Bequemlichkeit verschaffen, denn daran sind sie so arm wie die nackten Feldmäuse. Was Sie ihnen darin zukommen lassen wollen, das sagen Sie mir, und dann ist es ja eine leichte Sache, das Nöthige in der Stadt zu kaufen und nach dem Waldhause zu schaffen.«

Frau Nebelthau war während dieser Rede wie eine Rose aufgeblüht. Das Wohlwollen und die Gutherzigkeit ihres Herrn hatte ihre eigene geweckt und sie steuerte nun mit ihm in Gemeinschaft bei günstigem Wind in demselben Fahrwasser hin. »O, das wird nicht nöthig sein, Herr Major,« sagte sie rasch. »Wenn einmal geschenkt werden soll, was die alten Leute nicht haben, so haben wir in unserm Hause selbst genug des alten Gerümpels, was Einem hier nur im Wege steht. So werde ich denn mit Ihrer Erlaubniß morgen anspannen lassen und mich genau von den Verhältnissen der Bastians unterrichten.«

»Ja, thun Sie das und Sie werden mir damit einen großen Gefallen erweisen. Nehmen Sie ihnen auch vor der Hand etwas kräftige Speise mit, etwa einen Braten, aber er muß fix und fertig sein, denn mit der Zubereitung eines solchen seltenen Leckerbissens werden sie sich

wohl nicht befassen können. Auch ein paar Flaschen guten Weins fügen Sie bei und dann fragen Sie die Alten, was sie sich sonst wünschen. Gegen mich sind sie etwas scheu und zurückhaltend, jetzt sogar viel mehr als am ersten Tage, als ich mit der Frau Bastian sprach. Nun freilich, da wußten sie nicht, wer ich war, und jetzt mögen sie etwas Furcht bekommen haben, da sie mich kennen gelernt. Leute ihrer Art sind manchmal so. Das Unglück, die Sorgen, die unablässige fruchtlose Arbeit haben ihren Sinn verhärtet und für das Wohlwollen der Menschen unzugänglich gemacht. Doch da wir das wissen, soll es uns um so mehr ein Sporn sein, ihnen freundlich und menschlich zu begegnen. Da haben Sie meine Ansicht der Sache und nun thun Sie, was Ihr Herz Ihnen gebietet. Da, nehmen Sie meine Hand, Sie sind eine gute Frau, ich kenne Sie jetzt ein für alle Mal und ich danke Ihnen aufrichtig für diese Stunde, sie hat mir wohlgethan.«

Frau Nebelthau ergriff lebhaft die Hand ihres Herrn – er hatte ihr die linke gereicht – und drückte sie warm. Dabei sprach sie kein Wort, sie konnte nicht sprechen, aber ihr Auge verrieth, wie es ihr um's Herz war. Es hüllte sich in einen Schleier von Thränen, die einem Menschenantlitz immer so schön stehen, wenn sie aus der reinsten Quelle, einem guten Herzen entspringen und das Wohl ihrer Mitmenschen betreffen. Beide aber begaben sich bald darauf zur Ruhe und selten wohl hatten ihr Lager so friedliche Genien umschwebt, denn sie schliefen süß und fest, bis der frische Tag wieder mit sonnigem Lächeln in ihre Fenster schaute und sie zu neuem Handeln in die

Schranken des tumultuarischen Menschenlebens hinausrief.

ZWEITER BAND.

ERSTES CAPITEL. STILLEBEN IM WALDHAUSE ZU
NIEDER-MALITZ.

Frau Nebelthau, mit so unumschränkter Vollmacht ausgerüstet, wie ihr gütiger Herr sie ihr am Abend zuvor eingeräumt, war am nächsten Morgen ungemein thätig und rührig im Hause. Sie suchte in ihren Vorrathsschränken alles Mögliche hervor, was ihr für die armen Bewohner des Waldhauses nutzbar und erfreulich zu sein schien und packte sich Alles selbst im Wagen zurecht, um so ganz nach Herzenslust ihrer menschenfreundlichen Gesinnung ein Genüge zu thun. Als sie Alles nach Wunsch zu Stande gebracht, kleidete sie sich zu ihrem Besuch an und trat dann bei dem Major ein, um ihm einen guten Morgen zu wünschen und sich zugleich vor ihrer bevorstehenden Abfahrt zu empfehlen.

»Gehen Sie mit Gott,« sagte er ungemein mild, »Sie haben einen Freudentag vor sich, um den ich Sie beneiden könnte, denn ich habe dergleichen jetzt auch besser als früher kennen gelernt. Grüßen Sie die alten Leute von mir und dem kleinen Samuel geben Sie einen Kuß. Heute Nachmittag denke ich ebenfalls hinüberzureiten und mit dem Kinde ein wenig zu tändeln. Doch hören Sie – Eins können Sie noch thun und zu dieser Bitte hat mich der neuliche Besuch der Frau Grittli hier veranlaßt. Machen Sie doch den Leuten auf irgend eine Weise bemerklich, daß ich kein Freund von lauten Danksagungen bin. Sie

sollen also kein Wort der Art ferner gegen mich verlieren. Das würde mich nur beschämen. Es ist im Ganzen sehr wenig, was ich für sie thue, wenn ich unsre gegenseitigen Verhältnisse in die Wagschaale lege. Also – Sie verstehen mich, und nun leben Sie wohl.« –

Ganz stolz und überglücklich in Ausübung ihres neu übernommenen Amtes stieg Frau Nebelthau, von den besten Wünschen ihres Neffen begleitet, in den Wagen und noch nie war sie mit so frohem Herzen durch den schönen thaufrischen Wald gefahren. Fast noch glücklicher aber kam sie drei Stunden später zurück und hörte zu ihrer Genugthuung von Hans, daß der Herr so eben von einem Spaziergange nach Hause gekommen sei. Ohne sich unten auch nur eine Minute aufzuhalten, eilte sie nach dem oberen Stockwerk und trat mit lebhaft geröthetem Gesicht und schnelleren Schrittes denn je in des Majors Zimmer, um ihm ohne Zeitverlust von ihren Erlebnissen Bericht abzustatten.

Der Major hatte heute viel zu hören und Manches auch, was ihm Freude machte, namentlich was Samuel betraf. Frau Nebelthau war von dem Kinde entzückt und sprach wohl eine Viertelstunde über alle seine Eigenthümlichkeiten. Sie rühmte seine Schönheit, seine vorgeschrittene körperliche Entwicklung und seine Klugheit und sagte, sie begriffe jetzt wirklich, wie und warum der Major so schnell durch den bloßen Anblick desselben gewonnen sei. »Ja,« schloß sie ihre lange Erzählung darüber, »der kleine Samuel ist ein reizendes Geschöpf im Ganzen und Einzelnen, und wenn man ihn in den dicken

Betten und dem ungestalteten Wagen liegen sieht, begreift man kaum, wie er dahin gekommen. Mir ist beinahe zu Muthe, als hätte ihn eine Fee auf geheimnißvolle Weise in das verfallene Haus gebracht, um Wunderdinge durch ihn zu leisten. Na, immer zu, wenn es nur was Gutes ist, was er leistet, das kann Jedermann gebrauchen. Aber die beiden alten Frauen, Herr Major,« fuhr sie fort, »haben mir eigentlich recht leid gethan. Sie waren mit dem Kinde allein im Hause, denn der alte Bastian war auf Arbeit und die Grittli ebenfalls. Sie sind doch sehr arm und es fehlt ihnen eigentlich an Allem, besonders an warmen Kleidern für den Winter oder einen kalten Regentag!«

»Schaffen Sie sie an, schaffen Sie sie an!« rief der Major, sich rasch eine Cigarre anbrennend und vergnügt rauchend im Zimmer auf- und niedergehend.

»Ja, das denke ich auch und ich selbst werde ihnen von meinem Vorrath geben, ich habe dergleichen genug. Auch sehen sie mir recht trübe und verfallen aus und ich habe auf dem Herwege recht lebhaft gedacht, wie es eigentlich möglich sei, daß in einer so wohlhabenden Gegend eine solche Armuth existiren könne und daß ihre reiche Gutsherrschaft nichts, so gar nichts gethan, um sie ein wenig zu erfrischen und aus ihrem nackten Elend zu reißen.«

»Sie haben mir ja gestern selbst gesagt, daß ihre Gutsherrschaft sie vielleicht gar nicht kenne oder wenigstens von ihren Verhältnissen nichts wisse? Wie reimt sich das mit Ihrer heutigen Ansicht?«

»Ich habe sie eben geändert, Herr Major, und das hat mein Besuch zu Wege gebracht. Sie kennt sie recht gut und weiß auch oder muß es durch die Grittli wissen, wie es im Waldhause steht. So ließ mich wenigstens die alte Ule merken, als ich mich bei ihr danach erkundigte. Indessen scheint es mir doch, als ob man auf die Meinung und die Aussprüche dieser uralten, fast kindischen Frau nicht allzu viel geben dürfte, sogar nicht einmal auf die ihrer Schwester, der Frau Bastian, die noch viel vernünftiger und zugänglicher ist. Beide wollten von der Generalin auf Ober-Malitz nicht viel wissen und als ich von ihr zu sprechen begann, schwiegen sie anfangs hartnäckig und erst auf meine wiederholten Fragen ließen sie sich mit sichtbarem inneren Widerstreben dahin aus, daß sie sie für eine hochmüthige Dame hielten, die viel zu vornehm und zu eifrig mit ihrem Vergnügen und ihrem Putz beschäftigt sei, um sich um so arme und verkommene Leute zu bekümmern. Ueberhaupt gaben sie mir deutlich zu verstehen, daß sie von den Flambersgs von Anfang an sehr wenig gehalten hätten und daß auch jetzt noch keine Veranlassung und kein Grund vorliege, sie besonders zu rühmen. Im Gegentheil, der alte Baron sei an allem Unglück schuld, welches die Bastians betroffen, er allein habe sie in's Elend getrieben und das würden sie ihm nimmer vergessen, wenn er auch schon todt wäre. Anfangs, als sie wieder nach Nieder-Malitz gezogen, hätten sie geglaubt, die Generalin werde wieder gut machen, was ihr Großvater verbochen, aber darin hätten sie sich geirrt, sie hätte sich noch nie bei ihnen blicken lassen und

nichts, gar nichts hätte verrathen, daß sie den geringsten Antheil an ihnen nähme. So bekümmerten denn auch sie sich nicht mehr um ihre Herrschaft, zahlten nur ihre Miete und betrachteten sich sonst als freie und unabhängige Leute. Möge jene es treiben, wie sie wolle, sagten sie, in einen anderen oder besseren Himmel käme sie einst doch nicht, als die Bastians, und daß Gott in Vertheilung seiner Gaben ungerecht wäre, das wüßten sie schon lange.«

»O, o, die Armen!« unterbrach der Major die ihre letzten Mittheilungen mit wehmüthiger Stimme vortragende Frau. »Das ja eine traurige Gemüthsstimmung und das betrübt mich sehr. So lassen Sie uns denn Alles thun, Nebelthau, was ihnen eine bessere Meinung von Gott und eine größere Zuversicht zu ihm beizubringen vermag und zeigen wir ihnen, daß die Vorsehung *nicht* ungerecht ist und daß nicht alle Wohlhabenden hart und vergeßlich sind. Nein, nein, geben wir uns Mühe, ihre gesunkenen Herzen wieder aufzurichten. Aber was meinen Sie, was können wir wohl zunächst thun, um ihnen unsere Fürsorge zu beweisen und irgend eine Annehmlichkeit zu bereiten, für deren Werth sie empfänglich sind?«

»Ach, das müssen wir Alles nach unserm Gutdünken oder unserm eigenen Ermessen thun,« erwiderte Frau Nebelthau. »Ich konnte sie durch Nichts dazu bringen, sich darüber auszusprechen. Sie sind eben durch ihre lange Einsamkeit, die unablässige Arbeit und mannigfache

Noth stumpf und gegen Menschen und Dinge gleichgültig geworden. Indessen glaube ich, daß sie gern Alles annehmen, was wir ihnen bieten, namentlich was Speise und Trank betrifft, denn über den Rehbraten, den ich ihnen mitnahm und auch über den Wein freuten sie sich sehr und schienen kaum die Zeit erwarten zu können, bis ich wieder gegangen wäre, um sich sogleich darüber herzumachen. Ich denke mir aber, wir könnten ihnen noch manches Andere bieten, was ihnen nicht minder gefallen wird. Die armen alten Weiber, sie sind den ganzen Tag in der Pflege des Kindes – denn dem widmen sie sich mit augenscheinlicher Hingebung – auf den Beinen und wenn sie sich einmal ruhen wollen, haben sie nichts als ein paar harte hölzerne Schemel. Was meinen Sie, Herr Major, wenn ich ihnen ein altes Sopha und zwei oder drei weiche, bequeme Lehnstühle zukommen ließe? Sollte es ihnen nicht besonders behagen, wenn sie sich Abends darauf setzen können?«

»Ja gewiß, geben Sie nur und was wir nicht gleich bei der Hand haben, schaffen wir auf der Stelle an. Thun Sie überhaupt darin, was Sie wollen, ich bin mit Allem von Herzen einverstanden.«

»So danke ich Ihnen. Neues aber brauchen wir vor der Hand nicht anzuschaffen, denn wir haben Alles in Ueberfluß, was diesen armen Menschen fehlt.«

»So suchen Sie es hervor und lassen Sie es auf einen Wagen laden und schicken Sie es hin, lieber heute als morgen. – Aber halt! Was haben sie denn von mir gesagt – haben sie nicht von mir gesprochen?«

»Kein Wort, Herr Major, so oft ich Ihrer auch erwähnte und ihre Meinung über Sie gewissermaßen herausforderte. Es schien mir das eigentlich ganz seltsam. Es kam mir fast so vor, als ob sie sich scheuten, Ihren Namen zu nennen oder Ihre Handlungsweise einer Kritik zu unterwerfen. So oft ich von Ihnen zu reden anfing, sahen sie sich Beide mit einem mir unverständlichen Blick an, nickten still und fingen gleich darauf von etwas Anderem an zu reden.«

»Hm, ja! Sie sind eben abgestumpft und im Herzen kalt geworden. Ich kann es mir wohl vorstellen und mache ihnen keinen Vorwurf daraus. Auch soll es mich nicht hindern, in meinem Vorhaben fortzufahren, wie ich begonnen habe, und am Ende – am Ende, Nebelthau, ist mir auch an der Meinung dieser beiden alten Hexen nichts gelegen. Ich habe ja nur von Anfang an das Kind im Auge gehabt und dabei sind meine Augen zufällig mit auf seine Pflegerinnen gefallen. Nun, die Mutter des Kindes ist nicht so stumpf und sie hat wenigstens ein dankbares Herz.«

»Gewiß, Herr Major, und das sagten die Alten auch. Die Grittli sei übergücklich, meinten sie, und daß sie Sie neulich nicht in Grünwald getroffen, habe ihr herzlich leid gethan. Indessen hoffe sie, Sie am nächsten Sonntag zu sprechen und dann werde sie Ihnen persönlich ihren Dank sagen.«

»Das soll sie ja nicht – haben Sie ihnen das nicht bemerklich gemacht?«

»Ja freilich, aber was wollte das sagen! Diese alten verhärteten Menschen haben keine Ohren, wo sie sie haben sollen, und auch nicht das richtige Einsehen; sie wissen Alles besser. O mein Gott, was macht doch das Unglück das Menschenherz so hart und kalt und ich habe mir immer gedacht, es müßte es weich und nachgiebig machen!«

»Nein, das thut es nicht, ich habe schon oft die Beweise davon in Händen gehabt. Ich bin sogar zu der Ueberzeugung des Gegentheils gekommen und behauptete, daß gerade das Glück das Menschenherz weich und gefühlvoll mache. – Warum lächeln Sie?«

Frau Nebelthau sah den Major allerdings lächelnd und sogar freudestrahlend an. »Ach ja,« erwiderte sie, »Sie mögen wohl Recht haben, wenn Sie das Studium des Menschenherzens bei sich selbst begonnen haben und von sich auf Andere schließen –«

»Still!« unterbrach sie der Major fast streng. »Das lassen Sie bleiben. Nun fangen Sie noch an, mir Schmeicheleien zu sagen. Das verbitte ich mir, wenn wir gute Freunde bleiben wollen. Und nun guten Morgen – ich muß einmal nach meinen Pferden sehen!«

Schon am Nachmittag desselben Tages, bald nach Tisch, ging ein von dem jungen Pächter selbst mit Gegenständen aller Art vorsichtig bepackter Leiterwagen von Grünwald nach dem Waldhause bei den drei Eichen ab.

Frau Nebelthau, deren Linke auch nicht zu wissen schien, was die Rechte that, hatte nicht nur ein ganz hübsches Sopha und drei alte bequeme Lehnstühle zu dieser Sendung ausgewählt, sondern auch eine Menge anderer Dinge, die sie für die einfache Wirthschaft der alten Leute für zweckgemäß und ersprießlich hielt. Auch mehrere wärmere Kleider und einige kleine weiche Bettstücke, mit dem dazu gehörigen weißen Linnen versehen, befanden sich darunter und so war das Ganze einer kleinen Ausstattung gleich, die für so arme Leute, wie die Bastians waren, von großem Werth sein mußten. Hans Würger, der nun im Walde von Nieder-Malitz so gut Bescheid wußte, wie irgend ein Eingeborener, mußte auf seines Herrn Geheiß den Kutscher nach dem Waldhause begleiten und in kurzer Zeit hatten die beiden Männer Alles an Ort und Stelle geschafft und in der passendsten Weise in der Wohnstube der alten Leute aufgestellt.

Als der Major zwei Stunden später selbst nach dem Hause ritt und, nachdem er sein Pferd auf dem Rasenplatz gelassen, in die kleine Hütte trat, fand er Frau Bastian und Ule Troll ganz gemächlich auf ihrem neuen Sopha sitzen, während Samuel neben ihnen in seiner fahrenden Wiege schlief. Die beiden alten Frauen schienen in sehr behaglicher Stimmung zu sein, aber sie sprachen nicht und gaben ihren Beifall höchstens durch grinsende Mienen kund, die der Major auch für baare Münze nahm und sich als ihren stillschweigenden Dank deutete. Als er aber einige Worte an sie gerichtet und sie gefragt hatte, ob ihnen die neue Sendung behage, sagte Frau Bastian,

indem sie aufstand und einen verständlichen Blick auf das schlafende Kind warf:

»Kommen Sie hinaus, Herr, da können wir besser sprechen. Ich möchte nicht, daß der Kleine aufwacht, da er so eben erst eingeschlafen ist. Wir haben heute Nachmittag Spectakel genug hier gehabt.«

Lächelnd und still Beifall nickend, folgte ihr der Major vor die Thür und hier sagte die Alte mit einem ungemein pfiffigen Gesicht.

»Sie fragten mich so eben, ob Ihre neue Sendung uns gefallen hat. Nicht wahr? Nun ja, sie gefällt uns sehr und der Bastian wird wieder gewaltig große Augen machen. Aber dürfen wir sie auch für allezeit behalten oder werden Sie sie uns wieder abnehmen, wie es der alte Baron einst mit anderen Dingen gethan?«

»Natürlich dürft Ihr sie für immer behalten, gute Frau, denn was ich einmal gegeben, habe ich für alle Zeiten gegeben. Ich habe sie Euch gesandt, damit Ihr es Euch ein wenig bequem machen und ruhen könnt, wenn Ihr Euch mit dem Samuel müde geschleppt habt.«

»Nun, dann ist es gut und wir danken Ihnen, obwohl Sie uns ein für alle Mal den Dank vom Munde abgeschnitten haben. Aber daß Sie, gerade Sie, uns so viel schicken, das können wir eben nicht begreifen und daher müssen Sie mir diese dumme Rede nicht übel nehmen.«

»Ganz und gar nicht, Frau Bastian. Aber warum sollte denn gerade ich nicht Euch diese Sachen geben?« fragte der Major mit einiger Verwunderung, da das Gesicht

der alten Frau bei ihrer Rede einen schmerzlichen Zug anzunehmen schien.

Die Alte hielt die harten Finger ihrer rechten Hand vor die Augen und betrachtete sie mit seltsamer Aufmerksamkeit. »Nun,« sagte sie langsam und mit merklichem Rückhalt, »das läßt sich besser denken als sagen, aber ich bin überzeugt, mein Mann wird sich sehr darüber freuen und Ihnen zu rechter Zeit seine Meinung darüber kundtun, besser als ich es kann. Nichts für ungut, Herr, aber ich – ich bin an dergleichen Redensarten nicht gewöhnt und ich drücke mich gewiß nicht richtig aus, wenn ich darüber spreche.«

»Drückt Euch aus, wie Ihr wollt, Frau Bastian, ich verstehe Euch doch,« sagte der Major, »oder schweigt auch ganz, wie es Euch beliebt, wenn es Euch schwer fällt, mir Eure Meinung zu sagen. Doch damit Ihr Euch in Eurem neuen Besitz erst ganz heimisch fühlen lernt, will ich Euch heute verlassen und lieber morgen wiederkommen. Vielleicht ist dann der Samuel wach, und ich kann mich mit ihm mehr als heute beschäftigen, wo Ihr schon so viel Unruhe gehabt habt. Hat denn seine Mutter schon an seinen Sachen zu nähen angefangen?« fragte er, sich noch einmal zu der Alten umwendend, die starr und steif vor ihm stehen geblieben war und sich in die Art und Weise dieses Mannes gar nicht finden zu können schien.

»Ach ja! Sie näht jetzt die halbe Nacht, damit Sie erkennen, was sie schafft, und so werden Sie den Kleinen bald in seinen neuen Kleidchen sehen.«

»Warum bleibt sie nicht ein paar Tage zu Hause und näht bei Tage daran?« fragte der Major. »Ich habe ihr ja gesagt, daß ich ihr den Lohn für die anderwärts eingeübte Arbeit ersetzen will.«

Frau Bastian zuckte die Schultern. »Das geht nicht so leicht, Herr. Sie darf sich die Herrschaften nicht abspenstig machen, die einmal an sie gewöhnt sind und sie hat sich ja gegen sie schon lange zur Ableistung ihrer Arbeit verbindlich gemacht. Davon tritt man nicht eben gern zurück, Herr; verloren ist bald eine gute Kundschaft, aber gewonnen so leicht nicht wieder.«

»Wohl wahr und ich verstehe Euch. Nun, lebt wohl und grüßt die Frau Grittli, wenn sie heute Abend nach Hause kommt.«

»Sie kommt heute nicht und morgen vielleicht auch nicht. Erst übermorgen, und dann geht sie wieder nach Ober-Malitz, wo sie auch jetzt ist und viel zu schneiden bekommen hat.«

Der Major schied somit heute vom Waldhause, ohne seinen kleinen Liebling genossen zu haben; dafür holte er das Versäumte in den nächsten Tagen mit besserem Erfolg nach und so kam Alles bald wieder in das alte Geleise und alle Betheiligten hatten ihren Genuß und ihre Freude daran, wenn dieselbe auch von Einigen nur mit einer Steifheit und Zurückhaltung geäußert wurde, die einen weniger gestählten Mann als den Major in Erstaunen gesetzt haben würden.

Was diese nun selbst betrifft, so war er, mit Frau Nebelthau zu reden, in kurzer Zeit ein ganz anderer Mensch

geworden. Sie wenigstens fand ihn viel gesprächiger, milder und zutraulicher als früher und die richtige Erklärung dafür zu finden, fiel ihr nicht allzu schwer. Es war so natürlich, was sie vor Augen sah und eine so weichherzige und zartfühlende Frau, wie Frau Nebelthau, konnte darin nicht irre gehen. Sie kannte ja die Ursache des ganzen Umschwungs seines Wesens, wenigstens seines Verhaltens, und diese genügte ihr vollkommen. Hatte er, der früher gar nichts auf Grünwald zu thun gehabt, jetzt nicht eine ganz neue Beschäftigung aufgefunden, die ihm völlig zusagte und sein ganzes Gefühl in Anspruch nahm? Ja, ein ganz neuer, ihm bisher unbekannter Reiz war in sein Leben getreten und dieser Reiz war so stark und mächtig, daß er seinem Leben auch einen neuen Glanz verlieh und seinem Gemüth eine volle Befriedigung bot. Er, der sich früher um nichts zu bekümmern gehabt, bekümmerte sich jetzt um alle Dinge, die außer ihm lagen und sich auf seine neuen Verpflichtungen bezogen, und die Sorge für etwas Fremdes belebte und bewegte ihn. Dadurch war er mit der übrigen Welt, die ihn früher so kalt gelassen, die ihm so fernegelegen und wie ein verschlossenes Eden erschienen, wieder in nähere Verbindung getreten, er hatte darin Nahrung für seinen Geist und sein Gemüth gefunden, und wenn es vor der Hand auch nur arme Leute waren, für die sein Herz schlug, denen er seine Aufmerksamkeit gewidmet, so waren es doch hülfsbedürftige Menschen und für diese erwärmt sich ein edles Herz bald, wenn es die Strömung seines Innern einmal darauf hingelenkt. Ja, der bisher stille,

schweigsam einhergehende, auf nichts Aeußeres achtende Mann war sichtbar ganz und frisch aufgelebt. Er schien sich, in den Augen der ihn unausgesetzt beobachtenden Frau Nebelthau wenigstens, viel rascher zu bewegen und – was sie fast am meisten dabei freute – sein Appetit zeigte sich täglich im Wachsen begriffen, denn die häufige Bewegung im Freien hatte denselben geweckt, und so gewann er auch von Tage zu Tage mehr Geschmack an den Bemühungen der regsamen Haushälterin, die – wir wissen es ja – unendlich viel auf ihre Küche gab und deren größter Kummer es bisher gewesen, daß ihr neuer Herr dafür gar kein Interesse gezeigt hatte.

Wie sein Leben schon im Anfang seines Aufenthalts auf Grünwald immer sehr regelmäßig gewesen, so war und blieb es auch jetzt noch, nur hatte er seine Hauptthätigkeit nach Außen und zwar nach dem einsamen Waldhause verlegt. Alle Tage, meist Nachmittags, ritt oder ging er dahin und stets kehrte er von daher zu rechter Zeit zur Speisestunde nach Hause zurück, ohne jemals wieder im Walde oder irgend wo anders planlos umherzustreifen. Daß ihm sein Verhältniß bei den alten Leuten und dem Kinde behagte, ja, daß er dadurch außerordentlich befriedigt und oft sogar beglückt war, merkte Frau Nebelthau sehr wohl und sprach er sich auch ganz offen darüber gegen sie aus, wie sie denn überhaupt in der letzten Zeit bedeutende Fortschritte in seinem Vertrauen gemacht und auf dem besten Wege war, es ganz und gar zu gewinnen, wie sie in früheren Zeiten auch das seines verstorbenen Onkels besessen hatte.

Was nun speciell seinen Verkehr mit Samuel betrifft, der ja die Haupttriebfeder seines ganzen jetzigen Verhaltens und Gebahrens war, so hatte der Kleine ihn sehr bald kennen gelernt und es stellte sich zwischen dem älteren Mann und dem so jugendlichen Kinde ein ganz eigen tümliches und vertrauliches Verhältniß ein. Wenn Samuel in seinem Wägelchen saß und von einer der alten Frauen im Schatten der Eichen umhergefahren wurde und der Major, ganz leise herantretend, sich hinter einen Baum stellte und ›Samuel!‹ rief, jauchzte der Knabe, schon die Stimme erkennend, laut auf, schaute nach der Gegend hin, woher der Ruf kam, und streckte nach dem nahenden Freunde sogleich seine Aermchen aus. Vor Freude zappelnd, wenn er ihm ganz nahe kam, und das holde Gesicht von glücklichem Lächeln überstrahlt, hob er sich ihm entgegen, kletterte an seiner Brust und in seinen Armen empor, schmiegte sein Köpfchen innig an ihn an und schaute ihm in das Auge, so tief, so klar, so süß, daß das Herz des ernstesten Mannes fast vor Rührung schmolz und von den zauberhaft schnell sich entwickelnden Reizen des heranwachsenden Kindes wie mit magischer Gewalt gefesselt wurde.

Auch kam der ältere Freund fast nie mit leeren Händen zu seinem kleinen Liebling. Alle Tage brachte er ihm irgend etwas Neues mit. Bald war es ein Spielwerk, deren er in Fülle aus der Stadt hatte kommen lassen, bald eine schöne reife Frucht oder ein leicht verdauliches Backwerk, das Frau Nebelthau mit eigenen Händen zu dem ihr bekannten Zweck zubereitet. So hatte ihn Samuel

bald kennen und lieben gelernt und man sah dem Kinde an, daß es glücklich war, wenn sein Gönner in seine Nähe kam. Durch diese sichtbar wachsende Liebe des Kleinen von Tage zu Tage mehr angezogen, weilte er jetzt stundenlang in dem einsamen Waldhause und meist war der weiche Rasen unter den Eichen zum Spielplatz für Alt und Jung ausersehen. Ein alter, großer Teppich, der von Grünwald dahin geschafft, wurde über den Rasen gebreitet und darauf legte sich der Major mit Samuel nieder und spielte und tändelte mit ihm. Hier, im süßen Duft des Waldes, den reinen Luftströmungen der warmen Sommerluft ausgesetzt, umschwirrt und umgaukelt von den Stimmen der gleichsam mit ihnen spielenden Vogelschaaren, wuchs Samuel allmählig heran, hier lernte er, von des Majors Hand sorgsam geleitet, kriechen und gehen, hier durfte er auf seinen Knien reiten, hier übte er sich im Hüpfen und Tanzen, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wer bei allen diesen Uebungen die höchste Freude empfand, der gereifte Mann oder das blühende Kind, dessen Geist zwar noch in natürlichen Banden schlummerte, aber alle Tage mehr zu frohen Lebensäußerungen geweckt und gestachelt wurde.

Ja, es ist eine uralte und immer und überall sich wiederholende Regel: womit die Menschen sich unausgesetzt beschäftigen, wofür sie ernstlich Sorge tragen und Opfer bringen, das gewinnen sie lieb und alle Tage lieber, und so gewann auch der Major diesen Knaben unbeschreiblich lieb, zumal er ihn gewissermaßen in seinen Armen und unter seinen Augen gedeihen sah – schien

ihm ein ganz eigenes freudenvolles Leben, eine bis dahin ihm völlig verschlossene Welt aufgegangen zu sein, und Empfindungen und Regungen hatten sich in seinem Herzen entfaltet, die er bisher nicht nur nicht gekannt, sondern für die er früher stets unzugänglich gewesen war. Aber war das ein Wunder? Nein, es war nur eine überaus natürliche Sache, die dem früher so still und abgeschlossenen lebenden Major nur neu und darum doppelt anziehend war. Denn Welch ein Feld der Beobachtung bietet dem denkenden und fühlenden Menschen ein wohlgebildetes, gesundes, sich zugleich geistig und körperlich entwickelndes Kind in jener blüthenreichen Jugend dar! In Wahrheit, wer das nicht mit eigenen Augen gesehen und im eigenen Herzen wonneschauend gefühlt hat, dem ist viel Schönes und Großes in der mit so staunenswerthen Dingen erfüllten Welt verborgen geblieben. Welcher zauberhafte, beseligende Ausdruck liegt zum Beispiel in dem Blick eines offenen reinen Kinderauges! Welcher Reiz, welche Bedeutung in den Geberden und den graciösen Bewegungen seiner Arme und Hände! Welcher Gottesfriede in ihrem süßen Schlaf, welche unaussprechliche Holdseligkeit in ihrem freudigen Lächeln! Und nun gar, wenn sie die kleinen Beinchen zu regen anfangen und einem kurzen, ihnen immer neuen Ziele zustreben, wenn sie die ersten Worte zu sprechen versuchen, um sich dadurch mit der ihnen bisher verschlossenen Welt in Verbindung zu setzen! O, wer eine reine Freude genießen, eine wahre himmlische Wonne schon auf Erden kosten will,

der drücke ein warmes, weiches, mit Händen und Füßen zappelndes Kind an seine Brust, der presse seine Lippen auf seine zarten Wangen, und aller Wust und Tand der Welt wird gegen diesen Genuß, gegen diese Wonne schwinden und der selbst in geistiger Beziehung hoch befähigte Mensch muß sich sagen, daß solch ein Glück das höchste auf Erden ist, weil es zugleich das reinste, unschuldigste und natürlichste von allen ist.

Aber wie im Leben jedes Licht seinen Schatten, so hat auch jedes Glück seine Sorge im Gefolge, und diese Sorge sollte auch dem guten Major in diesem Falle nicht erspart werden. Samuel war zwar ein gesundes und kräftiges Kind, aber er war doch immer als solches den natürlichen Zufällen der schwachen Menschnatur unterworfen. Er hatte sich sehr rasch entwickelt, konnte schon an der Hand eines Menschen etwas gehen, sprach einige Worte und so hatte er auch früh rasch hinter einander einige Zähnchen bekommen. Plötzlich aber stellte sich eine sichtbare Kränklichkeit, ein weinerlicher Zustand bei ihm ein und er lag stundenlang, still und an Allem theilnahmlos, in seinem jetzt immer reinlich überzogenen Bettchen. Als der Major an dem Tage dieser Erkrankung kam und das Kind in Fieberhitze aufglühen sah, faßte ihn zum ersten Mal die noch nie empfundene Angst, daß ihm dies so spät gefundene und bereits so theuer gewordene Kleinod auch plötzlich wieder entrissen werden könnte. Vom

Schreck übermannnt und fast selbst in Fieberhitze gerathend stieg er sogleich wieder auf sein Pferd und sprengte nach der nächsten Ortschaft, in der ein das allgemeine Vertrauen verdienender Arzt seinen Wohnort hatte. Er fand denselben glücklicher Weise zu Hause und sogleich bereit, ihm zu dem kranken Kinde zu folgen. Als er es aber nun gesehen und genau untersucht hatte, beruhigte er den ängstlichen Mann und verhiess die baldigste Wiederherstellung. Seine Verheissung bewahrheitete sich auch, Samuel war nach wenigen Tagen schon wieder so gesund wie früher, des Majors Sorge aber war durch den Vorfall einmal geweckt worden und sie schief von jetzt an nie mehr ganz ein. Da war es denn allein wieder Frau Nebelthau, der er seine Bedenken mittheilte, die ihn fast jeden Tag zu trösten hatte, was ihr, einer in solchen Dingen erfahrenen und vernünftig zu Werke gehenden Frau, auch endlich gelang. Aber sie gewann dadurch nur um so mehr die Ueberzeugung, wie sehr sich ihres Herrn Gedanken und Empfindungen jetzt allein auf das Eine – das Kind concentrirten, wie er sich fast um nichts Anderes bekümmerte, für nichts Anderes Sinn und Neigung hatte. Den Grund von dieser so plötzlich entstandenen und ausschließlichen Neigung brauchte die einsichtsvolle Frau nicht lange zu suchen, er trat ihr nur zu leicht und zu deutlich zu Tage. Der Major, noch im kräftigsten Alter und von der Natur mit einem warmen, empfindungsreichen Herzen begabt, wenn er das auch Niemandem auf den ersten Blick zu erkennen gab, bedurfte einer lebenswarmen Nahrung für dies Herz; bis jetzt

hatte er es nicht gefunden, sondern im Leben allein und einsam gestanden und namentlich war er auf dem stillen Grünwald von allen seinen früheren Verbindungen, seinen Freunden und Bekannten abgelöst worden. Samuel nun nahm die Stelle dieser Freunde ein und füllte das leere Herz des Mannes aus, nicht nur für die Gegenwart allein, sondern, wie es der still beobachtende Haushälterin erschien, auch für eine fernere Zeit. Denn daß der Major nicht bei dem stehen bleiben würde, was er bis jetzt für das verwaiste Kind gethan, daß er seine Sorgfalt auch darüber hinaus ausdehnen würde, daß er sich vielleicht gar schon mit weitgreifenden Plänen trug, die sich auf die ganze Zukunft des Knaben bezogen, daß er ihn überhaupt nicht vergeblich gefunden und aus dem Nichts emporgehoben haben wollte, das glaubte Frau Nebelthau wohl annehmen zu dürfen, wenn sie den festen und gediegenen Charakter des Mannes erwog, der ihr jetzt so nahe getreten war und den sie um seiner zarten Liebe zu etwas Fremdem willen nun alle Tage selbst mehr lieben und schätzen lernte. Ja, er wollte das arme Kind nach seiner Ansicht vom Guten und Edlen zu einem brauchbaren und denkfähigen, zu einem guten und edlen Menschen heranbilden und erziehen, das ließ er die theilnehmende Frau alle Tage deutlicher merken, und daß seine Liebe Bestand haben und sein Geist sich mit consequenter Hingebung und festem Willen der einmal gestellten Aufgabe widmen würde, das unterlag sehr bald bei ihr keinem Zweifel mehr.

So führte der Major denn in dieser Zeit ein ganz eigenes, friedfertiges und ihm völlig genügendes Leben. Kein Mensch störte ihn darin, Niemand beobachtete und kritisirte ihn – bis jetzt wenigstens nicht – wenn er im stillen Waldhause bei den Leuten weilte und sich mit dem Kinde beschäftigte, das ihm von Tage zu Tage, ja von Stunde zu Stunde lieber ward, und dem er nicht nur seine ganze Zeit, sondern auch seine geistige Kraft widmete, um es über die niedrige Sphäre zu erheben, in die es das eigensinnige und oft so grausam harte Schicksal einmal geworfen hatte.

Wie verhielten sich nun aber, die Bewohner des einsamen Hauses zu ihm? Waren sie dankbar für die viele Güte, die der vornehme und in ihren Augen so reiche Mann so verschwenderisch an sie wandte und die er ihnen jeden Tag mit klaren und neuen Beweisen belegte?

Daß Samuel ihn lieben gelernt, haben wir schon gesagt, und daß dessen Mutter dem guten wohlwollenden Herrn mit dankbarem Herzen ergeben war, haben wir auch schon gesehen. Ja, sie blickte mit einer fast rührenden Dankbarkeit zu ihm auf, ohne ihn ferner durch laute Worte damit zu belästigen, da sie einmal gehört, daß er dergleichen nicht liebe. Sie betrachtete ihn wie eine Art höheren Wesens, das die Vorsehung ihr liebevoll auf ihren dunklen Pfad geleitet, um ihn zu erhellen und zu ebenen, nachdem so lange in Finsterniß auf rauher Bahn gewandelt; und oft, wenn sie nach Hause tammelnd den kleinen Samuel in seinen neuen reinen Kleidchen sah und Alles so nett und bequem in dem seither so

öden Hause fand, dann glaubte sie, der Himmel habe sich über ihr geöffnet und seinen reichen Ueberfluß an Glück und Wonne auf die Erde und in ihr Leben herabgeschüttet, das ihr früher so düster, so traurig, so schmerzenreich erschienen war.

Ganz anders dagegen verhielten sich die drei alten Leute zu dem ihnen so liebevoll begegnenden Herrn, von Grünwald. Man hätte glauben können, sein Wohlwollen für sie, das sich bis zum unzweifelhaften Wohlthun erhob, hätte sie rühren und ihre längst eingeschlafenen Empfindungen für ihn wachrufen, sie hätten ihm ihre Dankbarkeit durch irgendein Wort oder eine Miene an den Tag legen müssen, allein das war durchaus und nie der Fall. Peter Bastian, der immer erst spät Abends nach Hause kam, da er in einer fern gelegenen Waldung zu thun hatte, sah den Major nur selten und selbst Sonntags ging der Mann oft und, wie es schien, absichtlich vom Waldhause fort, wenn der fremde Herr seinen Weg dahin nahm. Traf er ihn aber einmal zufällig irgend wo, dann bemühte er sich sichtbar, und stets mit einer gewissen Scheu, ihm möglichst bald aus den Augen zu kommen; nie ließ er sich mit ihm in ein längeres Gespräch ein, sogar dann nicht, wenn der leutselige Major ihm dazu Veranlassung bot und der alte Mann eigentlich nicht umhin konnte, ihm für den schönen Tabak seinen Dank zu sagen, den der Major ihm unausgesetzt so freigebig spendete. Mußte er aber einmal etwas mit ihm sprechen, so that er es stets mit wenigen Worten, die immer sehr kurz und hastig hervorgestoßen wurden und durchaus

nicht dazu angethan waren, bei ihm auf einen wirklich dankbaren Sinn schließen zu lassen.

Der Major hatte darin kein Arg; er wußte einmal, wie kurz angebunden und eilig der alte Mann war, und so verlangte er von ihm nichts mehr und am wenigsten ein freundliches Entgegenkommen. Noch viel weniger aber war ihm an dem fast auffallenden abstoßenden Wesen der uralten Ule Troll gelegen. Denn diese ging ihm offenbar und immer aus dem Wege, sobald er sich blicken ließ; sie scheute sich, in sein helles Auge zu blicken oder seine warme, zum Herzen dringende Stimme zu hören, und wenn einmal Grittli mit lauten Lobeserhebungen über die Wohlthaten den Gutsherrn von Grünwald sprach, zuckte sie die Achseln, murrte still vor sich hin und blickte düster zu Boden, als hege sie trotz alledem einen unbesiegbaren Groll, daß ihr früheres ungestörtes Stilleben im öden Hause und die langgewohnte Einsamkeit des nahen Waldes durch den fremden Mann unterbrochen worden sei.

Am freundlichsten von den drei Alten betrug sich noch Frau Bastian gegen ihn. Zwar war sie bei Weitem nicht mehr so gesprächig, wie das erste Mal, auch suchte sie den Major nicht besonders gern auf oder freute sich, wenn er mit Samuel unter den Eichen saß und sich mit ihm beschäftigte, aber sie blickte ihn doch wenigstens nicht mißtrauisch an, wenn er kam, ja sie sah ihm sogar oft mit fast wehmüthigen Blicken nach, wenn er ging und fuhr sich dabei mit der Hand über die Augen, als habe sie

irgend etwas Fremdes und Ungewohntes aus denselben wegzuwischen.

Gegen alle Drei aber bewahrte der Major nach wie vor seine frühere leutselige und zuthunliche Art: Er sprach mit Allen, so oft sie ihm in den Weg kamen, fragte nach ihrer Gesundheit, ihren Wünschen, und wo er nur irgend konnte, auch wenn sie nicht mitgesprochen wurden, erfüllte er die letzteren, so daß Peter Bastian zuletzt gar nicht mehr hätte zu arbeiten brauchen, da die alten Leute fast allein noch von den reichen Gaben lebten, die von Grünwald her mehrmals wöchentlich herbeigeschafft wurden und eine Art Wohlleben in das Haus führten, welches man daselbst bisher kaum dem Namen nach gekannt hatte.



Ja, bis jetzt war das friedliche Stillleben des Majors im Waldhause durch Nichts gestört worden, kein Mensch hatte den Forst in der Umgegend desselben betreten, einen oder den anderen Landbewohner aus der Nachbarschaft etwa ausgenommen, der die breiten Stufen entlang nach irgend einem nahegelegenen Gute in der einer Dorfschaft zog. Bis an das Ende des Juli, bis wohin wir jetzt gelangt sind, hatte diese friedliche Beschäftigung des Majors im Waldhause gedauert und jeden Tag hatte er seinen Besuch wiederholt, immer lieber seinem stillen Ziele zueilend und immer mit neuer Hoffnung auf

einen nächsten glücklichen Tag in sein wohnliches Haus zu Grünwald zurückkehrend.

Da sollte ihm zum ersten Male klar werden, daß er nicht allein in diesem einsamen Erdwinkel weilte, daß vielmehr noch andere Menschen ihn bewohnten und ihre Aufmerksamkeit auf sein stilles Schalten und Walten zu richten die Neigung besaßen.

Es war an einem schönen Sommernachmittag, als Felix von Eberstein abermals nach Nieder-Malitz ging und daselbst Alles im besten Wohlsein traf. Peter Bastian war wie gewöhnlich nicht zu Hause. Frau Grittli schneiderete auf irgend einem Gute in der Nachbarschaft, nur die beiden alten Frauen saßen im Hause und hatten sorgsam wie immer auf den kleinen Samuel geachtet, bis der Major kam und ihnen auf einige Stunden die Pflege abnahm. Sich einmal von ihrer fast beständigen Arbeit frei fühlend, rückten sie zwei der ihnen geschenkten Lehnstühle vor die Thür der Hütte, und da saßen sie nun gemächlich, sich der Wärme und des Sonnenscheins freuend, der auf der ganzen Natur lag und die Spitzen der alten Eichen vergoldete, die in ihrer unmittelbaren Nähe standen. Die welken Hände in den Schooß gelegt und gedankenlos, wie es schien, vor sich hinstarrend, saßen sie da, nur bisweilen die altersmüden, schneeweißen Köpfe nach den Eichen wendend, von woher bald lauter, bald gedämpfter das fröhliche Lachen des Kindes und das muntere Gespräch des Majors herüberschallte.

Dieser hatte seinen großen Teppich wieder über den Rasen gebreitet und den kleinen Samuel sanft darauf

niedergelegt, der in seinen zierlichen Kleidern und seiner jetzt immer so sauberen Wäsche einen ungemein reizenden Anblick bot. Der Knabe kroch und kollerte sich freudig auf dem Teppich umher und der Major folgte mit seinem Falkenauge jeder lebhaften Bewegung desselben, bald ihm eins seiner vielen Spielwerke hinwerfend, bald sich selber neben ihm auf den Boden kauern und mit ihm spielend.

Golden funkelte das schöne Sonnenlicht über ihm im dichten grünen Blätterwalde und die Vögel sangen und zwitscherten lustig um ihn her. Im nahen Forste herrschte die tiefste Stille, nur zuweilen tönte das Bellen eines Hofhundes aus der Ferne herüber oder ein Eichkätzchen knusperte an den alten Zweigen, oder ein betriebsamer Specht hämmerte mit seinem scharfen Schnabel gegen die Rinde der Bäume, ihm Unterhaltung und Nahrung zugleich bot.

Da unterbrach die tiefe Stille ringsum ein hier selten gehörtes Geräusch und diesmal waren es die alten Frauen, die dasselbe zuerst wahrnahmen, während der Major, in sein Spiel und den Anblick Samuel's vertieft, im Anfang gar nicht darauf achtete. Zuerst nämlich drang aus dem nahen Walde, da, wo er sich nach Norden und Osten zieht, das muntere Schnauben eines oder mehrerer Pferde herüber. Allmähig näherte es sich und dann hörte man auch den klappenden Huftritt im Galopp heranbrausenden Pferde, wenn sie mit den Eisen an irgend einen im Wege ankernden Wurzelstock stießen.

Als das Geräusch jedoch bis ganz in die Nähe des Waldhauses vorgedrungen war, trat plötzlich wieder tiefe Stille ein, aber wo die Ohren nichts mehr zu hören hatten, bekamen die Augen dafür etwas zu sehen und zwar etwas an diesem menschenleeren Orte sehr Seltenes und noch dazu Glänzendes. Denn aus dem tief beschatteten Waldwege hervor, der nach Ober-Malitz führte, näherte sich eine herrschaftliche Cavalkade, die, als sie auf dem Kreuzwege angelangt war, das einsame Haus und die drei Eichen in Sicht bekam und nun still hielt und aufmerksam zu belauschen schien, was sich an diesem Orte so Seltsames ereignete.

Vielleicht hätte auch jetzt der in sein Spiel vertiefte Major die Störung nicht wahrgenommen, hätte nicht das muthige Schnauben eines Pferdes in nächster Nähe seine Aufmerksamkeit erregt. Auf dem Boden knieend und mit der einen Hand Samuel am Arme haltend, drehte er seinen dunklen Kopf, von dem er den Hut abgenommen, nach dem Wege herum, wo er das Pferd schnauben gehört, und da sah er denn, was hinter seinem Rücken bisher vorgegangen war. Ja, auch er sah jetzt die glänzende Cavalkade, aber er starrte nicht so betroffen darauf hin, wie die alten Frauen von ihren Stühlen vor der Hütte auf es thaten. Mit ruhigem, fast gleichgültigem Blick streifte er die auf dem Wege zu Pferde haltende Gesellschaft, ohne im Geringsten seine Stellung zu ändern oder sein Spiel mit Samuel aufzugeben.

Voran in dem langen Zuge saß hoch zu Roß auf einem prächtigen Fuchs eine schön gewachsene Dame im silbergrauen Reitkleide mit einem Hütchen auf dem Kopf, von dem eine weiße Reiherfeder keck in die Luft strebte. Neben ihr hielten zwei jüngere Herren in modischen Reitröcken auf edlen Vollblutpferden. Hinter ihnen sah man noch eine ältere Dame im schwarzen Reitkleide, mit einem blauen Schleier auf dem schwarzen Cylinderhut, und neben ihr einen dritten Herrn, schon vorgerückten Alters, im grünen Jagdrock. Den Schluß machten zwei gut berittene Diener in rother Livree, die der Major in dieser Gegend noch niemals gesehen zu haben sich erinnerte.

Als diese Damen und Herren geraume Zeit aufmerksam nach der Hütte und namentlich nach den drei Eichen geblickt, wo ihnen nichts entgehen konnte, was sich daselbst zutrug, gab die vorderste Dame ihrem Pferde einen leichten Schlag mit der Reitgerte, und sofort setzte sich das edle Thier in kurzen Galopp, den Anderen damit das Zeichen zum schleunigen Aufbruch gebend. In wenigen Secunden war die ganze Reitergesellschaft vorübergebraust und nur der Staub, der hinter den Hufen ihrer Pferde aufstieg, gab noch von ihrem kurzen Verweilen auf diesem stillen Orte Kunde.

Auch bis jetzt hatte Felix von Eberstein seine Stellung keinen Augenblick verändert und als der Staub vor ihm und um ihn verflogen war, schien er bereits die kurze Unterbrechung vergessen zu haben und gab sich wieder ungestört dem mit ihm spielenden Kinde hin. Wenn er

neugierig gewesen wäre, hätte er die alten Frauen fragen können, wer die Damen und Herren gewesen, aber er war es nicht im Mindesten, er hielt sie für Bewohner irgend eines nahen Gutes und mithin war es ihm gleichgültig, wer sie sein mochten. So fragte er auch die Alten nicht danach und sie selbst sprachen aus freien Stücken nie mit ihm. Als die Gesellschaft aber die Nähe des Hauses verlassen hatte und im nahen Walde verschwunden zwar, steckten die beiden Weiber die Köpfe zusammen und zischelten und tuschelten lange vor sich hin, und schon aus ihren Mienen konnte man entnehmen, daß es etwas Ernstes oder Wichtiges sein müsse, was sie so angelegentlich beschäftigte. –

Tiefer war allmählig die Sonne gesunken und der Major saß noch immer an seiner alten Stelle, spielte mit Samuel und ließ ihn auf seinem Knie reiten, bis der Kleine müde ward, was sein älterer Freund schon erkennen gelernt hatte, und von ihm nun in das Bett gelegt und nach dem Hause hin gefahren wurde.

»Da,« sagte der Gutsherr von Grünwald leise zu den beiden Alten, »da habt Ihr den Wagen und den Knaben. Er schläft. Laßt ihn hier ruhig unter dem Hollunder stehen und stört seinen Schlummer nicht. Nachher vergeßt auch nicht den Teppich hereinzunehmen, damit er nicht von der Abendluft feucht wird wie neulich. Wenn die Grittli heut Abend nach Hause kommt, grüßt sie von mir und ich dünke sie morgen, wo Sonntag ist, zu Hause zu finden. Guten Abend!«

Ule Troll nickte stumm mit dem Kopf zum Abschied und sah dem Scheidenden mit einem lauernden Blick nach, worin soviel Starrköpfigkeit wie zähes Festhalten an ihrer Meinung lag; Hanne Bastian aber sagte mit freundlich nickendem Kopf: »Guten Abend, Herr Major! Ich werde die Bestellung ausrichten. Kommen Sie gut nach Hause!« –

Als der Major an diesem Abend langsam und befriedigt wie immer nach Hause ging, vergoldeten die letzten Strahlen der sinkenden Sonne den Wald und schimmerten purpurroth durch die Zwischenräume der Bäume. Nie war ihm die Welt so schön erschienen, wie heute, und er genoß in vollen Zügen den herrlichen Abend und die süße Luft, die duftig und frisch durch die Waldung ihm entgegenströmte. Langsam und immer langsamer gehend und nur auf Samuel und seine täglich merkbarer werdenden Fortschritte im Wachsthum des Geistes und Körpers denkend, näherte er sich allmählig dem Herrenhause von Grünwald und sah schon von Weitem Frau Nebelthau vor dem Gitterthor stehen, als erwarte sie ihn und wolle dabei auch ein Stück des schönen Abends genießen.

In demselben Augenblick aber fiel sein Auge noch auf einen anderen Gegenstand. Von der entgegengesetzten Seite seines Gehöfts, unmittelbar auf dem Wege vor ihm, kam die Gesellschaft von Damen und Herren, die er schon am Nachmittag vor dem Waldhause gesehen, von ihrem Ausfluge zurückgeritten. Sie trabte munter daher, aber vor dem stets offenen Gitterthor von Grünwald angelangt, hielt sie einen Moment still und schaute, fast

neugierig, in den stillen, grünen Vorgarten des alten ehrwürdigen Herrenhauses hinein, während die große Dogge darin ihr pflichtschuldiges Gebell erschallen ließ.

Frau Nebelthau, die ihren Herrn fast zugleich mit den Fremden vor dem Thore anlangen sah, war auf ihrem Platze stehen geblieben und schaute mit einer Art starrer Ehrerbietung auf die Gesellschaft hin. Da setzte die wieder voranreitende Dame ihren Goldfuchs in Bewegung und ritt im langsamsten Schritt an der treuen Hüterin des Hauses vorüber. Diese verneigte sich ehrerbietig, und die schöne junge Dame nickte ihr freundlich und fast vertraulich zu. Das Alles dauerte aber nur einen Moment, dann zog die Gesellschaft weiter und kam nun auch an dem langsam vorwärts schreitenden Major vorüber.

Ohne eine Miene zu verziehen, schritt der Major in seiner gewöhnlichen ruhigen und stolzen Haltung an ihr vorbei. Seine Hand erhob sich nicht nach dem Hute und Nichts an ihm verrieth die geringste Neigung, die Fremden mit einem Gruße zu beehren. Auch von diesen rührte sich Niemand zum ersten Gruße, wohl aber wurzelten Aller Blicke mit einer erkennbaren Spannung auf dem ernstesten und unbeweglichen Gesicht der großen, so majestätisch daherschreitenden Männergestalt. Nur ein einziges Gesicht in dem herrschaftlichen Zuge ließ eine Regung erkennen, die auf eine innere Theilnahme an dem Vorgehenden schließen ließ. Indessen konnte es auch ein Zufall oder die Folge der von dem Major so auffallend an den Tag gelegten, auf dem Lande hier nicht üblichen Zurückhaltung sein, genug, auf dem rosigen Gesicht der

stolz blickenden Dame auf dem Goldfuchs zeigte sich ein höherer Anflug von Röthe, mit einer stillen Verwunderung gepaart, als sie an dem Gutsherrn von Grünwald vorüberritt, der ja auch ihr ein Fremder war, obgleich sie ihn auf der Stelle als den Mann wiedererkennt, den sie vor nicht langer Zeit mit dem kleinen Samuel auf dem Rasen unter den drei Eichen sitzend und spielend gesehen hatte.

Die Gesellschaft war vorübergeritten und der Major trat an Frau Nebelthau heran. »Guten Abend, Frau Nebelthau!« sagte er, mit seinem ihm zur Gewohnheit gewordenen militairischen Gruß flüchtig den Hut berührend. »Nun, Sie warten wohl schon auf mich? Bin ich nicht pünktlich wie immer?«

»Ja wohl, Herr Major, und ich wünsche Ihnen ebenfalls einen guten Abend!« entgegnete die Haushälterin, aber dabei flog ihr Auge rasch von dem ruhigen Gesicht ihres Herrn fort und blickte fast unwillkürlich den eben im Walde verschwindenden Reitern nach.

»Nun,« fuhr der Major leutselig lächelnd fort, »was schauen Sie so sehnsüchtig diesen Leuten nach? Wer waren sie denn und vor Allen die Dame, die Ihnen einen so freundlichen Gruß spendete und vor der Sie sich wie vor einer Königin verbeugten?«

Die Nebelthau wurde feuerroth. »Wie vor einer Königin, Herr Major?« fragte sie etwas erregt. »O, das dachte ich doch nicht; aber höflich mußte ich doch sein, das

ziemt mir ja, da ich die Dame kenne. Die anderen Herrschaften kannte ich nicht, es waren keine auf den benachbarten Gütern wohnenden Leute, aber die Dame – die schöne, große Dame in dem perlgrauen Kleide, das war – eben keine Königin, wohl aber die Frau Generalin von Hartenfels, geborene Baroneß Flamberg auf Ober-Malitz.«

Der Major wurde etwas stiller als vorher und blickte die Haushälterin scharf an. »So, so,« sagte er nach einer Pause und dabei leicht den Kopf wiegend, »also das war die Generalin, die bezaubernde Prinzessin von Ober-Malitz! Hm, hm! Da bin ich ihr ja heute zweimal begegnet; denn ich hatte schon vor dem Waldhause die Ehre, von ihr begafft und etwas scharf auf's Korn genommen zu werden.«

»Ach!« rief die Haushälterin lebhaft aus, indem sie mit ihrem Herrn durch den Vorgarten nach der Rampe schritt, »zweimal sind Sie ihr an einem Tage begegnet? Das bedeutet Etwas, Herr Major, so sagen und glauben wenigstens die dummen Menschen auf dem Lande, zu denen ja auch ich gehöre.«

Der Major lächelte wohlwällig, fast schelmisch. »Nun, mit Ihrer Dummheit läßt es sich noch ertragen,« scherzte er, »ich wollte, alle Leute wären so dumm wie Sie, dann könnte man sich über Keinen mehr beklagen.«

»Ich danke gehorsamst für das Compliment – aber nun sagen Sie mir auch dafür, wie hat Ihnen denn die Frau Generalin gefallen?«

Der Major schaute verwundert auf und vor der Rampe stehen bleibend und sich an den Tisch unter der Linde lehnend, sagte er, indem er eine Cigarre hervorzog und anzündete: »Wie kann denn da von gefallen die Rede sein, Nebelthau? Ich habe sie ja kaum gesehen und dabei ihr Gesicht nicht im Geringsten in's Auge gefaßt. So schnell geht das bei mir nicht. Eigentlich sah ich nur ihr Pferd an und wie die Figur darauf im Sattel saß.«

»Nun, wie saß sie denn darin?«

»O, untadelhaft, was man bei Frauen so nennt, die ich, offen gesagt, lieber anmuthig gehen oder wacker im Hause wirthschaften als stattlich zu Pferde sitzen sehe, wohin sie doch in Wahrheit nicht gehören.«

»Da haben Sie auch Recht. Aber schön ist und bleibt sie doch, ich habe es heute wieder gesehen. Ich bin nur eine alte Frau und ob die Menschen schön oder häßlich sind, frage ich mich eigentlich nie. Für eine solche Schönheit, die so selten und hervorragend ist, habe ich aber doch Augen. Na ja, wie ich die Sache betrachte, ist es kein Wunder, daß das Zerren und Reißen um sie noch immer nicht aufgehört hat, wie es scheint, denn die beiden jungen Herren, die sie begleiteten, waren doch gewiß wieder ein paar neue Anbeter, die aus der Ferne hierhergepilgert sind, um sich die kostbare Erbin anzusehen.«

»Wohl möglich! Aber hat man sich denn immer um sie – wie Sie sagen – so gezerrt und gerissen? Sie brauchen da eigentlich, in Anbetracht Ihrer bezaubernden Prinzessin, ganz seltsame Ausdrücke.«

»Ach Gott, ja; und hier sind sie gewiß am Platz. Denn wie ich Ihnen schon einmal gesagt: so viele Bewerber wie diese hier, hat wohl selten ein Weib mit einem hübschen Gesicht und einem ganz respectablen Vermögen gehabt. Das Stück spielte schon lange vor ihrer Verheirathung mit dem alten General, als sie kaum den Kinderschuhen entwachsen war, und nun, da sie Wittwe von fünf- oder sechsundzwanzig Jahren, vollkommen unabhängig und einzige Gebieterin ihres Schicksals ist, geht die Geschichte von Neuem los. Da kamen, gerade wie jetzt, Cavaliere aus allen Weltwinkeln, Grafen und Barone, und suchten das stolze Herz zu bezwingen und mit dem goldenen Vogel auf und davon zu gehen. Ach Gott, was war das für ein Gezwitscher und Geflatter da drüben. Ihr schwachköpfiger Vater und ihr hochmüthiger Großvater, die kurz nach einander erst vor wenigen Jahren starben, machten mit ihr ein großes Haus, spielten die Fürsten im Kleinen und hätten, weiß Gott! gar zu gern einen Fürsten selbst zum Schwiegersohn gehabt. Aber sie war immer ein kleiner Trotzkopf, bestand auf ihren eigenen Willen, beherrschte Großvater, Vater und alle Menschen, mochten sie ihr zugehörig sein oder nicht. Und so geschah es auch mit ihrer Heirath. Da ihr von den jungen Beiden keiner ausnehmend gefiel, nahm sie mit einem Mal, zum Erstaunen aller Welt, den alten Mann. Ja, so handelte sie immer, that nur, was ihr beliebte und bekümmerte sich um Niemandes Meinung. Ach Du lieber Gott, und ich finde das auch ganz natürlich. Denn Art läßt nicht von Art, sagte unser seliger Herr oft und er hatte gewiß Recht. So

eigenwillig, hochfahrend, willkürlich verfuhr schon ihr Großvater und dadurch hat er eben so vielen Menschen das Herz gebrochen und – Ihrem Herrn Onkel auch. Ja!«

Der Major blies den Rauch seiner Cigarre langsam von sich und winkte beschwichtigend mit der Hand. »Lassen Sie das,« sagte er ruhig, »wir wollen uns den schönen Abend nicht mit solchen Jeremiaden verderben. Aber was Sie da vom Beherrschen aller Welt sagen, kann ich nicht unterschreiben. Die Männer sind dumm, die sich von einer Frau beherrschen lassen, alle durch die Bank, ohne Ausnahme –«

»O, nicht immer, Herr Major. Oft lassen sich gerade recht kluge Männer absichtlich von den Frauen beherrschen, wenigstens scheinbar, und spielen die Slaven, um in der That doch nur die rechten Gebieter zu sein. Aber darin stimme ich Ihnen bei und das wollten Sie doch wohl eigentlich sagen: die Frauen, die absolut ihre Männer beherrschen *wollen*, die taugen nichts, denn sie sind nicht, was Frauen in erster Linie sein sollten – gehorsam, demüthig und ihrem Mann, also auch ihrer Pflicht ergeben.«

»Sie predigen vortrefflich, Nebelthau, und mit um so größerem Nachdruck, da Sie gegen Ihr eigenes Geschlecht zu Felde ziehen. Sie hätten sollen Geistlicher werden.«

»Das hat mein Mann oft gesagt,« erwiderte die Haushälterin halb im Scherz, halb im Ernst; »aber ich hätte eigentlich doch nicht dazu gepaßt, weil mir fast alle die Eigenschaften abgehen, durch welche die heutigen schwarzen Herren sich auszeichnen und – Carriere machen.«

»Was sind das für Eigenschaften? Sie scheinen die Herren besser zu kennen als ich.«

»Ach Du lieber Gott, Sie stellen sich wohl nur so unbekannt mit diesen schwarzen Herren. Aber was mich betrifft, so verstehe ich es nicht, wie sie, die Augen zu verdrehen, viel mehr als nothwendig ist. Auch würde ich mich nicht, wie sie, so viel um Gott und so wenig um die Menschen bekümmern, um Gott, den sie so wenig kennen, wie alle Uebrigen und den sie gewiß wo anders suchen, als er zu finden ist, ja den sie mit seiner ganzen Schöpfung weit weniger begreifen, als die von ihnen verschrieenen Gelehrten, was man ja alle Tage in der Zeitung lesen kann. Ja, sie sind, wenn Sie denn doch einmal die Meinung einer dummen Frau darüber kennen lernen wollen, zwar Sittenprediger, aber sie selbst verbessern die Sitten nicht; sie heucheln Demuth und tragen den allersträflichsten Hochmuth im Herzen. Nein, zu solchem Thun hätte ich sehr wenig gepaßt und darum bin ich froh, daß ich nur Haushälterin bei dem Herrn von Eberstein auf Grünwald geworden bin, was ich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, auch recht gern noch ein Weilchen bleiben möchte.«

Sie knixte dabei mit überaus natürlicher Anmuth und sah ihren verwunderten Herrn mit strahlendem Lächeln an.

»Ei, ei,« sagte dieser nach einer Weile, »Sie, sind eine fein und scharf kritisirende Frau, in allen Dingen befahren, sogar in – der schwarzen Gottesgelahrtheit. Ich lerne Sie jetzt erst recht kennen und sehe, wie Sie eigentlich im Herzen beschaffen sind.«

»Das habe ich mir in der letzten Zeit auch recht oft von Ihnen gedacht, Herr Major, und so haben wir Beide auf ähnliche Weise einander genauer kennen gelernt.«

Sie lächelte und knixte wieder und sah den Major mit einem unendlich glücklichen Gesicht an. Er nickte ihr eben so freundlich zu und dann gingen Beide in das Haus, um diesen ganzen Abend in derselben Stimmung zu bleiben und einen ernsten und vielleicht recht bedeutungsvollen Tag einmal ganz gemüthlich zu beschließen.

ZWEITES CAPITEL. SAMUEL GEWINNT EINE NEUE GÖNNERIN.

Es giebt Menschen in der Welt, die fast danach jagen, alle Tage etwas Neues und Interessantes zu erleben oder wenigstens zu hören, und andere, die sich geradezu vor allem Neuen scheuen und ihm aus dem Wege gehen, wo sie nur immer können, da sie die leidige Erfahrung gemacht haben, daß das Neue nur selten etwas Gutes, recht oft sogar etwas recht Schlimmes ist.

Zu den Letzteren gehörte auch der Major Felix von Eberstein. Er sah zwar nicht in allem und jedem Neuen ein Uebel, aber er wußte wohl, daß es selten etwas Wünschenswerthes bringt und da er im Ganzen nicht den Wechsel liebte und in gegenwärtiger Zeit in Ruhe und Frieden lebte, wie er sie selten genossen, so wünschte er sie auch zu bewahren und dadurch Kraft und Lust zu behalten, die schöne Pflicht mit aller Hingebung zu erfüllen, die ihm weniger der eigene Wunsch als das sonderbare Walten des Schicksals auf die Schultern gelegt hatte.

Indessen sollte dieser Friede bei ihm nicht ewig dauern und auch er sollte rechts bald aus seiner behaglichen Ruhe und seinem beneidenswerthen Stilleben aufgeschreckt werden, nicht etwa durch ein jähes und bedeutsames Ereigniß, sondern allmählig durch ganz unscheinbare Kleinigkeiten, die ihm aber dennoch als unbequeme Hindernisse mitten in seine Bahn geworfen wurden und denen er nicht ausweichen konnte, wenn er sich nicht selbst untreu werden und das vorgesteckte Ziel aus dem Auge verlieren wollte.

Acht Tage etwa waren nach jenem zuletzt erwähnten Abend vergangen und nichts hatte sich ereignet, was irgend eine Aenderung oder Mißstimmung in den ihn umgebenden Verhältnissen erzeugt hätte. Alles ging glatt und eben in dem alten Geleise dahin. Nach wie vor ritt oder ging er Nachmittags nach dem einsamen Waldhause, traf das Kind stets im besten Wohlsein an und freute

sich des Gedeihens desselben von ganzem Herzen. Täglich gewann er Samuel lieber und täglich auch lieferte er ihm und seinen Verwandten Beweise davon, ohne daß die Letzteren, Frau Grittli ausgenommen, ihm deshalb näher getreten wären oder ihm sein Wohlwollen und seine Sorgfalt für sie durch ein sichtbares Dankgefühl vergelten hätten.

Eines Morgens nun war plötzlich Regenwetter eingetreten und der Major erschien darüber bei Tische merklich verstimmt, denn an einen solchen Störenfried war er bisher nicht gewöhnt gewesen, bis jetzt hatte er sich bei dem schönsten Wetter immer mit Samuel im Freien aufhalten und sich so den Beobachtungen der alten Weiber im Waldhause entziehen können. Was sollte er aber daselbst beginnen, wenn der Wind durch den Forst heulte und der kalte Regen den Aufenthalt auf dem feuchten Rasen unter den Eichen für das Kind unmöglich machte? Sollte er in dem engen, dumpfigen Zimmer bei den Alten sitzen und dort seine gewohnten Spiele mit dem Kleinen fortsetzen? Das war für ihn eine trübe Aussicht und zum ersten Mal fiel ihm dabei ein, daß die schönen Sommertage nicht ewig dauern, daß vielmehr bald der neblige Herbst in der kalte Winter hereinbrechen und seinem stillen Waldleben nur ein zu sicheres Ende bereiten würden.

Als er bei Tische mit Frau Nebelthau über diese trostlosen Aussichten sprach, bemühte sich die gute Frau mit allen ihren Kräften, ihn aufzuheitern und hoffnungsvoller zu stimmen. »Denken Sie doch daran noch nicht, Herr

Major,« sagte sie. »Komm Zeit, kommt Rath. Haben wir erst den Herbst und den Winter vor der Thür, so werden Sie auch einen Ausweg aus dem Labyrinthe finden, von dem Ihnen der heutige Sommerregen schon einen kleinen Vorschmack gegeben hat. Uebrigens wird es bald wieder gut Wetter sein, das Barometer ist gestiegen, hat mir mein Neffe gesagt, und der kann bei seiner Erndte den Sonnenschein eben so gut gebrauchen wie Sie.«

»Da haben Sie Recht,« sagte der Major, fast augenblicklich erheitert; »die Erndte ist für den Pächter und für uns Alle wichtiger als es für mich allein meine ungestörten Besuche in Nieder-Malitz sind. Und siehe da, wie schnell Sie ganz Recht haben sollen – da scheint die Sonne schon wieder und die Wolken sind alle verflogen, so weit ich von hier aus den Himmel übersehen kann.«

Er war an ein Fenster getreten und schaute eifrig hinaus. Der linde Regen hatte ganz aufgehört und ein leichter Wind blies sanft die schwarzen Wolken in weitere Ferne zurück. Um die gegenwärtige gute Stunde zu benutzen, hatte der Major für heute seine Mittagsruhe aufgegeben und Hans befohlen, ihm sogleich sein Pferd zu satteln und vor die Rampe zu führen. –

Als der Major langsam nach dem Waldhause ritt, hatte er die Freude, den Himmel wieder in seiner vollen Sommerbläue unter den Strahlen der Sonne blitzen zu sehen. Auch die Vögel waren schon auf ihren trockenen Verstecken hervorgekommen und erfüllten mit ihrem Gesang den ganzen, leise von Regenperlen tropfenden Wald. Freudig schaute der Reiter um sich her und je

näher er dem einsamen Hause kam, um so mehr fand er, daß es hier weit weniger geregnet und daß der Weg trocken sei, also auch der Rasen unter den Eichen für ihn nicht verschlossen sein werde.

In letzterem Punkt hatte er sich auch nicht geirrt, denn in Nieder-Malitz waren an diesem Tage nur wenige Regentropfen gefallen. Als er sich den drei Eichen näherte, sah er schon von Weitem die beiden Alten den kleinen Wagen auf dem Rasen umherfahren. Samuel lag darin und war eben im Einschlafen begriffen. Da der Major dies auf dem schweigsamen Verhalten der Alten schon aus der Ferne bemerkte, stieg er geräuschlos vom Pferde, legte den langen Zügel um den Pflock an der Eiche und näherte sich vorsichtig der kleinen Gruppe, die er schon mit Winken der Hand begrüßt hatte.

Während er sich aber mit dem Pferde beschäftigt, hatte sich diese kleine noch mehr verkleinert. Ule Troll hatte ihre Schwester und Samuel verlassen und war mit ihrem trägen, schleppenden Gange wie ein unheimliches Gespenst nach der Hütte geschlichen. Der Major bemerkte es wohl, aber er achtete nicht darauf, wie er denn überhaupt viel weniger auf Ule Troll als auf Frau Bastian achtete und mit dieser viel lieber sprach als mit jener. So näherte er sich denn der alten Frau, bot ihr leise einen guten Tag und beugte sich dann über den kleinen Wagen, um Samuel schlafen zusehen.

Das Kind sah so rosig und schön aus wie alle Tage. Seine blühenden Wangen waren wie mit Purpur bemalt und die langen Wimpern fielen gleich sanften Schatten

von den geschlossenen Angenlidern darüber hin. Lange schaute er mit freudiger Miene auf das liebliche schlafende Kind, aber da blickte er plötzlich wie erstaunt auf, denn er hatte etwas Fremdes, Unbekanntes an dem Kinde entdeckt, wenigstens etwas, was er, so weit er sich konnte, noch nie an demselben wahrgenommen.

Wie wir wissen, hatte er seine besondere Freude daran, daß der Knabe sauber und zierlich gekleidet wurde und in der letzten Zeit hatte er sich darüber nicht zu beklagen gehabt, da die beiden Alten auf der Mutter Anordnung dafür sorgten, daß Samuel mit der Wäsche und den Kleidern versehen wurde, die vom Major herrührten und allmählig von ihrer fleißigen Hand angefertigt worden waren.

Diese Zierlichkeit und Sauberkeit bemerkte er auch heute an dem Kinde, aber das Fremde, was ihm auffiel; war das Kleid, welches es trug. Wenigstens erinnerte er sich nicht, daß ein ähnliches unter denjenigen gewesen war, die er selbst ihm einst geschenkt hatte. Diese Kleider hatten nur auf bunten oder wenigstens farbigen Stoffen bestanden, wie sie ihm für Samuel, der in so einfachen Verhältnissen auf dem Lande lebte, passender schienen waren; heute aber trug derselbe ein ganz neues, weißes Piquékleid, das sehr reich mit einer schmalen rothen Schnur in zierlicher und künstlich verschlungener Arabeskenform bestickt war.

Wie gesagt, der Major schaute etwas verwundert auf dieses Kleid hin und einige Minuten besann er sich, ob dasselbe nicht doch aus jenem ersten Einkauf in der Stadt

herrühren könne. Um indessen sicher zu gehen, wandte er sich nach Frau Bastian um, die still lauschend an seiner Seite stand und mit wahren Falkenaugen an seiner Miene hing, als ahne sie schon, welche Frage jetzt über seine Lippen treten würde.

Die Ahnung der Alten, wenn sie wirklich eine gehabt, war richtig gewesen. Ruhig und ganz unbefangen erhob der Major sein schönes Auge zu ihr und sie war in sich sicher und fest genug, den Blick desselben standhaft und in ruhiger Erwartung des Kommenden auszuhalten.

»Was ist das für ein Kleid, Frau Bastian?« fragte er mit leiser Stimme, um das Kind nicht zu wecken. »Ich dünkte, Samuel hat es bis heute nicht getragen. Stammt es auf den Vorräthen her, die ich selbst einst nach dem Waldhause brachte?«

Hanne Bastian's faltiges Gefecht nahm einen wunderbaren und schwer zu beschreibenden Ausdruck an. Es war kein inneres Lachen, aber auch kein Weinen, was sich darin abspiegelte, und doch schien von Beidem etwas darin zu sein. Sie erhob ihre knochige rechte Hand, reckte den steifen Zeigefinger bedeutsam in die Höhe und sagte langsam und beinahe feierlich:

»Nein, dies Kleid rührt nicht von Ihnen her, Herr von Eberstein, sondern die gnädige Frau hat es dem Samuel geschenkt.«

»Welche, gnädige Frau denn?« fragte der Major nicht ohne merkliche Verwunderung.

»Nun, wir haben ja nur eine, Herr, und die meine ich. Es ist die Frau Generalin auf Ober-Malitz, unsere Gutsherrschaft.«

Der Major richtete sein Auge noch immer verwundervoll auf das Vielsagende und noch viel mehr verschweigende Gesicht der alten Frau, auf dem er bei ihren letzten Worten einen leisen Zug verhaltener Ironie wahrzunehmen glaubte. Es sah fast so aus, als hätte er nichts verstanden, was sie ihm gesagt und als wolle er aus ihren Mienen mehr herauslesen, als ihre Worte enthalten hatten. Indessen sammelte er sich rasch und auf das Gehörte zurückgehend, fragte er:

»Also die Generalin – die Baronin von Hartenfels! Wie kommt denn die mit einem Mal dazu, sich um den Samuel zu bekümmern?«

»Nu,« sagte die Frau wieder mit demselben ironischen Gesichtsausdruck; »ich sage es Ihnen ja, sie ist eben unsere Gutsherrschaft und da darf sie sich wohl etwas um das kleine Kind bekümmern!«

»Allerdings darf sie das und wundere ich mich auch nicht. Mir ist nur auffallend, daß sie gerade jetzt sich darum bekümmert, nachdem ein Anderer ihr zugekommen ist und sie gewissermaßen dadurch auf ihre Pflicht aufmerksam gemacht hat. Wie mag sie denn wohl dazu gekommen sein?«

»Ja, das weiß ich nicht, Herr; aber ich kann mir so ziemlich denken, wie die Sache zugegangen ist.«

»Nun, wie ist sie denn zugegangen?«

»Na, das ist doch sehr einfach. Die Grittli hat ihr natürlich schon lange von Ihnen erzählt und Mancherlei über das Glück gesprochen, das Sie dem Kinde und uns Alten in's Haus gebracht. Na, da wird sie sich etwas geschämt haben, daß sie nicht früher nach der Grittli und unseren Verhältnissen gefragt und da ist sie Tages daraus in ihrem schönen Wagen gekommen und hat sich Alles hier angesehen und sich auch die Sachen zeigen lassen, die Sie uns nach und nach hergebracht.«

»Und was hat sie dazu gesagt?«

»Ja, was soll sie gesagt haben! Eigentlich nichts oder doch, ja, jetzt fällt es mir ein, sie hat allerdings etwas gesagt. Erst hat sie mit dem hochmüthigen Kopf sehr freundlich genickt und darauf sagte sie: Es ist Alles sehr hübsch, was man dem Kinde geschenkt hat, und wir hätten alle Ursache, uns darüber zu freuen. Sie werde ihm aber auch einige Sachen schicken, da sie sie gerade vorräthig habe und nicht gebrauche. – Das war Alles. Aber am Tage darauf kam einer von den Bedienten mit den rothen Röcken geritten und brachte in seinem Korbe dies Kleid und noch mehrere andere Sächelchen, und Alles war gleich fix und fertig genäht und gebügelt, so daß es eine Freude war, es anzusehen. Aber der Bediente sagte: wir sollten dem Kinde alle Nachmittage eins von den neuen Kleidern anziehen, die gnädige Frau werde kommen und sich überzeugen, ob wir das von ihr Gesandte auch gebrauchten. Nun sagen Sie selbst, Herr Major, was sollten wir thun? Böse machen durften wir sie doch nicht – sie ist ja auch eine Flamborg und hat eben einen lustigen

Schalk im Nacken – und da haben wir heute dem Samuel zum ersten Mal dies weiße Kleid angezogen, obgleich die Ule gar nicht daran wollte und sich lange genug dagegen gesträubt hat.«

»Ule Troll, Eure Schwester hat sich dagegen gesträubt? Warum denn?«

Hanne Bastian machte sein pfiffiges Gesicht, rollte ihre graue Schürze in sichtlicher Verlegenheit in ein dichtes Knäuel zusammen und erwiderte:

»Ei, das hat so seine eigene Bewandtniß, Herr; doch das gehört nicht hierher. Wenn ich immer fragen wollte, warum die alte Ule Dies oder Das so oder so thut und warum sie so oder so spricht, dann hätte ich viel zu fragen und würde doch nur selten eine richtige Antwort daran finden. Auf Ihr Warum? kann ich Ihnen heute also auch keine Antwort geben.«

Der Major war still und nachdenklich geworden. Er hatte auf die letzten Worte der Alten kaum noch hingehört und war mit seinen Gedanken augenscheinlich ganz wo anders. Hatten ihn vielleicht die unerwartete Einmischung in die vorliegenden Verhältnisse Seitens der Generalin und ihre Geschenke an Samuel verletzt? O nein, das konnte ja nicht der Fall sein. Sie, als Gutsherrschaft, hatte sogar ein größeres Recht als er, sich um das Kind zu kümmern, nur daß sie ihre Pflicht, die an dieses Recht geknüpft war, so lange versäumt und erst jetzt damit zum

Vorschein gekommen war, nachdem er ihr gewissermaßen den Weg dazu gewiesen, erregte ihm einiges Bedenken. Außerdem aber nagte noch ein anderes, ihm bisher gänzlich unbekanntes Gefühl an ihm, eins seltsam dunkle, fast der Eifersucht verwandtes Gefühl. Im Stillen und ohne es irgend Jemandem zu bekennen, hatte er Samuel schon als sein Eigenthum betrachtet und, wie er für seine Gegenwart gesorgt, auch schon seine Zukunft im Auge gehabt und jetzt ihm plötzlich ein Anderer, der ihm diese Freude, wenn nicht streitig machte, doch einigermaßen durch sein unerwartetes Eingreifen durchkreuzte. Nein, das war ihm durchaus nicht angenehm, das störte seine kaum errungene Gemüthsruhe von Neuem, das warf ihn ganz und gar aus dem traulichen, friedlichen Stilleben heraus, in dem er sich mit so großer Herzensfreude bewegte, und das ließ ihm das einsame Waldhaus und die drei Eichen mit dem weichen Rasenplatz, so recht zum Spiele mit Samuel geschaffen, nicht mehr in dem alten idyllischen Lichte erscheinen in dem sie ihm bisher erschienen waren.

Das sagte er sich jetzt Alles im Fluge, als er schweigend vor der alten Frau stand, die wie in Verlegenheit, einen Strickstrumpf aus der Tasche gezogen und daran zu stricken begonnen hatte, aber den vornehmen Herrn noch immer von Zeit zu Zeit kopfschüttelnd ansah, und das sagte er sich auch, nachher, als er still an Samuel's Wagen saß, den Knaben beobachtete und ruhig wartete, bis derselbe aus dem Schlafe erwacht sein würde.

Endlich erwachte er auch und nachdem er das leise Wehklagen ausgestoßen, das allen Kindern eigen ist, wenn sie aus dem schlafenden Zustand in den wachen übergehen, und sich nach der Theilnahme der Menschen sehnen, schlug er die klaren, blauen Augen voll auf und erkannte auf der Stelle das ihm so befreundete Gesicht an seiner Wiege. Da ging sein wehklagendes Gesicht in ein frohes Jauchzen über und der Major, darüber entzückt, streckte die Arme sehnsüchtig nach ihm aus und hob ihn empor, um ihn auf seinen starken Armen hüpfen und tanzen zu lassen und im Schatten der Bäume umherzutragen.

Aber da kam mit einem Mal ein neues unbekanntes Gefühl über ihn. Er hatte das saubere, von der ›gnädigen Frau‹ geschenkte Kleid mit seinen Händen berührt und in diesem Kleide kam ihm Samuel selbst plötzlich ganz anders und fast fremd vor. Beinahe fürchtete er sich, das schneeweiße Gewand mit seinen Fingern zu streifen und zu zerknittern, da eine fremde Hand es so fein und zart geglättet, und wenn etwa nach ihm die Generalin kam und fragte: wer hat mein schönes Kleid so arg zugerichtet? und nun erfuhr, daß er es gewesen, was würde sie dann erst sagen und könnte sie nicht gar den Wunsch aussprechen, daß seine Hand es ferner nicht mehr berühren möge?

Von diesen Gedanken hin und her getrieben und eigenthümlich beunruhigt, trug der Major heute das Kind

in der warmen und sonnigen Luft umher. Aber Frau Bastian ließ er unbeachtet stehen, er wollte mit seinem Samuel unter den Bäumen ganz allein und ungestört sein und so behielt er ihn auf seinen Armen, an seiner Brust, ging kosend mit ihm auf und ab und sprach lange und viel mit ihm, obgleich Samuel gewiß nichts davon verstand und nur die Liebe und Wärme empfand, die ihm aus dem liebevollen Wesen des ernstesten Mannes entgegenströmten.

–

So lange wie sonst aber wagte der Major sich diesmal nicht in seinem ländlichen Asyle aufzuhalten. Er hatte gehört, daß die Generalin an irgend einem Nachmittage kommen und nachforschen wolle, ob ihre Wünsche in Bezug auf Samuel auch vollsteckt seien, und da konnte er sie ja jeden Tag, also auch heute schon erwarten. Mit ihr an diesem Orte aber zusammenzutreffen, das lag am allerwenigsten in seinem Wunsch und so trennte er sich heute viel zeitiger von Samuel, den er der Alten mit dem Rathe überließ, ihn bald in das Haus zu bringen, da die kaum abgezogenen Wolken sich sehen wieder näherten und mit einem baldigen Regen drohten.

Dieser frühzeitige Anbruch vom Waldhause stimmte ihn gerade auch nicht froh und er bemerkte dadurch nur um so deutlicher, wie tief und schmerzlich der Riß war, den die Einmischung jener vornehmen Dame seinen Gewohnheiten und Neigungen zugefügt hatte. So stieg er denn, nachdem er Samuel einen letzten Blick geschenkt und sich von Frau Bastian verabschiedet, zu Pferde und ritt langsam in den Wald hinein, noch durchaus keine

Lust zur Rückkehr in sein Haus fühlend, in welches er nun wieder, ganz gegen seine Erwartung, eine neue Sorge hineinbringen sollte.

Indessen war er weder traurig noch bitter gestimmt. Bei genauerer Ueberlegung des Vorgefallenen gestand er sich zwar ein, daß es ihm lieber gewesen, wenn ihm die Sorge für Samuel allein überlassen geblieben wäre, wenn sich keine zweite Hand über das Kind gebreitet und ihm die unschuldige Freude, der einzige Beschützer und Wohlthäter der Waise zu sein, verkümmert hätte, allein zürnen konnte und durfte er der Dame da drüben nicht. Es war ja auch nur zu wahrscheinlich und überaus natürlich, daß Alles so hergegangen, wie Frau Bastian es ihm berichtet hatte. Die Grittli hatte in ihrer überströmenden Herzensfreude der Generalin ihr ganzes unverhofftes Glück erzählt und dadurch war die vornehme Dame auf die armen Leute aufmerksam geworden, hatte sich vielleicht wirklich geschämt, bisher nichts für sie gethan zu haben, und suchte nun schleunigst nachzuholen, was sie so lange versäumt. Es war ja immer etwas Gutes und Anerkennenswerthes, was sie gethan; Samuel, seine Mutter und die alten Leute hatten ihren Vortheil davon und weiter wollte ja der Major selbst nichts und nur seine Eigenliebe war ein wenig verletzt, daß er nicht mehr der alleinige Helfer sein und das fernere Geschick des Knaben nach seinem eigenen Geschmack und Ermessen leiten und gestalten sollte.

Allein eine andere Frage stellte er sich doch noch, die er sich erst nach einiger Zeit ziemlich richtig beantworten

konnte. Warum hatte ihm Frau Grittli nicht gesagt, daß sie der Generalin ihr Herz ausgeschüttet und über seine Handlungsweise gegen die Ihrigen Bericht abgestattet habe? Es wäre ihm das viel lieber gewesen, glaubte er anfangs, und er hätte sich allmählig auf das Dazwischentreten jener Dame vorbereiten können, während er jetzt davon überrascht worden war. Allein bei genauerer Prüfung der Verhältnisse und Personen sah er ein, daß die Grittli gar keine Ursache gehabt, ihm von ihrer Mittheilung gegen ihre Gönnerin Nachricht zu geben, wenn ihr überhaupt die Zeit und Gelegenheit dazu geboten gewesen. Einmal verstand es sich ja ganz von selbst, daß sie über die Bekanntschaft mit ihm in Gegenwart der Personen gesprochen, mit denen sie in so häufige und nahe Verbindung kam, sodann aber konnte sie nicht annehmen, daß ihm irgend etwas daran gelegen sein könne, wenn sie ihm eine Mittheilung darüber zugehen ließ. Hätte sie vorhersehen können, daß der Major dadurch verstimmt oder gar unangenehm berührt werden könne, so hätte sie seiner und seiner Handlungsweise gegen ihre Verwandten gewiß nirgends erwähnt, dazu war sie viel zu dankbar gegen ihn gesinnt und so trug sie nach keiner Richtung hin die Schuld, daß Alles gekommen war, wie er es am wenigsten erwartet hatte.

Alles das überlegte und sagte sich der Major, als er an diesem Tage langsam vom Waldhause fortritt, aber er hatte, tief in Gedanken versenkt, heute dabei zum ersten Mal nicht auf den Weg geachtet, den sein Pferd nahm

und so war er wieder wie damals in der Irre umher geritten, was er erst merkte, als der Abend mit seiner Dämmerung rasch über den Wald herabsank und dunkle Wolken, von frischem Winde herbeigetrieben, ihren nassen Inhalt über ihn niederzuschütten begannen.

Ohne zu wissen, wo er war, schaute er bei den ersten fallenden Tropfen auf und hielt sein Pferd an, ob sich nicht wieder irgend wo ein mitleidiger Wegweiser blicken lasse, der ihm sagte, wo er sei und in welcher Richtung Grünwald liege. Indessen er sah nichts um sich her, was ihm einen Aufschluß hätte geben können und so überließ er dem Instinkt des Pferdes, sich seinen Weg zu suchen. Das war in diesem Fall auch das Gerathenste, denn schon nach einer halben Stunde, als Pferd und Reiter bereits ziemlich naß geworden, wieherte der Hengst lustig auf und da sah der Major zu seinem Erstaunen, daß er im Kreise herumgeritten und abermals bei den drei Eichen angelangt war, deren saftigen Rasengrund das Pferd kannte und mit Freudengewieher begrüßte.

Nur einen kurzen Blick noch warf der Major, nachdem einsamen Hause hinüber, in dessen Innern schon ein Licht brannte, dann setzte er sein Pferd in scharfen Trab und so langte er bald, tiefend naß, in Grünwald an, um sich sogleich in seine Wohnung zu begeben und mit trockenen Kleidern zu versehen. Als Frau Nebelthau bald darauf bei ihm eintrat und ihn fragte, ob er so lange in Nieder-Malitz gewesen und ob er auch nicht zu naß geworden sei, fand sie ihren Herrn überaus einsylbig und

wortkarg, fast so, wie er in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft gewesen. Auch aß er nur wenig und trank nicht einmal ein Glas Wein, wie er doch sonst jeden Abend that.

»Was soll ich viel sprechen, wo nichts zu sprechen ist,« sagte er kurz, nachdem er ihre Begrüßung erwidert. »Ich bin nicht bis zuletzt in Nieder-Malitz gewesen, habe mich etwas verritten und bin tüchtig naß geworden. Das ist Alles und es hat mich verstimmt. Nun aber fragen Sie nichts mehr.«

Frau Nebelthau merkte sehr wohl, daß nicht Alles in der gehörigen Ordnung sei und daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse, allein sie bemühte sich nicht weiter, das Wahre zu erforschen, denn jetzt kannte sie ihren guten Herrn schon und wußte, daß sie doch Alles erfahren würde, ob es nun sein Herz erfreuen oder bekümmern mochte. So schwieg sie für heute und da sie keine Aufforderung enthielt, wie sonst wohl, noch ein Stündchen bei dem Herrn zu bleiben, ging sie in ihre Wohnung hinab, um ihren allabendlichen Gesellschafter, ihren den ganzen Tag thätigen Neffen darin zu finden, gegen den sie natürlich ihr Herz erleichterte und ihn pflichtschuldigst von Allem unterrichtete, was sie so eben bemerkt zu haben glaubte.



Als der Major am nächsten Morgen nach etwas unruhigem Schlaf und verworrenen Träumen, wie sie ihn nur

selten heimsuchten, erwachte, ward er durch den hellen Sonnenschein erfreut, der draußen wieder auf Wald und Flur lag. Lauter wie je zwitscherten die Vögel ihr Morgenlied und das hatte ja immer das Herz des stillebenden Mannes erfrischt, und so that es auch heute seine wohlthuende Wirkung.

Kaum aber hatte er seine Toilette beendet und Hans wie gewöhnlich den vortrefflichen Kaffee vor ihn hingestellt, so sagte er, sich zu dem schweigend vor ihm stehenden Diener wendend, der seinen Befehlen für den Tag entgegen sah: »Sattle um neun Uhr den Hengst, ich will reiten!«

Hans nahm die Miene eines gehorsamen Dieners an und verneigte sich in seiner neuen steifen Manier; als er dann aber noch stehen blieb, fragte ihn sein Herr, ob er sonst noch etwas wolle?

»Ja, Herr Major, ich möchte einmal mit der Madam nach der Kirche gehen, und da sie mit dem Herrn Pächter hinfährt, ist für mich ein Platz bei dem Kutscher frei.«

»In Gottes Namen, ja, ich brauche Dich nicht. Geh' ja in die Kirche, das ist recht. Bis ich wiederkomme, bist Du längst hier, denn ich werde erst kurz vor Tisch zurückkehren.«

Als Hans aber das Zimmer verlassen hatte, sagte er, mit der Cigarre im Munde langsam hin- und hergehend, zu sich: »Ja, ich will und muß schon heute Morgen nach Nieder-Malitz reiten, mir bleibt nichts Anderes übrig. Nachmittags könnte – die Dame von da drüben kommen und das wäre mir ein arger Strich durch die Rechnung.

So aber mache ich mein Geschäft und mein Vergnügen am Morgen ab, dann habe ich doch etwas von meinem Sonntag. Und eben, da es Sonntag ist, treffe ich die Grittli zu Hause und kann mit ihr ungestört sprechen, was ich will. Ha, dann haben wir Beide den Samuel allein und das soll einmal eine wahre Herzensfreude sein.«

Punkt neun Uhr stand der Hengst mit den Hufen muthig scharrend vor der Thür und eine Minute später kam der Major die Treppe herunter. Auch Frau Nebelt-hau, schon im schwarzseidenen Sonntagskleide, stand bereits auf der Rampe und schaute einigermaßen bedenklich nach ihres Herrn stillem Gesicht. Er bemerkte es wohl und da ihm zugleich einfiel, daß er sie am Abend vorher kurz abgespeist, was ihm nachher immer im Stillen leid that, so sagte er freundlich, indem er ihr, wie stets, seine linke Hand reichte: »Guten, Morgen, Nebelt-hau! Sie fahren nach der Kirche, ich weiß es und nehmen auch den Hans mit. Das ist gut. Ich reite nach Nieder-Malitz, und wenn ich heute Mittag zurückkehre, werde Ihnen etwas Neues zu erzählen haben.«

»Etwas Neues?« fragte die Haushälterin, während ihre Augen schon vor Lust und Freude glitzerten. »O, was wird es denn sein?«

»Etwas ganz Neues, sage ich Ihnen, geben Sie Acht. Und es ist so neu, daß Sie mit allen Ihren klugen Gedanken noch nicht einmal darauf verfallen sind, was mir jetzt sehr leid thut, denn ich hätte das Vorgehende gern vorher von Ihnen gewußt; noch ehe es in's Leben trat.«

Während er dies sprach, hatte er sich schon in den Sattel geschwungen und beim letzten Worte trabte er ab, nicht gewahrend, wie Frau Nebelthau mit geöffnetem Munde und weit aufgerissenen Augen hinter ihm stand und ihm nachsah, wie einem Meteor, dessen Ursprung man gern gekannt hätte und das sich doch ewig in geheimnißvolle Nacht vor uns hüllt. –

Lustig trabte der schöne Hengst mit seinem Reiter durch den noch schattigen Wald, denn er wußte schon, daß es wieder seinem Grasplatz entgegen ging; um aber nicht zu früh nach dem Waldhause zu kommen, ließ ihn der Major bald wieder langsam gehen und so langten sie im gemächlichsten Schritt unter den drei Eichen an, die im goldensten Morgensonnenschein lagen und ihren breiten Schatten bis weit über die kleine Hutte warfen.

Als der Major sein Pferd sich selbst überlassen, näherte er sich der Stackethür; eben wollte er sie öffnen, da trat ihm Frau Grittli, die ihn vom Fenster aus hatte kommen sehen, schon aus der Hausthür entgegen. Als er das blasse Gesicht der zierlichen jungen Frau musterte, die heute in einem kleidsamen Sonntagsputz erschien, glaubte er darauf noch mehr Befangenheit zu lesen, als am Abend vorher Frau Bastian ihm gezeigt. Jedenfalls war auch sie in einiger Unruhe, nachdem sie gehört, daß der Major um die so unerwartete Theilnahme der gnädigen Frau wisse, wenigstens kam es diesem so vor und zum Theil irrte er sich auch nicht darin.

»Guten Morgen, Herr Major!« empfing ihn Frau Grittli, eben so freundlich wie ehrerbietig knixend. »O wie lieb

ist es von Ihnen, daß Sie heute so früh kommen. Ich bin schon vor einer halben Stunde mit dem Bade Samuel's fertig geworden und jetzt schläft er so sanft und still, wie immer, wenn er im Wasser gewesen ist.«

Der Major nickte ihr freundlich zu und bot ihr die Hand. Darauf trat er an das Fenster und schaute zuerst nach dem schlafenden Kinde in die Stube hinein. Aber er blickte etwas lange hin und als er endlich sein Gesicht der Mutter des Knaben wieder zuwandte, las sie augenblicklich ein großes Staunen darauf. Er hatte nämlich wieder etwas ganz Neues in der Stube gesehen, denn Samuel lag nicht mehr in seinem alten schwerfälligen Wagen, sondern in einem zierlichen Korbwägelchen, mit einem Halbdeck versehen, von dem blaue Gardinen herabhängen, wie man dergleichen in Städten und bei Kindern wohlhabender Eltern sieht.

»Ah!« floß es langgedehnt über seine Lippen. »Was ist das, Frau Grittli, ein neuer Wagen? Aha, ich verstehe!«

»Ja, Herr Major, er ist ganz neu und heute Morgen in aller Frühe erst angekommen: Die Frau Generalin hat ihn Samuel zum Geschenk gesandt, da sie, wie sie mir vor einigen Tagen sagte, den alten viel zu schwerfällig und für Samuel's neue Betten und Kleider nicht mehr passend fand.«

Der Major nickte still mit dem Kopf und setzte sich, wie ermüdet, auf die Bank unter dem Hollundergebüsch, während Frau Grittli, zaghaft an einem kleinen Strumpfe strickend, demüthig vor ihm stehen blieb. »Die Frau Generalin bemüht sich ja sehr um unsern Samuel,« sagte er

endlich. »Ich habe gestern zu meiner Verwunderung gehört, daß sie ihm auch neue Kleider und sonstige Dinge geschickt hat.«

»Ach ja, Herr Major, das hat sie gethan, und ich bin vielleicht schuld daran, daß sie sich in Unkosten gesetzt, weil ich ihr erzählt, mit wie vielen Gaben Sie uns so gütig überhäuft haben. Sie hörte das mit großem Erstaunen an und sagte mir kein Wort, daß sie auch für den Samuel sorgen wolle. Erst als die Sachen hier waren, hörte ich davon und da that es mir leid, daß ich ihr von Ihren Geschenken erzählt, denn es schien mir fast so, als ob sie etwas neidisch darauf gewesen wäre.«

»So!« sagte der Major lächelnd, »etwas neidisch also? Nun, ich bin es vielleicht auch, daß sie sich endlich einmal um den Samuel bekümmert.«

»Ach Herr Major, Sie sind mir doch nicht böse, daß ich der gnädigen Frau Etwas von Ihnen gesagt?« bat die Grittli mit einem rührenden Ausdruck der Stimme. »Denn, als ich erst das Eine gesagt, fragte sie mich auch nach dem Andern und da kamen so viele Fragen zum Vorschein, daß ich mich fast darüber wunderte, warum sie das Alles wissen wollte; aber glücklicher Weise konnte ich ihr jedes Einzelne nach Wunsch beantworten. Ach, sie ist ja unsere Gutsherrschaft, müssen Sie bedenken, und da muß Unsereins doch jeden freundlichen Augenwink mit Dank aufnehmen.«

»Gewiß, Frau Grittli,« sagte der Major, der in eine frohere Stimmung gerieth, als er sah, daß er sich in seinen Voraussetzungen am vorigen Tage wirklich nicht geirrt.

»Nein, ich bin nicht böse darüber, durchaus nicht. – Also die Frau Generalin hat viel nach dem Samuel gefragt?«

»O ja, nach dem Samuel auch, aber am meisten nach Ihnen.«

»Nach mir? O, sie ist sehr gütig, doch das ist mir ganz einerlei. Ich will gar nicht wissen, was sie von mir hat hören wollen ich kenne sie ja nicht.«

»O ja, Sie kennen sie doch, Herr Major,« warf die Grittli rasch ein, »denn sie ist Ihnen neulich zweimal an einem Tage begegnet.«

»Woher wissen Sie das?«

»Sie hat es mir selbst gesagt und die Großmutter hat ihr auf ihre Frage danach erzählt, daß Sie es waren, der an dem Tage mit dem Kinde auf dem Rasen unter den Eichen spielte. Und da ist sie eben neugierig geworden, die Sachen zu sehen, die Sie dem Samuel und den alten Leuten geschenkt. So kam sie denn her und sah sich Alles an, wobei sie auch den alten Wagen bemerkte und tadelte.«

»Hm! So! Und hat sie sich denn den Samuel selbst nicht angesehen?«

»O ja! Und sie hat ihm die Backen geklopft, seine blonden Locken und sein Händchen angefaßt und sich über sein gesundes Aussehen gefreut.«

»Ueber sein *gesundes* Aussehen! So! Und ob er ihr sonst gefallen, das hat sie nicht gesagt?«

Die Grittli senkte erröthend den Kopf. »O ja,« erwiderte sie mit der sanftesten Bescheidenheit, »sie hat noch viel über ihn gesagt, aber es ziemt doch mir, seiner Mutter,

nicht, es weiter zu sagen, obgleich ich mich sehr darüber gefreut habe.«

»Aha, das kann ich mir denken. Na, das ist doch noch Etwas von Ihrer gnädigen Frau! Sie müssen sich recht darüber freuen, daß sie den Samuel besucht und beschenkt hat, nicht wahr?«

»Gewiß, Herr Major, und ich bin ihr auch recht dankbar dafür, obgleich es das erste Mal war, daß wir unsere schöne Gutsherrschaft in unserm kleinen Hause sahen.«

»Also das erste Mal! Das ist ja seltsam. Wie war sie denn sonst gegen Sie, wenn Sie bei ihr im Schlosse zu Ober-Malitz schneiderten?«

»Gegen mich? O, außerordentlich freundlich und gütig, wie selten gegen Jemanden.«

»Ist sie gegen Andere nicht so freundlich?«

Die Grittli schwieg eine Weile. »Manche sagen,« fuhr sie endlich zaghaft fort, sie sei es nicht immer, aber ich kann darüber nicht anders sprechen, als ich vorher that. Sie kann außerordentlich lieb und gütig sein; wenn sie will, obgleich man ihr auch ansieht, daß sie sich vornehm und stolz betragen kann, wenn sie muß.«

Der Major lächelte über die feine Unterscheidung der einfachen Frau und dann, als habe er genug gehört, brach er das Gespräch über diesen Gegenstand ab, um sich bald darauf in die Stube zu begeben, den neuen schönen Wagen zu betrachten und eine Stunde lang mit dem erwachten Samuel auf dem Rasen zu spielen.

Als der Major gegen Mittag des Tages nach Hause ritt, ließ er sein Pferd im langsamsten Schritt gehen, denn er fühlte sich merkwürdig müde und angegriffen. Es war nicht das Reiten selbst, auch nicht die etwas lästig gewordene Hitze des Tages, was ihn ermüdet hatte, nein, viel mehr war ihm zu Muthe, als ob eine unbekannte, geheimnißvolle Last sich auf seine Schultern gelegt und sie niedergedrückt hatte, so daß es ihm auch im Herzen unangenehm beklommen davon war.

Als er in Grünwald vom Pferde gestiegen war und sogleich sein Zimmer aufgesucht hatte, freute er sich, den Tisch schon gedeckt und eine Flasche Wein darauf zu finden, nach dessen Genuß er eine ungewöhnliche Neigung empfand. Rasch leerte er ein paar Gläser und fühlte bald darauf eine frisch belebende Kraft durch seine Adern strömen. Da war es ihm, als ob der Druck allmählig von seiner Brust schwinde und auch, als ob seine Sinne und geistigen Kräfte sich einer freieren Bewegung erfreuten. Ja, es war ihm zu Muthe, als ob er allmählig klarer und tiefer in seine eigene Brust hineinsehen könne, als ob er den Grund seiner eben überwundenen Abspannung und der Mißstimmung seiner Empfindung erkenne, und brannte er sich, wie er immer that, wenn er im Stillen mit sich zu Rathe ging, eine Cigarre an und sagte, leise hin- und hergehend:

»Ja, das ist es, was mich bedrückt und meinen Körper wie meinen Geist mit einer Art krampfhafter Engbrüstigkeit belästigt hat! Alles, was ich heute Morgen von

der Grittli über ihre gnädige Frau erfahren, hat mich verstimmt, obwohl ich soviel Einsicht habe, mir zu gestehen, daß ich eigentlich kein Recht habe, über ihre Handlungsweise gegen diesen meinen Samuel unwillig zu sein. Aber daß sie doch eine kleine Wirkung auf mich geübt, daß ich etwas verlegen und überrascht war, räume ich gern ein, und gerade daß sie mir mit diesem reizenden Wägelchen zuvorgekommen ist, das ärgert mich sogar noch jetzt. Daran hätte ich auch denken können, denken müssen. Ach, Felix, geben wir etwas Acht und haben wir in Zukunft die Augen auf; dergleichen darf Dir nicht wieder geschehen, und nun denke eifrig nach, was Du dem Kinde noch sonst Gutes erweisen kannst, damit diese schlaue und hinterlistige ›gnädige Frau‹ von da drüben Dir nicht wieder mit irgend Etwas zuvorkomme.«

Als er mit diesem Selbstbekenntniß oder vielmehr mit dieser sich selbst richtenden Strafpredigt zu Ende gekommen war und noch ein Glas Wein getrunken hatte, fühlte er sich bedeutend erleichtert und blickte wieder heiter und froh auf seine trauliche Umgebung hin. Die Mittags-sonne, durch die Blätter der Linden vor dem Fenstern in ihrer Kraft gebrochen, schien golden und freundlich in das große Zimmer, und Alles, was darin stand, bis auf die jetzt so wenig benutzten Bücher, hatte einen heiteren wohlthuenden Schimmer angenommen, der sich auch über das Herz des Mannes breitete, als kündigte sich bereits ein schönerer Morgen darin an, als der gewesen, den er heute in Wirklichkeit erlebt. Denn plötzlich war in ihm, wie in unserm geheimnißvoll besaiteten Innern oft

ein blitzender Lichtstrahl aufsteigt und uns die Zukunft in einem hoffnungsvolleren Glanze schauen läßt, als ihn die Gegenwart hat, gleichsam die Vordämmerung eines kühnen Entschlusses aufgestiegen und schon die bloße Vorstellung oder Ahnung eines solchen reichte hin, sein Auge freudiger blicken und sein Herz leichter und zufriedener schlagen zu lassen.

In diese, ihn sanft vorwärts tragende Gefühlsströmung war er gerathen, als sich Frau Nebelthau bei ihm einstellte, ihn herzlich begrüßte und dann fragte, ob sie das Essen auftragen lassen dürfe, nach dem er heute in Folge des frühen Morgenritts gewiß Verlangen haben werde.

»Ja, liebe Nebelthau,« erwiderte er, »ich habe wirklich Verlangen danach. Lassen Sie es also in Gottes Namen auftragen und dann – dann will ich Ihnen auch das Neueste erzählen, das sich schon wieder mit einem Allerneuesten vervollständigt hat.«

Von ihrer immer lebhaften Neugierde gestachelt, eilte die Haushälterin doppelt flüchtig davon und bald saß ihr Herr am Tisch und ließ sich die von ihr vorgelegten Speisen wohlschmecken.

Der Major war dabei anfangs still und schien sich nur seinem materiellen Genuß hinzugeben, plötzlich aber, in einer Pause, während die Magd ein anderes Gericht herintrug, wandte er sich nach der Haushälterin um, sein Gesicht klärte sich wunderbar auf und er war im Stande, ihr mit lachendem Munde zu erzählen, was er gestern im Waldhause gesehen und gehört und was dann noch heute daselbst hinzugekommen war.

Frau Nebelthau hatte, ohne ein Wort dazwischen zurenden, mit der grüßten Aufmerksamkeit zugehört; als der Major aber seine Erzählung beendigt, versuchte auch sie ein Lächeln blicken zu lassen, um ihres Herrn unbegreiflicher und ihr fast erzwungen scheinender Stimmung entgegenzukommen, allein es gelang ihrem ehrlichen Gesicht nicht recht und nach dem ersten matten Versuch nahm es wider ihren Willen sogar einen ungewöhnlich ernsten und bedenklichen Ausdruck an.

»Ach Du lieber Gott,« begann sie ihre Entgegnung, »das ist allerdings etwas Neues, aber so ganz unerwartet ist es mir am Ende doch nicht gekommen, Herr Major. Wenigstens habe ich mir immer im Stillen gedacht, daß die Frau Generalin da drüben Ihr Verhältniß zu den armen Leuten in Nieder-Malitz nicht mit völligem Stillschweigen aufnehmen werde. Nun ja, da hat sie ja schnell genug gesprochen und dabei gleich mit beiden Händen gehandelt. Ei, ei, das kommt mir doch etwas sonderbar vor. Ich würde es ganz natürlich gefunden haben, wenn sie die armen Leute unterstützt und das Kind beschenkt hätte, ehe Sie kamen; in diesem Falle wäre ja, da sie eine so reiche Frau ist, gar nichts Auffallendes dabei gewesen. Aber daß sie gerade mit ihren Feengaben kommt, nachdem sie erfahren, daß schon ein anderer Zauberer seinen Stab über das liebe Kind mit Erfolg geschwungen, das gefällt mir nicht ganz und das sieht gerade so aus, als ob ihr kleiner Trotzkopf Ihre Handlungsweise nicht völlig billigte und als ob sie sich absichtlich

Mühe geben wolle, Sie selbst Ihre Gaben bei den Leuten im Waldhause in den Schatten zu stellen.«

Der Major hatte ruhig zugehört; als sie aber schwieg, erhob er rasch den Kopf, richtete sein glänzendes Auge, in dem schon wieder ein heiteres Lächeln spielte, voll auf sie hin und sagte: »O, meinen Sie? Das sollte mit der Grund ihres plötzlich erwachten wohlthätigen Sinnes sein? Ja, wenn das der Fall wäre, dann würde ich mir freilich noch weniger daraus machen, und es bald ganz in Vergessenheit bei mir zu bringen suchen. Und das will und werde ich auch thun. Das Handeln dieser Frau, mag es beschaffen sein, wie es will, soll gar keinen Einfluß auf das meinige üben, ich werde ferner so thun, als ob sie gar nicht für mich vorhanden wäre, wie ich sie ja auch bis jetzt als nicht vorhanden betrachtet habe. Also vorwärts, Nebelthau, lassen wir uns durch nichts beirren, was von Ober-Malitz kommt, bleiben wir, in Bezug auf Samuel, was und wie sie sind, und die Frau Generalin kann hinter unserm Rücken ebenfalls thun, was sie will, dann hat der Knabe und haben die Seinen den doppelten Vortheil für sich, und mir – mir soll sie ferner den Appetit nicht verderben, wie sie es beinahe gestern gethan, als ich ihr erstes Einwirken auf das Kind mit eigenen Augen sah.«

»Da haben Sie auch Recht, Herr Major!« rief die Haushälterin frohlockend aus. »Nein, den Appetit muß man sich niemals verderben lassen, wenn man sich auch ein wenig geärgert hat, und gestern hatten Sie sich doch geärgert, ich sah es wohl, als Sie Abends nach Hause kamen.«

Der Major lächelte heiter auf und nickte. »Na, wenn es der Fall war,« versetzte er in der besten Laune, »so ist es rasch vorübergegangen, und jetzt weiß ich nichts mehr davon. Und nun geben Sie her – es schmeckt ›prächtig‹, würde Hans sagen.«

»O mein Gott, wie freue ich mich darüber! Also meine Küche hat endlich Ihren Beifall gefunden?«

»Ganz und gar, Nebelthau. Ich habe nie so gut und kräftig gegessen wie hier; Alles und Jedes ist vortrefflich und ich gedeihe sichtlich dabei.«

»Ach, das tröstet mich für viele früher ausgestandene Angst!« seufzte die Alte auf. »Sie haben immer so wenig gegessen und nie darüber gesprochen. Da dachte ich mir, Sie seien mit der hiesigen Art und Weise des Kochens unzufrieden, wie mit so manchem Anderen.«

»Das ist nicht der Fall gewesen, Nebelthau. Ich bin nie ein großer Freund von üppigem Tafeln gewesen und als ich hierher kam, hatte ich ganz andere Dinge, zu denken. Meine Vergangenheit lag mir noch etwas im Geblüt und in die Gegenwart konnte ich mich nicht gleich finden, geschweige denn mir meine Zukunft zurechtlegen. Jetzt aber ist es anders, Sie haben mich rasch verwöhnt. Ich weiß schon, was gut und besser ist, im Essen und Trinken, wie in allem Uebrigen, und so gefällt es mir im Ganzen ausnehmend auf Grünwald, denn nun bin ich, was ich in allen Dingen liebe, darauf eingewohnt, ich weiß, war ich von den Menschen zu halten habe, die mich umgeben, und so lebe ich mich von einem Tage zum andern immer fester und ruhiger in die Zukunft hinein.«

»Gott sei Dank, daß wir so weit mit einander sind!« stieß die Haushälterin mit einem Erleichterungsseufzer hervor. »Die Zeiten habe ich mir lange genug herbeigewünscht. O ja, Grünwald ist auch ein ganz hübscher Ort; Alles ist in der besten Ordnung; meinen Neffen haben Sie glücklich gemacht und auch ich bin es; jetzt von ganzem Herzen – wenn – wenn es nur nicht so einsam hier wäre,« setzte sie mit einem forschenden Blick auf den so froh aussehenden Herrn hinzu.

»Einsam?« fragte er verwundert. »Denken Sie, fühlen Sie das wirklich? Leben denn hier nicht Menschen genug, die mit einander zufrieden sind?«

»O ja, das wohl. Aber sehen Sie, Herr Major, Sie sind noch ein so junger Mann, können das schöne Leben so recht nach allen Seiten genießen, haben die Kraft, die Gesundheit und die Mittel dazu, und da würde Ihnen vor Allem eine passende Gesellschaft wohlthätig sein!«

»Eine passende Gesellschaft? Und ich ein junger Mann? O, da irren Sie. Meine Jugend liegt weit hinter mir und ich fühle mich alle Tage älter und älter werden. Und was die Gesellschaft betrifft – wo sollte die herkommen? Ich kenne ja Niemand hier in der Gegend und in meinem Alter schließt man sich schwer an Fremde an. Ach, ich habe so Mancherlei erlebt, was mich vorsichtig gegen die Menschen macht und mich mit Gewißheit nur auf mich allein bauen läßt. Freilich, wenn ich einige wenige Menschen hier haben könnte, die ich lieben und schätzen gelernt, dann wäre es recht hübsch, aber sie sind weit weg, in alle Winde zerstreut, und so muß

ich mich schon allein auf mich und auf Ihre und Ihres Neffen Gesellschaft beschränken.«

»Viel Ehre für uns, Herr Major, und wir bedanken uns bestens. Aber es giebt doch hier in der Nähe noch andere und recht angenehme Leute, die Sie schon lieben und schätzen lernen würden, wenn Sie sie erst von Angesicht zu Angesicht gesehen.«

»Zum Beispiel die Frau Generalin auf Ober-Malitz!« lachte der Major. »Haha! O nein, lassen Sie das und auf alle diese angenehmen Leute richten Sie vor der Hand Ihr Auge noch nicht. Bekanntschaften angenehmer Art kann nur die Zeit oder irgend eine zufällige Gelegenheit bringen, und ich bin ja erst wenige Monate hier. Doch haben Sie im Allgemeinen Recht und ich will Ihrem guten Rathe nicht ganz den Rücken kehren. Ich will ja auch nicht ewig hier als Einsiedler leben, das liegt weder in meiner Absicht noch in meinem Wunsch, aber aufdrängen irgend Jemandem will ich mich auch nicht. Am wenigsten Ihren Grafen und Baronen, die Sie mir früher geschildert haben. Ich gehöre ja nicht zu der hier den Ton angehenden und eingeborenen Sippe, habe kein vom Himmel gefallenes Privilegium, mich zum Cumpan der stolzen Herren zu zählen und bin zwischen sie wie durch ein plötzliches Unwetter gleichsam hinein geschneit, da mir nur der Zufall oder das Glück den Weg zu meines Onkels Herzen gebahnt. Das vergeben mir diese vorsichtigen, naserümpfenden Herren nicht, wie ich sie kenne, und ich, ich bin, wie ich einmal bin zu stolz, um ihnen mit bittend ausgestreckter Hand entgegenzukommen, wie ein Bettler, der

um das Almosen ihres Beifalls fleht. Da haben Sie mein aufrichtiges Bekenntniß und wir – wir sind die besten Freunde, nicht wahr? Nun ja, um unsere Freundschaft, die von heute an erst so recht beginnt, zu bethätigen, lassen Sie anspannen, wenn wir ausgeschlafen haben. Dann wollen wir Beide einmal eine Sonntagsspazierfahrt machen und Sie sollen mir ganz auf der Nähe einige Güter von diesen Ihren hochedlen Gönnern zeigen. Und nun gesegnete Mahlzeit und noch einmal: es hat mit heute in Ihrer Gesellschaft ›prächtig‹ geschmeckt.«

DRITTES CAPITEL. EIN RASCH GEFASSTER ENTSCHLUSS,
DER NOCH RASCHER DURCHKREUZT WIRD.

Zwei Tage waren vergangen und der Major war wieder Nachmittags nach dem Waldhause geritten, nachdem er am Montag Morgen erfahren, daß die Frau Generalin auf Ober-Malitz am Sonntag Nachmittag daselbst vorgesprochen und sich in sehr gnädiger Weise nach dem Befinden Samuel's und der alten Leute erkundigt habe. In diesen beiden Tagen nun hatte er nichts in dem Waldhause vorgefunden, was seine Aufmerksamkeit in irgend einer Weise besonders auf die neue Gönnlerin gelenkt hätte, als er aber am Mittwoch wiederkam, glaubte er verschiedene Gegenstände wahrzunehmen, die früher nicht ihren Platz daselbst gehabt und die also neuerdings den alten Leuten zugesandt sein mußten.

Absichtlich fragte er nicht, wer ihnen die neuen Sachen, zum Beispiel einige geschliffene Gläser und weiße Porzellanteller, gegeben, und da ihm auch Niemand

aus freien Stücken Kunde davon gab, bekümmerte er sich nicht weiter darum und beschäftigte sich nur mit Samuel, der stets ganz glücklich war, wenn er seinen alten Freund erscheinen sah, und laut aufjubelte, sobald derselbe ihn mit freundlichen Worten und Liebkosungen begrüßte.

Indessen trat er doch jedesmal seinen Rückweg mit nachdenklicher Miene an, denn ihm war zu Muthe, als ob auf Seiten der ihm noch unbekanntem Gönnerin irgend eine Absicht vorhanden wäre, nicht nur die Gunst der alten Leute für sich zu gewinnen, sondern auch mit ihren sorgfältig ausgesuchten Gaben allerlei Art ihn selbst zu überbieten und von Tage zu Tage ein noch größeres Wohlbehagen in das ärmliche Haus einzuführen, als es ihm selbst durch seine einfacheren Geschenke bisher gelungen war.

Wenngleich nun der so ruhig und sorglos seinen Weg gehende Mann weit entfernt war, darüber in eine neue Mißstimmung zu gerathen, so fühlte er sich doch in seinem bisher so stillen Schalten und Walten für das Wohl der Bewohner des Waldhauses etwas beengt, ja sogar beeinträchtigt und um darin in Zukunft nicht gestört zu werden und namentlich vollkommen freie Hand über Samuel selbst zu behalten, und um möglicher Weise durch die unberufene Einmischung der Dame von Ober-Malitz nicht ganz aus dem Sattel gehoben zu werden, kam er mit größerer Energie auf den kühnen Entschluß zurück, der schon am letzten Sonntage wie eine Art Vision in ihm aufgedämmert war und er ging nun mit dem Gedanken

um, einen dauerhaften Riegel vor die ferneren Einwirkungen derselben zu schieben. Als er sich aber erst einmal ernstlich mit diesem Gedanken beschäftigt, dauerte es nicht lange, bis derselbe zum festen Entschluß in ihm gediehen war, und um eine Probe anzustellen, ob auch andere Leute seiner Ansicht der Dinge beistimmten, nahm er sich vor, am Donnerstag Abend mit Frau Nebelthau darüber zu reden und sich ihre unmaaßgebliche Meinung zu erbittern.

An diesem Entschluß hatte eben so viel der Gedanke an Samuel's künftiges Wohl, wie die Befriedigung seines eigenen Herzens Theil, und so von zwei wichtigen Potenzen zu dem Vorliegenden gedrängt, beschloß er mit der Ausführung seines Planes zu eilen, damit ihm nicht wieder Jemand zuvorkäme und er vollkommen Herr der augenblicklichen Verhältnisse bliebe. –

Der Abend des Donnerstags war gekommen und hatte wieder einmal trübes Wetter gebracht. Als der Major in der Dämmerung vom Waldhause zurückkehrte, regnete es bereits. Er begab sich in sein Zimmer und ließ durch Hans die gerade in der Wirthschaft beschäftigte Frau Nebelthau bitten, ihm vor dem Abendessen ein Stündchen Gesellschaft zu leisten.

Frau Nebelthau kam wie immer sehr eilig herbei, denn sie hatte von Hans gehört, daß sein Herr sehr ernst aussehe und sich mit Niemandem in ein Gespräch eingelassen habe. Als sie bei ihm eintrat, ging er rauchend im Zimmer auf und ab, aber er stand sogleich still, als er sie sah, reichte ihr die Hand und nöthigte sie zum Sitzen auf das

Sopha, so daß die kluge Frau schon daraus erkannte, daß es sich heute um eine ernste Unterredung handle, wenn ihr das nichts schon der nachdenkliche Gesichtsausdruck des Majors verrathen hätte.

»Meine liebe Frau Nebelthau,« begann er, sobald sie sich mit einigem Widerstreben auf den augedeuteten Platz niedergelassen, »ich habe Sie zu mir rufen lassen, um Ihnen einen Entschluß vorzutragen, den ich in diesen Tagen mit der festen Absicht gefaßt habe, ihn unverzüglich auszuführen, sobald Sie mir keine Gründe angeben, die mich überzeugen, daß es besser sei, ihn fahren zu lassen. So hören Sie denn. Neulich, es war am Sonntag, gaben Sie mir den wohlgemeinten Rath, mich in Gesellschaft zu begeben oder wenigstens Leute um mich zu versammeln, die mir meine Einsamkeit versüßen hülften. Nun, ich bin Ihrem Rathe nicht mehr abgeneigt, nur will ich mir eine Gesellschaft nach meinem Geschmack und Sinn wählen, die mir nicht blos einen Tag, sondern für alle künftigen Tage zusagt und mir jede Stunde, wenn ich danach Bedürfniß fühle, zu Gebote steht. Wissen Sie, ich habe, aufrichtig gesagt, das tägliche Reiten nach dem Waldhause satt und namentlich ist es mir langweilig geworden, alle Tage die griesgrämigen Gesichter der drei alten Leute zu sehen, sie, anstatt mir in Folge der Freundlichkeit, die ich an sie verschwende, näher zu rücken, sich ewig in ihrer scheuen Zurückhaltung gleich bleiben, ja, sich anscheinend immer weiter von mir entfernen. Das behagt mir nicht mehr, nein, ganz und gar nicht, und wenn ich nun noch denke, was für

Freuden mir der Herbst und der Winter, die doch auch allmählig näher rücken werden, in der dumpfigen Stube im Waldhause versprechen, dann wird mir schon in der Voraussicht davon bang und beklommen um's Herz. Dem will ich nun vorzubeugen suchen und bei Zeiten an eine andere und freundlichere Gestaltung meines Lebens denken.

»Nun hören Sie mich einmal ruhig an und versetzen Sie sich so recht in meine Lage. Ich stehe allein im Leben, habe keine Familie und mein Lebensabend wird, wenn er einmal hereinbricht, nicht gerade trostlos, aber doch einsam und freudenlos sein. Das will ich nun ändern und ich kann es glücklicher Weise, wenn ich bei Zeiten die rechten Mittel ergreife. Nun, so will ich mir denn eine Familie schaffen, und Gottlob bietet sich mir die Gelegenheit dazu; Samuel, mein lieber kleiner Samuel, an dem nun einmal mein ganzes Herz hängt, als ob er mein eigener Sohn wäre, soll in mein Haus und ich will ihn an Kindes Statt annehmen. Auch seine Mutter soll mit zu uns ziehen und, ungehindert durch äußere Verhältnisse, für ihn sorgen und ihn unter meiner Leitung erziehen. Die arme Frau dauert mich sehr und ihre jetzige Lage ist wahrhaftig keine beneidenswerthe. Sie hat noch keine dauernde Freude im Leben gehabt, hat mit allen Nöthen des Daseins gekämpft und mehr gearbeitet, als ihre schwachen Kräfte eigentlich gestatten. Sie soll nicht mehr mit müden Füßen und schwerem Herzen von Gut zu Gut laufen und auf den Wink der adligen Herrschaften deren slavisch gehorsame Dienerin sein. Nein, das will ich nicht

länger zugeben. Sie soll frei sein und sich ihres jungen Lebens freuen, so lange sie noch die Fähigkeit des Empfindens und Genießens hat. Auch in unserem Hause kann sie sich nützlich machen, kann ihren Kräften gemäß arbeiten und ihr Kind wie eine sorgsame Mutter erziehen, was ihr jetzt ganz und gar untersagt ist. Da haben Sie nun meinen Plan und ich habe mir gedacht, Sie würden demselben beistimmen und sich ebenfalls der armen Frau und ihres lieben Kindes mütterlich annehmen. So wie ich Sie kenne, haben Sie das Herz dazu und auch der Wille wird sich finden, wenn Sie sich erst mit meiner Absicht vertraut und die Lage jener Leute klar gemacht haben, Freilich, es bleiben uns nur noch die drei alten Leute im Waldhause übrig, werden Sie sagen, die nicht so leicht in die Uebersiedlung der Großtochter nach Grünwald einwilligen werden, da sie so lange mit ihr zusammengelebt. Allein wenn man es recht anfängt und ihnen vernünftig vorstellt, wenn man sie unabhängig macht und ihnen die Mittel zum bequemen Leben reicht, so werden sie sich wohl dazu willig finden lassen. Sie sollen sich in ihrem ferneren Leben über nichts zu beklagen haben, ja, sie sollen so zufrieden sein, wie sie es noch nie gewesen sind. Dafür will ich sorgen, denn, Gott sei Dank, hat mir ja mein Onkel die Mittel dazu gewährt, die ich für mich selbst nicht zur Hälfte verzehren könnte. Am nächsten Sonntag nun will ich diesen meinen Plan auszuführen beginnen. Ich werde zuerst ernstlich mit der Grittli sprechen und die wird, wie ich sie kenne, demselben nicht entgegen sein. Sobald sie aber eingewilligt hat, haben

die Alten nichts mehr mitzureden. Sie ist selbstständig und kann über sich und ihr Kind nach eigenem Gutdünken beschließen. Das gegenwärtige und künftige Glück desselben wird ihr warm am Herzen liegen und – so weit ich in die Ferne blicke – kann dasselbe sich unter unserer Fürsorge nur zum Guten gestalten. – Nun sprechen Sie und sagen Sie mir ganz aufrichtig Ihre Meinung. Wenn Sie Gründe dagegen haben sollten, will ich dieselben erwägen; sind Sie aber mit meinem Plan einverstanden, so wollen wir gleich heute noch festsetzen, wo und wie wir die beiden Menschen hier im Hause zu ihrer Zufriedenheit unterbringen. Ich bin fertig und nun haben Sie das Wort.«

Frau Nebelthau hatte mit angehaltenem Athem und wogender Brust der langsam und warm gesprochenen Rede ihres Herrn zugehört. Bald war sie roth, bald blaß geworden und mehrmals hatte eine unbestimmte Angst ihr Herz beklemmt, da sie sich im Anfang nicht entziffern konnte, was für einen Plan sein Leben nicht mehr so einsam verfließen zu lassen, der Major ihr entwickeln werde. Endlich aber, als sie Alles gehört und ihre Angst sich nicht gerechtfertigt erwiesen, war sie in Freude aufgeglüht und, die Hände zusammenschlagend und von ihrem Sitze aufspringend, näherte sie sich dem Major und suchte seine Hände zu fassen, die er ihr auch endlich überließ, schon im Voraus erfreut, aus ihrem Benehmen zu erkennen, daß sie gegen seinen neusten Entschluß nichts einzuwenden habe.

»Herr Major,« rief sie jetzt mit einem jubelartigen Ton, »für diesen Entschluß segne Sie Gott! Das, was Sie da vorhaben, ist etwas Gutes und Großes und ich bin glücklich, ja überglücklich, daß ich die Erste sie, der Sie dasselbe mittheilen. Ja, ich stimme Ihnen vollkommen bei: nehmen Sie das liebe Kind in's Haus und ziehen Sie es als das Ihre auf. O mein Gott, was wird es für eine Freude und ein Glück sein, mit einem Mal mitten in einer Familie zu leben! Das liebe Kind wird Aller Wonne sein und die bescheidene, fleißige Mutter wird uns keine Gelegenheit zur Unzufriedenheit geben. Ja, wenn Ihnen dieser Plan gelingt, dann preise ich Sie und auch mich glücklich und ich will hoffen, daß Sie keine Schwierigkeiten auf dem angedeuteten Wege finden.«

»Warum sollte er nicht gelingen? Was für Schwierigkeiten sollte ich finden?« fragte der Major etwas verwundert.

»Ich kenne nur eine,« erwiderte die Haushälterin mit einem höchst bedächtigen Gesicht, vorausgesetzt, daß die alten Leute einstimmen, die freilich keine volle Stimme haben und nicht so thöricht sein werden, die Grittli und deren Kind von ihrem Glück zurückzuhalten.«

»Nein, so thöricht werden sie nicht sein. Aber was ist das für eine Schwierigkeit, die Sie für die einzige erklären?«

»Das ist der Umstand, daß die Grittli zum Gute der Generalin von Hartenfels gehört und nur mit Erlaubniß der Ortsobrigkeit ihren Wohnort wechseln kann.«

»Bah! Das wäre! Das ist ja unmöglich. Die Grittli Luginbühl ist eine freie Frau, aus freien Stücken nach Ober-Malitz zu ihren Großeltern gezogen und so kann sie sie auch aus freien Stücken wieder verlassen. Niemand darf und wird sie daran hindern. Wie, ist es nicht so?«

»Es ist freilich so, aber Sie bringen die künstlichen Schwierigkeiten nicht mit in Anschlag, welche die Menschen hervorrufen können, die des Glaubens sind, daß die Welt und die Menschen darin sich nur nach ihrem Willen bewegen dürfen.«

»Ach was! Nach diesen künstlichen oder absichtlich herbeigerufenen Schwierigkeiten frage ich gar nicht. Wenn ich mit der Mutter und deren Großeltern einig bin, fahre ich am Montag oder Dienstag mit meinem großen Wagen nach Nieder-Malitz, hole Mutter und Kind mit ihren Siebensachen hierher und wenn sie auf Grünwald wohnen und ich die Mutter in meinen Dienst genommen, wie ich ja sagen kann, so wird kein Mensch nach dem Recht fragen, welches mir diese Handlung gestattet hat. Ich bin Herr auf meinem Gut, so gut wie die Generalin auf dem ihren. Ich kann mir Leute anschaffen, woher ich sie nehmen will, und nun bedenken Sie noch das Eine. Wenn die Welt erfährt – und sie wird es sehr bald erfahren – daß ich den Samuel an Kindes Statt annehme, dann werden alle Bedenklichkeiten gehoben sein und man kann mich höchstens für einen gutmüthigen und ordinären Narren verschreien, aber mein Recht auf das da kann mir kein Mensch antasten.«

Die Nebelthau nickte beistimmend. »Ja, da haben Sie Recht,« sagte sie, »so sehe ich es auch an. Und nun bin ich ganz mit Ihnen einverstanden. Ich gratulire, Herr Major, das ist ein edler und schöner Entschluß und der Segen davon wird nicht ausbleiben.«

»O, wer wird gleich an den Segen einer Handlung denken, die man eben so viel seiner selbst als Andern wegen unternimmt! Doch ja, wenn Sie ihn auf der armen Mutter und des Kindes Haupt beiziehen, dann stimme ich Ihnen bei. Und so nehme ich Ihren Glückwunsch herzlich gern an und danke Ihnen dafür. So sind wie denn also einig, nicht wahr?«

»Vollkommen! Und am Montag oder Dienstag schon soll ich unsere kleine Familie erwarten?«

»Ja, spätestens am Dienstag. Ich habe Eile, um mit Allem auf's Reine zu kommen. So etwas Wichtiges muß man nicht zu lange bedenken und noch weniger hinauschieben! Machen Sie also Alles fertig und überlegen Sie, wo und wie wir die Grittli und den Samuel unterbringen wollen. Morgen Abend müssen Sie damit fertig sein und dann wollen wir bis zum Sonntag an die Ausführung gehen. Montag aber wird der große Wagen angespannt und ich hole mir Samuel im Triumphe heim. Ha! Das soll eine Freude sein, um die ich mich fast selbst beneide, wenn ich sie mir so recht nach allen Seiten ausmale!«

Frau Nebelthau ließ sich in Erfüllung ihrer neuen Pflicht nicht säumig finden. Ihr Eifer kam ihrer inneren Freude gleich und, wie eine Biene geschäftig, lief sie im Hause Trepp' auf, Trepp' ab, als gelte es eine völlige Umgestaltung des ganzen Hauswesens, was doch gewiß nicht der Fall war. Schon bis zum Morgen des Freitags hatte sie ihren Entschluß gefaßt und der Major billigte ihn vollkommen, als sie ihm denselben vortrug. Frau Grittli und Samuel sollten die beiden Giebelzimmer im oberen Stock angewiesen erhalten, die auch der Major bewohnt, als er nach Grünwald gekommen war. Sie waren nicht nur geräumig genug, sondern auch sonnig und warm im Herbst und Winter, die ja nun immer näher und näher rückten. Auch waren sie zur Aufnahme Fremder schon lange wieder in Stand gesetzt und es bedurfte höchstens eines geringen Wechsels der Möbel, um sie für eine junge Frau und ihr Kind geeignet zu machen. Schon am Sonnabend Mittag war Alles zu ihrer Aufnahme bereit und Frau Nebelthau führte ihren guten Herrn triumphirend in die beiden Zimmer, um ihm mit leuchtenden Augen und freudigem Herzen zu zeigen, was sie vollbracht, und zu sehen, ob er davon befriedigt sei.

Der Major lächelte behaglich, als er gewahrte, wie sorgsam Frau Nebelthau selbst in den geringsten Kleinigkeiten zu Werke gegangen war und er sprach ihr in Allem und Jedem seinen Beifall aus. Das war ein glücklicher Tag für alle Beide, und noch am späten Abend, als sie wieder beisammen saßen, sprachen sie darüber, wie sie es künftig im Hause halten wollten, wenn die Grittli und

Samuel erst darin wären, wo die Spielplätze für das Kind im Garten angelegt werden sollten und was man sonst Alles thun wollte, um auch für die Bequemlichkeit und Unterhaltung seiner Mutter zu sorgen, damit sich Beide so behaglich wie möglich in der neuen Heimat fühlten.

Ja, es war einmal eine laute Freude in das bisher so einsame und stille Herrenhaus zu Grünwald eingekehrt und ein ganz anderer und lebhafterer Geist schien in die Menschen gefahren zu sein, die es bisher bewohnt und die immer schweigsam und nachdenklich ihres Weges gegangen waren. Je unschuldiger und reiner aber die Freude war, die ihre Herzen bewegte, um so sicherer waren sie auch von dem Erfolge ihrer Unternehmung überzeugt, und um ganz sicher zu sein, daß er in seinem Rechte sei, fuhr der Major am Sonnabend Nachmittag von Ober-Malitz aus nach dem Gute des Landdrosten, wo sich derselbe zur Zeit aufhielt, trug dem wackeren Herrn den er nun zum ersten Male sah, sein Vorhaben vor und erndtete dafür die vollkommene Billigung des Beamten, der durchaus keine Schwierigkeit in der Ausführung des edlen Entschlusses des Herrn von Eberstein sah.

Erst spät am Abend kehrte der Major vollkommen befriedigt nach Grünwald zurück und als er Frau Nebelthau von dem Ausfall seines Besuches Bericht abstattete, war auch diese von allen ihren Bedenken erlöst und nun erst betrachteten Beide die neue Familie als fest begründet und gaben sich den frohsten Erwartungen für die nächste Zukunft hin.

In der Nacht zum Sonntag schlief der Major sehr wenig. Sein Herz fluthete von Freude über und er konnte kaum den Anbruch des Morgens erwarten, um schon um neun Uhr nach dem Waldhause zu reiten und Frau Grittli zu sprechen, von der er bestimmt wußte, daß sie zu Hause sein würde, da er am Sonnabend Nachmittag bei ihrer Großmutter darüber Erkundigungen eingezogen hatte.

Uebrigens hatte er bis zu dem erwähnten Tage kein Wort über sein Vorhaben im Waldhause fallenlassen. Die alten Leute brauchten nicht eher davon zu wissen, als bis Frau Grittli es ihnen sagte, und dieser allein wollte er die Verhandlung mit den Großeltern überlassen, da er sich von ihrer Einwirkung auf die wunderlichen Leute viel mehr als von seiner eigenen versprach. Nur den kleinen Samuel hatte er in den letzten Tagen mit innigerer Liebe in seine Arme genommen, schon im Voraus in dem Gedanken schwelgend, daß er ihn nun bald ganz sein Eigen nennen und ihn jeden Augenblick, wenn seine Sehnsucht ihn zu ihm triebe, werde genießen und sich seiner täglich sichtbarer vorschreitenden Entwicklung freuen können.

So ging er dem nahen Sonntage denn wie einem wahren Festtage entgegen und er konnte kaum die Zeit erwarten, bis er sein Pferd besteigen und den entscheidenden Weg nach dem Waldhause antreten würde. Endlich aber sollte seine Ungeduld lange genug gedauert haben und als die Sonne am Sonntag Morgen über dem Walde klar und wolkenlos aufstieg und auch in dieser Beziehung einen schönen Tag verhieß, frohlockte des ernststen Mannes stilles Herz laut und er dankte Gott, daß er ihn

so glücklich habe werden lassen, noch in seinem Alter eine so süße und unerwartete Freude zu erleben, wie sie ihm dieser sonnige Tag versprach.

Schon um sieben Uhr war der Major aus seiner Wohnung heruntergekommen, um seinen Pferden im Stall einen Besuch zu machen. Seinen Liebling, den braunen Hengst, der ihn schon so oft nach dem grünen Walde getragen und der ihn auch heute dahin tragen sollte, streichelte er wiederholt und redete ihn mit lieblosenden Worten an. Das wackere Thier kannte seinen Herrn sehr gut und verstand seine Rede; so erwiderte er sie denn auch jetzt mit freudigem Gewieher und stampfte den Boden mit seinem Huf, als könne auch er die Zeit nicht erwarten, in die freie frische Lust zu treten und seinem Muth und Lebensdrang die Zügel schießen zu lassen.

Aus dem Stall, wo er Hans den Befehl gab, das Pferd um neun Uhr gesattelt vor die Rampe zu führen, begab er sich zu Frau Nebelthau, um ihr einen guten Morgen zu bieten. Es war dies das erste Mal, daß er ihr einen solchen Besuch machte und die kluge Frau erkannte schon daraus die Stimmung ihres Herrn, wenn sie ihr nicht sein freundliches Gesicht verrathen hätte. Er setzte sich ein Weilchen zu ihr nieder und plauderte mit ihr und so verging die Zeit allmählig, bis er sich zu seinem Ritt bereit machen mußte.

Als er zu der bestimmten Stunde gestiefelt und gespornt aus seinem Zimmer herunterkam, fand er den Pächter und dessen Tante vor der Thür. Beide wollten

ihn abreiten sehen, denn Beide nahmen den innigsten Untheil an seinem menschenfreundlichen Vorhaben.

»Na,« sagte der Major, nachdem er die Verwandten begrüßt, »so soll es denn endlich fortgehen. Gott sei Dank, ich liebe immer die Zeit am meisten, die mich zu meinem Ziele führt. Um ein Uhr denke ich wieder hier zu sein, Nebelthau, und dann wollen wir ein recht freudiges Mittagsmahl zusammen halten. Ich bitte, daß Sie heute mit Ihrer Tante bei mir speisen, Herr Nebelthau. Ich brauche ja Gesellschaft, hat unsere Hausfrau gesagt, und da will ich sie denn auch um mich haben, wenn ich einmal glücklich bin. Leben Sie wohl, alle Beide, und halten Sie gut Haus, bis ich wiederkomme. Guten Morgen!«

»Gute Verrichtung, Herr Major!« rief ihm die Haushälterin noch nach.

»Ei, ich denke, die soll nicht fehlen!« rief er zurück und dann ließ er dem ungeduldigen Hengst die Zügel frei und trabte munter dem nahen Walde zu.

Tante und Neffe sahen dem heute so glücklichen Herrn mit warmen Empfindungen nach und der alten Frau kam fast eine Thräne der Rührung in's Auge, als sie gewahrte, mit welcher herzinnigen Freudigkeit der Major seinem heutigen Ziele zuging.

»Es ist ein Vergnügungsritt, den er vorhat, wie er noch keinen unternommen,« sagte sie endlich zum Neffen, als der Major ihren Augen entschwunden war, »das steht ihm so gut auf der Stirn wie dort oben am Himmel geschrieben. Nein, so einen hat er noch nicht gemacht, so lange er

hier ist. Na, Gott segne seinen Ausgang, er hat die Freude verdient, die er genießt, denn ein solch weiches und warmes Kinderherz, wie er es hat, schlägt selten in eines Mannes stählerner Brust.«

»Ja, gut ist er,« erwiderte der Neffe, mit seiner Tante in das Haus zurückkehrend, »und ich freue mich jetzt, daß ich Dir das immer gesagt habe, als Du noch nicht so recht davon überzeugt warst. Ich habe von Anfang an in seinem Auge gelesen, daß er ein Mensch ist, wie der Mensch seinen Mitmenschen gegenüber wirklich sein soll, und jeder Schritt, den er bei uns gethan, hat ihn mich auch als einen solchen genauer kennen gelehrt. Darum sollte es mir um so mehr leid thun, wenn seine heutige, so reine Freude nicht so heiter endete, wie sie begonnen hat.«

Die Tante, in ihrem Zimmer angekommen, sah ihren Neffen groß und verwundert an. »Wie meinst Du das?« fragte sie. »Hast Du denn irgend eine Besorgniß, daß er seinen Zweck nicht erreicht? Ich wenigstens habe nicht die geringste Sorge mehr darum, seitdem auch der Landdrost sich ganz mit seiner Absicht einverstanden erklärt und ihn zu seiner edlen Handlungsweise ermuntert hat.«

»Ei, der Landdrost!« bemerkte der Pächter, schlau lächelnd, »was hat der dabei mitzureden! Gar nichts, so weit ich in das Verhältniß sehe. Unser Major hat es diesmal mit ganz anderen und dunkleren Potenzen zu thun, mit einer starrköpfigen Familie, die stets auf ihren Sinn besteht, wie sie schon in früheren Zeiten dargethan hat. Ich weiß nicht, ich vertraue den alten Bastians nicht

und habe ihnen nie getraut. Der Alte selbst ist ein verschmitzter hinterhaltiger und wetterwendischer Bursch, der schon manchen hohen Herrn die Zähne gezeit und durch mehr als eine That bewiesen, daß er ein Eisenkopf ist und derbe Fäuste hat. Denke daran, wie man sich einst erzählte, daß er sich sogar an dem alten wilden Flamberg thätlich vergriffen habe, worauf er ja so plötzlich das Gut verließ, aus Furcht, wie die Leute sagen, daß der alte Isegrimm ihn niederschließen würde, wie einen Hund. Seiner Frau dagegen traue ich noch das Beste zu, sie hat oft genug gezeit, daß sie ein Herz im Leibe hat. Die alte Ule aber ist eine Füchsin, die sich halb verrückt stellt und doch dabei klüger und schlauer als Alle ist und sie auch Alle nach ihrem Willen am Gängelbände hält. Und daß diese drei hartgesottenen alten Leute sich nicht so leicht entschließen werden, die Grittli und ihr Kind ziehen zu lassen, noch dazu nach Grünwald, das glaube ich sicher. Nein, nein, ich traue ihnen gar nicht. Neulich begegnete mir der graubärtige Kerl im Walde und da schien er den Teufel im Auge zu haben, als er an mir vorüberging und mich ansah. ›Ich kenne Dich,‹ las ich darin, ›Du bist auch ein Grünwalder, und die Herren dort bekümmern sich viel mehr um uns, als nothwendig ist.‹«

Frau Nebelthau schaute fast ängstlich auf. »Sprich doch nicht so,« sagte sie, »und mach' mir das Herz nicht wieder schwer, da es eben erst so leicht wie nie geworden ist. Allerdings sind die drei alten Leute in Nieder-Malitz wunderliche Gesellen, aber für schlecht und falsch halte ich den Bastian nicht. Nur sein langes Unglück ist ihm

zu Herzen gegangen und hat ihn vorsichtig und zurückhaltender gegen die Menschen und namentlich die vornehmen Herrschaften gemacht. So dumm aber sind sie gewiß alle Drei nicht, daß sie einen so baaren Vortheil, wie er ihnen hier aus reinem Herzen geboten wird, von der Hand weisen sollten, nein, so dumm sind sie nicht. Im Gegentheil, glaube ich, wird ihnen unser guter Herr mit seinem edlen Anerbieten imponiren und sie werden ihm dankbar sein und gern seine ihnen dargebotene Hand ergreifen. Ein so großes Opfer, wie er es hier zu bringen bereit ist, um sie für alle Zukunft von jeder Sorge zu befreien, rührt selbst versteckte Herzen, und so zweifle ich keinen Augenblick, daß ihm sein Vorhaben bei ihnen gelingt.«

»Freilich, darin hast Du Recht. Nun, ich will es ihm wünschen und mir soll es gewiß lieb sein, wenn Alles so glatt und klar abgeht, wie Du hoffst. – Aber wie ist es, fahren wir nach der Kirche?«

»Nein, Franz, heute nicht. Ich bin zu unruhig dazu und hätte doch keine Andacht. Ich will wieder zu Hause bleiben und hier den lieben Gott bitten, daß er unserm Herrn wirklich einen Festtag schenke und uns Alle damit glücklich mache.

»Gut, ich bin dann einverstanden. Um welche Zeit soll ich denn zu Tisch kommen?«

»Er ißt jetzt immer um Zwei; früher wird es heute wohl auch nicht werden; denn er wird nicht so rasch zurückkommen, wie er denkt, da er gewiß mit der Grittli und ihren Großeltern genug zu sprechen hat.«

»Auf Wiedersehen denn um Zwei!« sagte der Neffe:
»Und nun wünsche ich Dir einen guten Morgen bis da-
hin und laß uns heute etwas recht Schmackhaftes auf der
Tafel finden!«

Es war in die That ein herrlicher Augusttag, an dem Felix von Eberstein diesmal zu so bedeutendem Zweck nach dem Waldhause ritt. Der Hochsommer blühte und prangte in seiner vollsten Kraft und Schönheit und die ganze Natur schwelgte in Entzücken unter den goldenen Sonnenstrahlen, deren Hitze ein leichter Wind, der von Osten kam und finster durch die Blätter des Waldes rauschte, nicht zu ihrer lähmenden und ermattenden Wirkung kommen ließ. Blau, wunderbar blau und fast durchsichtig klar wölbte sich der nordische Himmel über der lachenden Erde, kein Wölkchen war ringsum an ihm zu sehen und ohne jenes sanfte Rauschen der Blätter, ohne den schmetternden Gesang der Tausende von Vögeln und das Summen der Bienen, die den Wald belebten, hätte nicht die andachtsvolle Stille und den tiefen Frieden unterbrochen, die dem einsamen Reiter diesen Sonntagsmorgen noch viel feierlicher und schöner erscheinen ließen.

So ritt er denn in seiner Feiertagsstimmung durch den immer süßer flüsternden und rauschenden Wald dahin,

im Augenblick an nichts denkend, nichts Anderes fühlend, als das Eine, was seine ganze Seele mit einer Gewalt in Beschlag genommen, wie noch nie eine je zuvor in sein inneres Leben eingegriffen hatte. Lauter und immer lauter aber schnaubte sein Pferd, das, von feurigem Temperament, seinen Muth und seine Lebenslust nicht anders austoben konnte, weil es sich dem Willen seines Reiters fügen mußte und von ihm fest im Zügel gehalten wurde. Endlich aber achtete dieser auf das widerwillige Schnaufen und das Zerren am Gebiß, und um auch ihm, seinem zweiten Liebling, eine Gunst zu gewähren, bog er mit ihm in einen Seitenweg ein, der in einem großen Bogen nach den drei Eichen führte, und ließ ihn nun in einem kurzen Galopp sein Feuer in die frische Morgenluft aushauchen.

Um so rascher aber wurde die Strecke nach dem Waldhause zurückgelegt und erst, als die Bäume allmählig auseinander wichen und die große Lichtung sichtbar ward, hielt er es wieder an und ritt langsam und mit wachsender Spannung dem Rande des Waldes entgegen.

Da trat ihm, eine wohlthuende Erscheinung wie schon so oft, die baufällige Hütte des alten Holzfällers mit ihrem eingesunkenen Dach im Schatten der Eichen vor Augen, und, es war seltsam, nie war ihm dieselbe so ärmlich und winzig vorgekommen wie heute. »Ist es denn möglich,« dachte er, »daß Du in diesem armseligen Hause Deine ganze Lebenswonne gefunden hast, daß es sie noch beherbergt und daß Du hier schon so oft so namenlos glücklich gewesen bist?«

Mit solchen Gedanken näherte er sich heute den drei Eichen, die, wie ihre ganze Umgebung, in sonntäglicher Stille da lagen. Hier war selbst kein Windzug mehr fühlbar; der breite, dichte Wald hatte ihn ganz in sich aufgenommen, und die saftiggrünen Blätter der drei alten Riesen hingen unbeweglich um die schlangenartigen Aeste und Zweige, in denen nur die Vögel ihr Spielwerk trieben, sich haschten und neckten und dabei jene sanften melodischen Töne hören ließen, die das Ohr des Menschen so gern vernimmt, da sie zugleich sein Herz mit zauberischem Wohlklang füllen.

Unter den Eichen angekommen, stieg der Major ab und ließ den Hengst frei auf dem Rasen umhergehen, da Samuel mit seinem Wagen heute noch nicht auf demselben sichtbar war. Sodann näherte er sich dem Hause, das ihm seltsam still vorkam und trat durch die enge Stackethür vor das Fenster, durch das er schon so oft in das Innere der Hütte geblickt hatte.

Als der Major durch das halb erblindete Fensterglas auch heute neugierig in die rauchige Stube schaute, bot sich ihm zu seiner Verwunderung ein neuer und ganz eigenthümlicher Anblick dar. Der Raum war augenscheinlich zur Feier des Sonntags ungewöhnlich sauber gehalten und alle Dinge sorgsam an den ihnen zugehörigen Ort gestellt. Der Boden war mit frischem, weißem Sande bestreut, die Betten mit bunten Decken überzogen, die von Grünwald herrührten, die Tische und Schemel blank gescheuert und so war an manchen anderen Gegenständen noch zu erkennen, daß man sich heute auch hierin

dem abgelegenen Waldhause dem Genuß eines festlichen Tages hingebe.

Allem Diesem entsprach auch das Aussehen der drei Menschen, die sich im Zimmer aufhielten, und eben so ihre Beschäftigung. Am Haupttisch, der gewöhnlich mitten in der Stube stand, saßen in ihren Sonntagskleidern und auf ihren bequemen Lehnstühlen die drei alten Leute. Vor ihnen auf der Tischplatte standen mehrere Kannen und Töpfe, mit Kaffee und Milch gefüllt, und daneben eine große Schüssel mit Weißbrod, gewiß eine Luxuspeise, die in früheren Zeiten nur selten auf diesem Tisch gesehen worden war. Alle drei waren eifrig mit Essen und Trinken beschäftigt, aber das hinderte sie nicht, sich ungemein lebhaft zu unterhalten, so daß sie den sie beobachtenden Major längere Zeit gar nicht bemerkten. Alle drei so tief gefurchten und verwetterten Gesichter sahen dabei so munter und vergnügt aus, als hätten sie einmal alle ihre Sorgen abgeworfen und als gäbe es keine Last mehr für sie auf der Welt, die noch bis kurz vorher ihre Mienen so kalt und gleichgültig und ihre Herzen so öde und unzugänglich gemacht hatte.

Wie gesagt, der Major behielt Zeit genug, sich diese seltsame Gruppe mit der größten Muße zu betrachten. Er konnte nicht recht klug aus ihnen werden, denn so eifrig speisend und dabei so lebhaft und froh schwatzend hatte er sie noch nie zuvor gesehen. Offenbar mußte sich etwas Freudiges in ihrer Nähe oder gar Mitte ereignet haben, denn daß sie unter sich eine Art Fest feierten, war

nur zu klar. Bald aber hatte der Major genug an ihnen gesehen und er wandte sein Auge in eine andere Richtung hin, um sich nach dem Wagen seines Lieblings und diesem selbst und seiner Mutter umzublicken. Allein weder Frau Grittli, noch der neue Wagen aus Ober-Malitz waren sichtbar, nur der alte schwerfällige Holzwagen, auf seine hinteren Räder und augenscheinlich außer Dienst gestellt, lehnte in einer abgelegenen Ecke des Zimmer.

Als der Major sich überzeugt, daß die Gesuchten nicht bei den Alten seien, sagte er zu sich: »Aha, sie sind im Walde. Nun, das ist mir eben recht. So brauche ich mich nicht bei den Alten aufzuhalten und kann die, die sehen und sprechen will, im Freien aufsuchen. Indessen will ich die da drinnen doch fragen, wo die Grittli und Samuel zu finden sind.«

Kaum hatte er dies gedacht, so pochte auch schon seine Hand an das Fenster, und der klirrende Ton, der sich so plötzlich hören ließ, erzeugte offenbar eine große Aufregung im Zimmer. Die drei Alten fuhren erschrocken in die Höhe und richteten ihre erstaunten Gesichter starr nach dem Fenster, als besorgten sie von irgend einen drohenden Ueberfall. Als sie aber das wohlbekannte Gesicht des Herrn von Eberstein wahrnahmen, beruhigten sich ihre Mienen bald, ja, bei Peter Bastian und seiner Frau nahmen sie sogar den Ausdruck einer gelinden, schmunzelnden Freundlichkeit an, während Ule Troll, grinsend wie immer, wenn der Major in ihre Nähe trat, eine Art ironischen Hohns nicht verbergen konnte, der einige Sekunden lang um ihre eingefallenen Lippen zuckte.

Hanne Bastian war die Erste, die sich etwas schwerfällig aus ihrer bequemen Lage im Stuhl erhob und an's Fenster trat; als sie dasselbe aber mit sichtbar bebender Hand geöffnet, sagte sie mit zunehmender und, wie es schien, aufrichtiger Freundlichkeit:

»Guten Morgen, gnädiger Herr! Wollen Sie nicht näher treten? Wir hatten Sie erst heute Nachmittag erwartet, doch da Sie schon jetzt kommen, ist es auch so gut und wir sprachen noch so eben von Ihnen.«

»Guten Morgen, Frau Bastian!« erwiderte der Major mit seiner gewöhnlichen Milde und Leutseligkeit. »Nein, ich will nicht in's Zimmer kommen, die Luft ist draußen zu schön. Sagen Sie mir nur, wo Frau Grittli mit dem Kinde ist, dann will ich sie mir schon suchen, da sie gewiß nicht weit in den Wald gegangen sind.«

Noch während er diese Worte sprach, hatte Ule Troll, was er wohl bemerkt und was ihm ganz seltsam auf's Herz gefallen war, ihrem Schwager einen hastigen Wink gegeben und dieser hatte denselben schnell befolgt, indem er sich mit der Alten fast zugleich erhob und wie ein unheimlicher Schatten durch eine kleine Thür in ein Nebengemach entwich. Wie gesagt, dem Major war dieser schleunige Rückzug und die Art, wie er erfolgt, schon aufgefallen und als er jetzt die unruhige Miene der Frau Bastian musterte, aus der ihm etwas Geheimnißvolles, Unerwartetes entgegenstarrte, fiel es wie eine Art Beklemmung auf sein frohes Herz und sein Auge nahm unwillkürlich jenen starren Glanz an, der stets verräth, daß

sich der Geist eines Menschen auf irgend ein ernstes Ereigniß gefaßt macht.

»Sie wollen die Grittli und den Samuel suchen?« fragte Frau Bastian mit einem fast wehmüthig klingenden Ton, der auch nichts Gutes verrieth. »Ach, das können Sie wohl, aber finden werden Sie sie nicht, wenigstens im Walde nicht, denn da sind sie so wenig wie im Hause.«

»Wo sind sie denn?« fragte der Major, bei dem die Beklemmung im Herzen immer höher stieg, rasch.

»Nach Ober-Malitz sind sie, Herr Major. Die gnädige Frau hat heute Morgen in aller Frühe einen großen Wagen geschickt und Mutter und Kind darin zu sich hinüberholen lassen. Der rothrückige Bediente, der mit dem Wagen kam, machte es sehr eilig und so mußte die Grittli den Samuel einpacken, noch ehe er in seinem Sonntagsstaat war. Sie könne ihn in Ober-Malitz ankleiden, ließ die gnädige Frau sagen, und sie selbst solle kommen, wie sie beschaffen sei. Nun, da gab es kein langes Besinnen, Herr Major, denn der gnädigen Herrschaft Wünsche sind ja Befehle für uns, und so ist denn die Grittli mit dem Samuel nach Ober-Malitz gefahren und den schönen, neuen Korbwagen hat der Bediente mit auf den Bock gepackt und so ist Alles – heidi! – nach Ober-Malitz hinüber.«

Der Major stand wie versteinert vor der Alten und schaute sie weniger erschrocken als verlegen an, als ob er ihren Worten keinen Glauben schenken könne. »Wo sind sie? In Ober-Malitz?« brachte er mit Mühe hervor. »Was will denn die Generalin mit dem Kinde dort?«

»Ja, Herr, das müssen Sie sie selbst fragen, denn ich weiß es wahrhaftig nicht.«

»Und die Grittli ist auch mitgefahren?« fragte der Major noch einmal, den dieser Gedanke wunderbar zu erleichtern schien, als er ihm plötzlich kam. »Was soll sie denn da?«

»O, das weiß ich schon besser, denn als die Grittli gestern Abend nach Hause kam, sagte sie zu uns, daß sie die ganze nächste Woche auf Ober-Malitz zu thun habe und daß sie erst am Sonntag, also heute über acht Tage, wieder heimkehren werde. Sie hat für die gnädige Frau viel zu schneiden, und wahrscheinlich, damit sie nicht so lange von dem Samuel entfernt sein soll, hat die gnädige Frau den Jungen auch holen lassen.«

Der Major athmete etwas auf, aber noch immer lag es ihm wie ein Stein auf der Brust und er konnte nicht anders, er mußte immer dieselben um das unerwartete Ereigniß sich drehenden Fragen wiederholen, wenn er auch einsah, daß ihm keine andere Antwort als die bereits vernommene zu Theil werden würde. Nachdem er sich einigermaßen gefaßt und zu ruhigerer Betrachtung des Vorliegenden gesammelt hatte, fragte er:

»Also die ganze nächste Woche wird Ihre gnädige Frau die Grittli bei sich behalten und auch der Samuel wird so lange auf dem Schlosse bleiben?«

»Gewiß, Herr Major, und der Letztere erst recht, denn darum,« so sagte der Bediente, »sei es seiner Herrschaft am meisten zu thun. Das Kind solle einmal unter dem Auge und der Aufsicht der Mutter in Ober-Malitz bleiben.«

»Gut, ich verstehe. Aber nach Ablauf dieser Woche kommt die Grittli mit Samuel doch bestimmt wieder zu Euch zurück?« fragte der Major weiter, wobei seine Stimme leise zitterte, ohne daß er selbst darum wußte.

Frau Bastian zuckte die Achseln und es wollte den Major fast bedünken, als ob sie selbst nicht so recht daran glaube. »Das kann ich Ihnen Alles nicht so genau sagen,« versetzte sie, die Augen niederschlagend, denn Niemand hat uns darüber etwas gesagt. Die Grittli kommt nächsten Sonntag gewiß wieder, da sie am Montag nach einem anderen Gute geht; ob aber die gnädige Frau dann auch schon den Samuel von sich lassen wird, wissen wir nicht und ich glaube es kaum.«

»Warum glauben Sie das nicht? Sprechen Sie ehrlich!« sagte der Major fest und ernst.

Hanne Bastian besann sich nicht lange auf die Antwort.

»Na, ich will Ihnen ganz klaren Wein einschenken,« sagte sie und lächelte geheimnißvoll dabei; »wir hier im Hause haben schon lange gemerkt, daß die gnädige Frau etwas Absonderliches mit dem Knaben vorhat; was es aber ist, weiß kein Mensch und fragen konnten wir sie doch nicht danach. Dazu sahen wir sie zu selten und es hätte sich auch wohl nicht von uns geschickt. Denn mag sie sein, wie sie will, gerecht oder ungerecht, stolz und gut oder nicht – sie ist und bleibt, wie die Sache jetzt einmal steht, immer unsere Herrschaft und das habe ich meinem Mann und der Ule so oft gesagt, daß sie sich endlich auch darin gefunden haben.«

Der Major, auf die letzten Worte kaum achtend und wohl einsehend, daß weitere Fragen hier zu keinem wünschenswerthen Resultat führen würden, versank in ein düsteres Schweigen und dann nahm er einen kurzen Abschied von der Frau und zog sich von dem Fenster des Hauses zurück, das die Alte gleich schloß, sobald er ihr den Rücken gedreht. Als er aber mit sich allein war und neben seinem grasenden Pferde unter den Eichen stand, kam er zum vollen Bewußtsein Dessen, was eben geschehen war.

Vor seinen Ohren brauste und in seinem Herzen hämmerte es und vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben hatte er die Fassung verloren, obwohl er sie bald wieder fand und zum klareren Nachdenken über das Vorliegende gelangte. Der Schlag, der ihn so eben wie ein Blitz auf heiterem Himmel getroffen, hatte um so wuchtiger und niederschmetternder auf ihn gewirkt, als er ihm so ganz unerwartet kam und er sich einen solchen Ausgang seines heutigen Festtages am wenigsten vorgestellt hatte. Seine so unschuldige, so reine Freude war ihm mit einem Mal durch eine dunkle, verrätherisch heranziehende Wolke getrübt. Sein ganzes mit so schönen Träumen ausgestattetes ferneres Leben mit allen den neuen, viel versprechenden Plänen, zu denen er sich erst nach so langem Schlummer seiner Seele mit seiner ganzen Willenskraft aufgerafft, war ihm verbittert, die Pläne durchkreuzt, durch einen Querstrich, den er für unmöglich gehalten, und noch dazu von einer Hand geführt, die ihm so

fremd, so kalt gegenüberstand und nun auch ihm mit einem Mal so feindselig erschien, wie die Hand des Mannes aus derselben Familie, der einst so verderblich und rauh in das stille Leben seines armen Onkels eingegriffen hatte. Wie im Fluge lebte die Vergangenheit und das Schicksal dieses harmlosen Mannes vor seinem inneren Auge; an die seinem Onkel widerfahrenen Kränkungen, die derselbe ihm nur oberflächlich angedeutet, und dessen Warnung vor der Familie der ihm so verhängnißvoll gewordenen Barone von Flamberg, gestalteten sich in greifbarer Form in seinem Geiste, als könnten sie auch ihm nun näher rücken und in sein stilles Leben greifen; und als hätte er schon Schweres von ihnen zu erdulden gehabt, bäumte sich sein warmes Herz zuckend gegen den kalten hinterlistigen Griff auf, den auch er nun von dieser Hand, die noch unsichtbar und unfaßbar für ihn wie aus den Wolken niederfuhr, empfinden sollte.

Gleichsam eingeschüchtert wie ein Schulknabe, der mit bestem Willen und allen Kräften seine Pflicht gethan und dennoch von einer böswilligen Faust einen ungerichten Ruthenschlag empfangen, fühlte er sich im Innern wie gebrochen, tief gedemüthigt und in Ausführung seiner reinen Absicht gelähmt, und so trat er mehr träumerisch als in folgerichtiger Nachdenken an sein Pferd, zäumte es auf und stieg wieder in den Sattel, um langsam in den Wald hineinzureiten und das Gift, das er empfangen, erst in seinem Innern austoben zu lassen, bevor er den Seinen wieder vor Augen trat. Nein, sie sollten ihm nicht auf den ersten Blick anmerken, daß er so eben

einen so heftigen Schlag erlitten, er wollte erst wieder ganz ruhig werden, um ihnen mit Gleichmuth das Vorgefallene berichten zu können. Auch hatte er ja noch in sich selbst so viel zu grübeln, zu denken, hoffen und zu fürchten, daß es ein abweisbares Bedürfniß für ihn war, noch längere Zeit mit sich allein zu sein, nur so seine ganze männliche Fassung wiederzugewinnen und dann von Neuem einen richtigen, zum guten Ende führenden Plan zu erdenken.

Und wenigstens diese Fassung zu gewinnen, gelang seinem ernstesten Willen und seiner geistigen Kraft endlich vollständig. Der ganzen Tragweite des erhaltenen Schlags bewußt und beinahe glaubend, daß man nur aus einer bösen Absicht ihm hier so unvermuthet in den Weg getreten, fühlte er sich Mann genug, diesen Schlag zu pariren und seine innere Kraft zu einem neuen Unternehmen zu sammeln.

»Ja,« sagte er sich, »wenn diese böse Absicht wirklich vorhanden ist, was ich bis jetzt noch nicht sicher weiß und nur vor der Hand annehme; dann giebt es einen Kampf zwischen der Dame da drüben und mir und zu diesem bin ich bereit, wenn man doch einmal mit mir kämpfen will. Ich streite hier um einen edlen Zweck – das darf ich mir ohne Ruhmredigkeit zugestehen – denn mich hat weder der Egoismus noch sonst eine unreine Leidenschaft zu meinem Handeln verlockt; ich habe das Beste gewollt, das Reinste erstrebt, was ein Mensch unter Menschen erstreben kann: ein armes, elendes Kind seinen

traurigen Verhältnissen zu entziehen und es auf dem kürzesten Wege in eine Lage zu bringen, die seiner Zukunft eine gute Frucht verspricht, und das sollte ich vergebens gewollt und begonnen haben, das sollte mir der Eigensinn, die Feindseligkeit einer meinem Geschlecht widerstrebenden Familie verwehren wollen? Haben Sie Acht, gnädige Frau da drüben, ich bin nicht wie mein duldsamer Onkel geartet, der sich Alles widerstandslos gefallen ließ; ich habe auch einen festen Willen, wie Sie, und meine Energie und Ausdauer, seinen willkürlich verfahrenen Gegner zu bekämpfen, dürfte stärker und nachhaltiger als die jenes alten Mannes sein!«

Als er sich das wiederholt gesagt und dadurch sich in dem einmal gefaßten Vorsatz bestärkt hatte, fühlte er sich allmählig ruhiger werden, die Klarheit seines Blicks in die vorliegenden Verhältnisse war zurückgekehrt und sein Herz schlug wieder wie früher fest und gleichmäßig, so daß er es endlich wagen konnte, nach Grünwald heimzukehren und unter die scharfen Augen der ihn gewiß aufmerksam beobachtenden Frau zu treten, der er gleich an diesem Tage noch von dem Vorgefallenen Kenntniß zu geben durchaus entschlossen war.

Als er so langsam und viel früher, als man ihn zu Hause erwartet, durch das Gitterthor vor die Rampe ritt, kam Frau Nebelthau, die sich in ihrem Zimmer befand, hastig vor die Thür gelaufen und sah den so still zurückkehrenden Herrn, der so siegesgewiß fortgeritten, befremdet an. Wohl hatte er mit männlicher Wirkenskraft die Ruhe und

den Gleichmuth in seinem Herzen wiedergewinnen können, aber die bleiche Farbe aus seinem Gesicht zu verbannen, die der Schmerz der Enttäuschung darin zurückgelassen, hatte nicht in seiner Macht gelegen.

Eben stieg er aus dem Sattel, übergab dem in der Nähe weilenden Hans sein Pferd und drehte sich nun nach der Haushälterin um, die ihn schon mit lautem Zuruf begrüßt hatte. Aber da erfaßte sie mit ihren schnellen Augen sein Gesicht und im Augenblick darauf malte sich auf dem ihren eine Bestürzung sonder Gleichen ab, da sie den guten Herrn so bleich und still wie nie vor sich sah.

»Ei, mein Gott, Herr Major,« rief sie, die Hände zusammenschlagend, »was ist Ihnen denn? Sie sehen ja aus, als ob Sie krank geworden wären!«

Der Major lächelte sie sanft und freundlich an und gab ihr die Hand. »Damit hat es keine Noth, Nebelthau,« sagte er gütig, »ich bin ganz gesund. Daß aber etwas Unerwartetes vorgefallen ist, was mich so schnell zurückkehren läßt, will ich nicht läugnen. Indessen wollen wir hier nicht weiter darüber sprechen. Haben Sie Geduld; bei Tische nachher werde ich Ihnen und Ihrem Neffen die ganze Geschichte erzählen.«

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen Frau Nebelthau ihren Herrn so schweren und müden Schrittes die Treppe hinaufsteigen sah. Als er aber ihren Augen entschwunden, kehrte sie in ihr Zimmer zurück und gab sich den traurigsten Betrachtungen hin, denn daß des Majors schöner Plan in Bezug auf den Knaben der

Grittli gescheitert sei, sagte ihr ahnungsvolles Herz ihr auf der Stelle.

Als sie um die festgesetzte Zeit mit ihrem Neffen bei dem Major in's Zimmer trat, trug sie auf ihrem gemüthliches Gesicht noch immer die Spuren der heißen Besorgniß und Aengstlichkeit, und auch Franz Nebelthau, der bereits von Allem unterrichtet, sah ungewöhnlich befangen und erwartungsvoll aus. Gerade das aber gab dem Major, als er es bemerkte, seine ganze Ruhe und Kaltblütigkeit wieder, er begrüßte Tante und Neffen mit lebhafter Freundlichkeit, nöthigte sie, sich selbst mit ihm an dem Tisch niederzulassen und erzählte nun, während man aß und trank und Hans diesmal das Amt eines aufwartenden Dieners versah, langsam und in der größten Gemüthsruhe Alles, was ihm im Waldhause begegnet war und seinen Hoffnungen und Erwartungen einen so unvermutheten Stoß beigebracht hatte.

Noch während der Major sprach, warf der junge Pächter seiner Tante wiederholt einen vielsagenden Blick zu, der sie an ihr Gespräch an diesem Morgen erinnern sollte; als Jener aber mit seiner Erzählung zu Ende gekommen, fand er zuerst die Sprache wieder und seiner vor Erstaunen stummen Tante vorgreifend, sagte er warm: »Das thut mir sehr leid, Herr Major, aber ich habe noch heute Morgen, als Sie abritten, meiner Tante gesagt, daß Sie den Knaben noch nicht hätten. Indessen habe ich nicht entfernt gedacht, daß das Hinderniß von Seiten der Frau Generalin kommen könnte. Vielmehr habe ich nur den Starrsinn und den mir bekannten Widerspruchsgeist der

alten Bastians im Auge gehabt, nun aber sehe ich leider, daß ich mich in dieser Annahme bitter getäuscht habe.«

»O mein Gott,« rief nun Frau Nebelthau hastig aus, nachdem sie sich allmählig von ihrem ersten Schrecken erholt, »was kann denn die vornehme und mit den gemeinen Leuten sonst so selten verkehrende Frau davon haben? Aus eigenem Antriebe hätte sie sich meiner Ansicht nach niemals dazu verstanden, und ich kann mir mithin nur vorstellen, daß sie auf irgend eine Weise in Erfahrung gebracht oder wenigstens aus Ihren häufigen Besuchen des Waldhauses auf Ihre Absicht, sich des Kindes anzunehmen und es in Ihr Haus zu führen, geschlossen habe und, um dies zu verhindern, Ihnen zuvorgekommen ist und sich nun selbst desselben bemächtigt hat.«

»Es ist möglich, daß dies der Fall ist,« erwiderte der Major nach einiger Ueberlegung, »etwas Aehnliches habe ich mir auch schon gedacht, obgleich sie dann mit unsichtbaren Geistern in Verbindung stehen muß, da sie ja von uns Dreien, die allein meine um meine Absicht wußten, unmöglich dieselbe erfahren hat. Uebrigens glaube ich, was ich anfangs nicht glaubte, jetzt ziemlich bestimmt, nämlich, daß sie den Samuel nicht für immer behalten will, sondern daß sie, wie die alte Bastian, wenn ich sie recht verstanden, annimmt, ihn nur für die Zeit, wo seine Mutter bei ihr arbeitet, zu sich genommen hat, um Mutter und Kind nicht solange von einander zu trennen, und wenn diese gute Absicht sie zu dem uns so unverhofft kommenden Schritt verleitet hat, so habe ich

wahrhaftig keinen Grund, ihr zu zürnen, vielmehr müßte ich ihr Zartgefühl und ihr gutes Herz anerkennen und mich schon geduldig in den Aufschub meiner Wünsche ergeben. Also haben wir etwas Geduld und überstürzen wir uns in unserm Urtheil nicht. Eine Woche geht bald vorüber und erst heute über acht Tage werden wir bestimmt wissen, woran wir sind. Uebrigens, liebe Nebelthau, könnten Sie mir einen Gefallen thun. Mir ist in der That so Manches in der Rede der alten Bastian nicht klar geworden, denn ich verstehe den Dialekt der Leute hier noch immer nicht ganz. Auch war ich zu überrascht, um noch nach vielen anderen Dingen zu fragen, die mir ein helleres Licht über das Vorhaben der Generalin gewähren konnten. Beeilen Sie sich also, recht bald, wo möglich gleich nach Tisch nach Nieder-Malitz hinüberzufahren und auch Ihrerseits nach dem Vorgegangenen und Allem, was damit in Verbindung steht, zu forschen. Fragen Sie die Alte tüchtig aus und lauschen Sie auf ihre Aeußerungen. Möglich, wahrscheinlich sogar ist es, daß Sie mehr aus ihr herausbringen als ich, und sobald Sie das Thema erschöpft haben, kommen Sie zurück und dann wollen wir heute Abend das Weitere beschließen.«

Frau Nebelthau war auf der Stelle bereit, dem Wunsche ihres Herrn zu willfahren und so wurde Hans bei Tische der Befehl gegeben, dem Kutscher aufzutragen, in einer halben Stunde die Chaise zu bespannen und Frau Nebelthau nach dem Waldhause zu fahren.

Die gemüthliche Freude indessen, die man sich von dieser ersten Gesellschaft des Majors und bei so guter Tafel versprochen, war in alle Winde verfliegen; zwar war er selbst wieder ganz ruhig und auch anscheinend heiter geworden, aber ein kleiner geheimer Alp bedrückte dennoch seine Brust und nicht besser erging es den beiden Verwandten. Am meisten befangen und fast niedergeschlagen aber zeigte sich Frau Nebelthau und während die beiden Herren noch bei einer Cigarre ein gutes Glas Rheinwein tranken, empfahl sie sich ihnen schon und eine Viertelstunde später fuhr sie mit beklommenem Herzen in den Wagen, um das Waldhaus zu besuchen und nun auch ihrerseits die alte Bastian über die möglichen Gründe und Ursachendes unbegreiflichen Vorfalles auszuforschen.

VIERTES CAPITEL. DER KAMPF ENTWICKELT SICH ALLMÄLIG.

In welcher Gemüthsverfassung Frau Nebelthau ihre kurze Nachmittagsfahrt unternahm und beendete, dürfte nicht schwer zu entziffern sein, da die Triebfedern zu ihrer Bereitwilligkeit und Eile nur zu deutlich zu Tage lagen. Sie hatte sich den Nachmittag dieses so schön begonnenen Festtages so angenehm und traulich ausgemalt, den lieben Herrn einmal auf längere Zeit zu genießen und sich mit ihm seiner schönen Hoffnungen zu freuen, war eine so herrliche Aussicht gewesen und nun war Alles mit einem Mal in alle Lüfte zerstoßen und an

die Stelle ungetrübten Freude war, wenn nicht Besorgniß und Kummer, doch gewiß innere Aufregung und Mißstimmung getreten. Jetzt aber trieb die gute und in allem Gutem gern thätige Frau eine doppelte Kraft zum Handeln vorwärts. Einmal war es das aufrichtige und warme Interesse für das Wohl ihres Herrn, dessen häusliches Glück durch den kleinen Knaben vervollständigt zu sehen, ihr so sehr am Herzen lag; sodann aber war es auch die verzeihliche und fast brennende Neugier, zu erfahren oder wenigstens zu errathen, was für ein Beweggrund das so auffallende Verfahren der Frau Generalin von Hartenfels veranlaßt habe und ob sie wirklich und in Wahrheit geneigt sei, den Knaben ganz bei sich zu behalten oder ob sie ihn nur aus einer gewissen vorübergehenden Gutmüthigkeit auf kurze Zeit zu sich genommen habe, um dadurch der armen geplagten Mutter den Aufenthalt in Ober-Malitz um so angenehmer und wünschenswerther zu machen. Von Letzterem konnte Frau Nebelthau eigentlich schon jetzt keine sichere Ueberzeugung gewinnen, im Gegentheile glaubte sie im Stillen viel mehr an einen absichtlich vorbereiteten und unendlich schlaue ausgeführten Act geheimer Feindseligkeit gegen ihren Herrn, denn daß dessen Vorliebe für Samuel, so auffällig durch reichliche Gaben an den Tag gelegt und gewiß, durch das Gerücht nach allen Richtungen verbreitet und vergrößert, zu dem seltsamen Schritt der Generalin beigetragen, unterlag bei ihr, der die früheren Verhältnisse der beiden Familien so bekannt waren, fast gar keinem Zweifel mehr.

Mochte dem nun sein, wie ihm wollte, und mochte die richtige Enthüllung der geheimnißvollen Triebfedern der so schnell in's Leben getretenen Handlung für jetzt auch noch unmöglich sein – versuchen wenigstens wollte Frau Nebelthau, den Schleier zu lüften und durch einige geschickt ausgedachte Fragen, den Bastians vorgelegt, hoffte sie wenigstens mehr zu erfahren, als ihr Herr, dem in Ermangelung genauer Kenntniß der Sprache der Eingeborenen jedenfalls Manches in der Rede der Hanne Bastian entgangen war. Und schon darum allein fuhr sie heute unendlich gern nach dem einsamen Waldhause, denn ihr war ja wieder eine kleine diplomatische Aufgabe anvertraut und dergleichen Unternehmungen stacheln ja immer den weiblichen Ehrgeiz an, während sie zugleich ein thätiges Eingreifen in die Verhältnisse Anderer gestatten – ein neuer Reiz, dem selten eine Evastochter auf die Dauer widersteht.

Nicht minder unruhig und im Innern bedrückt als sie, erwartete ihr Herr die Stunde ihrer Rückkehr nach Grünwald. Wahrscheinlich versprach er sich mehr von dem Ausfall ihrer Erkundigungen, als sie unter den obwaltenden Umständen wirklich zu leisten vermochte, immerhin aber mußte sie Etwas zurückbringen, entweder die Bestätigung seiner eigenen Auffassung der Sache oder eine durch seine Unkenntniß der Landsprache erklärliche Milderung derselben und dies Letztere hoffte er noch immer, obgleich Franz Nebelthau ihm schon wiederholt eine solche als nicht recht wahrscheinlich vorzustellen versucht hatte.

Bald nach drei Uhr war Frau Nebelthau abgefahren und schon um Sechs war sie wieder in Grünwald, um sich sogleich in den Park zu begeben, wo, wie sie von Hans gehört, der Major eben spazieren ging, nachdem ihn erst kurz vorher der junge Pächter verlassen hatte.

»Nun, was bringen Sie, liebe Nebelthau?« rief ihr der Major freundlich entgegen. »Ah, ich kann auch schon auf Ihrem Gesicht lesen, wie Sie auf dem meinen, und da sehe ich zu meinem Bedauern, daß Sie mir keine gute Nachricht bringen.«

»Gerade keine besonders gute, aber auch keine schlechtere, als Sie erwarten dürfen,« erwiderte sie mit ungewöhnlicher Bedächtigkeit. »Ja, ich habe Alles nach besten Kräften gethan, was Sie verlangten, und dabei so recht zu meinem eigenen Wohlgefallen den Kundschafter gespielt, aber etwas wesentlich Neues habe ich nicht erfahren können. Im Allgemeinen haben Sie die Bastian ganz richtig verstanden, es verhält sich Alles genau so, wie Sie uns erzählt! Der Knabe ist auf Ober-Malitz und die Grittli, die acht Tage dort beschäftigt ist, auch; ob aber die Frau Generalin den Samuel mit der Mutter zugleich wieder fortlassen wird, das weiß Niemand so recht und ich selbst bin etwas in Zweifel darüber. Aber so ganz fest glaube ich es doch nicht, daß die Generalin den Knaben noch länger oder gar für immer bei sich behalten will, denn sie hat sich weder darüber geäußert, noch hat sie seine im Waldhause vorhandenen Sachen mitnehmen lassen, und sonst liegt auch kein Grund vor, der darauf schließen ließe, es müßte denn die reine Opposition gegen Sie sein

und die Dame müßte ihn bloß deshalb für sich behalten wollen damit Ihnen ferner alle Möglichkeit benommen würde, für denselben nach Ihrer Weise zu sorgen.«

»Ei mein Gott,« sagte nun der Major etwas heftig, während ihm das Blut jählings in das Gesicht trat, wie wäre denn das möglich, Nebelthau! Warum sollte sie denn gegen mich eine solche Opposition blicken lassen, da sie mich ja gar nicht kennt und mir also auch durchaus nicht Schlimmes zutrauen kann?«

»Herr Major,« erwiderte die Haushälterin mit einer ihr sonst nicht eigenthümlichen Geberde mißtrauischer Vorsicht, »lassen Sie uns einmal ernstlich miteinander reden und die Personen und Dinge so betrachten, wie sie wirklich sind, nicht wie sie nach Ihren Begriffen von der Welt und den Menschen sein müßten. Und da habe ich auf dem Rückweg einen ganz besonderen Gedanken gehabt – und manche Aeußerungen und Anspielungen der Hanne Bastian haben mich darauf gebracht – nämlich den Gedanken, daß ich mich am Ende doch in dem Charakter der schönen Dame da drüben geirrt habe, und daß sie in ihrem Innern nicht so holdselig und sanft wie in ihren Aeußeren ist. Sie wissen ja, daß ich ihr bisher persönlich nicht gerade abgeneigt war, daß ich sogar immer ihre Partie nahm, wo ich es mit gutem Gewissen thun zu können glaubte. Aber nun, da *Ihr* Vortheil und Glück mit in das Spiel kommt, muß ich vorsichtig sein und die Sache leider anders auffassen, und da fällt mein Blick natürlich auf frühere Zeiten zurück, und ich muß wider Willen

daran denken, daß die Generalin von Hartenfels die Enkelin des Todfeindes ihres Herrn Onkels ist. Und das dürfen auch Sie in diesem sonderbaren Fall nicht ganz außer Acht lassen, denn wer kann wissen, wodurch sie auch gegen Sie eingenommen und erbittert ist, also die Erbschaft ihres Großvaters auch darin vollständig angetreten hat. So viel ist gewiß, Sie führen denselben Namen, den Ihr Herr Onkel führte, auch Sie sind ein Eberstein und dazu sein Erbe auf Grünwald, und diesen Namen – so viel ist auch gewiß – liebt die Dame da drüben nicht und kann ihn nicht lieben, wenn man Alles in Betracht zieht, was zwischen Ihrem Herrn Onkel und den Flamberg's einst vorgefallen ist. Ist es nicht denkbar, daß ihr intriguanter und hinterlistiger, ja ihr falscher und neidischer Großvater ihr schon in früher Jugend Haß und Abneigung gegen Alles, was auf Grünwald lebt, beigebracht und folgt daraus nicht ganz deutlich, daß sie dann durchaus keinen Grund hat, Ihnen gewogen zu sein?«

Der Major war still sinnend an der Seite der Nebelthau auf- und abgeschritten und hatte ihr aufmerksam zugehört; allmählig jedoch, wie sein Blut in Folge ihrer anregenden Mittheilung rascher zu kreisen begann, hatte er einen lebhafteren Schritt angenommen, so daß die bejahrte Frau ihm nur mit Mühe an der Seite bleiben konnte. Was er vernommen, hatte schneidend sein Inneres berührt, aber doch stemmte sich noch immer sein Edelmuth dagegen und er konnte nicht glauben, daß ihre Voraussetzungen und Befürchtungen richtig und durch die aus früheren Zeiten herstammde Erfahrungen gerechtfertigt

wären. Endlich aber blieb er stehen und sagte nachdenklich:

»Das wäre doch seltsam, Nebelthau! Das, wenn Sie wirklich Recht hätten, wäre wahrhaftig ein zu weit getriebener Haß, bis weit über das Grab hinaus, und hier träfe er einen ganz unschuldigen Mann, denn ich habe ihr – der Frau Generalin – doch wahrlich nie den kleinsten Stein in den Weg gelegt und ihr selbst nicht in Gedanken wehe gethan, selbst damals nicht, als mein Onkel mich in seinem nachgelassenen Briefe vor ihr warnte und sie eine Nichts vergebende und vergessende Erbin der ihm so verhängnißvoll gewordenen Flamberg's nannte.«

»O Herr Major!« rief Frau Nebelthau mit lebhaft aufblitzenden Augen aus. »Ja, in Ihrem Gewissen sind Sie in Bezug auf diese Flamberg's ein unschuldiger Mann, aber was machen sich überhaupt die Menschen daraus, wenn und was sie mit ihren Füßen zertreten, wenn sie einmal eine feindselige Gesinnung hegen? Ja, so blind, so jähzornig und ungerecht sind die Menschen in der Welt und Sie kennen sie gewiß eben so gut oder noch besser als ich.«

»O ja, aber mich hat bis jetzt noch Niemand so hart getreten, wenn ich auch gegen feindselige und ungerechte Gesinnungen oft genug zu kämpfen hatte. Nein, Nebelthau, ich kann darin nicht ganz Ihrer Ansicht sein. Die Generalin hat keinen Grund, gar keinen, mich persönlich so ingrimmig zu hassen und zu verfolgen, und nur, wenn sie mir absichtlich, mit Bedacht Samuel nähme, erst dann

könnte das allerdings als ein Beweis gelten, daß sie es aus Haß oder Abneigung gegen mich thäte. Aber wie gesagt, ich glaube es noch nicht. Die Zeiten, in denen zwischen Ober-Malitz und Grünwald Fehde herrschte, sind längst vorbei und lange vor die Geburt der Generalin gefallen. Sie weiß, sie kann nicht Alles wissen, was Bitteres und Dämonisches – mag es sein, was es will – zwischen ihrem Großvater und meinem Onkel gespielt hat. Und wenn sie trotzdem gegen mich zu Felde zöge, so wäre es allerdings nur ein blinder und ohnmächtiger Haß, und den eben traue ich einem so jungen und gebildeten Weibe nicht zu. Ich nicht, mögen Sie darüber denken, was Sie wollen. Nein, ich sehe die Sache immer mehr aus einem helleren Gesichtspunkt an, je länger ich darüber nachdenke und je eingenommener Sie selbst gegen die Generalin werden. Es liegt nicht in meinem Blut, gleich das Schlimmste von den mir gegenüber tretenden Menschen zu denken, und so will ich auch diesmal abwarten, bis ich schlagendere Beweise erhalte, daß Ihre Meinung eine richtige ist. Lassen Sie uns also lieber, ohne uns zu erhitzen und den Ereignissen der kommenden Tage vorzugreifen, geduldig harren, was sich entwickeln wird. Acht Tage gehen schnell genug vorüber, und die will ich ertragen, zumal ich sie nothgedrungen ertragen muß. Die Grittli wenigstens kehrt, wie Sie sagen, am nächsten Sonntag nach Nieder-Malitz zu ihren Verwandten zurück, und wenn sie wirklich den Samuel nicht mitbringen sollte, dann werden wir von ihr erfahren, warum und wie lange er noch von seiner neuen Gönnerin zurückgehalten wird. Steht

das erst fest, dann – nun ja – dann werden wir zu handeln haben und daß ich handeln werde, ernstlich und nachdrücklich, darauf verlassen Sie sich. Sie sollen mich dann von einer anderen Seite kennen lernen. Ich bin zwar auch ein leidlich duldsamer Mann und habe in der Schule des Lebens oft Resignation üben gelernt, in diesem Fall aber bin ich gesonnen, mir nichts gefallen zu lassen. Doch still – still – ich ereifere mich schon wieder und das ist nicht recht. Wenn man in ein Gefecht geht, mit welchen Waffen es auch geschlagen wird, muß man kaltes Blut haben, damit das Auge nicht getrübt und der Geist nicht beeinträchtigt werde. Und so sollen Sie mich in dieser Woche recht ruhig und gefaßt sehen; ich werde meine Hülstruppen vorläufig sammeln, und geht der Tanz los, dann werde ich auf meinem Posten stehen. Uebrigens danke ich Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, mir zu dienen und für die Mühe, der Sie sich an einem Ruhetage unterzogen haben. Das war ein unangenehmer Tag, bei Gott! und Sie haben auch Ihr Theil davon gehabt. – Nun aber wollen wir an etwas Anderes denken und unseren geplagten Herzen einige Ruhe und Rast gönnen. Sehen Sie doch da, wie köstlich der Sonnenuntergang wird. Lassen Sie uns das ein Zeichen sein, daß der Abend unseres Vorhabens eben so herrlich und beruhigend werde. Ach, ich habe nicht gewußt, daß man von hier aus dies immer schöne und große Schauspiel so bequem genießen kann!«

Er stand still und sah nach Westen hinüber, wo die Sonne so eben die Wipfel einer fernen Waldung erreicht hatte und hinter denselben wie eine blutig rothe Scheibe

zu verschwinden begann. Frau Nebelthau stand dicht neben ihm, aber sie wandte ihr mild blickendes Auge weniger auf das scheidende Tagesgestirn, als auf den ernsten und trotz seiner anscheinenden Ruhe tief bewegten Mann hin, einen Mann, der ihr alle Tage lieber und theurer wurde und dessen Gediegenheit und Edelmuth ihr mit jeder Stunde klarer vor die Seele traten. Dennoch that sie so, als ob sie seiner Anregung folge und stillschweigend standen Beide auf ihrem Platz, bis die Sonne mit ihrer purpurnen Gluth in die Tiefe des Waldes hinabgetaucht war und den ganzen blauen Himmel nun mit ihren goldenen Reflexen übergieß, während der Abendwind lauter und lauter in den nahen Gebüschten rauschte und mit seinem Flüstern und Kosen die still werdende Erde in sanften Schlummer sang.



Ja, der Major hielt Wort: ruhig und gefaßt erschien er Allen, die in den nächsten Tagen mit ihm in Berührung kamen, aber was in seinem Innern dabei vorging und Niemand sah, konnte wohl weniger mit dem Worte: Ruhe! bezeichnet werden. Still und schweigsam, wie in früherer Zeit, ging er im Hause umher, wohlwollend und freundlich lautete sein Gruß und er schien auch an den ihn nur wenig berührenden Nebendingen einen gewissen Antheil zu nehmen, aber mit seinem ganzen Herzen war er sicher nicht dabei. In diesem Herzen fluthete und hämmerte es, ganz seltsam, aber durchaus nicht in einer

Weise, wie man wohl nach dem Vorangegangenen hatte vermuthen sollen. Nichts Feindseliges, Herbes gegen die Frau, die ihm so viel Unruhe bereitet, machte sich in ihm geltend, sogar dachte er kaum noch an sie, und am wenigsten zergrübelte er sich über die Beweggründe, die sie zu ihrem Thun veranlaßt haben konnten. Nein, Alles, was in seinem Herzen wogte und kochte, richtete sich auf einen ganz anderen Punkt und das war einzig und allein der liebliche Knabe, der kleine Samuel, nachdem er, je länger er ihm entzogen ward, ein um so heißeres Verlangen trug, bis dasselbe zu einer Art wunderbarer Sehnsucht stieg, von deren Macht und Fülle er selber bisher keine Ahnung gehabt hatte.

An dieses Kind, das ihm vom ersten Augenblick an, wo er es gesehen, lieb und theuer geworden und an das sich seit der Zeit sein ganzes einsames Herz wie mit eisernen Banden geklammert hatte, dachte er jetzt in jeder Stunde, bei Tage und bei Nacht, und er quälte sich in diesen Gedanken beinahe ab, die Lage und das Verhältniß zu ergründen, in dem es sich jeden Augenblick den Tag über befand. Und je unerreichbarer es ihm nun war, um so heißer und inniger wurde der Drang und Trieb nach ihm. Mit den glänzendsten Farben und Lichtern, wie sie seine Phantasie früher nie besessen, malte er sich den Ausdruck des süßen Kindergesichts aus. Er sah es lächeln, sich bewegen, hüpfen und kriechen, er hörte es lallen und weinen, wenn es einmal müde oder hungrig war, er begleitete es, so zu sagen, auf allen seinen Wegen vom Morgen bis zur Nacht und von der Nacht wieder

bis zum Morgen, wo es die Augen aufschlug und Jedermann anlächelte, der ihm nahe kam. Auch seinen sanften Schlummer beobachtete er insgeheim – er sah die schöne purpurne Röthe auf seinen runden Wangen, wenn es erwachte, er sah den Glanz und die Freundlichkeit seines blauen Auges, wenn es Jemanden anlächelte, und immer war er es selbst, den es anlächelte, kein Anderer, selbst die Mutter nicht, die doch gewiß das erste Anrecht auf ihres Kindes Liebe besaß. Aber diese Mutter selbst hatte ihm ja das nächste Anrecht an ihr Kind gegeben, sie hatte ihm gesagt, daß sie glücklich darüber sei, wenn ihr Kind ihn liebe und wenn er das Kind so zärtlich wieder liebe, sie hatte ihm die erste Nachricht überbracht, daß Samuel das Wort ›Onkel‹, was man ihm so oft vorgesprochen, in ›Unke‹ verwandelt, vorgebracht und dabei sich nach allen Seiten umgeblickt habe, ob er nicht anwesend sei, den er damit meinte. Ja, er durfte das Kind lieben, als ob es sein eigenes wäre, die Mutter, das Kind selbst und das natürliche Recht der Menschenliebe hatten es ihm gestattet und nun hatte man ihm diese unschuldige Freude genommen, rasch, ohne alle Vorbereitung und Erklärung und man fuhr auch fort, ihn noch länger von dieser Freude fernzuhalten. O, das war hart, bitter, grausam, aber dennoch zürnte er noch immer nicht, er konnte es nicht, denn in seinem Herzen machte sich eine Stimme vernehmbar, die ihm zuraunte: »Sei nicht ungerecht! So wie Du dies Kind, diesen Samuel liebst – können und dürfen ihn nicht auch Andere so lieben?« Und wie, wenn nun die stolze Dame,

die selbst nicht das Glück kannte, eigene Kinder zu besitzen, den Knaben eben so lieb gewonnen hatte wie er, was konnte er dann dagegen vorbringen? Durfte er ihr deshalb zürnen? Nein, das durfte er nicht. Dann war es nur noch ein Kampf, ein Streit zwischen ihm und ihr, wer sich von Beiden des Knaben mit der uneigennützigsten Liebe annehmen, wer sich das größte Recht auf ihn erwerben würde, und diese uneigennützigste Liebe, dieses größte Recht sprach er sich selbst zu, denn er hatte die feste Absicht gehabt, das Kind für immer seinen traurigen Verhältnissen zu entreißen, es zu dem seinigen zu machen und es darum auch als das seine schützen und vertheidigen zu dürfen, gegen Jedermann, also auch gegen jene vornehme Dame, die ihm nur insofern von Werth oder wenigstens von einiger Bedeutung schien, als sie sich mit ihm in den Besitz von Samuel theilte, in allem Uebrigen aber ihm bisher ganz gleichgültig geblieben war.

Auf dieser Liebe und auf diesem Recht fußend, ertrug er auch die Trennung von Samuel mit Ergebung und anscheinender Ruhe, durch diese Liebe und dieses Recht hoffte er wieder in den Besitz desselben zu gelangen und darum blickte er noch immer so fest und sicher in die Zukunft, die ihm Frau Nebelthau mit ihren Warnungen und Befürchtungen selbst jetzt noch nicht hatte trüben können.

Um sich aber in Gedanken still und ungestört mit Samuel beschäftigen zu können, vielleicht auch, um ihm um eine halbe Stunde näher zu sein, ritt er alle Morgen, oft auch noch Nachmittags in dieser seiner Leidenswoche

nach dem jetzt noch viel öderen und einsameren Waldhause in Nieder-Malitz hinüber. Dort, von Niemandem gestört oder in seinem Treiben beobachtet, wie er meinte, brachte er jetzt seine verhältnißmäßig ruhigsten Stunden zu. Er hielt sich im Schatten unter den ihm so lieb gewordenen Eichen auf und dachte mit einer Art zärtlicher Inbrunst an die Tage zurück, wo er hier mit Samuel gesessen und gespielt hatte.

Oft erlebte er dabei eine süße, aber schnell vorübergehende Täuschung. Denn wenn er, auf dem Rasen liegend und eine Cigarre rauchend, nach dem stillen Hause hinüberblickte, dabei athemlos auf jedes Geräusch lauschte, dann war es ihm bisweilen, als öffne sich die knarrende Thür der Hütte und es müsse nun irgend Jemand mit Samuel auf dem Arm heraustreten und das liebe Kind zu ihm herübertragen. Auch kam wohl dann und wann Jemand aus der Hütte, aber den Samuel hatte er nicht auf dem Arm, und so lebte er nur in einer Art Traum von einem früheren Glück, dem sich der noch süßere Traum von einem nicht allzu fernen neuen beigesellte.

Wir sagten vorher, er sei der Meinung gewesen, daß Niemand ihn hier beobachtete, das war vielleicht doch nicht ganz der Fall. Denn die wachsamen Augen der beiden alten Weiber beachtetten ihn sehr wohl, sie sahen ihn kommen und gehen, wenn sie sich auch nicht bemerkbar machten; und sogar die Ursache seines häufigen und stillen Verweilens in ihrer Nähe schien ihnen nicht unbekannt zu sein. Bisweilen sogar machten sie sich ihm absichtlich bemerkbar und traten, Eine oder die Andere,

zu ihm heraus und dann waren sie, was dem in sich versunkenen Major am wenigsten auffiel, freundlicher und zuvorkommender gegen ihn, als früher, als begriffen und fühlten sie seine Sehnsucht nach dem Kinde, ohne daß sie jedoch ein einziges Wort mit ihm darüber gesprochen hätten. Nur einmal kam die alte Ule näher an ihn heran, ganz vorsichtig und leise schlich sie einher, und als sie ganz in seine Nähe gelangt, nickte sie ihm seltsam vertraulich zu, deutete mit ihrer knöchernen Hand nach Ober-Malitz hinüber und sagte mit ihrer krähenden Stimme:

»Guten Tag, gnädiger Herr! Nun, der Samuel ist noch immer auf Ober-Malitz in seinem golden Nest. Und geben Sie Acht – er kommt nicht wieder. Denken Sie an mich, ich habe es Ihnen gesagt und ich bin eine steinalte Frau und kenne die Menschen. Die da drüben aber kenne ich am besten und die haben einen eisernen Griff. Sie halten fest, was sie einmal haben und den Samuel haben sie nun auch. Guten Morgen, gnädiger Herr, guten Morgen! Denken Sie an mich, ich habe es Ihnen gesagt!«

Ohne von dem erstaunten Major eine Antwort auf diese geheimnißvollen Worte abzuwarten, schlich die halb kindische Frau leise wie eine Schlange davon, und den ihr Nachsehenden wollte es bedünken, als kichere sie heiser vor sich hin, während sie immer noch die knöcherne Hand erhoben hielt und damit nach Ober-Malitz hinüberdeutete. Den Major fröstelte es plötzlich unheimlich an und ohne sich noch einen Augenblick aufzuhalten, bestieg er sein Pferd und ritt langsam nach Hause zurück,

wo keine so bösen Dämonen wohnten, wie ihm heute einer in dem öden Waldhause erschienen war.

Von diesem Tage an, es war schon der Donnerstag gekommen, nahm seine Unruhe wieder sichtbar zu, so sehr er sich auch bemühte, sie der ihn aufmerksam beobachtenden Frau Nebelthau zu verbergen. Er suchte offenbar nach einer Ableitung von seinen Gedanken, nach einer Zersteuerung, ging oder ritt dem Pächter auf die Felder nach und bestrebte sich, die Zeit zu tödten, die ihm unendlich lang zu werden schien.

Endlich war der Sonnabend geleitennen, und um auch ihn so rasch wie möglich verfließen zu lassen, fuhr er schon gleich nach dem Frühstück in die Stadt und hielt sich dort bis gegen Mittag auf. Er durchlief und durchforschte verschiedene Läden, kaufte alle möglichen Spielwerke für Kinder, die er finden konnte, und brachte zur Verwunderung der Frau Nebelthau wieder große Pakete mit nach Grünwald zurück, um sie am nächsten Tage, wenn sie Samuel aus dem Waldhause holte, gleich für ihn bei der Hand zu haben.

Denn daß er an diesem Sonntage in aller Frühe die Fahrt dahin antreten würde, um seinen fest beschlossenen Vorsatz endlich auszuführen, hatte er seiner Vertrauten schon lange gesagt und sie hatte ihm wiederholt Muth dazu eingesprochen, obgleich sie, je näher der Zeitpunkt des Unternehmens herankam, wieder von stillen Zweifeln geplagt wurde, ob der so heiß ersehnte Moment den gehegten Erwartungen entsprechen würde. –

Der lange ersehnte Sonntagsmorgen war endlich angebrochen. Es war gerade kein schöner und am wenigsten ein sonnenheller Tag. Trübe hingen, die Vorläufer des allmählig nahenden Herbstes, flockige Nebelstreifen zwischen Himmel und Erde herab und verliehen allen sichtbaren Gegenständen jenes melancholische Gepräge, welches auf das Gemüth des empfindungsreichen Menschen stets einen so niederdrückenden Einfluß übt. Indessen erhob sich in der achten Morgenstunde ein lebhafter Wind, der aus Westen kam und für den Nachmittag Regen verhieß, für jetzt aber trieb er die Nebelgebilde in die Ferne, doch bekam die Sonne keine Macht, die immer noch schwere Luft zu durchdringen und es blieb trübe und düster während des ganzen Tages, bis sich am Abend die fest geballten Wolken in einen warmen Regen auflösten, der die Nacht hindurch andauerte und erst der nächsten Sonne wich, die sich bis dahin von ihrer Ohnmacht erholt hatte und wieder ihre langgewohnte Pflicht zu erfüllen im Stande war.

Der Major war schon um sechs Uhr munter und um Sieben brachte ihm Hans das Frühstück, wobei er den Befehl erhielt, den großen geschlossenen Wagen bespannen zu lassen, der seinen Herrn um neun Uhr nach Nieder-Malitz fahren sollte. Als Dieser seinen Kaffee getrunken und die Cigarre in Brand gesetzt, begab er sich in die beiden östlichen Giebelzimmer, um noch einmal nachzusehen ob hier Alles in Ordnung sei, denn an diesem Tage rechnete er bestimmt darauf, die künftigen Bewohner

derselben heimzuführen und so den sehnlich erstrebten Familienkreis gebildet zu sehen.

Er fand Alles zur Aufnahme, sowohl des Knaben wie seiner Mutter bereit, und als er die Fürsorge der guten Haushälterin in so vielen kleinen Stücken gewährte, fühlte er sich wunderbar erleichtert und die Hoffnung auf einen frohen Tag, die während der ganzen Woche und namentlich in den letzten Tagen wieder etwas matt geworden war, lebte abermals in frischerer Strömung auf und er gab sich mit ganzer Seele den besten Erwartungen hin.

Als er mit aufgeheitertem Angesicht später bei Frau Nebelthau eintrat und diese seine glückliche Stimmung gewährte, hütete sie sich wohl, dieselbe wieder durch neue Befürchtungen herabzudrücken, ja sie ermunterte ihn sogar noch mehr, obgleich ihr Herz dabei etwas bänglich klopfte und sie noch immer nicht an die baldige Erfüllung der jetzt allgemein gewordenen Wünsche glauben konnte.

Endlich war es neun Uhr geworden und der große schöne Wagen war vor die Rampe gefahren. Da es um diese Zeit gerade sehr windig war, brachte Frau Nebelthau ein paar warme Tücher heraus, um sie mit eigener Hand in den Wagen zu legen, damit Mutter und Kind, wie sie sagte, unterwegs nicht von dem kühlen Luftzug zu leiden hätten.

Der Major dankte ihr herzlich für ihre Fürsorge, reichte ihr die Hand und stieg stumm in den Wagen, als scheue

er sich, seine innere Spannung, die ihm Frau Nebelt-hau wohl ansah, noch durch weitere Worte zu verrathen. Auch die gute Frau konnte nur stumm einige Abschieds-worte über die Lippen bringen, denn es lag ihr schwer auf dem Herzen und sie wollte, da die endliche Entscheidung nun so nahe war, den Ereignissen auf keinerlei Weise vor-greifen, die sie mit dem besten Willen weder ändern noch fördern konnte.

Ihr Neffe ließ sich diesmal nicht sehen; auch er woll-te kein Wort mehr verlieren, da er in seiner zweifelhaf-ten Bedenklichkeit schon zu viele gesprochen zu haben glaubte, und so fuhr der Major davon, tief in den Wagen zurückgelehnt und mit einer Spannung der kommenden Stunde entgegensehend, wie er sie lange nicht empfunden zu haben glaubte.

Die halbe Meile nach dem Waldhause wurde von den raschen Pferden schnell genug zurückgelegt. Schon be-vor er den Wegweiser am Kreuzwege erreicht, lehnte sich Felix von Eberstein weit vor und schaute scharf an dem Kutscher vorüber nach seinem Ziele hin. Allein er sah nichts, was seine Hoffnung wecken oder seine Besorg-niß wieder anschirren konnte, und so kam er an dem Wegweiser an, wo er dem Kutscher zu halten und ihn zu erwarten befahl.

Als der Major aus dem Wagen gestiegen war und langsam dem Waldhause zuschritt, auf dessen schiefem Schornstein ein gelbgrauer Rauch aufstieg, den der herr-schende Wind sogleich zerriß und in die trübe Luft fort-wirbelte, sah er noch immer nichts. Kein Mensch war

vor dem Hause sichtbar und nichts verrieth, was in dem Innern desselben vorging. Durch die Stackethür in den Vorgarten tretend, wandte er sich diesmal nicht wie gewöhnlich zum Fenster, denn er wollte nicht mehr von Außen prüfend in das Zimmer blicken, sondern gleich in dasselbe eintreten, um Alles, was ihm zu finden vorbehalten war, mit einem Blick zu erfassen.

Als er mit leiser vorsichtiger Hand die Stubenthür öffnete, denn Samuel, wenn er da war, konnte ja schlafen, stand er einen Augenblick betroffen still, denn der bemerkte nur Frau Haue Bastian darin und mit der Aufräumung des Zimmers beschäftigt.

Sie sah dabei nicht gerade vergnügt und heiter aus, vielmehr lag ein düsterer, unzufriedener Schatten auf ihrem Gesicht, der sich jedoch etwas verlor, als sie den Gutsherrn von Grünwald erblickte, dessen Ausdauer in seinen Besuchen sie im Stillen eben so bewunderte, wie seine Zuneigung zu dem Kinde ihrer Enkelin sie rührte.

»Guten Morgen, Frau Bastian,« sagte er mit ungewöhnlich herzlichem Ton und reichte ihr die Hand, was er bisher noch nie gethan. »Nun, wie geht es – ist Frau Grittli gestern Abend gekommen?«

Frau Bastian schüttelte mit mürrischer Miene den Kopf. »Nein,« sagte sie, »sie ist nicht gekommen, obgleich sie es fest versprochen hatte, und da ist der Samuel natürlich auch fortgeblieben, Herr von Eberstein.«

Es war, als ob bei diesen Worten eine kalte Hand über das warme Herz des vor ihr stehenden Mannes fuhr. Sein Gesicht nahm eine bleichere Färbung an und er fühlte

das Bedürfnis, sich einen Augenblick zu setzen. Rasch zog er einen in der Nähe stehenden Schemel heran und gleich darauf saß er vor der ihn stumm anstarrenden Frau.

»So!« sagte er langsam und mit gepreßter Stimme, also sie sind nicht gekommen! Nun, es ist ja noch früh und sie können jeden Augenblick erscheinen.«

»Das ist möglich, Herr, aber ich glaube es nun auch fast nicht mehr. Wäre Alles so, wie es sein sollte und eigentlich nicht was nicht anders sein darf, so wäre die Grittli gewiß schon hier, denn sie weiß, daß wir ihretwegen nicht in Sorge, aber doch in Ungewißheit sind, und sie hatte versprochen, uns so bald wie möglich daraus zu befreien.«

»Warum sollte denn aber Alles nicht so sein, wie Ihr es wünscht und wie – auch ich es wünsche, was ich ehrlich gestehe?«

»Ja, Herr, das weiß ich eben nicht. Wer sieht in die Herzen der Menschen, noch dazu der da drüben, die ihren Herzschlag immer geheimer gehalten haben, als nöthig ist.«

Dem Major fiel diese Ausdrucksweise und die damit verbundene bedeutungsvolle Miene der Alten auf. Sie hatte früher nie so deutlich über die Generalin gesprochen und jetzt schien aus ihren Worten hervorzuleuchten, daß sie auch einen geheimen Groll gegen dieselbe hege.

»Wir wollen es abwarten,« sagte der Major mit zunehmender Ruhe. »Ich habe Zeit und ich will nicht verhehlen, daß ich die Grittli endlich sehr gern sprechen möchte, denn ich habe etwas Ernstes mitzuteilen, was ich ihr schon vorigen Sonntag gesagt, wenn ich sie getroffen hätte.«

»Etwas Ernstes? Was ist denn das, Herr Major?«

»Wir wollen jetzt noch nicht darüber reden, später vielleicht. Ich will lieber ein wenig in's Freie gehen, um Euch nicht in Eurer Arbeit zu stören. Wo ist Euer Mann und die Mutter Ule?« fragte er noch, nachdem er sich schon erhoben hatte.

»Sie sind nicht gerade bei Wege,« versetzte die Alte nach einigem Besinnen. »Mein Mann ist in den Wald gegangen, nach Ober-Malitz hin, um der Grittli vielleicht zu begegnen, die auch er mit Sehnsucht erwarten und die alte Ule liegt in ihrem Bett, denn sie hat die Nacht nicht geschlafen – ich glaube, weil sie sich ärgert, daß die Grittli mit dem Kinde gestern Abend nicht gekommen ist.«

Der Major nickte ihr zu, verließ das Haus und ging nach seinem Wagen zurück, wo er dem Kutscher befahl, die Pferde in den Wald zu lenken und so zu stellen, daß sie gegen den Wind geschützt seien. Hierauf begab auch er sich auf den nach Ober-Malitz führenden Weg, aber er schaute sich vergebens nach einem Nahenden um. Weder Peter Bastian noch Grittli ließen sich sehen und so kehrte er nach nach dem Waldhause zurück.

Hier wurde seine Geduld, die eher zu wachsen als abzunehmen schien, wieder auf eine harte Probe gestellt. Langsam im Walde hin und her spazierend, hielt er sich bis Mittag in der Nähe der drei Eichen auf und erst als bis ein Uhr Niemand sichtbar geworden war, beschloß er nach Hause zurückzukehren.

Vorher jedoch begab er sich noch einmal zu Frau Bastian, die noch immer allein und an ihrem Kochheerd wirtschaftlich beschäftigt war. Er fühlte keine Lust mehr, mit ihr über das Vorliegende zu sprechen und so sagte er ihr nur, daß er gegen Abend noch einmal nach dem Waldhause kommen werde, um sich zu erkundigen, ob keine Nachricht von Ober-Malitz eingelaufen sei. Nachdem er sich dann von der Alten verabschiedet, stieg er in seinen Wagen und fuhr – leider wieder unverrichteter Sache – nach Hause.

Daß dies so sei, errieth Frau Nebelthau auf der Stelle, als sie ihn auf dem Wagen steigen sah. Sein Gesicht was bleich, seine Miene aber sah ungemein gefaßt und entschieden aus. Das wunderte die Haushälterin, denn sie hatte sich gedacht, er müsse außer sich sein, wenn er auch diesmal den Samuel nicht heimbringen dürfe. Ja, als sie ihn in ihr Zimmer treten sah und seinen freundlichen Gruß vernahm, als sie sein Auge befragte, ohne auch nur mit einem Wort sich nach dem Kinde zu erkundigen, konnte sie sich seine Stimmung und sein Aussehen gar nicht erklären, denn so ruhig und gleichmüthig, und dabei so sicher und fest, in Miene und Geberde, wie

er ihr jetzt vor Augen trat, hatte sie ihn noch nie gesehen. Ach, sie kannte den Mann noch immer nicht ganz, der jetzt schon so lange mit ihr unter einem Dache lebte und der stets um so ruhiger, fester und sicherer wurde, je näher er einer Gefahr kam und je mehr er zu einem ernstern Kampfe entschlossen war, und diese Gefahr und dieser Kampf standen wenigstens seinem Herzen bevor, das hatte er sich selbst schon hundertmal gesagt, als er so eben still und in sein Schicksal ergeben nach Hause fuhr.

Mit wenigen Worten hatte er Frau Nebelthau erzählt, wie er es in Nieder-Malitz gefunden habe; als sie aber ihre Meinung darüber äußern und sich wahrscheinlich in neuen Klagen ergehen wollte, sagte er sanft:

»Lassen Sie das. Wir wollen uns nicht länger den Kopf zerbrechen, wie das Alles zusammenhängt. Einmal muß sich die Sache ja entscheiden und meine Geduld ist noch lange nicht erschöpft. Im Gegentheil, ich bin dem vermuthlichen Ende schon um Vieles näher gekommen, denn wenn ich bis morgen Mittag keinen Bescheid habe, der mich befriedigt, dann –«

»Nun, was dann?« fragte die Nebelthau mit hochaufschlagendem Herzen.

Der Major lächelte sie gemüthlich an und dann sagte er: »Dann, dann, Nebelthau, warten wir vielleicht noch einen Tag, aber ich glaube nicht, daß es so lange dauert, denn mir sagt Etwas hier in der Tiefe meiner Brust, als ob es eine weissagende Stimme wäre, daß wir bis morgen Alles wissen werden, was wir wissen wollen, ohne

uns noch viele Mühe darum geben zu müssen. Doch jetzt genug davon. Lassen Sie mich bald essen – ich bin hungrig.«

»Gott sei Dank!« rief die Nebelthau aufspringend. »Das ist doch noch Etwas, was mir Muth und Hoffnung einflößt!« Und flugs eilte sie hinaus, um der Köchin den Befehl zum Anrichten zu geben. –

Der Nachmittag war gekommen und der Wind hatte eben so wenig nachgelassen, wie der trübe Himmel sich aufgeklärt. Der Major hatte sich ruhig auf sein Sopha gelegt, in einer Zeitung gelesen und dann eine Stunde geschlummert. Gegen Abend aber kam er herunter, ging nach dem Stall, ließ sich den Hengst satteln und, ohne Frau Nebelthau Lebewohl zu sagen, ritt er gleich vom Stalle aus nach dem Waldhause. Acht Uhr Abends, eben als der Regen in Strömen niederzufließen begann, kam er im Trabe zurück, und nachdem er Hans das Pferd übergeben, sah er in das Zimmer der Haushälterin hinein und sagte, zwischen Thür und Angel stehend:

»Guten Abend, Nebelthau. Ich bin naß geworden und muß mich umkleiden. Doch wollte ich Ihnen nur sagen, daß ich wieder bei den alten Leuten gewesen bin. Es hat sich nichts Neues zugetragen und sie wissen immer noch nicht, woran sie sind. Wenn die Grittli aber bis morgen früh nicht kommt, will der alte Bastian selbst nach Ober-Malitz gehen und sich nach ihr erkundigen. So, nun wissen Sie Alles und nun wollen wir uns bis morgen zufrieden geben. Guten Abend!«

Die ganze Nacht hindurch hatte der Regen angedauert und erst um vier Uhr Morgens hatte sich das Wetter wieder aufgeklärt. Als der Major aus sanftem Schlaf erwachte, schien die Sonne hell in sein Zimmer und er begrüßte das freundliches Licht, als ob es ihm eine gute Botschaft mitgebracht hätte. Mochte es allein diese Aufklärung in der Natur sein oder gab es noch einen anderen Grund dafür, genug, Felix von Eberstein fühlte sich heiter und fast glücklich und mit dem alten Wohlgefallen schaute er wieder in die aufgelebte grüne Welt hinaus, die fast eine Woche lang seinen Sinnen vollkommen verschlossen gewesen war.

Eben hatte Hans dem Major das Frühstück gebracht und er hatte es kaum zu verzehren begonnen, da schlug die wachsame Dogge auf dem Hofe ein lautes Gebell an, das ohne Zweifel einen nahenden Fremden verkündete. Der Major trat an's Fenster und einen Augenblick darauf klopfte sein Herz in lebhafter Freude auf. Durch das Gitterthor trat eben Frau Grittli in den Vorgarten, mit erhitztem Gesicht, denn sie war gewiß rasch gegangen; ihre festen Schuhe ganz sichtbar, da sie ihr Kleid hoch aufgeschürzt, waren arg von dem nassen Wege beschmutzt, aber sie trat, nicht die geringste Müdigkeit verrathend, mit ihrem elastischen Schritt flink und rüstig einher und schon von Weitem sah sie nach dem Fenster des Gutsheerrn empor, um nach seinem freundlichen Gesicht zu spähen, das sie so lange nicht vor Augen gehabt hatte.

Mit einiger Hast und laut schlagendem Herzen schritt der Major vier Treppe hinunter und eben als er in die untere Flurhalle trat, kam auch Frau Nebelthau aus ihrem Zimmer und begrüßte mit lautem freudigen Zuruf die junge Frau, deren mildes Gesicht ein Strahl der Zufriedenheit, wenn nicht des Glücks übergießt, als sie die beiden Menschen vor sich sah, die ihr bisher so viel Wohlwollen erwiesen hatten.

Als Frau Nebelthau sie aber an die Hand nahm, sie in ihr Zimmer führte und nun auch der Major an sie herantrat und mit tief forschendem Auge immer noch schweigend an ihren aufgeregten Zügen hing, fing sie plötzlich bitterlich zu weinen an, aber von beiden Seiten mit freundlichem Zuspruch getröstet, faßte sie sich bald wieder und nachdem sie den ihr dargebotenen Stuhl angenommen, sagte sie, tief Athem holend:

»Ach, Herr Major, wie freue ich mich, daß ich endlich so glücklich bin, Sie und die Madam hier wiederzusehen. Meine Großmutter hat mir gesagt, daß Sie alle Tage und gestern sogar zweimal bei ihr gewesen sind und daß Sie den Wunsch verrathen, mich recht bald zu sprechen, und da komme ich denn in aller Frühe herüber, um Sie zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann und was Sie mir etwa zu sagen haben.«

»Ach,« versetzte der Major, indem er sich auch einen Stuhl in Grittli's Nähe zog, »das hat nun Zeit, liebe Frau, bis wir wieder vollkommen in Ruhe und dem alten Geleise sind. Für's Erste sagen Sie mir nur, warum Sie vorgestern nicht nach Hause gekommen sind – oder nein –

noch etwas Anderes sagen Sie mir zuerst. Ist denn der Samuel ganz gesund und haben Sie ihn – mit nach den Großeltern zurückgebracht.«

Frau Grittli beugte ihren unschuldigen Kinderkopf, wie von einer inneren Unruhe dazu gedrängt, etwas nieder und sagte dann mit leise vibrierender Stimme: »O, der Samuel ist, Gott sei Dank! ganz gesund, aber zu den Großeltern habe ich ihn nicht mit zurückgebracht. Ach, wie gern hätte ich es gethan, aber es ging einmal nicht und Sie dürfen mir so wenig darüber böse sein, wie es jetzt noch die alten Leute sind, nachdem sie gestern Abend, als ich spät nach Hause kam, Alles gehört haben, was mir in Ober-Malitz begegnet ist. Früher aber als gestern Abend konnte ich nicht kommen, weil ich sehr viel zu arbeiten hatte und erst in der Dämmerung damit fertig geworden bin. Dann aber küßte ich mein Kind und lief, so schnell ich konnte, nach Hause.«

Des Majors Gesicht, obgleich er seine innere Erregung männlich bemeisterte, hatte sich doch unwillkürlich sehr verlängert, als er vernahm, daß Samuel nicht im Waldhause sei, aber er faßte sich bald wieder, nickte Frau Grittli freundlich zu und fragte nun, wie es denn komme, daß die Frau Generalin den Samuel und sie am vorigen Sonntag so plötzlich nach ihrem Gute geholt habe.

»Ja, das will ich Ihnen jetzt Alles ganz ehrlich erzählen,« fuhr die Grittli mit größerer Ruhe fort, »und darum bin ich ja mit hierhergekommen, da Sie sich gewiß nicht erklären konnten, was mich dazu veranlaßt hat, den Samuel, den Sie so lieben und oft besuchen, Hals über Kopf

mit nach Ober-Malitz zu nehmen. Sehen Sie, Herr Major, das hängt im Ganzen so zusammen. Schon in den ersten Tagen, nachdem Sie uns im Waldhause besucht und dem Samuel und den alten Leuten, so schöne Geschenke gebracht, hatte ich der gnädigen Frau erzählt, was für unglückliche Bekanntschaft wir gemacht und wie Sie sich gütig gegen uns Alle erwiesen haben. Ich mußte das thun, schon aus Dankbarkeit gegen Sie, und ich habe gewiß kein Arg darin gehabt, daß ich gegen die vornehme Dame so aufrichtig war. Als ich ihr das nun so umständlich erzählte, machte sie ein verwundertes Gesicht und fragte mich nach allen möglichen Dingen aus, die ich ihr nach bestem Wissen beantwortete, wie ich Ihnen ja schon früher gesagt. Als ich aber einige Tage darauf wieder mit ihr zusammenkam und sie sich unterdeß im Waldhause mit eigenen Augen überzeugt hatte, daß meine Erzählung auf Wahrheit beruhe, da sagte sie zu mir: ›Grittli, ich bin nicht recht zufrieden damit, daß Du die Bekanntschaft mit Herrn von Eberstein gemacht hast und daß er Dir, Deinem Kinde und den alten Leuten so große Geschenke zukommen läßt. Wenn Ihr wirklich in solcher Noth waret, daß Ihr der Hülfe anderer Menschen bedurftet, so mußttest Du Dich zuerst und allein an mich wenden und auch von meiner Seite konntest Du auf Beistand und Hülfe rechnen.‹ Als sie das so mild und freundlich sagte, wie sie nicht immer und gegen Jedermann ist, denn sie ist ja eine sehr vornehme und stolze Dame, da faßte ich mir ein Herz und erwiderte: ›Ach, gnädige Frau, ich bin ja weder mit meinem Kinde noch mit den

Großeltern in Noth gewesen, noch weniger sind wir Bettelleute, denn wir arbeiten ja fleißig und erwerben uns dadurch das Nöthigste zum Leben. Was Herr von Eberstein an mir gethan, das that er ja nicht, weil ich mich bittend an ihn gewandt, sondern es geschah ganz zufällig, daß er nach dem Waldhause kam, den Samuel und die alten Lente sah und nun aus freien Stücken die vielen Geschenke brachte, aus reiner Liebe zu Samuel und weil er glaubte, uns damit einen Gefallen zu thun.◀ – Als ich das sagte; wurde sie sehr roth und schien mir etwas unwillig zu werden. Auch versetzte sie gleich darauf: ›Wenn es sich so verhält, wie Du sagst, dann muß ich Dir erklären, daß ich es in meiner Stellung nicht dulden kann, daß ein Fremder Euch Wohlthaten erweist, die allein ich Euch erweisen darf. Ich bin Eure Gutsherrschaft, der Herr von Eberstein aber ist ein ganz Fremder für Euch, und also gehört Ihr mir an und nicht ihm. Uebrigens glaube ich gar nicht, daß er aus purer Liebe zu dem Samuel das gethan hat, nein, das glaube ich nicht und kann ich nicht glauben. Der Mann muß seine besonderen Nebenabsichten haben, denn für nichts und wieder nichts giebt man so auffällige Unterstützungen nicht. Sage Dir selbst, was für ein Gesicht soll ich dazu machen, wenn es sich unter den Leuten in der Gegend herumspricht, und das ist bereits geschehen, daß der Herr von Eberstein Euch in seinen Schutz genommen hat, trotzdem er wissen muß, daß Ihr zu Ober-Malitz gehört und ich Eure Herrschaft sei. Was werden die geschwätzigten Leute dazu sagen? Sie werden Eure Noth ganz anders und dabei viel größer

darstellen und mir wird der Vorwurf daraus erwachsen, daß ich Euch vernachlässigt und mich gar nicht um Euch bekümmert habe. Ich habe in der That nicht gewußt, daß Du noch drei alte Leute mit Deiner Handarbeit ernähren hilfst und Du hättest mir das wohl schon vor Monaten sagen können, als Du zum ersten Mal nach Ober-Malitz kamst. Wenn Du nun aber glaubst, daß Herr von Eberstein *keine* Nebenabsichten bei seinem Thun gehabt und nur aus reiner Menschenliebe also gehandelt hat, so muß ich Dir sagen, daß ich auch darin nicht Deiner Meinung bin. So gütig und menschenfreundlich sind die Herren seines Standes heutzutage nicht und er wäre fürwahr ein seltener Mann wenn Deine Annahme eine richtige wäre.« – Das ist er auch erlaubte ich mir zu erwidern, und Sie sollten ihn nur sehen, wie er sich dem Samuel gegenüber beträgt, dann würden Sie schon in seinem Auge lesen, was für ein Herr er ist. – Da schlug sie die schönen Augen nieder und sagte wie zu sich: ›Ich habe ihn schon gesehen, aber den Edelmuth, den er in Deinen Augen bei Euch an den Tag gelegt, den kann man nicht so rasch auf einem Menschenantlitz lesen. Doch, dem mag nun sein, wie ihm wolle, das kann nicht länger so fortgehen und muß mit dem heutigen Tage ein Ende nehmen. Ich will nicht, daß Herr von Eberstein Euch ferner besuche und mich in's Gerede bringe, und wenn er Euch trotzdem noch besucht, so soll er keine Gelegenheit mehr haben, Etwas zu leisten, was mir meine Pflicht und mein eigenes Herz zu leisten gebieten. So werde ich mich denn von jetzt an Deines Kindes als Gutsherrschaft annehmen

und ich werde Dich bitten – versteh' mich recht, bitten, obgleich ich es fordern könnte – es mir nach Ober-Malitz zu bringen und da werde ich für den Knaben sorgen, besser als irgend ein anderer Mensch, geschweige denn ein unverheiratheter und einsam lebender Mann es vermag. Und damit Du nicht selbst in Deinem Erwerb dadurch gehindert wirst und arbeiten kannst, wie und wo Du willst, so werde ich eine geeignete Wärterin für den Knaben dinge, die ihn pflegt, wie Du es nur selbst vermöchtest. So werden auch Deine alten Verwandten, die nur schlechte Kinderpfleger sind, weil sie zu alt und schwach dazu, keine Mühe und Plage mehr um denselben heben. Das ist mein fester Vorsatz, mein unumstößlicher Wille und Du wirst einsehen, daß sich so für Euch Alle am besten gesorgt habe.<

»So weit, Herr Major,« fuhr die Grittli mit hochgerötheten Wangen in ihrer Erzählung fort, »war es bis vorgestern vor acht Tagen zwischen uns gekommen und ich wagte natürlich keinen Widerspruch, da sie so fest und gebieterisch sprach. Da aber kam der Sonntag darauf und ganz unerwartet schickte mir die Frau Generalin schon Morgens um acht Uhr einen Wagen und ließ mir den Befehl überbringen, augenblicklich mit Samuel zu ihr zu kommen, da Alles für ihn im Stande sei. Mir blieb nichts Anderes übrig als zu gehorchen und so fuhren wir hin. In den darauffolgenden acht Tagen nun hat sich die gnädige Frau sehr gütig gegen mich erwiesen, viel gütiger noch als sonst, und eines Tages sagte sie zu mir: ›Grittli,

ich habe mir Alles genau überlegt und Dein Bestes dabei im Auge gehabt. Ich glaube, Du thätest am klügsten, wenn Du Deine Arbeit auf dem Gut in der Nachbarschaft ganz einstelltest, und vorläufig zu mir nach Ober-Malitz zögest. Da bist Du bei Deinem Kinde und mir zugleich und kannst den Samuel mit mütterlichem Auge überwachen und auch für mich thätig und nützlich sein. Ich brauche gerade recht nothwendig eine geschickte Kammerfrau und dazu scheinst Du mir ganz besonders geeignet. Du sollst es gut haben bei mir und Deinen Entschluß nie bereuen. Ueberlege Dir also meinen Vorschlag und gieb mir Deine Meinung zu erkennen, und wenn Du einwilligst, was ich bestimmt voraussetze, so wird sich alles Uebrige von selbst finden.<

»Nun, Herr Major, was sollte ich darauf sagen?« fuhr die Grittli nach einer kurzen Pause fort, während der Major kein Wort sprach und nur sinnend vor sich niederblickte. »Mir lag allerdings das Wohl meines Samuel am Herzen, aber auch meine alten Großeltern durfte ich nicht außer Acht lassen. So sagte ich ihr denn, ich wolle nach Nieder-Malitz gehen und mit meinen Verwandten darüber reden, da dieselben doch auch ihre Meinung abgeben müßten. Das gab sie zu und so entließ sie mich endlich gestern. Da bin ich denn nach Hause gegangen, mit leichtem und doch auch schwerem Herzen, wie Sie sich denken können, denn ich wußte voraus, daß die alten wunderlichen Leute mit dem Vorschlag der gnädigen Frau nicht ganz einverstanden sein würden. Das waren sie auch durchaus nicht und wir haben die halbe Nacht

durch gesprochen und Alles und Jedes nach allen Seiten überlegt. Zuletzt stimmten sie dem Verlangen der gnädigen Frau nothgedrungen zu, bestanden aber darauf, daß ich zuerst zu Ihnen gehen und Ihnen den ganzen Handel vortragen sollte, was ich auch ganz von selbst gethan hätte, da ich mir vor allen Dingen Ihren Rath ausbitten wollte. Und so bin ich denn hierhergekommen, und trage Ihnen und der Madam da die Sache vor. Uebrigens hat sich die Frau Generalin in Bezug auf den Samuel sehr beeilt und schon vorgestern hat sie ein sehr hübsches und ganz seltsam gekleidetes Bauermädchen aus einem Dorfe an der Küste angenommen, das mit Kindern umzugehen versteht, und das verpflegt den Samuel sehr gut, wie ich mich mit eigenen Augen überzeugt habe. Der Samuel aber ist ganz munter und fröhlich bei ihr, nur sagt er immerfort: ›Onkel!‹ und sobald ein Mann in's Zimmer tritt, mag es sein, wer es will, so sieht er nach ihm hin, als erwarte er bestimmt, daß Sie es sind, um wieder mit ihm auf dem Rasen zu spielen, was ihn stets so glücklich machte. Das ist nun Alles, was ich Ihnen über meine Erlebnisse in Ober-Malitz sagen kann und nun bitte sich Sie recht herzlich, sich meine seltsame Lage zu Herzen zu nehmen und mir Ihren gütigen Rath zu ertheilen, wonach ich unbedingt handeln will, da die alten Leute im Waldhause erklärt haben: was Sie mir riethen, das solle und müsse ich thun und dann wollten sie auch weiter nichts dagegen haben.«

Der Major hatte mit großer Aufmerksamkeit der treuherzig vorgebrachten Erzählung der jungen Frau zugehört und nur bisweilen, wenn sie seine Person damit verwebte, hatte er unmerklich mit dem Auge gezuckt und tief bewegt zur Erde gesehen. Offenbar befand sich sein Gemüth in großer Spannung und er wußte in der That im Augenblick nicht, was er der Grittli erwidern und noch weniger, welchen Rath er ihr geben solle. Vielleicht, um etwas Zeit zu gewinnen, vielleicht auch, um seine aus dem Schlummer geweckte Neugierde zu stillen, sagte er, nachdem eine ziemlich lange Pause auf Frau Grittli's Erzählung gefolgt war:

»Also dem Samuel geht es gut? Nun, das ist mir wenigstens lieb. Wie und wo hat die Dame ihn denn in ihrem Schlosse untergebracht?«

»Ach, Herr Major,« fiel die Grittli lebhaft ein, »darüber kann ich Ihnen nur das Beste sagen und ich bin wahrhaft erstaunt, fast erschrocken gewesen über Alles, was sie dem lieben Kinde Gutes und Liebes gethan. Sie hat ihn in ein prächtiges Zimmer nach dem Blumengarten hinaus bringen lassen, wo Alles für ihn zur Hand ist, sogar eine Badewanne von weißem Porzellan, wie ich so blank und schön noch keine gesehen. Ich begreife gar nicht, wie die gnädige Frau Alles so rasch und vollständig hat beschaffen können, wenn es nicht schon von früherher fertig gewesen ist, und eben so wenig begreife ich, wie sie mit einem Mal so viele Liebe für den kleinen Kerl haben kann. Sie ist Stunden lang bei ihm im Zimmer und spielt und tanzt mit ihm, wie Sie es thaten, und für Kleider hat sie

gesorgt – so prachtvolle Kleider, daß ich mich ordentlich schämen muß, wenn einmal ein vornehmer Herr ihn darin sieht und hört, daß es nur der armen Grittli Luginbühl Kind ist, welches so verwöhnt und verzärtelt wird. Ich darf gar nicht daran denken, wie es künftig mit dem Samuel werden soll, denn für immer wird und kann sie ihn nicht behalten wollen. Ach, wenn er wieder in seine dunstige finstere Kammer nach dem Waldhause käme, wie würde er sich wundern, und doch wäre es vielleicht viel besser für ihn, wenn er sie nie verlassen und ein besseres Dasein unter so vornehmen Leuten kennen gelernt hätte.«

»Das kann man nicht wissen!« sagte der Major seufzend, während er an seine eigenen Absichten mit dem Kinde dachte und sich im Innersten gelobte, daß es nie wieder in jene dunstige Kammer kommen solle. »Doch es freut mich,« fuhr er heiterer fort, »daß die vornehme Dame so für den Knaben sorgt. Das spricht fast für sie in meinem Herzen und ich denke schon etwas milder über ihre plötzliche, mich anfangs so verwundende Handlungsweise. Doch nun zu etwas Anderern und schließlich zu meinem Rath, den Sie ja von mir verlangt haben. Da die Sache so liegt, wie Sie mir eben gesagt haben, und unsere Verhältnisse seit acht Tagen also vollständig umgestaltet sind, so braucht das Gespräch, welches ich gestern mit Ihnen halten wollte, vor der Hand nicht stattzufinden und wir können es uns getrost auf die Zukunft versparen. Das eigenmächtige Verfahren der Frau Generalin hat in der That Alles geändert und den

Vorschlag, den ich Ihnen in Betreff Samuel's und Ihrer selbst zu machen gedachte, für den Augenblick durchkreuzt. – Was nun aber den Rath betrifft, den Sie in Bezug auf Ihr eigenes Verhalten von mir verlangen, so müssen Sie darauf noch so lange warten, bis ich zu weiterem Handeln entschlossen bin, und handeln werde auch ich, das weiß ich schon jetzt. Für's Erste aber halte ich es für gerathen, daß Sie *einstweilen*, ich sage nicht für immer, den Vorschlag der Frau Generalin annehmen und bei ihr bleiben. So brauchen Sie nicht in der ganzen Welt nach Arbeit umherzulaufen und sind bei Ihrem Kinde, was mir die Hauptsache zu sein scheint. Also bleiben Sie – meinetwegen als Kammerfrau – auf Ober-Malitz und warten Sie ruhig ab, was kommt. Sollte ich Ihnen einmal eine Botschaft zukommen lassen müssen, so werde ich mich in aller Stille an Ihren Großvater wenden und der wird meine Aufträge gewiß treulich besorgen. Sagen Sie ihm das vorläufig.«

»Ja gewiß, das will ich thun und er wird Ihnen immer zu Diensten stehen, wie er Ihnen schon lange in seiner Art dankbar ist,« versetzte die Grittli. »Aber darf ich denn der Frau Generalin sagen, daß ich bei Ihnen gewesen bin und mir Ihren Rath ausgebeten habe? Denn sie wird mich gewiß fragen und ich möchte nicht gern darüber in Verlegenheit gerathen.«

Der Major besann sich nur kurze Zeit. »Wenn sie danach fragt,« erwiderte er, »so sagen Sie, daß Sie hier gewesen sind und mit mir gesprochen haben und daß ich Ihnen den Rath gegeben, *einstweilen* – das vergessen

Sie nicht – bei ihr zu bleiben. Fragt sie aber nicht, so sagen Sie auch nichts. So werden Sie bei der Wahrheit geblieben sein und das ist immer das Beste. Im Uebrigen wiederhole ich: warten Sie geduldig ab, was auch ich thun werde. Und nun genug davon. Wie? Sie stehen schon auf? Wollen Sie fort? Nein, Sie brauchen sich nicht zu übereilen und können noch eine halbe Stunde ruhen. Unterdessen werde ich anspannen lassen und Sie können nach Hause fahren. Bis dahin genießen Sie Etwas, Frau Nebelthau wird gern dafür Sorge tragen.«

Und ohne auf die Danksagungen der überraschten Frau zu achten, entfernte er sich, um selbst den Wagen zu bestellen; Frau Nebelthau aber schellte mit aller Macht, als ob sie eine vornehme Gesellschaft eilig zu bedienen hätte, und bald darauf brachte die Stubenmagd Alles herein, was zur Labung und Stärkung eines müden und hungrigen Menschen hinreichend ist. Erst als Frau Grittli sich vollständig gesättigt und noch ein paar Flaschen Wein für die alten Leute im Waldhause in Empfang genommen hatte, kam der Major wieder in's Zimmer und nun hielt er die junge Frau nicht auf, die nicht länger säumen durfte, mit dem Großvater zu sprechen, der sie bis Mittag im Waldhause zu erwarten versprochen hatte, wie sie sagte. Freundlich, ja herzlich schüttelte ihr der Major die Hand, als sie ging, aber er sprach kein Wort mehr, als zum Abschiednehmen unerlässlich war. Nur stand er am Fenster, als Frau Nebelthau Samuel's Mutter vor die Thür führte, und sah die Letztere in den Wagen steigen. Sein

Gesicht hatte dabei einen ungemein ernsten, fast wehmüthigen Ausdruck angenommen und er preßte die linke Hand fest auf das Herz, als ob er daselbst einen Schmerz empfände oder den heftigen Schlag desselben hemmen wolle. Denn daß sein Herz während der ganzen letzten Scene um so heftiger geschlagen, je ruhiger er erschienen, unterlag keinem Zweifel und noch lange nicht war der Sturm in ihm vorüber, den die bedeutungsvolle Erzählung der jungen Frau in ihm heraufbeschworen hatte.

Als der Wagen aber davongefahren und das Hundegebell vom Hofe hinter ihm her verschollen war, kehrte Frau Nebelthau wieder in ihr Zimmer zurück und fand ihren Herrn, noch immer tief in Gedanken versunken, am Fenster stehen. Kaum aber schloß sich die Thür hinter ihr, so drehte er sich nach ihr um und nun standen sie dicht vor einander und schauten sich Beide lange mit verwunderten und fragenden Blicken an, als ob Keins von ihnen wagte, das erste Wort laut werden zu lassen.

Endlich jedoch brach Frau Nebelthau das unheimliche Schweigen und sagte mit fast weinerlicher Stimme: »Die arme Frau! Sie thut mir eigentlich recht leid, obgleich sie vor der Hand aus ihrem Elend erlöst und im Trocknen geborgen ist. Aber ihre Gefühle sind nicht ganz mit in das stolze Schloß eingezogen, wie mir scheint, der grüne Wald ist ihr eine traulichere und heimatlichere Stätte gewesen und sie wäre gewiß auch lieber darin geblieben, wenn – ihre vornehme Herrschaft sie nicht mit Gewalt derselben entrissen hätte. Ach, nun steht sie auf einem ihr ganz neuen Fleck, weiß nicht, woran sie ist und mich

hat nur das Eine gefreut, nämlich daß Sie ihr den Rath gegeben, *einstweilen* auf Ober-Malitz auszuharren.«

Der Major hatte die Haushälterin ruhig ausreden lassen, während seine frühere innere Ruhe ihn doch schon lange verlassen hatte und eine flammende Röthe jetzt über sein Gesicht schoß und den endlichen Ausbruch seiner Gefühle verkündete, die er nun nicht länger zurückhalten konnte.

»So,« sagte er mit hellaufleuchtenden Augen und indem sich seine große Gestalt stolz in ihrer ganzen Höhe erhob, »Sie sprechen doch nur von der Frau und ihrem Schicksal, um damit über mich und das meine hinwegzukommen, welches – das werden Sie mir wohl einräumen – mit dieser unvorhergesehenen Entscheidung der gnädigen Frau da drüben auch mich mit dieser armen Frau zugleich betroffen hat. Sie freilich weiß nicht, woran sie ist – um so besser aber weiß ich, woran ich bin. Denn daß die Generalin bereits eine Wärterin für das Kind angenommen, die sie vielleicht schon lange im Stillen zu dem Posten ausgewählt, das öffnet mir die ganze Tragweite ihres fein und wohlüberlegten Planes und ich sehe klar und mit offenen Augen, welchen Schlag sie mir und meinen Hoffnungen damit versetzt hat. Mit einem Wort, Nebelthau,« fuhr er mit weicherer Stimme fort und indem er wie entkräftet auf einen Stahl niedersank, »verhehlen wir es uns nicht länger, ich – ich habe meinen Jungen verloren und das solange und so süß geträumte Glück eines traulichen Familienlebens ist mir von Neuem

durch eine Willkür ohne Gleichen und eine mir fast erbittlich erscheinende Gewalt entzogen worden. – Aber nein,« fuhr er sich ermannend mit festerer Stimme fort und erhob sich schon wieder, »das wollen wir doch noch nicht so bestimmt aussprechen. *Einstweilen*, freilich – das Wort paßt auch auf mich – habe ich ihn verloren, aber es soll nicht lange dauern, bis ich ihn wieder habe, denn so gutwillig und fügsam, wie man vielleicht denkt, werde ich mir die Entführung dieses Kindes nicht gefallen lassen. Ich habe es zuerst im Walde, in Elend und Noth, in Entbehrung und Kümmerniß aufgefunden, habe es mir durch das natürlichste Recht, das Recht uneigennützigster Liebe angeeignet und so will ich es auch für mich behalten, koste es, was es wolle und stemme sich dagegen, wer will. Ja, Nebelthau, ich *will* den Samuel behalten and müßte ich meinen Kopf daran setzen. Nicht allein um meinetwillen *will* ich es, sondern schon um des Knaben willen *muß* ich es thun. Denn – überlegen Sie sich die Sache doch einmal etwas genauer – was will und kann die Frau Generalin für den Knaben thun? Sie wird ihn durch seine Pflegerin erziehen lassen, bis er laufen, sprechen und sich selbstständig bewegen kann; bisweilen auch wird sie mit ihm spielen und tändeln, so lange er ein kleines Ding und ein artiges Spielwerk für eine vornehme Dame ist. Ist das vorüber und der erste Liebesrausch verflogen, dann wird sie seiner müde werden,

ihn in eine Dorfschule schicken und schließlich ihn vielleicht zu einem mit gutsherrlichen Privilegien ausgestatteten Bauer erheben. Ha, weiter wird ihre Menschenliebe nicht gehen, die einmal zum Zeitvertreib zu einer hell schimmernden Flamme aufgeflackert ist, und das ist sie auch schon weit genug, denn ich kenne die Art und Weise dieser sogenannten vornehmen Leute, ich kenne den Umfang, die Tiefe und die Dauer ihrer Gefühle und weiß, wie schnell sie sich an einem Genusse sättigen, um so bald wie möglich zu einem anderen überzugehen. Ich aber, ich, Nebelthau – und ich schwöre Ihnen zu, daß dies eine Wahrheit ist, die so lange bestehen wird, wie ich athme – ich gehe weiter in meiner Liebe für diesen Samuel. Nein, *der* Junge mit seinem intelligenten Blick, mit seiner Anlage zu jeder möglichen geistigen und körperlichen Ausbildung, er soll, so lange ich es verhindern kann, kein gemeiner und dummer Bauer, er soll vielmehr ein gebildeter Mensch werden, sich selbst, Gott, die Welt und die Menschen kennen lernen, soll, mit einem Wort, mein Sohn und Erbe sein und ich will Den sehen, der den Muth, die Kraft und das Herz dazu hat, ein armes, hilfloses, verwaistes Kind einer solchen Aussicht für seine ganze fernere Zukunft zu berauben!«

Er hatte sich, von seinen Empfindungen fortgerissen, in eine große Erregung hineingesprochen, und Frau Nebelthau, die empfänglich für dergleichen war, damit angesteckt. Sie saß mit fluthender Brust und bebenden Lippen vor ihm und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen

an, während auch ihr Gesicht die glühende Farbe angenommen hatte, die schon lange auf dem seinen brannte. Eben wollte sie ein paar Worte mit Mühe vorbringen, als der Major, der schnell im Zimmer hin- und hergeschritten war, mitten im Gange stehen blieb, die Hand vor die Stirn legte und, sich zu einer ruhigeren Stimmung zwingend, sagte:

»Ja, so ist es und wie ich am leichtesten zu meinem Ziele gelange, das – das, Nebelthau, will ich nun ohne Bewenden noch langsam und mit Vorsicht beschließen. So viel steht fest: ich muß ernstlich anfassen, was ich in die Hand nehmen will. Nein, ich will mich nicht umsonst von meinem langen Schlaraffenleben losgelöst, von meinem trägen Nichtsthun frei gemacht haben, ich will jetzt thätig sein und handeln, und da man mir den Zweck, das Ziel, den Gegenstand meines Handelns entzieht, so werde ich mir denselben wieder anzueignen suchen. Wie ich das anzufangen habe, das ist es, was ich sorgsam überlegen muß, denn bevor ich zu einer ernsten und nachdrücklichen Weise übergehe, will ich es erst auf eine sanftere und stillere versuchen. O, o, mit dieser Generalin von Hartenfels, obgleich sie eine geborene Flamberg ist, wird sich ja wohl noch sprechen lassen, und wenn ich ihr allmählig meine Pläne, zumal meine Gründe dazu entwickle, wenn ich ihr von allen Dingen das künftige Wohl des armen Jungen vor Augen führe, dann wird sie, falls ihr dasselbe wirklich am Herzen liegt, ja wohl so viel Einsicht

und weibliches Zartgefühl haben, daß sie sich der Wahrheit und Wirklichkeit der Sachlage nicht verschließt. Meinen Sie nicht auch, Nebelthau?»

Die Haushälterin senkte betrübt den Kopf, als hege sie noch einen bescheidenen Zweifel an den Hoffnungen des sanguinischen Herrn. »Sie sollte es wohl, müßte man meinen,« antwortete sie endlich, »aber ich habe nur *ein* Bedenken. Haben Sie schon an den alten Widerspruchsgeist, den Stolz, den Eigenwillen der Flamberg's gedacht, Herr Major? Wenn diese Eigenschaften nun auch bei ihr so weit gingen, wie bei ihren Vorfahren, und sie schon aus Eigensinn Ihnen nicht weichen und sich also Ihrer Ansicht und der Gerechtigkeit der Sache verschließen wollte, was dann?«

Der Major sah die ernsthaft redende Frau forschend an. Dann aber lächeite er und schüttelte sanft den Kopf. »Nein, Nebelthau,« sagte er endlich, »das glaube ich nicht, selbst wenn Sie es sagen oder für möglich halten. Ich habe einen besseren Glauben an die Menschheit im Allgemeinen und eine schönere Hoffnung insbesondere auf diese Frau. Mag sie immerhin eine geborene Flamberg sein und dabei noch meine persönliche Widersacherin, da ich ein Eberstein bin – wir wollen sie deshalb allein nicht falsch beurtheilen, bevor sie uns nicht ein unzweifelhaftes Recht dazu gegeben hat, über sie den Stab zu brechen. Sie ist vor Allem ein Weib, und ich, der ich ein Mann bin, denke und glaube, daß jedes Weib endlich den vernünftigen Vorstellungen eines verständigen Mannes Gerechtigkeit widerfahren läßt. Also Geduld! Nein,

wir wollen noch nicht den Stab über sie brechen und abwarten, was geschieht. Bis morgen oder spätestens übermorgen werde ich mich zu etwas Bestimmtem entschlossen haben und dann mag in Gottes Namen der Strauß beginnen – ob es ein ernster Kampf wird, weiß ich nicht und ich lege die Entscheidung darüber in ihre Hand. Wird es aber einer, dann, dann, Nebelthau, bin ich zu kämpfen gewohnt und Sie sollen es erleben, daß ich nicht eher vom Platze weiche, als bis mir der letzte Blutstropfen aus dem Herzen geflossen ist. Adieu bis nachher und nun bitte ich mir aus, kein Wort mehr über die Sache zu sprechen, bis ich Ihnen ehrlich sagen werde, was ich vor der Hand zu thun entschlossen bin.«

1. FÜNFTES CAPITEL. FRAGE UND ANTWORT.

So eifrig Felix von Eberstein auch in seinem Bestreben war, endlich einen klaren Blick in die ihn ganz und gar beschäftigenden Verhältnisse zu gewinnen und nicht länger im Ungewissen fortzuleben und sich zu gedulden, als sein kräftiges, wenngleich fügsames Naturell es verlangte, zumal ihm eine bängliche Ungewißheit von jeher das Unerträglichste gewesen war, so hatte er doch zwei volle Tage gebraucht, um mit sich selbst genügend zu Rathe zu gehen. Alle Mittel zum Zweck, die er eins nach dem andern an diesen beiden Tagen ersonnen, hatte er nach reiflicher Erwägung wieder beseitigt, weil er sie entweder für zu gewaltsam oder für zu auffallend hielt, und so war er endlich bei dem einfachsten von allen stehen geblieben, wie es uns ja so häufig im Leben ergeht, wenn

wir lange hin und her gesonnen und wohl das Ziel vor Augen gehabt, aber nicht die Wege finden konnten, auf denen wir es in kürzester Frist und am sichersten zu erreichen im Stande sind. So viel war gewiß, in dem vorliegenden, verwickelten Fall mußte er vorsichtig und diplomatisch zu Werke gehen, er durfte nicht reizen, wo er allein durch Besänftigung zum Ziele zu gelangen hoffte, am wenigsten aber durfte er die Eigenliebe einer ihm noch ganz unbekanntem Frau verletzen, die selbstständig zu handeln gewohnt war, wie sie ja auch jetzt wieder schlagend bewiesen hatte. Auch schlug er die Fähigkeiten und die Machtfülle seiner Gegnerin nicht zu gering an. Er zog ihre völlig unabhängige Stellung, ihren Rang in der Gesellschaft, ihre Mittel und die sonstigen Verhältnisse in Betracht, und namentlich das Vorurtheil, das sie gegen ihn als einen Abkömmling und Erben der Ebersteins haben mußte, konnte und durfte er am wenigsten außer Augen setzen. War sie in dieser Beziehung wirklich, wie Frau Nebelthau annahm, auch die Erbin des alten Familienhasses oder wenigstens die Mitwiserin des unglücklichen Haders zwischen ihrem Großvater und dem Onkel des Majors, dann war sie, das gestand er sich selbst ein, noch viel gefährlicher und für ihn unzugänglicher, als er sie bis jetzt in seinem edlen Glauben an die Menschheit und die Sanftmuth und Nachgiebigkeit des weiblichen Geschlechts gehalten hatte. Also vorsichtig und zart mußte er unter allen Bedingungen handeln und dabei unterstützte ihn sein warmes, menschlich schlagendes Herz, und so konnte er es sich auch jetzt

noch nicht versagen, das Beste zu hoffen, wo ein anderer, heftiger zugreifender Mann schon längst jede Hoffnung ausgegeben haben würde, da er sich sagen konnte, daß ein Mensch, der einmal im faktischen Besitz irgendeines Gutes ist, sich schwer und nur unter den wichtigsten Zwangsmitteln entschließen wird, diesen Besitz an irgend einen Anderen, der ihn für sich wünscht, abzutreten.

Zwei Tage, sagen wir, war er mit sich zu Rathe gegangen und dann hatte er endlich seinen Entschluß gefaßt und denselben mit aller Energie auszuführen sich gelobt. Als er so weit war, theilte er ihn seiner einzigen Vertrauten, der Frau Nebelthau, mit, und sie hatte ihn schon deshalb gebilligt, weil sie selbst keinen anderen und besseren zu erdenken gewußt.

So hatte er denn beschlossen, an die Frau Generalin zu schreiben, einfach, kurz und klar, um den nothgedrungenen Verkehr mit ihr erst einzuleiten. Die Art und Weise, wie sie ihm darauf antwortete, würde ihm dann schon den Weg weisen, den er weiter zu verfolgen hätte. So dachte, so glaubte, so hoffte er und wir müssen ihm zugestehen, daß er Recht hatte, so zu glauben und zu hoffen, wenn wir mit ihm nur die Triebfedern im Auge haben, die seine Handlungsweise gegen Samuel Luginbühl leiteten und wenn wir sein edles Herz in Betracht ziehen, welches nur nach dem reinen Zweck schaute, der vor ihm lag und bis jetzt noch von aller Empfindlichkeit und Bitterkeit frei war, die einen weniger duldsamen Mann ergriffen hätten,

dessen Vorhaben eine fremde, kalte Hand so unerwartet und jäh durchkreuzt hatte. –

Es war am Dienstag Abend nach dem Untergang der Sonne, als Felix von Eberstein sich nach einem kurzen Spaziergang im Park in sein stilles Zimmer zurückzog, um den wichtigen Brief zu schreiben, den er sich bereits im Kopfe entworfen hatte. Es war ein trüber, kühler Tag gewesen, die Sonne war Mittags kaum eine Stunde lang zum Vorschein gekommen, ja, der Himmel hatte nicht einmal seine reine Bläue gezeigt, die das Herz des Menschen, der etwas Ernstes zu unternehmen trachtet, stets zum Handeln ermutigt und auch die schwerste Arbeit erfreulich macht. Ein naßkalter Wind fegte über die Stoppeln der öden Felder, in den Bäumen rauschte es unheimlich und bisweilen schon fielen große Tropfen nieder, die einen anhaltenden nächtlichen Regen verkündeten.

Als der Major sein stilles Zimmer betrat, war es schon ganz dunkel darin, denn dichte, schwarze Wolken zogen tief am Himmel hin und verdüsterten das von den großen Linden beschattete Haus noch mehr.

Der Major schloß das noch offen stehende Fenster, zündete sich selbst seine Lampe an und stellte sie auf die Platte des Schreibtisches, nachdem er denselben geöffnet hatte. Dann rückte er seinen Sessel davor, nahm Papier und Feder und wollte eben zu schreiben beginnen, als er plötzlich inne hielt und sich in den Stuhl zurücklehnte,

um sich einem Gedanken hinzugeben, der ihm eben unwillkürlich aufgestoßen war. Er hatte in den letzten Wochen keinen Brief geschrieben und überhaupt noch niemals zu diesem Zweck gerade vor diesem Pult gesessen, da er seine erste von Grünwald datirte Correspondenz noch auf dem Giebelzimmer abgefaßt hatte. Das fiel ihm jetzt ein und es verband sich noch eine ganze Reihe anderer Ideen damit.

»Es ist sonderbar, ja, ganz seltsam,« sagte er zu sich, »daß mir das gerade bei diesem Briefe einfallen muß. Ich sitze heute zum ersten Mal vor diesem Tisch, wo mein guter Onkel so oft gesessen, und der erste Brief, den ich hier schreiben will, ist an die Frau gerichtet, vor der er mich so ernst und nachdrücklich gewarnt hat. O, wer hätte das gedacht, es nur für möglich gehalten! Hat er nicht damals an mich geschrieben: Hüte Dich vor den Flamberg und Allen, die aus ihrem Blute stammen? Hat er mir nicht aufgetragen oder wenigstens gewünscht, daß ich mich ewig fern von ihnen halten solle? Und nun stehe ich eben im Begriff, die Feder zu ergreifen, und das erste Wort, das ich schreibe, soll der Name einer Flamberg sein! Welch' seltsames Zusammentreffen! Ist es Zufall oder Verhängniß, Laune des Geschicks oder eine ernste Eingebung der Vorsehung, die mich so ungehorsam werden läßt? Ich weiß es nicht. Was es aber auch sei, es darf mich nicht hindern, die betretene Bahn zu verfolgen, bis ich auf die eine oder die andere Weise zum Ziele komme.«

Er sann geraume Zeit nach und dachte im Stillen, nicht an sein eigenes, wohl aber an das allgemeine Weltengeschick, welches die Verhältnisse der Menschen verknüpft, sie auseinander reißt und dann die zerrissenen Fäden immer wieder auf die eine oder andere Weise zusammenfügt. Endlich aber riß er sich von seinem Grübeln los, warf alle weiteren Bedenken bei Seite und sagte wieder zu sich:

»Machen wir ein Ende damit und seien wir vernünftig. Wenn mein Onkel noch lebte und wüßte, warum ich an diese Frau schreiben will, schreiben muß, dann würde er in seinem fühlenden Herzen sagen: ›Felix, schreib' rasch und tummle Dich! Du kannst nicht schnell genug darin verfahren, denn Du hast einen guten Zweck vor Augen und im Herzen, den ich in meiner armseligen Menschenblindheit nicht vorhersehen konnte. Ja, was hat das arme Kind verbrochen, das an Allem so unschuldig ist, was hier geschah und geschieht, daß ich noch länger auf meinen einstigen Wunsch bestehen und Deine Hand zurückhalten sollte, für sein Wohl zu streiten und zu wirken, für das keine andere Hand sich erhebt, als die Deine; schreib' also, schreib', und was Du heute auf das Papier wirfst, das kann und will ich mit gutem Gewissen unterschreiben, obgleich es an eine Flamborg auf Ober-Malitz gerichtet ist, denn ich billige trotzdem Dein Thun, mein Neffe – und Erbe!«

Und wie von einer höheren Hand auf's Neue zu seinem festen Entschluß hingeleitet und darin bestärkt, und eine selten gefühlte Freude im innersten Herzen darüber

empfindend, ergriff er rasch die Feder, tauchte sie in die Tinte und schrieb mit fester energischer Hand folgende Zeilen:

»Wenn es Ihnen, Frau Generalin, auffallend erscheinen sollte, daß ein Ihnen persönlich unbekannter Mann sich schriftlich an Sie wendet, so werden Sie ihm dies hoffentlich verzeihen, sobald Sie so gütig sein wollen, die Wichtigkeit der Sache zu erwägen, die ihn zu diesem Schritt veranlaßt hat. Ja, diese Sache ist von einer Art und Bedeutung für mich, daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen kann, und so wage ich es, Ihre Ruhe zu unterbrechen und Ihre Zeit auf einige Minuten in Anspruch zu nehmen, in der sicheren Hoffnung, daß wenigstens das Gefühl, welches mich zu diesem Schreiben bewogen, in Ihrem Herzen einen Anklang finden werde.

Doch lassen Sie mich rasch zu der vorliegenden Sache selbst kommen, und wenn ich mich darüber nur kurz ausdrücke, so geschieht es allein deshalb, um Ihnen nicht allzu lästig zu fallen, nicht aber darum, weil dieselbe nur verdient, mit wenigen Worten abgehandelt zu werden.

Sie haben, augenscheinlich von Ihrem Herzen dazu getrieben, ein vaterloses Kind, dessen Verwandte nur durch angestrengte Arbeit nothdürftig ihr Leben stiften, nicht allein Ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt, sondern dasselbe auch, nachdem Sie es schon vorher mit freundlichen Gaben überhäuft, jetzt sogar in

Ihr Haus aufgenommen. Bevor dies jedoch geschah, schon lange vorher – dies darf ich nicht unerwähnt lassen, ohne mir dadurch nur das geringste Verdienst zuzusprechen – hatte dieser arme Knabe, Samuel Luginbühl, auch meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, oder vielmehr, wenn ich ganz offen sprechen soll und warum sollte ich nicht? – ich hatte ihn zufällig auf einem Spaziergange in seiner ärmlichen Hütte gefunden und vom ersten Augenblick an liebgewonnen. Diese Zuneigung zu dem von so schwacher Hand behüteten Kinde nahm bei mir von Tage zu Tage zu, je besser ich es kennen lernte, und erreichte endlich einen Grad, daß ich nicht zu viel sage, wenn ich gestehe, daß es mein ganzes Herz gewann.

Dies ist an und für sich, wie ich mir wohl denken kann, für Sie von keiner oder nur sehr geringer Bedeutung, allein von viel größerer Bedeutung für mich ist der Umstand, daß durch Ihre Güte, mit der Sie den Knaben zu sich nahmen, derselbe mir entzogen wurde; in einer Weise, daß ich nicht mehr vermag, was ich so gern gethan und worauf ich mir so große Rechnung gemacht und so schöne Pläne gebaut, die Sorge für seine Existenz auch fernerhin zu übernehmen.

Wenn ich nun alle Verhältnisse sorgsam erwäge, welche zwischen Ihnen, Frau Generalin, und dem Knaben bestehen, und wenn ich damit die meinen Vergleiche, das heißt die, welche zwischen ihm und mir nach meiner reiflichen Ueberlegung in Zukunft

bestehen sollten, so glaube ich Gründe genug aufzufinden, um anzunehmen, daß Sie nicht beabsichtigen, wie ich das wollte, den kleinen Samuel für immer unter Ihrem Schutze zu behalten, vielmehr ihn nur für einige Zeit seinen drückenden Verhältnissen zu entheben, bis dieselben auf irgend eine Weise geregelt und gebessert worden wären. Auf dieser Voraussetzung nun beruht die Bitte, die ich Ihnen an's Herz zu legen mir erlaube, nämlich die: mir ehrlich mittheilen zu wollen, wie lange Sie den kleinen Samuel von seiner Heimat entfernt halten, ihn also meiner Sorgfalt entziehen wollen? Fassen Sie diese Bitte, die sich in die Form einer fast kategorischen Frage kleidet, nicht aus einem falschen Gesichtspunkt auf, gnädige Frau, sondern behalten Sie stets im Auge, daß Ihre so plötzlich und unerwartet zu Tage tretende Handlungsweise gegen den Knaben mich zu derselben genöthigt hat. Es soll eben mehr eine Bitte als eine Frage sein und wenn ich nicht glaubte, daß Sie dieselbe in meinem Sinne erfassen, also auch verzeihen und dann gütigst erfüllen werden, so würde ich sie gar nicht gestellt haben. Genehmigen Sie, daß ich in Hoffnung einer baldigen Erwidernng mich hochachtungsvoll zeichne als Ihr
ganz ergebenster

Felix von Eberstein.«

Als der Brief geschrieben und noch einmal durchgelesen war, schüttelte der Schreiber desselben den Kopf und sagte zu sich:

»Sonderbar! Der Brief ist ganz anders geworden, als ich ihn abzufassen entschlossen war, er gefällt mir, wie er hier steht, durchaus nicht und sieht mir mehr gekünstelt und geschraubt als natürlich aus. Allein die Worte sind mir aus der Feder geflossen, als ob sie mir eine innere vorsprechende Stimme dictirt hätte und ich konnte beim besten Willen keine anderen schreiben. So mögen sie denn bleiben, wie sie sind, und hingehen, um ihre Wirkung zu üben. Ganz sanft und süß durfte und konnte ich nicht sein, denn sie hat mich, das heißt meine Eigenliebe, doch eigentlich ein wenig stark verletzt, dadurch, daß sie annahm, der Samuel sei besser bei ihr als bei mir aufgehoben. Doch still! Und nun schließen wir den Brief, damit ich nicht auf den tollen Gedanken ver falle, einen anderen, sanfteren und süßeren zu schreiben.«

Und auf der Stelle faltete er das Blatt, legte es in ein Couvert und drückte sein altes ehrwürdiges Eberstein'sches Wappen auf das Siegel, womit er es verschloß. Dann schrieb er die Adresse und warf den Brief in denselben Kasten, in dem der nachgelassene Brief des alten Onkels lag, den wir auch einst mit ihm gelesen haben.

Als der Kasten wieder geschlossen war, athmete der Major auf, als habe er eine schwierige Aufgabe vollbracht und fühle nun seine Brust von dem Alp erleichtert, der seit mehreren Tagen darauf gelegen hatte. Fast fröhlich,

wenigstens bei Weitem heiterer als vor einer Stunde, zündete er sich eine Cigarre an und spazierte im Zimmer auf und ab, bis die Abendspeisestunde schlug, von wo an Frau Nebelthau ihm Gesellschaft leistete, ohne daß er noch einmal auf seinen Brief und die Verhältnisse zurückgekommen wäre, die derselbe berührte.

Am nächsten Morgen aber war er schon früh munter und als er sich überzeugt, daß das Wetter besser als am vorigen Tage sein werde, nickte er mit dem Kopf, nahm den gestern geschriebenen Brief aus seinem Kasten und legte ihn vor sich auf den Tisch. Um sieben Uhr erschien Hans wie gewöhnlich mit dem Frühstück und als er nach den Befehlen des Herrn Majors für den Tag fragte, sagte dieser mit ernster Miene zu ihm:

»Hans, Du hast Dir immer mehr Arbeit und Bewegung gewünscht, als ich Dir bisher in unserm Schlaraffenleben geben konnte; jetzt aber sollst Du sie haben. Ich will Dir sogar eine Aufgabe anvertrauen, die mir sehr wichtig ist und mit Bedacht angefaßt werden muß, wenn ihre Ausführung Dir auch nicht gerade schwer erscheinen mag. So höre mich aufmerksam an und achte auf jedes meiner Worte. Zuerst saddle den Braunen, zieh Dir Deine neue, beste Livree an und dann reite rasch nach Ober-Malitz. Den kürzesten Weg dahin werde ich Dir beschreiben, sobald ich mit dem Pächter darüber gesprochen habe. Nun aber gieb Acht. Diesen Brief hier werde ich Dir nachher einhändigen und den sollst Du der Frau Generalin von Hartenfels auf Ober-Malitz bringen. Wer Dich dort zuerst empfängt, dem sagst Du, Du dürfest den Brief nur

den eigenen Händen der Dame übergeben, daher müßtest Du zu ihr geführt werden. Wenn sie nicht zu Hause ist, so wartest Du, bis sie kommt, und sollte es einen ganzen Tag dauern. Ich will bestimmt wissen, daß sie den Brief empfangen hat. Wenn Du nun vor ihr stehst, einen Gruß von mir ausrichtest und ihr den Brief gibst, dann merke genau auf, was für ein Gesicht sie macht. Ueberhaupt behalte jedes Wort, welches sie spricht. Auf eine Antwort brauchst Du nicht zu warten, so schnell wird sie nicht schreiben; hat sie Dich aber entlassen, so kehre ohne Aufenthalt zurück und bringe mir Meldung. Ich werde bis Mittag das Haus nicht verlassen. Hast Du mich nun begriffen und Dir meinen Auftrag in jeder Einzelheit gemerkt?«

»Vollständig – Alles in Allem, Herr Major – zu Befehl! – wollt' ich sagen, ja, hm!«

»Es ist schon gut, führe nur meine Befehle pünktlich aus und beeile Dich. Du kannst abreiten, sobald Du fertig bist. Jetzt geh' und kleide Dich sorgsam an und namentlich Sorge für reine Wäsche, denn ich will, daß Du so anständig wie möglich in Ober-Malitz erscheinst und die Bedienten mit ihren rothen Röcken dort Dich nicht über die Schulter ansehen.«

Hans, dem dieser neue Auftrag ganz außerordentlich gefiel und der sich überaus gern putzte, weil er ein hübsch gewachsener Bursche war und in der Garde gedient, zeigte eine frohe Miene, nickte seinem Herrn stolz zu und machte nach alter Weise Kehrt, was dem Major ein beifälliges Lächeln abgewann, obgleich er an seinen

Soldatenstand nicht mehr erinnert sein wollte. Es war noch keine Stunde vergangen, so kam er mit dem wohl- aufgezäumten Braunen und in stattlicher Haltung vor die Thür geritten, wo er das Pferd von einem Knecht halten ließ und sich zu seinem Herrn begab, um sich fertig zu melden. Dieser kam ihm schon auf der Treppe entgegen, gab ihm den Brief und trat mit ihm vor die Thür, in demselben Augenblick, als auch der Pächter zu Pferde vor der Rampe erschien, um einen Ritt über die Felder anzutreten. Auf die Frage des Majors nach dem nächsten Wege nach Ober-Malitz, lächelte der junge Mann auf eine höchst behagliche Weise und sagte:

»Ich reite heute selbst in die Richtung nach Ober-Malitz, Herr Major, und werde also den Hans begleiten. Da, wo ich von ihm scheidet, sieht er schon das Gut an der See mit dem großen Schloß vor sich liegen und kann nicht mehr fehlen.«

»Gut, damit bin ich zufrieden. Ich wünsche aber, daß Hans rasch reitet und Sie dürfen sich seinetwegen nicht übereilen.«

»O nein, Herr Major, meine Anwesenheit ist nirgends so nöthig und ich will meinem Pferde nur eine gute Bewegung machen. Es kann auch einmal tüchtig laufen und wir wollen sie beide ordentlich ausgreifen lassen. Guten Morgen!«

Hans hatte seinen Herrn schon ehrerbietig begrüßt und war dann wie ein wohlgeschulter Cavallerist leicht in den Sattel gestiegen. Beide Männer trabten munter vom Hause fort und bald hatte sie der Wald aufgenommen,

der nach Nieder-Malitz und von da nach Ober-Malitz führt. Als Beide verschwunden waren, drehte sich der Major um, um in das Haus zurückzukehren, als er Frau Nebelthau auf der Rampe stehen und ihn aufmerksam betrachten sah.

»Da reiten sie hin, Nebelthau, nach Ober-Malitz!« rief er munter. »Was sagen Sie nun?«

»Gott gebe seinen Segen, Herr Major, sage ich und weiter nichts!«

»Nun, das ist auch genug und ich sage es auch. Jetzt aber wollen wir heiter sein, liebe Frau, und das Beste hoffen. Der erste Stein, der Grundstein zu dem neuen Gebäude, ist gelegt und nun wollen wir sehen, ob wir es ungestört bis unter die Krone bringen. Guten Morgen! Jetzt will ich einmal – mit Andacht!« setzte er lächelnd hinzu, »die Zeitung lesen, denn ich habe sie ein paar Tage gar nicht in der Hand gehabt. Adieu!«



Wie der Major es sich vorgenommen, so blieb er den ganzen Vormittag zu Hause und nachdem er die letzten Zeitungen gelesen, kam er aus seinem Zimmer herunter, um sich im Park einige Bewegung zu machen. Daß er aber dabei in nicht geringer Spannung war und vielleicht doch nicht mit ganzer Andacht die Zeitung gelesen, hätte ein zufälliger Beobachter ihm wohl anmerken können, denn er sah oft nach der Uhr und rechnete im Stillen, wie rasch man nach Ober-Malitz und von da nach Grünwald

zurückreiten könne. Daß Hans den flinken Braunen gut ausgreifen lassen würde, nahm er als ausgemacht an und so brachte er nur noch in Anschlag, daß derselbe etwa eine Stunde auf die Generalin warten müsse. Das Gespräch mit ihr konnte nur einige Minuten dauern und so konnte der Diener, der bald nach acht Uhr abgeritten war, spätestens um Zwölf zurück sein.

Allein die zwölfte Stunde kam und Hans war noch immer nicht wieder da. Der Major wurde unruhig, ging im Vorgarten des Hauses hin und her, sah alle Augenblicke nach der Uhr und da er des Wartens endlich überdrüssig wurde, ließ er von dem Kutscher seinen Hengst satteln, um selbst seinem Boten entgegenzureiten. Indessen sollte es nicht dazu kommen. Denn eben als das Pferd gebracht wurde, ließ sich Pferdegetrappel auf dem Wege vom Walde her vernehmen und gleich darauf kam der eilige Hans in vollem Galopp dahergejagt. Ja, er hatte den Braunen tüchtig ausgreifen lassen, das sah sein Herr demselben wohl ein. Er war kochgahr geritten aber er schnaubte immer noch muthig, als er in den Hof einlenkte.

»Da bist Du ja,« rief der Major seinem treuen Diener entgegen und trat an den braven Gaul heran, um ihm den nassen Hals zu klopfen, der dick aufgeschwollene Adern zeigte. »Nun, komm nur mit zu mir hinauf,« fuhr er, zu dem schwitzenden Hans gewendet fort, »der Jakob da kann die beiden Pferde in den Stall bringen. Aber

pflegt mir den Braunen gut,« fügte er, sich an den Kut-scher wendend, hinzu, »bis Hans kommt, ich werde ihn nicht länger aufhalten als nöthig ist.«

Mit etwas bewegterem Herzen, als er selbst wußte, war der Major in sein Zimmer getreten, denn er war überaus begierig, zu erfahren, wie es Hans ergangen sei, dessen bedeutungsvolles Gesicht Neuigkeiten genug verkündete. Er war seinem Herrn auf dem Fuße in das Zimmer gefolgt und stand nun, den Hut in der einen, und das Tuch, womit er sich die heiße Stirn trocknete, in der anderen Hand, vor ihm.

Der Major sah ihn fest an und in stolzer Haltung vor ihm stehen bleibend, sagte er kurz und rasch. »Nun sprich, Hans, wie hast Du meine Botschaft ausgerichtet und was hast Du mir sonst zu erzählen?«

»Ach, Herr Major,« begann Hans mit wichtiger Miene und indem er seine rechte Hand, worin er das weiß und blau geblünte Tuch hielt, etwas erhob, »das war einmal ein hübscher Ritt und man kann gar nicht fehlen, wenn man den Weg weiß, den mir der Herr Pächter über die letzten Felder gewiesen hat. Von dem Waldhause in Nieder-Malitz, wo die alten Leute wohnen, geht es immer gerade aus durch den Wald und dann schwenkt man links ab, wo wieder ein Wegweiser steht, auf dem man den Namen: ›Ober-Malitz‹ lesen kann. Bis dahin ritt der Herr Pächter nur mit und nachdem er mir eine gute Verrichtung gewünscht, trabte ich allein über das Feld und gerade aus zwischen Gräben und Hecken hin auf das schöne Gut los. Der Tausend, Herr Major, das hat aber

ein Schloß, wie ich noch keins hier gesehen habe! Unser Grünwald ist auch ganz hübsch, o ja, aber mit dem Thurmschloß dort kann es sich gar nicht vergleichen und sieht wie ein alter Pferdestall dagegen aus – bitte es nicht übel zu nehmen – aber es ist gewiß wahr.«

»Ich glaube es,« sagte der Major, sich auf einen Stuhl setzend, »und nehme Dir nichts übel. Fahre nur fort. Wie ging es Dir nun weiter?«

»Ganz gut, Herr Major, hören Sie nur. Als ich mir das Schloß erst ein Bischen aus der Ferne betrachtet, denn es sah mit dem großen Wasser dahinter doch gar zu schön aus, trabte ich lustig drauf los und kam so in den Hof. Hunde waren nicht da, wenigstens bellten sie nicht wie hier und Alles war mäuschenstill. Als mein Brauner aber so hastig in den Hof trabte und mit seinen Hufeisen so lang auf den Steinen klapperte, kam ein rothrückiger Lakai aus der Thür und sah, was los war. Da sagte ich denn, was Sie mir zu sagen befohlen und daß ich die Frau Generalin partout selber sprechen müsse.

›Aus Grünwald kommen Sie?‹ fragte mich der rothrückige Lakai mit einer Miene, als ob er das, kaum glauben könne oder als ob Grünwald auf dem Monde läge. ›Ei, das ist ja komisch!‹ setzte er kopfschüttelnd hinzu. Was er damit meinte, weiß ich nicht. ›Aber da werden Sie etwas warten müsse,‹ fuhr er lachend fort, ›denn die gnädige Frau ist jetzt nicht zu sprechen und sitzt beim Frühstück in der Kinderstube.‹ – Aha, dachte ich, sie hat also Kinder! Na, auch gut, da wirst Du ein Bischen warten. So stieg ich denn ab und zog meinen Braunen in den

Stall, wozu mir ein anderer Bedienter rieth, der auch dazu gekommen war, denn der Braune war etwas warm geworden. Herrje, Herr Major, war das ein Stall und standen da einmal prächtige Pferde darin! Na, als ich meinen Braunen zugedeckt, wozu man mir einen hübschen Woylach gab, ging ich wieder in den Garten vor und hinter dem Schlosse und sah mir dasselbe aus der Nähe von allen Seiten an. Ach, es war noch viel prächtiger in der Nähe als aus der Ferne und alle Fenster hatten thürhohe Scheiben und blitzten wie Spiegel. Was mich aber am meisten verwunderte, das war das große Wasser dahinter, das ich von hier aus erst recht betrachten konnte und das so groß war, wie ich noch keins gesehen und wie wir selbst in Beelitz keins haben. Na, da fuhren auch viele Schiffe mit Segeln darauf herum und man konnte weit, weit weg darüber hinblicken, von einer mit Epheu bewachsenen Laube aus, auf die ich hinaufgestiegen war, um einen besseren Ueberblick zu haben. Herr Gott, ja, es war sehr groß, jetzt merkte ich es erst, man konnte gar nicht darüber fort sehen und am anderen Ende war gar kein Land aufzufinden. Als ich aber wohl zehnmal den Kopf darüber geschüttelt und mich satt gewundert hatte, stieg ich wieder in den Hof hinab und ging wunderbar neugierig hin und her, die schöne Dame kennen zu lernen, die in einem so herrlichen Schlosse wohnte, und immer blickte ich nach den Fenstern hinauf, die lustig in der Sonne funkelten. Aber es war kein Mensch daran sichtbar, so oft ich auch hinaufschauen mochte. Endlich, als ich wohl beinahe eine Stunde gewartet, kam der erste

rothrückige Bediente wieder zum Vorschein und gab mir einen Wink. ›Kommen Sie herauf,‹ sagte er, ›die gnädige Frau will Sie empfangen.‹ Ich stieg sogleich die breite Treppe hinauf, als ich aber in den Flur kam, der eine Art Halle mit gläsernem Dach ist, gingen mir fast die Augen über. Herr Gott, war das eine Pracht und ich kann gar nicht Alles mit Worten beschreiben. Als ich mich nun halb todt gewundert hatte, machte der Bediente eine Thür auf und ich stand in einem Saal, wo Alles in Allem von Gold und Glas und Farben glänzte. Nein, so etwas können Sie sich gar nicht vorstellen, Herr Major, und ich dachte, ich wäre im Schloß in Berlin, wo auch Alles so schön und glänzend war, als wir Anno 66 einzogen – Sie wissen ja!«

»Ja, ich weiß,« versetzte der geduldig zuhörende Major. »Aber nur rasch weiter und komm' endlich zur Sache.«

»Ja wohl, Herr. Nun, da stand ich eine Weile und sah mich nach allen Seiten um, aber ich hatte noch nicht die Hälfte von Allem beguckt, da ging eine andere Thür auf und nun erschrak ich erst recht. Denn eine Dame kam herein und sah mich groß an und ich glaubte, es müsse die Königin sein, so stolz und schön war sie. Sie können es mir glauben, Herr Major, sie ist beinahe so groß wie Sie und hat ganz hellblondes Haar, das ihr in zwei langen Locken hier vorn herunter hing, und ein Gesicht wie Milch und Blut und wunderhübsche blaue Augen, die immer größer wurden, je länger sie mich ansah. Ja, köstlich schön war sie und prächtig, bei Gott! Aber da konnte ich

sie mir nicht länger betrachten, denn sie fing an zu sprechen.«

»Was sagte sie?« fragte der Major, wider Wissen hoch aufathmend, als Hans eine kurze Pause machte.

›Sie sind aus Grünwald gekommen,‹ fragte sie mich, ›und haben einen Brief abzugeben?‹

»Ja, sagte ich, hier ist er und ich soll die schönsten Grüße vom Herrn Major bestellen.«

»Weiter. Was nun?« rief der Major.

»Da wurde sie, wie es mir schien, ganz roth im Gesicht und sah mich mit einem Blick an, den ich nie wieder vergessen werde.«

»Wie war denn der Blick?«

»Ja, wie war er – das kann man nicht so sagen, Herr Major. Aber es schien mir, als könnte sie mir bis in das Herz sehen und mir wurde ganz sonderbar, so ein Bißchen kleinlaut und windelweich zu Muthe. Nun ja, sie sah mich lange an, und dann nahm sie den Brief und sagte:

›Ich werde ihn lesen. Sagen Sie Ihrem Herrn, daß Sie ihn mir selbst gegeben haben, wie er es wünschte. Jetzt können Sie wieder gehen. – Doch halt!‹ rief sie mir nach, als ich mich schon umwandte, ›will Ihr Herr auch eine Antwort haben?‹

»Na, das versteht sich, sagte ich, oder etwas dergleichen, ich weiß es nicht mehr recht, denn ich war von all dem Glanz und der Schönheit ganz benommen. Und da lachte sie, zeigte mir ihre schneeweißen Zähne dabei und sagte: ›Wenn ich den Brief gelesen habe, werde ich

wissen, ob ich ihn beantworten muß. Muß ich ihn beantworten, so werde ich einen Diener mit der Antwort nach Grünwald senden. Nun gehen Sie!« und ich ging und wie ich die Treppe heruntergekommen bin, weiß ich nicht mehr, denn mir wirbelte Alles im Kopf herum.«

»So!« sagte der Major sinnend. »Und hat sie Dir weiter keinen Gruß an mich bestellt?«

»Nicht die Probe, Herr Major, und das wunderte mich eigentlich, da ich sie doch so freundlich von Ihnen begrüßt hatte. Ich ging nun in den Stall, nahm meinen Braunen und – heidi! ging es wieder über die Felder, in den Wald und nach Hause.«

Der Major nickte. »Gut,« sagte er, »nun gehe zum Essen, es wird wohl fertig sein, und ich danke Dir für Deinen raschen Ritt. Adieu!«

»Nicht zu danken!« erwiderte Hans, als er bedachtsam Kehrt machte und, sich die Stirn wischend, die Treppe hinunterstieg.

Der Major aber blieb unbeweglich eine Weile mitten im Zimmer stehen. Dann sagte er zu sich: »Es ist gut, ich konnte es kaum anders erwarten. Nun wird es wahrscheinlich morgen eine Antwort geben und, was sie auch bringen mag, wir müssen uns auf Alles gefaßt machen. Ja, ja, das wollen wir, ah! es ist mir doch lieb, daß die erste Botschaft ausgerichtet und somit das Eis gebrochen ist. Nun ist das Schiff in Fahrt und wir müssen es so gut steuern, wie möglich. Ja!«

An diesem Mittag hatte Frau Nebelthau alle Ursache, mit dem Appetit ihres Herrn zufrieden zu sein; er trank sogar gegen seine Gewohnheit eine ganze Flasche Wein, der ihn ungemein erheiterte und bewies, daß er auch eine muntere Laune haben könne, was freilich nur selten bei ihm zu Tage trat, dann aber auf seine Umgebung eine um so angenehmere Wirkung übte. Natürlich wurde Frau Nebelthau auch von dem Ausfall der Botschaft des guten Hans in Kenntniß gesetzt und sie lachte mit ihrem Herrn über die Darstellung des ehrlichen Burschen, die der Major so treu wie möglich zu copiren versuchte. Auch Frau Nebelthau war erfreut, daß das Eis zwischen den beiden so verschieden organisirten Menschen gebrochen war, aber sie verhehlte ihre Neugierde nicht, was die Antwort, die man nun erwarten mußte, wohl bringen würde.

»So überaus gütig und liebeich wird sie wohl nicht sein, Herr Major, das brauchen Sie nicht zu hoffen,« sagte sie. »Sie wird den Samuel nicht gleich auf den Arm nehmen und nach Grünwald tragen. Darauf dürfen Sie gar nicht so schnell rechnen.«

»Darauf rechne ich auch nicht,« entgegnete dieser lächelnd. »Im Gegentheile, ich bin auf eine etwas spitze und scharfe Antwort gefaßt, wenn ihr Charakter so beschaffen ist, wie Sie mir ihn dargestellt haben. Indessen soll mich das nicht kümmern; ich habe schon in Gedanken einen Panzer um meine Brust gelegt, und von dem werden alle Pfeile abprallen, die Ober-Malitz nach Grünwald losschießen wird. Wenn mir ihr Brief nur irgend eine

Möglichkeit dazu läßt, so werde ich ihn Schlag auf Schlag beantworten und mein Ziel dabei nicht aus dem Auge verlieren. Wenn ich vor der Hand auch nur um einen Schritt vorwärts komme, so bin ich dem Ziele doch schon näher gerückt und mit meiner Ausdauer und Geduld soll sich die keines anderen Menschen vergleichen können. Den Samuel gebe ich nicht auf, mag es kommen, wie es will, und wenn sie ihn mir nicht gutwillig giebt, so weiß ich nicht, ob ich mich nicht zu ganz energischen Mitteln entschließen würde.«

»Oho!« rief die Nebelthau. »Sie werden ihr doch das Kind nicht rauben wollen und so Ihr schönes Menschenrecht auf dasselbe aus den Händen geben?«

Der Major blickte sinnend vor sich nieder. »Wer weiß es?« sagte er halblaut. »Ich bin ein fügsamer und gutwilliger Mann, so lange man nicht eine gewisse wunde Stelle in meinem Herzen berührt; faßt man die aber unsanft an, so bin ich auch ein consequenter und eigenwilliger Mann und ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich in diesem Fall nicht eher vom Platze weichen werde, als bis ich keine Kraft mehr zum Kämpfen habe.«

»O, so weit wird es doch mit Gottes Hülfe nicht kommen!« rief die Haushälterin mit wieder auflodernder innerer Angst. »Nein, ich glaube noch gar nicht, daß es der gnädigen Frau da drüben mit ihrer Absicht, den kleinen Jungen zu behalten, Ernst ist, denn am Ende muß er ihr doch eine Last werden, da sie ja in der großen Welt und in Saus und Braus zu leben gewohnt ist. Nein, nein, wie ich die Sache ansehe, hat, sich der alte Widerspruchsgeist

nur einmal ein Bischen in ihr geregt und wenn sie sieht, daß sie mit ihrer Axt auf einen Stein trifft, hält sie mit Schlagen inne und giebt klein bei. Das ist so meine unvorgreifliche Meinung, Herr Major.«

»Ich wollte, Sie hätten Recht, dann hätten wir auch unsere Ruhe und unseren Frieden wieder, und darum ist mir am meisten zu thun, vorausgesetzt, daß ich den Samuel behalte. – Doch nun gesegnete Mahlzeit! Ich will ein Stündchen schlafen und dann einmal nach dem Waldhause reiten und sehen, was die alten Leute machen. Adieu, Nebelthau!« –

Wie er gesagt, so that er. Als er aber Nachmittags gegen fünf Uhr vor dem Waldhause eintraf, fand er die Thür desselben verschlossen und Niemand war im Innern zu bemerken, so lange der Major auch durch alle ihm zugänglichen Fenster schauen mochte. Wahrscheinlich waren die beiden alten Frauen einmal in den Wald gegangen, was sie nur selten gethan, solange sie den kleinen Samuel zu überwachen hatten. So warf der Major denn nur einen wehmüthigen Blick auf den öden Spielplan unter den drei Eichen, gedachte mit schmerzlicher Sehnsucht, die sich alle Tage steigerte, je länger er ihm entzogen ward, des holden Knaben und stieg dann wieder zu Pferde, um ein Stück weiter in den Wald hineinzureiten, bis er an den Wegweiser kam, der nach Ober-Malitz zeigte, und nun der gerade Weg vor ihm lag, der dahin führte.

Lange hielt er auf dieser Stelle und besann sich, ob er noch eine Strecke weiter reiten solle, bis er das vielgerühmte schöne Schloß wahrnehmen könne, welches die blondlockige Fee barg, die ihm sein kostbares Kleinod geraubt hatte. Allein nach längerer Ueberlegung stand er davon ab. »Was sollte es auch nützen?« sagte er sich. »Neugierig, den Glanz zu sehen, den Hans so laut bewundert hat, bin ich nicht und fördern kann es mein Unternehmen auch nicht. So reiten wir denn blos ein wenig spazieren. Ha, der Tag ist schön und wer weiß, wie lange die Freude mit dem Sonnenschein dauert. Vorwärts, mein treues Thier!« –

Erst gegen acht Uhr Abends kam er etwas ermüdet nach Grünwald zurück und plauderte nach dem Abendessen ein Stündchen mit seiner Vertrauten, der er erzählte, wo er gewesen und wie er das Waldhaus so traurig öde und still gefunden habe, Dann ging er zur gewöhnlichen Zeit zu Bett und sah dem kommenden Tage mit der größten Ruhe entgegen, wie ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt hat und sicher ist, denselben bis zum letzten Moment consequent durchzuführen.

Am nächsten Morgen aber, als er beim Frühstück saß und die eben gekommene Zeitung las, störte ihn das Gebell des Hofhundes auf und als er an's Fenster trat, um zu erkunden, was dasselbe bedeute, sah er einen Diener in rother Livree auf einem schönen Apfelschimmel in ruhigstem Schritt in den Hof kam, der offenbar der im Stillen ersehnte Bote auf Ober-Malitz war und nun doch viel

früher in Grünwald erschien, als der Herr desselben es erwartet hatte.

»Sie ist so pünktlich wie ich,« sagte der Major, vom Fenster zurücktretend, »nun, da haben wir doch wenigstens etwas gemeinsam. Nun aber wollen wir den Brief erwarten – mein Herz schlägt doch nicht ganz so ruhig, wie es sollte – warum? Natürlich, es ist der Inhalt des Briefes, der mich in Unruhe setzt und den zu erfahren ich so begierig bin. Aber still! Was kann er mir bringen, als was ich mir nicht selbst schon jetzt sage? Eine erste abschlägige Antwort, weiter nichts. Nun, das will nichts besagen, das habe ich ja so ziemlich erwartet. Dann aber folgt mein zweiter Brief, das Turnier kommt in Gang, und wir wollen sehen, ob sie auch den verneinend beantworten wird.«

In diesem Augenblick trat Hans in das Zimmer und meldete mit lachendem Gesicht, daß ein Herr Rothrock aus Ober-Malitz da sei und den Herrn Major selber zu sprechen begehre.

»Laß ihn heraufkommen,« sagte der Major, »ich bin bereit und er braucht nicht so lange auf meine Tonika zu warte, wie Du bei seiner Herrschaft.« Und als Hans wieder gegangen war, sagte er lachend zu sich: »Etwas neues Gemeinsames! Sie macht es wie ich, auch ihr Bote soll mich persönlich sprechen und das – das läßt mich nicht gar zu Schlimmes befürchten, meine Herren!«

Der fremde Diener hatte bescheiden an die Thür geklopft, vor die ihn Hans geführt, und auf den lauten Ruf des Herrn von Grünwald trat er herein, verbeugte sich

ehrerbietig und zeigte sich bei den ersten Worten als ein gewandter und wohlgeschulter Diener, wie ihn in dieser Art der Major nicht aufzuweisen hatte, denn Hans war nur eine ehrliche Haut, aber etwas rauh, wie es die Leute seiner Erziehung und Standes, die durch keine fein polirende Frauenhand in ihren Dienst eingeweiht wurden, gewöhnlich sind.

»Habe ich die Ehre, den Herrn Major von Eberstein zu sehen?« fragte der hübsche junge Mann, der untadelhaft gekleidet war und sich in gewählter Sprachweise vernehmen ließ.

»Ja, der bin ich – was wünschen Sie von mir?«

»Ich komme im Auftrage meiner gnädigen Frau, der Frau Generalin von Hartenfels auf Ober-Malitz und bringe diesen Brief, den ich nur in des Herrn Major's eigene Hand legen soll,« lautete die ruhig gesprochene Antwort.

Der Major warf einen festen Blick auf das Gesicht des Dieners, auf dessen kurzen Worten kein besonderer Gruß seiner Gebieterin zu hören war, und nahm dann den hingehaltenen Brief entgegen. »Ich danke Ihnen,« sagte er mit jenem nachdrücklichen Ernst, der Jedermann imponieren mußte, der zum ersten Mal in die Nähe des stolz blickenden, hochgewachsenen Mannes kam. »Sind Sie beordert, eine Antwort mit zurückzunehmen?«

»Nein, gnädiger Herr! Ich soll den Brief nur abgeben und dann gleich zurückkehren.«

»So gehen Sie, Sie haben Ihren Auftrag erfüllt. Guten Morgen!«

Der rothröckige Diener verbeugte sich und ging. Der Major aber stand im Zimmer, den Brief in der Hand haltend und betrachtete ihn aufmerksam. Die Adresse war mit einer festen, schönen und deutlichen Hand geschrieben und das Couvert mit einem rothen Siegel verschlossen, auf dem das Wappen der Barone von Flamberg abgedrückt war, ein großes und schönes Wappen, in dessen zwei schräg getheilten Feldern zwei Herzen enthalten waren, aus denen eine züngelnde Gluth emporschlug.

Der Major betrachtete es lange auf beiden Seiten und dabei flog ein dunklerer Schimmer über sein edles Gesicht. Endlich aber sagte er:

»Aha, ich sehe und, merke es: sie documentirt sich mir gegenüber nicht als die Generalin von Hartenfels, sondern als eine Tochter und Erbin der Flamberge. Gut. *Omen malum absit!* Schon daraus erkenne ich, was in einen Inhalt der Brief birgt. Also die Nebelthau hat Recht. Sie hat mir den Knaben genommen, weil ein Grünwalder, ein Eberstein es war, der sich desselben bemächtigen wollte und weil eine Flamberg auf Ober-Malitz das nicht dulden kann. Gut. So weit sind wir. Aber nein, wir wollen nicht zu früh urtheilen. Wenn man doch einem solchen Briefe schon von außen ansehen könnte, was er enthält! Wie viele Briefe würden dann ungelesen in die Flammen wandern. Das würde ich nun freilich nicht thun. Denn wenn er auch die Hölle enthielte und ich es vorher wüßte – ich würde ihn lesen, weil – weil ich ihn ja beantworten muß. Und nun vorwärts Felix, umgehe die flammenden

Herzen, laß sie in sich selbst verbrennen und lies, was Du lesen mußt.«

Und er nahm ruhig eine Scheere, schnitt das Couvert an der Seite auf, setzte sich auf einen Stuhl am Fenster und las, mit großer Ruhe beginnend, den ziemlich langen Brief, ohne zu wissen, daß diese Ruhe von Secunde zu Secunde abnahm und schließlich einer Aufregung wich, wie er sie lange nicht empfunden hatte.

Der Brief aber lautete folgendermaßen:

»Mein Herr!

Ich kann nicht läugnen, es hat mich sehr überrascht, von Grünwald aus und noch dazu von einem Herrn von Eberstein einen Brief zu empfangen, und Sie werden es natürlich finden, wenn ich unter dem Eindruck dieser Ueberraschung meine eigenen Gefühle nicht zurückhalte, zumal Sie mir aus freien Stücken die Ihrigen mitgetheilt und dadurch die Offenbarung der meinigen herausgefordert haben. In der That haben Sie Recht, wenn Sie sagen, daß Sie mir als ein Unbekannter, ja – ich bezeichne es noch deutlicher – als ein völlig Fremder schrieben, denn ich habe erst vor kurzer Zeit durch das in hiesiger Gegend umlaufende Gerücht erfahren, daß ein Mann Ihres Namens als Erbe auf das mir benachbarte Gut Grünwald eingezogen ist.

Was nun Ihr Schreiben selbst betrifft, so ist mir sowohl die Art, wie es abgefaßt, wie der Inhalt, den

es mir offenbart, allerdings etwas auffallend gewesen. Was zuerst jene Art anlangt, so will ich sie nur – eigenthümlich nennen, da mir im Augenblick kein anderer Ausdruck dafür zu Gebote steht, und was Sie sodann von der Bedeutung sagen, die Sie ihm beilegen, so habe ich für mich selbst wenig Bedeutendes darin gefunden. Ich bin aufrichtig, wie Sie sehen, aber das ist in diesem Falle nothwendig, zumal ich annehmen muß, daß auch Sie mit Ihrer Aufrichtigkeit gegen mich nicht zurückgehalten haben. Möglich ist es allerdings, daß Sie, wie alle Männer, gerade Ihren eigenen Gefühlen eine so große Bedeutung beilegen, wogegen ich denn auch nichts einzuwenden habe, da ja Jeder von sich denken kann, was er will. Daß Ihre Gefühle aber in meinem Herzen einen besonderen Anklang finden, muß ich so lange bezweifeln, als ich nicht die Ehre habe, Sie genauer zu kennen, um an dieselben den Maaßstab legen zu können, nach dem ich die Gefühle der Männer überhaupt zu beurtheilen durch die Erfahrung belehrt worden bin.

Betrachten Sie Das als die Einleitung meiner mir von Ihnen abgeforderten Antwort und gehen wir nun zu dem Inhalt Ihres gefälligen Schreibens selbst über. Und da muß ich mich gleich im Anfang entschuldigen, daß ich in Ermangelung eines anderen Ausdrucks für meine Empfindungen ein schon gebrauchtes Wort wiederhole, indem ich Ihnen offen

gestehe, daß dieser Inhalt abermals einen eigentümlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Daß Sie dem armen Kinde einer auf meinem Gute ansässigen Näherin, dem Samuel Luginbühl, Ihr Herz geschenkt, geht allerdings klar aus Ihrem Schreiben und auch so ziemlich deutlich aus Ihren Handlungen gegen denselben hervor, Handlungen, die mir einerseits ebenfalls durch das Gerücht, andererseits durch die Erzählung seiner Mutter bekannt geworden sind; indessen erlauben Sie mir wohl, anzunehmen, daß nicht allein Ihre Gefühle für den Knaben oder, wenn Sie lieber wollen, Ihre allgemeine Menschenliebe jene Handlungen veranlaßt haben, sondern daß ein ganz anderes und weniger rühmenswerthes Gefühl dabei mitgespielt hat, und diese Annahme oder dieser Gedanke eben hat mein Blut in Wallung gebracht und mich zu der Strenge gedrängt, die, wie ich fürchte und doch eigentlich nicht wünsche, Sie aus diesen Zeilen herauslesen werden. Dieses andere und weniger rühmenswerthe Gefühl, welches Sie zu den alten Bastians getrieben und gerade diesen Leuten einige Wohlthaten zu erweisen gewissermaßen ermächtigt hat, ist und kann aber nur ein Gefühl sein, dessen weniger wohlthätige Spitze sich gegen mich, eine ganz unschuldige Person wendet, die Ihnen nie das Geringste in den Weg gelegt hat und am wenigsten geneigt ist, Ihnen fernerhin Etwas in den Weg zu legen. Durch diesen vom Zaun gebrochenen und von mir ganz unvorhergesehenen

Angriff künden Sie mir – ich habe das wohl begriffen – gewissermaßen von Neuem eine längst abgethane und mir nur von Hörensagen bekannte Fehde an, die wiederaufzunehmen ich um so weniger Lust habe, als ich für Niemanden einen Vortheil daraus erwachsen sehe, wenn zwei Familien, die schon als Nachbarn auf Friede und Eintracht angewiesen sind, ohne allen stichhaltigen Grund sich entzweien und beunruhigen. In Folge dieser mir von Ihnen zugeschleuderten Fehde nun und um Ihnen jeden Grund, dieselbe von Neuem anzufachen, zu benehmen, antworte ich Ihnen in Bezug auf den Knaben, wie folgt, und ich drücke mich von jetzt an möglichst kurz und klar aus, um Ihnen nicht mit weitschweifigen Redensarten, die ich selbst nicht liebe, nur eine Minute länger als nöthig lästig zu fallen.

Auf wie lange ich das Kind meiner Schneiderin, die jetzt meine Kammerfrau geworden, zu mir genommen, kann ich in diesem Augenblick selbst nicht bestimmen, jedenfalls bin ich gesonnen, mir diese Zeit durch Niemanden – mag er nun einen Wunsch oder eine Absicht damit verbinden – verkürzen zu lassen, da ich meine Handlungen stets nach meinem eigenen Ermessen vollführe und so gut wie irgend ein Anderer meine bestimmten Zwecke verfolge, ohne mich dazu durch Hintergedanken, wie Sie sie wahrscheinlich hegen, drängen oder überhaupt durch äußere Triebfedern beeinflussen zu lassen. So viel aber kann und will ich Ihnen sagen: auch ich

habe das Wohl des verwaisten Kindes im Auge und eben deshalb habe ich es zu mir genommen, da ich der Meinung bin, daß es bei mir, wo ihm eine passende und fortwährende Pflege zu Theil wird, besser aufgehoben ist als irgend wo anders – sollte es selbst in dem Schlosse zu Grünwald sein, von dessen Einrichtungen, Gewohnheiten und Sitten ich allerdings nur eine sehr oberflächliche Kunde habe.

Schließlich aber muß ich Ihnen noch Eins sagen, mein Herr, was ich sogar für etwas sehr Wichtiges halte. Wenn ich gegen den Sohn der Grittli Luginbühl handelte, wie ich es that, so hatte ich dazu nicht nur ein Recht, sondern sogar die Pflicht, nachdem mir die Verhältnisse seiner Mutter und Urgroßeltern bekannt geworden waren. Ich lebe noch nicht lange genug auf Ober-Malitz, um alle Persönlichkeiten und Verhältnisse des großen Gutes mit eigenen Augen durchschaut haben zu können, wo ich aber einen Einblick in dieselben gewinne, da werde ich auch den etwa entdeckten Gebrechen und Schäden nach besten Kräften abzuhelfen suchen. Das habe ich nun auch in diesem Fall gethan. Dieses mein Recht und diese meine Pflicht, Herr Major, scheinen Sie aber bei Ihrer Handlungsweise gegen die Bewohner des Waldhauses in Nieder-Malitz ganz außer Acht gelassen zu haben, nachdem ich Ihnen jedoch meine Ansicht der Dinge mitgetheilt, bin ich überzeugt, Sie werden von Ihrem Verlangen und Vorhaben abstehen und mir, der einzigen Gutsherrschaft von Ober-

und Nieder-Malitz, die Sorge für meine Hörigen und also auch für dies Kind und seine Verwandten überlassen.

Das ist Alles, was ich auf Ihren Brief zu erwidern mich verpflichtet fühle und somit habe ich die Ehre, mich hochachtungsvoll zu zeichnen als

Ihre ergebenste

Marianne von Hartenfels, geb. von Flamberg.«

Als der Major diese stolzen Worte las, aus denen ihm ein noch stolzeres Auge entgegenzublitzten und ein noch hochmüthigeres Herz entgegenzuklopfen schien, schoß ihm das Blut wie eine überschäumende Welle in den Kopf und er war im ersten, ihn fast betäubenden Augenblick kaum im Stande, irgend etwas Zusammenhängendes zu denken. Allerdings hatte er eine scharfe und spitze Antwort erwartet, aber daß sie so vernichtend scharf und spitz sein würde, hatte er nicht vorausgesetzt. Als er sich aber von seiner ersten Ueberraschung erholt, trat allmählig die Empfindung seines eigenen verletzten Stolzes in den Vordergrund und von einer augenblicklichen Aufwallung hingerissen, wie sie auch den ruhigsten und bedächtigen Menschen überkommt, wenn ihm bei seinen mit mildem Herzen vollbrachten Handlungen Motive untergeschoben werden, die für ihn gar nicht vorhanden sind, griff er schon nach der Feder, um auf der Stelle eine Antwort zu schreiben, wie sie ihm ein solcher Brief zu erfordern schien.

Indessen besann er sich bald eines Anderen und sich in seinen Stuhl vor dem Pult, auf dem er schon saß, zurücklehnend, sagte er zu sich: »Kaltes Blut, Felix, auch diesmal, wo Du so ungerecht beleidigt wirst. Nein, man darf sich von dem überwallenden Feuer eines Anderen nicht gleich in Wallung setzen und entflammen lassen, vielmehr erst ruhig überlegen, wie derselbe, also in diesem Fall die Schreiberin dieser geharnischten Zeilen, zu der Annahme ihrer Irrthümer gekommen ist. Und da will es mir fast scheinen, als ob der Brief mit einer ganz bestimmten Absicht so hart und rauh abgefaßt ist. Wahrscheinlich soll er eine Prüfung für mich sein, ob ich mich leicht hinreißen, ob ich mich von meinem mit Ruhe betretenen Wege rasch abdrängen lasse, damit sie dann um so ungestörter das einmal begonnene Werk nach eigenem Gutdünken fortsetzen könne. Ja, so kann es nur sein und diese Prüfung, wenn sie mir doch vorbehalten war, will ich einmal rühmlichst bestehen und es soll der stolzen Dame da drüben nicht gelungen sein, mich aus meiner philosophischen Ruhe – wie meine Kameraden einst meinen Gleichmuth nannten – auch nur auf einen Augenblick gebracht zu haben.«

Er sann wieder nach, warf noch einen raschen Blick auf einige Zeilen des so bedachtsam geschriebenen Briefes und fuhr damit im Selbstgespräch fort. Die Sache hat aber noch eine andere Seite und die darf ich diesmal auch nicht außer Acht lassen. Man muß immer und überall gerecht und billig sein, selbst wenn man einen Gegner

vor sich hat, der selber gerecht und billig zu sein nicht nöthig zu haben glaubt. Es giebt ja, es giebt einen Edelmuth in der Art und Weise der Waffenführung, und ich – ein Eberstein – will mich desselben fähig zeigen und meinen ungerechten und unbilligen Gegner zwingen, mir das zuzugestehen. Und da will ich mich einmal in die Lage dieser Frau versetzen und von ihrem Gesichtspunkt aus meine so herb angefochtene Handlungsweise betrachten. Sie sieht in meinem ersten Schreiben nur einen versteckten Augriff und eine Erneuerung der alten, unliebsamen Fehde unserer Familien, und einen solchen weist sie zurück, wie eine selbstständige und stolze Natur es muß. Ich hätte eigentlich nichts Anderes erwarten können, wenn ich an die vergangenen Zeiten gedacht, und daß ich so sanguinisch war, gleich von Anfang an auf einen blitzschnellen Erfolg meines Vorgehens, auf die augenblickliche Erfüllung meines Wunsches zu rechnen, war thöricht genug, denn mit so albernem und nichtssagenden Zeilen, wie ich sie ihr schrieb, die den ganzen Vorgang zwischen uns nur höchst oberflächlich berührten, kann man wohl ein Kind, nicht aber eine so fest in sich abgeschlossene und nach Grundsätzen handelnde Frau besiegen und nachgiebig stimmen. Und – hat sie nicht wirklich ein größeres Recht und dann auch die Pflicht, wie sie so richtig sagt, für das Wohl der ihr zugehörigen Leute zu sorgen? Ja, sie hat ein größeres Recht als ich, ihre specielle gutsherrliche Pflicht überwiegt meine allgemeine Menschenpflicht um ein Bedeutendes und es ist nur das

an ihrer Handlungsweise auszusetzen, daß sie erst damit begonnen hat, nachdem ich ihr mit meinem Beispiel vorangegangen war und sie dadurch auf ihre Pflicht aufmerksam gemacht hatte. Doch das läßt sich auch noch von ihrer Seite vertheidigen, denn es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß sie die Verhältnisse der Grittli nicht näher gekannt hat.«

»Nur ein einziger Punkt,« fuhr er nach abermaligem längeren Nachdenken fort, ist in dem Brief, der mich in Wahrheit verletzt und worin sie ganz und gar ungerecht gegen mich verfährt, und das muß ihr ernstlich vorgehalten werden, damit sie zu einer besseren Erkenntniß und Ueberzeugung von mir gelangt. Sie schreibt mir einen Hintergedanken zu, den ich nicht im Entferntesten gehabt habe, sie erblickt in meiner wohlwollenden Fürsorge für den kleinen Samuel einen Act persönlicher Feindseligkeit eines Eberstein gegen einen Flamberg, sie glaubt, mich stachle der Aberwitz, einen mir kaum bekannten alten Familienzweist von Neuem anzufachen und das Alles leuchte aus meinem Schreiben hervor, das doch nur die einfache Bitte oder Frage enthält, ob sie mir für lange Zeit das so geliebte Kind entziehen wolle. Bei Gott, nein, eine solche Absicht habe ich nicht gehabt und mein Herz fühlt sich von *dem* Vorwurf frei. Und das – das muß ich ihr sagen, ganz umständlich sagen, und sollte ich einen ganzen Tag darauf verwenden müssen. Doch halt! Nichts übereilen, Felix! Der Tag ist noch lang und mein schwaches Hirn – o, ich bin ja nie ein großer Gelehrter oder ein starker Kopf gewesen – muß erst ein paar Stunden Ruhe

haben. Wir wollen einmal erst sehen, mit welchen Augen andere Leute den vorliegenden Fall betrachten und diesmal soll Frau Nebelthau – sie ist eine kluge Frau und kennt die Flamberge besser als ich – vollständig Mitwiserin des Vorgehenden werden.« –

Als Frau Nebelthau eine Stunde später im Zimmer ihres Herrn, wohin sie gerufen worden war, den ihr vorbehaltenen Bericht desselben vernommen und den herausfordernden Inhalt des Briefes der Frau Generalin von Hartenfels kennen gelernt hatte, war die gute Frau so erschrocken, daß sie anfangs kein Wort sprechen konnte. Sie sah ihren so herzlich geliebten Herrn, an dessen Geschick sie den wärmsten Antheil nahm, nur mit starren Blicken an und ihre Hände griffen krampfhaft nach der Lehne des Sessels, auf dem sie saß.

»Ist es denn möglich!« brachte sie endlich laut aufseufzend hervor, »und hätte wirklich Ihr Herr Onkel Recht gehabt, wenn er immer in warnendem Ton von den Flambergs sprach? O, sehen Sie, ich habe es Ihnen ja auch gesagt, daß es nicht gut ist, wenn man zu viel Vertrauen zu den Menschen hat! Da haben Sie es nun! Die Generalin hat nicht ohne Grund von Ihren Hintergedanken gesprochen, sie will damit sagen, daß sie die alte Feindschaft zwischen Grünwald und Ober-Malitz kennt, mir um ihren eigenen Groll zu verdecken, thut sie, als ob Sie ihr den Fehdehandschuh hingeworfen hätten, indem Sie den Knaben beanspruchen, der ihrer Meinung nach ihr allein gehört. So hat sie Ihnen höchst klüglich die Schuld an

der neuen Fehde aufgebürdet und sie, die einzig Beleidigte spielend, wäscht sich die Hände. O wie schlaue, wie sehr schlaue sind doch alle diese Flamberg von jeher gewesen! Aber was wollen Sie nun thun?« fragte sie, da der Major ernst und stumm vor sich niederblickte und ihren Worten kaum sein Ohr zu schenken schien.

Jetzt fuhr er wie aus einem Traume auf, sah seine Vertraute mit seinen großen, blauen Augen durchdringend an und sagte ruhig: »Was ich thun werde? fragen Sie. Nun, natürlich nehme ich den von ihr hingeworfenen Handschuh auf, aber die Wahl der Waffen ruht glücklicher Weise in meinen Händen und so werde ich das Turnier auf meine eigene Art führen. Ich werde ihr nicht mit Bitterkeit begegnen, wie sie mir begegnet ist, nein, ich werde vielmehr den Weg der Milde betreten. Damit kommt man immer weiter, wenn man ein fest in's Auge gefaßtes Ziel erreichen will und die offenbare Gewalt wie die Sünde haßt. Und diese Gewalt hasse ich, wie ich einmal bin, aber ich bin consequent in meinem Begehren und so will ich mein Ziel erreichen und werde es trotz ihr. Geben Sie Acht, Nebelthau, der Samuel gehört mir, ich sage es Ihnen!«

Die Haushälterin sah ihren schon wieder so vertrauensvollen Herrn wehmüthig an, lächelte sanft und sagte, den rechten Zeigefinger warnend erhebend: »O, o, Herr Major, gehen Sie nicht zu rasch voran! Denken Sie immer, daß Sie es mit einem hartnäckigen und hinterhaltigen Gegner zu thun haben und daß derselbe nicht mit Ihren

glimpflich Waffnen ficht. Ach, wenn Sie doch die ganze Geschichte Ihres Herrn Onkels kennen lernen wollten! Sie würde Ihnen eine große Lehre sein, den Menschen nicht so blindlings zu vertrauen und nicht des Glaubens zu sein, daß die geraden Wege immer die kürzesten sind, die zum Ziele führen!«

»Nein, die kürzesten sind sie allerdings nicht immer, Nebelthau, sie sind und bleiben aber immer die besten, und ich gehe keine krummen Wege, wie ich sie nie gegangen bin. Die Geschichte meines Onkels aber, die ich nun endlich doch wohl einmal kennen lernen muß, sollen Sie mir nächstens erzählen, so viel Ihnen davon bekannt ist; nur jetzt, nur heute nicht, wo ich meinen Kopf von anderen Dingen voll habe. Denn sehen Sie, den ganzen Brief, den ich der Frau Generalin noch heute Nachmittag schreiben werde, der summt und saust mir schon jetzt durch den Kopf, und die innere Ruhe, die ich dazu brauche, ist trotz meiner heutigen Aufregung doch wieder in mein Herz eingeekehrt. So soll er denn bald geschrieben werden und schon morgen früh soll er nach Ober-Malitz abgehen. Ich werde Ihnen dann erzählen, was ich geschrieben, und Sie werden auch diesmal mit mir zufrieden sein. Wie es scheint, hat die Frau Generalin in ihrem Leben, trotz ihrer Jugend nur üble Erfahrungen mit den Menschen gemacht und sie glaubt nicht, daß es Männer giebt, die nichts fürchten, als was allein furchtbar ist: ein unthätiges Leben, ein kaltes Herz und einen unedlen Geist; vielmehr hat sie nur solche kennen gelernt, die keinen anderen Gedanken haben, als ihren

Nächsten hinterrücks ein Bein zu stellen und sich auf den Schultern eines Anderen, den man bei Seite stößt, wenn er zur Leiter gedient, den Weg zum Wohlsein zu bahnen. Nein, zu diesen letzteren gehöre ich nicht, wohl aber zu den ersteren, und sie soll sich davon überzeugen, verlassen Sie sich darauf.«

»Und wenn sie sich dennoch nicht davon überzeugt und nicht davon überzeugen will?« fragte die Nebelthau mit flammender Röthe auf den Wangen.

Der Major zuckte die Achseln. »Dann bedaure ich sie,« sagte er träumerisch, »dann werfe ich sie ganz zu den für mich Todten und – und –«

»Und Samuel?« unterbrach ihn die alte Frau mit schwimmenden Augen, da er plötzlich stockte.

»Und Samuel? Ja!« sagte der Major weich und wehmüthig. »Ja, Sie haben Recht – was mit ihm? O, ich will noch nicht daran denken, daß ich diesen Knaben verlieren sollte, den ich so liebe, nach dem ich mich täglich, stündlich mit heißerer Sehnsucht sehne – *den* Gedanken kann ich nicht fassen und so fasse ich ihn nicht. – Und nun genug davon. Adieu, bis auf Wiedersehen, und ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, mir so treulich in dieser Crisis meines Lebens zur Seite zu stehen.«

SECHSTES CAPITEL. DAS TURNIER KOMMT IN GANG.

Der Nachmittag und die zum Schreiben bestimmte Stunde war für den Major gekommen. Seine Stimmung war gleich ruhig wie am Morgen geblieben und, wie heller Sonnenschein draußen auf den Feldern lag und ein

reiner blauer Himmel sich über der grünen Erde wölbte, so waren Sonnenschein und blauer Himmel auch in seine Brust eingezogen und hatten ihn mit einer Heiterkeit der Seele erfüllt, als ob es keinen Zwiespalt in der Welt gäbe und als ob die Feder, die er jetzt in der Hand hielt, nur die freudigsten Gedanken mit einem vertrauten Freunde auszutauschen hätte.

Er schrieb langsam und lange, selbst bis in den Abend hinein, so daß er seine Lampe anzünden mußte, um noch heute mit dem ihm so wichtigen Schreiben zu Ende zu kommen und es früh am Morgen absenden zu können, damit es ihm nicht länger auf der Seele brenne. Die Gedanken flossen ihm glatt und klar aus der Feder und er besann sich bei keinem Wort nur einen Augenblick, so daß es schien, als hätte Alles, was er schrieb, schon längst fertig in seinem Innern gelegen.

Dieser zweite Brief aber lautete folgendermaßen:

»Gnädige Frau!

Indem ich Ihnen zuerst Dank sage, daß Sie meinen Brief, der eigentlich weiter nichts enthielt und enthalten sollte, als eine aus dem Herzen strömende, ergebenste Bitte, einer so raschen Antwort gewürdigt haben, bestätige ich Ihnen, daß ich aus dieser Antwort allerdings die Ueberzeugung von Ihrem Recht und Ihrer Pflicht – wie Sie es selbst nennen – für die durch Gottes Rath Ihnen Anbefohlenen zu

sorgen, gewonnen habe, eine Ueberzeugung von einem Recht und einer Pflicht, die ich schon anerkannte und erwog, bevor Sie noch so gütig waren, mich darauf aufmerksam zu machen. Allein außerdem habe ich noch etwas Anderes in Ihrem Briefe gelesen, worauf ich weniger gefaßt war und was hier näher zu erörtern ich heute durchaus nicht umgehen kann.

Zuerst jedoch erlauben Sie mir folgende freimüthige Erklärung. Sie hätten mir Alles, was Sie mir sagten, in einem etwas weniger hohen und stolzen Tone sagen können, denn ich habe diese Ihre Hoheit und Ihren Stolz nicht herausgefordert und noch viel weniger Sie mit meiner Bitte zu verletzen oder zu erbittern die Absicht gehabt. Aber Sie sprechen zu mir, wie zu Jemandem, der sich vermessen hat, sich ungerufen in Ihre unnahbare Sphäre zu erheben und der Ihnen geschaffen scheint, daß man ihn auf seine vermeintliche Ueberhebung aufmerksam mache, um ihn damit für ewige Zeiten in die ihm gebührenden Schranken zurückzuweisen. Das war nicht recht von Ihnen, denn Sie kennen mich nicht und wissen also auch nicht, wie tief Sie mich damit verletzen konnten, wenn ich nicht glücklicher Weise ein duldsamer und alle Schickungen mit angeborener Resignation aufnehmender Mann wäre.

Gegen diese Erhebung meines eigenen Ichs zu einer mir nicht zugänglichen Sphäre, wie Sie mein Verhalten aufzufassen belieben, muß ich mich zunächst verwahren, denn ein solcher alltäglicher und

gemeiner Menschendünkel, der in meinen Augen nur geistige Schwäche in der albernsten Form ist, liegt nicht in meiner Natur. Ich bin allen Menschen, die mir das Schicksal bis jetzt in den Weg geworfen hat, stets offen und ehrlich, ohne Hinterhalt und Nebengedanken entgegengekommen, ich habe mich in mir selbst nie mehr und besser gefühlt, als Andere, und warum sollte ich nun hier zum ersten Male in zu einem Leben gegen Sie einen Hochmuth oder eine Hoffahrt hervorkehren, die gewiß ihre Wirkung versagten, wenn ich irgend eine von ihnen erwartet hätte? Also darin haben Sie schon *einen* Irrthum in Bezug auf meinen persönlichen Charakter begangen und nun komme ich zu dem zweiten, der mir für Sie wie für mich noch viel wichtiger erscheint.

Sie haben einer alten Fehde erwähnt, die zwischen Ihren Vorfahren und einem Verwandten von mir einst geherrscht hat und die ich durch meine Ihrem Herzen entgegengetragene Bitte von Neuem herauszubeschwören oder zu höherer Gluth anzufachen die Absicht gehabt hätte. Das ist abermals und ein mich tief berührender Irrthum. Denn ich kann darauf schwören, daß mir jene längst erstorbene Fehde zwischen zwei Todten bis jetzt nur ganz oberflächlich bekannt ist, ja, daß ich, obgleich mir die Gelegenheit dazu nahe lag, noch gar nicht, weder nach dem Ursprung noch nach den Folgen dieser Fehde geforscht habe. Aber selbst dann, wenn ich

genauer mit den früheren Verhältnissen auf Ober-Malitz und Grünwald bekannt gewesen wäre, hätte dies nicht den geringsten Einfluß auf meine Handlungsweise gegen Sie geübt und üben können; denn ich gehöre nicht zu den Menschen, die einem unter jeder Bedingung Unschuldigen, was Sie in dieser vielleicht schon vor Ihrer Geburt stattgefundenen Fehde in meinen Augen sind, eine Schuld nachtragen, die ein Vorfahr desselben auf sich geladen haben kann. Und so bitte ich Sie dringend, sehen Sie die Sachlage zwischen uns ganz objectiv aus diesem meinem Gesichtspunkt an und, wenn Sie das thun, dann werden Sie sich selbst sagen müssen, daß kein Hintergedanke in mir wohnen und eben so wenig eine Absicht in mir vorhanden sein konnte, einen alten mir unbekanntem Streit durch einen neuen zu verewigen und so das Böse und Schlimme, was ein Streit immer ist, bis in die Unendlichkeit zu verlängern.

Was nun den Hauptpunkt unserer Correspondenz betrifft, jenen kleinen unschuldigen Knaben, so bin ich in meinem ersten Schreiben vielleicht zu kurz über ihn gewesen, um Ihnen klar zu machen, was mich gedrängt und getrieben hat, Ihnen die Bitte vorzutragen, mir ein paar Worte über das Schicksal zu sagen, das Sie ihm zugedacht haben. So will ich denn jetzt umständlicher und wo möglich auch klarer darüber sein; um es aber in vollem Maaße sein zu können, bin ich genöthigt, Ihr weibliches Auge

einen Blick in ein männliches Herz thun zu lassen, damit Sie die Einsicht gewinnen, daß auch das letztere reich an warmen Empfindungen sein kann, obgleich Sie mir ziemlich hart angedeutet haben, daß meine Gefühle in Ihrem Herzen nur wenig Anklang finden werden.

Nun denn, ich öffne Ihnen ehrlich mein Herz und sage Ihnen, daß mir die plötzliche und unerwartete Trennung von dem kleinen Samuel unendlich schwer und schmerzlich auf die Seele gefallen ist. Und um so größer und peinvoller ist für mich dieser Schmerz, als ich mir bekennen muß, daß Sie mir nur wenige Tage zuvorgekommen sind, und daß ich, wenn ich diese wenigen Tage nicht verloren hätte, den Knaben jetzt mein nennen würde, den keine Gewalt oder Arglist der Welt mir wieder hätte entwinden sollen, nachdem ich ihn mir erst, nicht zu meiner Freude allein, sondern auch zu seinem eigenen Nutzen angeeignet hatte.

Um Ihnen diesen Schmerz um dieses mir jetzt entzogene Kind aber begreiflich zu machen, bin ich genöthigt, Ihnen ein Bekenntniß abzulegen, das nur schwer über meine Lippen tritt und das ich Ihnen dennoch nicht vorenthalten darf, wenn ich überhaupt von Ihnen verstanden und begriffen sein will. Sie sind die erste Person, die dergleichen von mir hört und, Ihrer Discretion im Voraus gewiß, spreche ich mich ganz unumwunden über mein eigenes

Schicksal aus. So hören Sie denn. Bis zu dem Augenblick, wo ich jenes Kind sah, war ich – leider mit vollem Bewußtsein und das war das Traurigste für mich – ein durchaus liebeleerer Mann. In meinem Herzen nistete keine hervorstechende Neigung zu einem vom Weibe geborenen Wesen. Mit einem Wort, mein Leben entbehrte des göttlichen Lichtstrahls, den uns allein die Liebe zu irgend einem Menschen verleiht; ich war nur ein Mann der Pflicht, mein ganzes Leben lang, also ein ernster und strenger Mann, der, nicht gerade gern und mit Genuß, doch ruhig und ergeben den rauhen Weg ging, auf den ihn das Schicksal gesetzt. Da sah ich den Knaben und im Augenblick war ich ein völlig umgewandelter Mann. Mein Herz dehnte sich plötzlich weit aus und ich hatte zum ersten Mal das köstliche Gefühl, daß ein großer Raum in mir vorhanden sei, um Jemand außer mir darin aufzunehmen. Und ich nahm den kleinen Samuel in mich auf. Ich schloß ihn in mein leeres Herz und dies Herz war in einem Moment übervoll geworden. Ich liebte zum ersten Mal, und diese Liebe galt einem Kinde; sie war also die reinste, die unschuldigste Liebe. Zum ersten Mal begriff ich, was für Freude und Glück der Besitz eines Kindes gewährt, und ich, ein bisher alleinstehender, einsamer Mann, ohne Familie und sonstige Verwandte, beschloß, schon allein meiner wegen, mir dies Glück, diese Freude zu bewahren, was mich um so mehr beruhigte, weil mein

Verstand mir sagte, daß dadurch auch das Glück des Kindes erhöht werden könne.

So beschloß ich denn, mir meinen Lebensabend, der ja bei jedem Menschen unerwartet früh hereinbrechen kann, zu einem heiteren und beneidenswerthen umzugestalten, und ich stattete bereits den Knaben mit kleinen Gaben der Liebe aus, in der Voraussicht, ihm künftig noch größere zu Theil werden lassen zu können. Glücklicher Weise begriff die Mutter die Art meiner Zuneigung für ihr vaterloses Kind und zeigte mir nie, daß es ein Hemmniß in der Welt gäbe, welches sie zwingen könne, meinen Wünschen zu widerstreben. Auch für ihr Wohl, der Mutter Wohl, wollte ich nun sorgen und auch sie in mein Haus nehmen, und daß es mir dann gestattet sein würde, ebenfalls für jene drei alten Leute im Waldhause etwas Gutes zu ersinnen, das unterlag bei mir nicht dem geringsten Zweifel.

So weit war ich nun in meinen Plänen und Absichten gekommen, als mir der Knabe plötzlich und unerwartet entzogen wurde. Meine Empfindungen dabei brauche ich Ihnen nicht auszumalen – Sie begreifen sie von selbst, da Sie sich sagen können, daß mir mit Samuel die letzte Freude meines Lebens entschwunden ist.

Nachdem ich Ihnen nun mein Herz offen dargelegt habe und Sie wohl zu der Einsicht gekommen sein werden, daß keine anderen Hintergedanken meine Handlungsweise gegen die Bewohner des

Waldhauses leiteten, bleibt mir nur noch übrig, Ihnen abermals eine Bitte, eine warme, dringende, herzliche Bitte auszusprechen, die ich, nach meinem obigen Bekenntniß, nun nicht mehr als ein Ihnen Unbekannter und Fremder, sondern als ein fühlender Mensch an Ihr Herz lege. Sie, Frau Generalin, leben inmitten irdischen Glückes, Sie haben Alles in Fülle; viele Freunde umgeben und vergöttern Sie, wie ich höre; die Einsamkeit verkümmert Sie nicht vor der Zeit und des Lebens verlockender Genuß steht Ihnen offen, sobald Sie nur den leisesten Wunsch danach hegen. Das Alles haben Sie – und ich dagegen, ich habe Nichts, gar Nichts außer mir. Ich stehe allein im Leben, meine Freunde sind todt oder weit von mir entfernt; meine Nachbarn, die ich noch nicht kenne und die mich, obwohl sie mich auch nicht kennen, schon verurtheilt haben, wie ich höre, betrachten mich als einen Eindringling, der eigentlich nicht hierhergehört und der, wenn er gnädig behandelt sein will, zuvor um diese Gnade bitten muß. Ich aber, Frau Generalin, werde nie um diese Gnade bitten, und lieber will ich allein leben und sterben, als nur von der wankelmüthigen Gunst zufällig in meiner Nähe lebender Menschen abhängig sein.

Beharren Sie also nicht auf Ihrem Vorsatz in Betreff dieses Knaben – gönnen und geben Sie auch mir eine Freude und vertrauen Sie mir seine Erziehung und sein ganzes künftiges Glück an. Was ein redlicher Mann thun kann, um dem Knaben Geist und

Herz einzuflößen oder vielmehr die in ihm liegenden Keime auszubilden, will ich vollauf thun und Sie brauchen keine Sorge um seine Zukunft zu haben. Er soll mein eigenes Kind, mein Sohn sein, denn auch ich möchte einmal das Glück kennen lernen, selbst wenn ein fremdes Kind es mich lehrt, ein Vater zu sein. Treten Sie mir also Ihr gutsherrliches Recht auf diesen Knaben und seine Mutter ab, *Ihre* Pflicht gegen Beide werde ich erfüllen und damit, denke ich, können Sie zufrieden sein. Verlangen Sie vielleicht ein Aequivalent für diese Ihre Gabe, so fordern Sie – ich gebe Viel, Alles, was Sie wollen oder wollen können. Und da ich, trotz vieler trüben Erfahrungen im Leben, noch immer nicht das Vertrauen zu den Menschen verloren habe, besonders aber in der Seele und dem Geiste einer edlen Frau Hochherzigkeit, Milde und Menschlichkeit wohnen glaube, so appellire ich an diese Ihre Seele und diesen Ihren Geist und bitte Sie nochmals: geben Sie mir den kleinen Samuel wieder, und wenn Ihnen an dem stillen Danke eines Mannes gelegen ist; der selbst keine Ansprüche auf den Dank der Menschen erhebt, so soll Ihnen derselbe unverkürzt, warm und dauernd zu Theil werden.

In der Hoffnung, daß Sie, Frau Generalin, meiner Bitte diesmal ein willigeres Ohr leihen werden, habe ich die Ehre, mich hochachtungsvoll zu zeichnen als Ihr ergebenster

Felix von Eberstein.«

Als der Major bei schon vorgerücktem Abend mit diesem Brief fertig geworden war, sank er, eine seltene Erscheinung bei ihm, wie erschöpft in seinen Stuhl zurück und seufzte laut. Die unternommene Arbeit war fertig, ja, ob er aber damit zufrieden war, müssen wir bezweifeln, wenigstens trug sein Gesicht augenblicklich nicht den Ausdruck davon. Auch sprach er sich in seinem zur Gewohnheit gewordenen Selbstgespräch ziemlich unzweideutig, wengleich kurz darüber aus, indem er zu sich sagte:

»Gott sei Dank, mit dieser unangenehmen Arbeit wäre ich zu Stande gekommen! Da steht es, was sie lesen wird, aber es ist wieder ganz anders aus der Feder geflossen, als ich es in meiner Seele herumtrug. Ich habe fast zuviel von mir gesprochen und das wollte ich nicht; außerdem klingt die Art und Weise, wie ich sie bitte, mir den Samuel zurückzugeben, fast, als ob ich von ihr eine Gnade erbäte, die ich mir von Niemandem erweisen lassen will. Möglich auch, daß sie, die so hochmüthig auf mich herabgesehen, mich für zu demüthig hält, aber – mag sie denken, was sie will, wenn meine Worte nur die beabsichtigte Wirkung üben, und das, hoffe ich, werden sie thun. So sei denn die Sache für heute abgethan und nun wollen wir einmal wieder Feierabend machen.«

Als bald darauf Frau Nebelthau mit dem Abendessen erschien und ihren Herrn eben damit beschäftigt fand, den in ein Couvert geschlossenen Brief zuzusiegeln, trat sie an ihn heran und fragte freundlich:

»Nun, haben Sie ihr geschrieben und es ihr recht tüchtig gegeben?«

Der Major sah die alte Frau mit einem seltsamen Blick an, als fürchte er, sie könne in seiner Seele oder in dem verschlossenen Briefe gelesen haben. Als sie aber ihre harmlose Miene beibehielt, lächelte er und sagte: »Ja, geschrieben habe ich, wie Sie sehen, und ob ich es ihr tüchtig gegeben, wird allein die Folge lehren.«

»Aber Sie sehen dabei so entmuthigt aus, Herr Major? Warum das?«

»Ich? Entmuthigt? O nein, da irren Sie. Ich habe nur gefunden, daß eine solche Correspondenz, zumal wenn man einen halb steifen Arm hat, sehr ermüdend ist und ich liebe es einmal nicht, mich mit den Menschen, wer sie auch sein mögen, herumzuzanken. Nein, das behagt mir ganz und gar nicht und nimmt mir alle meine Lebenslust, die kaum aufgeblüht war.«

»O, so müssen Sie nicht sprechen, Herr Major. Trinken Sie heute Abend eine Flasche Wein, wie neulich, dann kommt die Heiterkeit und gute Laune wieder.«

»Meinen Sie? Nun, Sie treiben mich mit vollen Segeln in ein neues Laster hinein; aber geben Sie her und trinken Sie ein Glas mit, dann habe ich doppelten Anreiz, wieder heiter und vergnügt zu werden.«

Am nächsten Morgen Punkt sieben Uhr, wie alle Tage, trat Hans Würger bei seinem Herrn mit dem Frühstück

ein. Als er den Tisch nach Vorschrift geordnet und die Cigarrendose und das Feuerzeug zur Hand gestellt, trat er an das Fenster zu seinem Herrn, wo dieser las, und sagte:

»Der Kaffee steht auf dem Tisch, Herr Major. Es ist auch gut Wetter; giebt es vielleicht wieder etwas zu thun?«

Und dabei schielte er nach dem auf dem Schreibpult liegenden versiegelten Brief, als ahne er schon, daß der Braune und er wieder eine muntere Bewegung haben sollten.

»Ja. Sattle und reite um halb neun Uhr ab.«

»Aha! Soll es etwa wieder nach dem schönen Gute am großen Wasser gehen und muß auch heute die neue Livree anziehen.«

Der Major nickte und deutete auf den Brief.

»Mach' es wie neulich,« sagte er, »und gieb genau Acht, was Dir die gnädige Frau auf Ober-Malitz sagt. Du mußt ihr natürlich wieder den Brief selber einhändigen, wie das erste Mal.«

»Sehr wohl, Herr Major, Sie sollen auch diesmal mit mir zufrieden sein. Guten Morgen!« –

Um halb neun Uhr war Hans abgeritten und schon lange vor Zwölf war er wieder da. Als der Major ihn in den Hof reiten sah, stand er von seinem Stuhl auf und ging, ihn erwartend, im Zimmer hin und her. Zwei Minuten darauf trat Hans bestaubt und schwitzend bei ihm ein und rief ihm ein sehr freudiges ›Guten Tag, Herr Major!‹ entgegen.

»Wie, bist Du schon wieder da?« fragte der Herr. »Du hast also heute nicht so lange zu warten brauchen wie neulich?«

»Durchaus nicht, ich habe gar nicht zu warten brauchen und es war ganz komisch; die gnädige Frau stand am Fenster, als ich in den Hof ritt, und sah nach mir herunter, als ob sie mich schon erwartet hatte, und doch konnte sie gar nicht wissen, daß ich wiederkam. Sie machte auch gleich das Fenster auf und winkte, daß ich zu ihr hinaufkommen solle, und sobald ich dem ersten besten rothrückigen Herrn meinen Braunen gegeben, tapfte ich die Treppe hinauf und da stand ich vor ihr und richtete meinen pflichtschuldigen Gruß von Ihnen aus.«

»Hans! Darin hast Du nicht ganz nach meinem Willen gethan,« sagte sein Herr sanft. »Ich habe Dir ja keine Grüße aufgetragen!«

Hans sah den Major verblüfft an. »Na, versteht sich denn das nicht von selbst?« fragte er. »Wenn man Jemandem einen Brief bringt, so spricht man doch erst einen Gruß von dem Absender aus. Nicht wahr? So habe ich es wenigstens von Ihnen selbst gelernt und ich vergesse nichts, was Sie mir einmal sagen.«

»Freilich, darin hast Du Recht,« erwiderte der Major lächelnd. »Doch nun erzähle, was geschah weiter?«

Hatte rieb sich mit dem Zeigefinger seiner noch behandschuhten rechten Hand die Nase und dann sagte er: »Ja, was geschah weiter! Diesmal war die gnädige Frau

etwas neugieriger als neulich und sie hat viel länger mit mir gesprochen.«

»So. Das ist ja ganz was Neues. Was sagte sie denn?«

»Ei, nachdem ich Gruß und Brief bestellt, den sie gleich auf einen kleinen goldenen Tisch neben sich legte, sah sie mich eine Weile mit ihren schönen Augen schweigend an und dann sagte sie: ›Sind Sie Soldat gewesen?‹ – Zu dienen, sagte ich, und ich habe mit meinem Herrn, dessen Bursche ich war, zwei Feldzüge mitgemacht, einen in Jütland und einen in Böhmen. Und in letzterem war es bei Königgrätz, wo ich und mein Herr schwer verwundet wurden und wir lagen Beide, zu Krüppeln geschossen, lange genug im Lazareth. – Als ich das sagte, machte sie große Augen, Herr, und wurde ganz roth, wie ich denke. ›Ist denn Ihr Herr ein Krüppel geblieben?‹ fragte sie ganz mäuschensanft. – Ein Krüppel geblieben, mein Herr? sagte ich und mußte von ganzem Herzen lachen. I nun, fuhr ich fort, wie man es nehmen will. So, wie er gewesen ist, als er in den Krieg zog, ist er nicht wieder geworden, denn er trägt ja nun auch ein paar Jahre mehr auf dem Rücken. Aber was das Uebrige anbelangt, so steht er noch immer seinen Mann, und wer ihn nicht genau ansieht, merkt gar nicht, daß er mit dem rechten Arm keinen erwachsenen Menschen mehr vom Boden aufheben kann, was er früher oft genug gethan, denn mein Herr war ein Löwe an Kraft und das hat er auch bei Königgrätz bewiesen, wo er – na, und da erzählte ich ihr, wie Sie drunter gemetzelt haben, als man Ihnen Ihre Batterie nehmen wollte.«

Der Major winkte mit der Hand. »Das hast Du wieder nicht gut gethan,« erwiderte er nachdenklich. »Was braucht die Generalin davon zu wissen, das interessirt sie ja gar nicht.«

»Oho, ob! Herr Major!« betheuerte Hans, »Sie interessirt sich sehr dafür, das sah ich ihr wohl an und ich merkte es auch aus allen ihren Fragen. Als sie zuletzt aber damit fertig war, sagte sie: ›Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, die mir ganz neu waren. Jetzt können Sie nach Grünwald zurückreiten; meine Antwort, wenn sie noch nöthig ist, werde ich senden wie neulich.‹ Das war Alles, was sie sagte und ich machte meinen Kratzfuß und ging. Aber es ist mir doch aufgefallen, daß sie keinen Gruß an Sie bestellte.«

»Siehst Du, ich sagte es ja. Künftig bestellst Du ihr auch keinen, ich untersage Dir das.«

»Aber mein Gott, warum denn? Ich habe mir ja gar nichts Uebles dabei gedacht. Sind Sie denn mit der schönen Frau nicht gut Freund?«

Des Majors bleiches Gesicht röthete sich. Die Fragen des guten Hans wurden ihm etwas unbequem. »Was man so nennt,« sagte er, sind wir zwar keine besonderen Freunde, mein Junge, denn wir kennen uns ja noch gar nicht – aber wir sind uns gerade auch nicht feind.«

»O, dann müssen Sie sie kennen lernen, Herr Major, und ich bin überzeugt, Sie werden Ihre Freude daran haben, so gut wie ich, denn sie ist eine so wunderschöne Frau, wie man selten eine sieht.«

Der Major nickte und wandte sich von dem redseligen Diener ab. Da er sich längere Zeit nicht nach ihm umdrehte, sagte Hans: »Hm, haben Sie mir sonst noch Etwas zu befehlen, Herr Major?«

»Nein, für jetzt nichts, aber Nachmittag will ich reiten. Um vier Uhr. Jetzt geh!«



Die vierte Nachmittagstunde war gekommen und Felix von Eberstein ritt einmal wieder nach dem alten Waldhause, das ihn noch immer wie ein wunderthätiger Magnet mächtig anzog, denn in seinen Gedanken stellte sich ohne Unterlaß das Bild des lieblichen Knaben dar, den er dort kennen gelernt und nun nicht wiederfinden sollte, so schmerzlich er sich auch nach ihm sehnen mochte. Es war an diesem Tage einmal wieder sehr heiß und ein Gewitter schien in der Luft zu schweben. Dabei war sie schwül und dick und drückte wie ein Alp auf die Brust des einsamen Reiters, dessen Stimmung daher auch eine minder gute als am Morgen war.

Als er das Waldhaus erreicht und den Hengst unter den Eichen sich selbst überlassen hatte, näherte er sich dem stillen Hause, in dessen Umgebung wie gewöhnlich kein Mensch zu sehen war. Unwillkürlich und fast nur einer alten Gewohnheit folgend, trat er zuerst an's Fenster und da hatte er wieder einmal ein eigenthümliches Bild vor sich, wie es ihm denn beschieden zu sein schien, in dem engen und düsteren Rahmen dieser Hütte Gestalten und

Vorgänge zu sehen, die wunderbarer und tiefer auf sein Herz und seinen Geist einwirken sollten, als es je andere gethan.

In dem Stübchen, das durch die vielen neu aus Grünwald hinzugetragenen Möbel noch viel enger als sonst geworden war, befanden sich die beiden alten Frauen allein. Aber sie arbeiteten heute weder, noch pflegten sie ihres Leibes, sondern sie saßen auf dem Sopha, eine Jede in einer Ecke, und – weinten.

Der Major, der dergleichen hier noch nie beobachtet hatte und irgend ein trauriges Ereigniß vermuthete, trat schnell in's Zimmer und sein Erscheinen war so wenig erwartet, daß beide Alten erschrocken zusammenfuhren und einen lauten Ruf der Ueberraschung hören ließen. Kaum aber war der erste Schreck vorüber, so erhob sich die alte Ule Troll von ihrem Sitz und schlich nach ihrer gewöhnlichen Art in's Nebengemach, Frau Hanne Bastian aber blieb auf ihrem Platz, trocknete sich mit der Schürze die überfließenden Augen und nickte dann dem ihr so bekannten Mann still und freundlich zu.

»Guten Tag, Frau Bastian,« sagte der Major mit seiner weichsten Stimme. »Ich bin ganz erstaunt, Euch Beide so traurig zu finden. Was ist Euch geschehen? Bitte, sagt es mir, vielleicht kann ich Euch helfen.«

Frau Bastian sah ihn mit ihren grauen Augen lange und gleichsam prüfend an, dann schüttelte sie den Kopf und versetzte: »O ja, helfen können Sie uns vielleicht,

aber jetzt noch nicht. Die Zeit dazu ist noch nicht gekommen, sagt mein Mann, und der muß es wissen. Aber sonst ist uns weiter nichts Trauriges geschehen.«

»Warum weint Ihr denn aber so bitterlich? Das habe ich ja noch nie bei Euch bemerkt.«

Frau Bastian, anstatt ihm eine Antwort zu geben, fing wiederum an zu weinen, aber nur einen Augenblick, dann faßte sie sich und sagte: »Allerdings weinen wir und wir haben wohl Grund dazu, den ich Ihnen aber jetzt noch nicht sagen kann. Wenn es so weit ist, wird Bastian schon zu Ihnen kommen und dann mögen Sie uns helfen, wenn Sie sonst wollen.«

Der Major sann über die Traurigkeit der alten Leute nach und setzte im Stillen eine neue Nahrungssorge bei ihnen voraus. »Gewiß will ich Euch helfen,« sagte er gültig, »und das kann ich gleich, wenn Ihr etwa Geld gebraucht –«

»Geld?« unterbrach ihn die Alte mit einer Art kichernenden Hohngelächters. »O, Gott beschütze mich! Das ist wahrhaftig nicht der Grund, warum wir weinen. Wer hätte je einen Bastian, Mann oder Weib, weinen gesehen, wenn ihnen einmal ein paar Groschen weniger zur Hand waren, als sie wünschten? O nein, Herr, diesmal ist es etwas ganz Anderes, was schon eher eine Thräne werth ist.«

»Darf ich es denn nicht wissen?« bat fast der Major.

»Nein!« rief die Alte kurz und bestimmt mit einem Ton, der zwischen Murren und schmerzlicher Selbstüberwindung die Mitte hielt. »Brechen wir hiervon ab,« fuhr sie

freundlicher fort, »wir armen Leute haben so gut unsern Kummer, den wir anderen Leuten nicht sagen mögen, wie die vornehmen Herrschaften, die sich auch nicht auf den Markt stellen und laut ausschreien, was ihnen das Herz schwer macht. Doch nun genug, Herr, und jetzt verlassen Sie uns lieber, damit wir uns ausheulen können, was immer zufrieden und ruhig macht.«

»Gern, wenn Ihr es wünscht. Aber noch Eins – habt Ihr nichts von dem Samuel gehört?«

Hanne Bastian sprang von ihrem Sitze auf und schlug die Hände so heftig zusammen, daß es laut durch das Zimmer schallte. »Herr Jesus,« rief sie, »lassen Sie den Samuel sein, wo es will, Herr, und erinnern – Sie mich nicht noch an den armen Jungen! Nein, wir haben nichts von ihm, gehört, aber daß er gesund ist, wissen wir, denn wir alle Drei sind schon verschiedene Male nach Ober-Malitz geschlichen und haben ihn in seinem Wagen von der rothrückigen Bäuerin im Park herumfahren sehen. – Nun aber bin ich fertig mit Ihnen, Herr, und wünsche Ihnen einen guten Abend.«

Der Major grüßte und entfernte sich aus der Hütte. Aber nur selten war er so träumerisch nach Hause geritten wie diesmal und erst als er an die nächste Antwort dachte, die ihm auf Ober-Malitz sehr bald zu Theil werden würde, trat der letzte Auftritt im Waldhause in den Hintergrund, ein Auftritt, der ihn ungemein peinlich berührt hatte, obgleich er den eigentlichen Grund der Traurigkeit der alten Weiber noch auf keine Weise in seinem ganzen Umfange und seiner Bedeutung ahnte.

Wenn der Major schon am nächsten Morgen eine Antwort auf seinen Brief aus Ober-Malitz erwartet, so hatte er sich diesmal um vierundzwanzig Stunden verrechnet, und das ist etwas lange Zeit, wenn man anfängt, ungeduldig zu werden, wie der Major, der die Erfüllung seines Wunsches immer weiter hinausgeschoben sah, es schon lange geworden war, ohne seiner Umgebung jedoch die eigentliche Stimmung seines Innern kundzuthun. Erst am zweiten Tage, Morgens um neun Uhr, erschien der rothröckige Bote von dem benachbarten Gute, gerade als der Herr von Grünwald vor der Thür stand und mit dem eben abreitenden Pächter über einige das Gut betreffende Dinge sprach. Als der auf den Hof reitende Diener den Major erkannte, wollte er vom Pferde steigen, um ihm den Brief, den er brachte, einzuhändigen, indessen winkte ihm der Major, im Sattel zu bleiben, indem er zu ihm herantrat und sagte:

»Bleiben Sie sitzen. Den Brief, den Sie mir bringen, können Sie mir auch vom Pferde geben. Bedecken Sie sich, Sie sind warm.«

Der Bote auf Ober-Malitz setzte seinen Hut wieder auf, den er höflich abgenommen, und holte dann aus der Brusttasche einen Brief hervor, den er dem Major übergab. »Ich habe die Ehre, Ihnen wieder einen Brief von meiner gnädigen Frau zu überreichen,« sagte er dabei, »und hier ist er, Herr Major.«

»Ich danke Ihnen. Sonst haben Sie nichts zu bestellen?«

Der Diener erröthete flüchtig. »Nein!« sagte er, indem er den Hut noch einmal grüßend abnahm.

»So können Sie in Gottes Namen zurückkehren. Adieu!« Als, der Diener aber langsam abgeritten war, sagte er, während er sich nach seinem Zimmer begab: »Ich will darauf wetten, daß ihm verboten ist, irgend ein Wort hier zu sprechen, denn weiter besagte sein rothwerdendes Gesicht nichts. Nun, ich will ihn deshalb nicht auf die Folter spannen, denn ich bin nicht neugierig, was insgeheim da drüben gegen mich geschmiedet wird. Daß der Hans aber so dumm war, auf eigene Faust so freundliche Grüße von mir zu bestellen, das ärgert mich jetzt doppelt, aber nun wollen wir den Brief lesen, das wird einmal eine hübsche Morgenarbeit sein, denn daß ich meinem kleinen Samuel durch diesen Brief schon wieder um einige Schritte näher gerückt bin, das sagt mir mein Herz, wenn ich auch gern glauben will, daß die schöne Frau sich nicht so schnell gefangen geben wird. Nun, wir wollen doch sehen, was kommt!«

In solchen Gedanken sich ergehend, kam der Major auf seinem Zimmer an, und um von Niemandem bei seiner hübschen Morgenarbeit gestört zu werden, schloß er die Thür ab und setzte sich mit dem noch uneröffneten Brief vor seinen Schreibtisch. Wer ihn dabei genauer beobachtet, hätte wahrnehmen können, daß sein Auge von einem seltenen Glanz belebt war und daß seine Finger leicht zitterten, als er die Scheere ergriff und das Couvert

vorsichtig aufschnitt, um den ihm jedenfalls bedeutungsvollen Inhalt nicht im Geringsten zu verletzen.

Als er die vier Blätter auseinandergeschlagen und flüchtig über die zierlich geschriebenen Zeilen hingeblickt hatte, las er ruhig, was ihm die Generalin zu wissen that. Es lautete:

»Herr Major!

Ich bin lange, viel länger als neulich, mit mir zu Rathe gegangen, wie ich die Antwort einrichten soll, die allein ich Ihnen auf Ihren Brief zu geben habe, und ich bekenne gern, daß es mir schwer geworden ist, den Entschluß zu fassen, den ich Ihnen in den folgenden Zeilen mitzutheilen mir erlauben werde. Daß Sie etwas länger darauf haben warten müssen, ist nicht meine Schuld, denn vorgestern, als ich Ihren Brief empfing, konnte ich nicht die richtige Stimmung zur Antwort finden, und gestern Morgen, als ich bestimmt schreiben wollte, traf wieder leidiger Besuch ein, der uns ja so oft von unserer liebsten Arbeit abhält,« –

Der Major hielt mit verwundertem Gesicht mitten im Lesen inne und überblickte die letzten Zeilen noch einmal, um zu sehen, ob er sich auch nicht geirrt und recht gelesen habe. Aber er hatte sich nicht geirrt, es stand wirklich da, was er das erste Mal gelesen.

»Das klingt ja seltsam,« sagte er bitter lächelnd, »und widerspricht ihrem ersten hochmüthigen Schreiben vollkommen. Von ihrer *liebsten* Arbeit hält sie oft ihr leidiger

Besuch ab? Nun, bei Gott, davon, daß *diese* Arbeit ihr eine so liebe ist, habe ich bis jetzt noch nichts gemerkt. Aber sie sagt es – oho, Felix, wir wollen es einmal einen Augenblick glauben, und wenn es wirklich wahr ist, dann – dann werde ich meinen kleinen Samuel bald wieder sehen, denn ein so schöner Anfang kann doch nur ein gutes Ende verheißen!«

Ach! daß der gute Mann sich auch darin getäuscht, sollte er sehr bald und noch eher erfahren, als er den ziemlich langen Brief zu Ende gelesen hatte. Indessen, für den Augenblick wunderbar froh gestimmt und neu belebt, las er weiter:

– »und da dieser Besuch bis zum späten Abend auf Ober-Malitz weilte, blieb mir nichts weiter übrig, als die Nacht zu Hülfe zu nehmen, wenn ich Ihnen heute meine Antwort zusenden wollte, da ich ja weiß, daß man auf so inhaltsreiche Briefe, wie Sie mir einen geschrieben haben, immer gern rasch eine entscheidende Antwort erhält.

Nun denn, um in dieser meiner Antwort wenigstens in einigen Punkten gründlich und auch gerecht zu sein, muß ich Ihnen sagen, daß Mancherlei in Ihrem Schreiben mir höchst interessant gewesen ist und daß ich mich namentlich von meinem sehr verzeihlichen Irrthum überzeugt, daß irgend ein dunkler Hintergedanke Sie dazu getrieben hat, sich des kleinen Samuels und seiner Verwandten so freundlich anzunehmen um auch die Ihm zugeschriebene

Absicht, eine neue Fehde mit Ober-Malitz auf der Basis der alten zu beginnen, bleibt in der Luft schweben, das heißt – verstehen Sie mich nicht falsch – ich erkenne es, daß Sie sie nicht gehabt und so nehme ich alle die Worte gern zurück, die Sie neulich, wie Sie mich haben fühlen lassen, so tief verletzt haben.

Für die offene Darlegung Ihrer Gesinnungen und Empfindungen ferner danke ich Ihnen und ich versichere Sie meiner vollkommensten Discretion in Bezug auf dieselben. Vieles, was Sie mir über Ihr Leben gesagt, hat mich sogar bewegt, und wenn ich hier nicht näher darauf eingehe, so geschieht es nur darum nicht, weil es nicht nur den Raum eines Briefes weit überschreiten würde, sondern weil ich Ihnen auch noch Manches zu sagen haben werde, was Sie nach diesem Eingang vielleicht nicht erwarten und was ich Ihnen doch, wenn ich so ehrlich sein will wie Sie, nicht vorenthalten darf.

Lassen Sie mich also rasch auf den zwischen uns schwebenden Hauptdifferenzpunkt übergehen und da muß ich Ihnen zuerst bemerklich machen, daß Sie einen wichtigen Faktor vergessen haben, wenn Sie mir die Bitte vortragen, Ihnen den kleinen Samuel und seine Mutter abzutreten, eine Bitte, auf die ich später noch näher eingehen werde. Dieser wichtige Factor, den ich leider nicht außer Acht lassen kann, wengleich die Männer sich desselben nur

zu oft und zu gern zu entschlagen lieben, ist die öffentliche Meinung, die nun einmal von der Vorsehung als eine Art höherer und entscheidender Kritik über die Handlungen der Menschen gesetzt ist. Ich für meine Person lebe nicht allein in der Welt, ich verkehre mit vielen anderen Menschen, habe aller Orten und auch hier Freunde und Bekannte – und wie die über meine Handlungsweise urtheilen, kann mir nie ganz gleichgültig sein. Was würden nun aber diese mit und neben mir lebenden Menschen für ein Geschrei erheben, wenn sie vernähmen, daß Frau Grittli Luginbühl und ihr Kind, nachdem ich sie erst kürzlich in mein Haus genommen, plötzlich in das Ihre wanderten – von Ober-Malitz nach Grünwald – bedenken Sie das! Wie sollte ich ihnen den Zusammenhang erklären, wenn ich, was ich Ihnen gelobt, discret bleiben und der neugierigen boshaften Welt den Brief verbergen wollte, den Sie vorgestern an mich zu schreiben so gütig waren? Nein, Herr Major, schon dieses eine Moment ist schwerwiegend genug, mich in meinem Vorsatz, den Samuel für mich zu behalten, zu bestärken, selbst wenn die anderen Momente, die ich Ihnen demnächst anzuführen mir erlauben werde, auf weniger festem Boden ständen, um einer möglichen siegreichen Beweisführung Ihrerseits erliegen könnten.

Trotz meiner einer Frau angeborenen Scheu vor dem steten Triumph der öffentlichen Meinung nämlich würde ich mich, Ihrer so dringenden Bitte ein

geneigtes Ohr leihend, vielleicht doch entschließen können, Ihnen nach einiger Zeit den kleinen Samuel zu überliefern, wenn ich – ich schreibe dies nur mit einer gewissen Selbstüberwindung, weil ich Ihr Gesicht in neuem Zorn aufflammen zu sehen glaube, und doch muß ich die Wahrheit sagen, wenn ich wirklich ehrlich zu Werke gehen will – wenn ich, sage ich, die Ehre hätte, Sie genauer zu kennen und Ihr Wesen, Ihr Charakter und Ihr Leben überhaupt mir eine Garantie böten, daß für des Knaben Zukunft ausreichend und in einzig und allein entsprechender Weise wirklich gesorgt sein werde, falls er in Ihre Hände gelangt. Aber, Herr Major, und Sie müssen mir schon verzeihen, daß ich so aufrichtig bin –: wohl Ihr Charakter, Ihre Gesinnung und Ihr geistiges und seelisches Empfinden, so weit ich aus Ihren Schreiben auf dieselben schließen kann, bieten mir diese Garantie, nicht aber Ihr gegenwärtiges Leben in Bezug auf die Welt und die Menschen, die darin wohnen, wenigstens nicht, so weit dasselbe mir und Anderen, die sich schon aus Neugierde darum bekümmert haben, bekannt geworden ist.

Lassen Sie mich in diesem Punkt ganz ehrlich sein und verkennen Sie in dieser meiner Meinungsäußerung nicht, daß es sich hier allein um das bewußte Kind, nicht aber um mich oder um Sie oder um irgend einen anderen Menschen handelt. Und so sage ich: wie ist es möglich, daß ein so einsam, ein so von aller Welt abgeschlossen lebender Mann, der noch

dazu unbeweibt ist, einem Kinde eine Erziehung angedeihen lassen kann, wie sie ihm allein für die Gegenwart nothwendig und für die Folge ersprießlich ist? Soll der Knabe schon von seiner frühesten Jugend an die Eindrücke empfangen, daß ein so einsames Leben, wie Sie es führen, das Leben im Ganzen ist, und soll er dadurch gewissermaßen auch zum künftigen Einsiedler herangebildet werden? Soll er Ihr stilles Haus für die ganze große Welt halten und glauben, daß weiter kein Mensch auf dieser Welt existire, als die er auf Grünwald zu sehen bekommt? Nein, Herr Major, auf diese Weise möchte ich den kleinen Samuel, den auch ich so herzlich lieben gelernt, wie Sie ihn nur lieben können, nicht erzogen wissen, denn nur die Welt und der Verkehr mit ihr erzieht brauchbare Menschen, Kinder wie Erwachsene, und daher soll er, wenn er denn doch einmal eine höhere Laufbahn einschlagen soll, als ihm durch seine Geburt bestimmt schien, unter Menschen kommen, soll frühzeitig die Welt und das Leben kennen lernen, und schon darum allein behalte ich ihn für mich, wenn ich auch zugestehen muß, daß er in Ihren Händen in mancher Weise gesichert und wohl behütet sein würde.

Ich bitte noch einmal um Verzeihung, daß ich mich so weitläufig und klar über diesen Punkt ausgesprochen habe, aber es war mir daran gelegen, Ihnen die Meinung beizubringen, daß kein blinder und unbegründeter Widerspruchsgeist mich zu meinem

Handeln gegen Sie bewegt, sondern daß wirkliche Thatsachen vorhanden sind, die meinen Entschluß – für jetzt – zu einem unumstößlichen gemacht haben. Füllen Sie trotzdem ein bitteres und hartes Urtheil über mich, so muß ich mir das gefallen lassen und mich darin ergeben. Auch ich habe in vielen Dingen im Leben Resignation üben gelernt und sie oft geübt und – glauben Sie mir – die Resignation auf Ihr Urtheil ist mir mit die schwerste von allen geworden, denn – warum soll ich es Ihnen nicht sagen – Sie haben durch Ihr letztes Schreiben, das ich nicht mehr wie das erste als einen Eingriff in meine Rechte und Pflichten betrachten konnte, und eben so durch Ihr mir jetzt klarer vor Augen getretenes Handeln gegen Samuel und seine Verwandten – meine Achtung gewonnen und es ist mir eine Art Genuß in meiner heutigen, durch die Nothwendigkeit, daß ich Ihnen Ihre Bitte abschlagen muß, verdüsterten Stimmung, daß ich Ihnen aus freien Stücken diese Achtung beken- nen kann. Genehmigen Sie also, daß auch ich mich in Wahrheit hochachtungsvoll zeichne als

Ihre ergebenste

Marianne von Hartenfels, geb. Flamberg.«

SIEBENTES CAPITEL. ES TRITT WAFFENSTILLSTAND EIN.

Der Major hatte diesen Brief, namentlich die letzte Hälfte desselben, mit immer kürzer werdendem Athem gelesen und zuletzt, als er ihn beendet, saß er in einer

Beklommenheit da, wie er sie wohl selten gefühlt haben mochte. Der Inhalt dieses seltsam aufrichtigen, gewiß wohlgemeinten und doch wieder hart urtheilenden Schreibens war reich genug, um ihn lange darüber nachdenken zu lassen, und das that Felix von Eberstein auch den ganzen Morgen, ohne zu einem bestimmten Vorsatz kommen zu können, was er nun thun solle; denn daß er nun erst recht etwas thun müsse, was mit einem für ihn unausbleiblichen Erfolg in seinen Bestrebungen verbunden sei, das stand bei ihm fest und dazu war er mehr denn je mit ganzer Seele entschlossen.

Als er aber lange und reiflich über Personen und Dinge, über Gesinnungen und Empfindungen nachgedacht, wurde er mit einem Male ruhiger und auch froher gestimmt. In seinem Gesicht, das vorher während des Lesens in Folge der verschiedenartigsten ihn überströmenden Gefühle von einer flammenden Röthe übergossen gewesen, spiegelte sich allmählig ein ungemein heiterer Ausdruck ab, und so sagte er endlich zu sich:

»Es muß eine kluge und durch reiche Erfahrungen im Leben viel geprüfte Frau sein, die einem ihr fast ganz unbekanntem Mann einen solchen Brief schreiben kann, und aus jeder ihrer Zeilen geht die Siegesgewißheit hervor, daß ich ihr die scheinbar Härte und Strenge, die sie über mich mit vollen Händen ausgießt, verzeihen werde. Nun, darin hat sie sich auch nicht getäuscht. Ich verzeihe ihr wirklich, denn sie hat in vielen, ja in den meisten Dingen die Wahrheit gesagt, und gegen die Wahrheit, wenn

sie mir auch wehe that, bin ich niemals unzugänglich gewesen. Indessen hat ihre Beweisführung für meine unzureichende Fähigkeit in Betreff der Erziehung des verwaissten Knaben auch ihre Schwächen, und das ist der Punkt, wo ich sie angreifen muß, wenn ich auf einen Erfolg in meiner Unternehmung rechnen will. Zwei Punkte sind es also, die sie hauptsächlich bestimmen, mir den Knaben vorzuenthalten, und das ist erstens die Gewalt der öffentlichen Meinung, das heißt die Meinung der mit ihr befreundeten Grafen und Herren, haha! – die sie fürchten zu müssen vorgiebt, und sodann die Ueberzeugung, daß ich ihr bei meinem isolirten Leben keine Garantie bieten kann, daß Samuel nicht zu einem Einsiedler herangebildet werde, wie wahrscheinlich ich einer in ihren Augen bin. Nun, das ist eben keine besondere Schmeichelei für mich, aber wie ich einmal bin, nehme ich es doch, fast als eine solche auf. Wenn ich nun diese beiden Punkte über den Haufen zu stürzen vermöchte, dann – dann würde Samuel mein sein, aber nein, das würde zu endlosem Schreiben und zu einem langen Turnier führen, und zu Beiden habe ich keine Lust, keinen inneren Trieb, und so will ich es lieber einmal auf eine ganz andere Weise versuchen, ihr das streitige Terrain unter den Füßen wegzuziehen. Ja, gnädige Frau da drüben, jene beiden Punkte, die Sie so beredt und überzeugend vorzutragen glauben, sind in meinen Augen nichts als reine Ausflüchte, und wir wollen einmal sehen, ob wir nicht zum Ziele kommen, wenn wir sie umgehen und Ihre Verschanzungen aus einer ganz anderen Richtung angreifen. Wohlan

denn, die geraden und directen Wege zu einer Ausgleichung unserer Ansichten und Wünsche bin ich bis jetzt vergeblich gewandelt und nun wollen wir einmal, wenn nicht die krummen, doch die schmalen Nebenwege versuchen. Haha! was wird die Nebelthau sagen, wenn sie hört, was in diesem Briefe steht und was ich darauf zu thun gedenke! Und sie soll es bald hören und wenn sie meinen Plan billigt, soll er noch heute in's Werk gesetzt werden.«

Er stand auf, trat an den Glockenzug, und als bald darauf Hans erschien, trug er ihm auf, Frau Nebelthau zu bitten, ihm noch vor Tisch ein Stündchen Gesellschaft zu leisten.

Frau Nebelthau ließ nicht lange auf sich warten; als sie aber in's Zimmer trat und alsobald das Gesicht ihres Herrn studirte, glaubte sie schon an der Unruhe und Hast, womit er hin und her ging, und an seiner bewegten Miene zu erkennen, daß der gekommene Brief ihm noch keine Gewährung seiner Bitte gebracht und daß er also bis zur Stunde noch nicht über die hartnäckige Gegnerin triumphiren könne. Sie war ehrlich genug, ihm das ohne Frage einzugestehen, und während sie noch sprach, lachte er, schob ihr einen Stuhl hin und setzte sich ihr gegenüber auf einen anderen.

»Sie haben Recht,« sagte er, als sie schwieg, »für den Augenblick habe ich den geträumten Sieg noch nicht in der Hand, aber näher bin ich ihm doch schon wieder gekommen, wie mich bedünken will. Alle meine Bitten, mir den Knaben freiwillig zu überlassen, haben bei der zu

Ausflüchten geneigten Frau nichts gefruchtet, sie hat sie kurz von der Hand gewiesen, mit starken und schwachen Gründen, und darin muß ich mich finden, denn ich kann ihr eben so wenig etwas befehlen, wie ihr zumuthen, daß sie ohne Weiteres und im Fluge meinen Wünschen Gehör schenkt. Indessen, liebe Nebelthau, bin ich ein verzweifelt consequenter Mann, wo es sich um ein in meinem Kopfe spukendes Problem handelt, und wenn mein erster Sturm von einer Festung auch abgeschlagen wird, so lasse ich mich flugs zu einem zweiten herbei und umgehe den Feind, wenn ich ihn nicht mit meinen Waffen erreichen kann. Sehen Sie, so will ich es auch hier machen. Die Frau Generalin – sie scheint auch in einer guten militairischen Schule ihre Studien gemacht zu haben – hat nun schon zwei Stürme von mir abgeschlagen, die ich kühn und muthig im offenen Felde gegen sie ausführte. Das hat mich klug gemacht und mich belehrt, daß ich einen mir gewachsenen Widersacher vor mir habe. Nun denn, gelang mir die offene Feldschlacht nicht, so muß ich mich der Listen und Kniffe erinnern, die ein Feldherr anwendet, wenn ihm sein Muth und seine Kraft nichts nützen. Ich will einmal eine Mine zu legen versuchen und sehen, ob ich die Vertheidigungswerke dieser schwer verschanzten Frau nicht in die Luft sprengen und sie dann ersteigen kann.«

»Aha, ich verstehe!« rief die Nebelthau mit froh aufstrahlendem Gesicht, »Sie wollen ihr mit einiger List zu Leibe gehen?«

Der Major lächelte. »Ja,« sagte er, »Sie haben es beinahe errathen. Ich will in diesem verzweifelten Fall etwas versuchen, was ich unter anderen Umständen vielleicht nicht so bald gethan hätte – unter der Form einer Bitte will ich ihr einen neuen Vorschlag machen, und dieser muß mich endlich zum Ziele führen, wenn sie auch anfangs wieder eine andere Ausflucht ersinnt, die es ihr möglich macht, mich noch etwas länger von Samuel fern zu halten. – Doch nun sollen Sie erst den Brief hören, den sie mir geschrieben hat, und dann will ich Ihnen sagen, was ich ihr im Ganzen darauf antworten werde.«

Frau Nebelthau war ganz Ohr, als sie den Brief vorlesen hörte, und ihr Herz pochte dabei oft eben so unruhig, wie vorher das ihres Herrn gepocht. Als er aber mit der Vorlesung fertig war und sie sich in lange Ergießungen über das Einzelne ergehen wollte, schnitt er dieselben einfach dadurch ab, daß er ihr sagte, welche Bitte er seiner Correspondentin nun vortragen wolle, und da rief die Nebelthau entzückt aus:

»Ja, ja, Herr Major, das ist ein guter Weg! Diese bescheidene Bitte *kann* sie nicht ablehnen, sie müßte denn ein Herz von Stahl haben und gar keine Frau von Fleisch und Blut sein. Und nun, denke ich, werden wir bald Victoria! rufen können.«

»Nein,« sagte der Major da mit seiner alten Ruhe und seinem früheren Ernst, Victoria werden wir noch lange nicht rufen können. Erst kommen die Verhandlungen, die den Waffenstillstand einleiten, und was während des Waffenstillstandes abgekartet wird, das giebt erst den

Stoff und die Mittel zum ernstestn Frieden. Außerdem können Zwischenfälle eintreten, die das Friedenswerk verzögern, wer kann das so genau wissen? Ich muß mich also auf einen längeren Kampf und eine längere Ungewißheit vorbereiten, und das will ich gern thun, wenn dadurch nur die Aussicht auf den endlichen Sieg sicherer wird. So, nun kennen Sie meine Meinung und triumphiren Sie nicht zu früh. Wir sind noch lange nicht über alle Berge und Hans wird seinen Braunen wohl noch einige Male satteln müssen, ehe wir das Ziel erreichen. Doch – wir kommen dahin – endlich, ja, das glaube ich auch. Und nun – nun ist Essenszeit und so gehen Sie und thun Sie Ihre Pflicht, denn dieses verteufelte Sitzen und Brüten macht mir einen ganz krankhaften Appetit.«

»Gott sei Dank! So freuen Sie sich doch!« rief die Nebelthau und trippelte flugs davon, um rasch die Vorbereitungen zum Mittagmahl zu treffen. Zwei Stunden später aber saß Felix von Eberstein schon wieder an seinem Schreibtisch, um den dritten Brief nach Ober-Malitz zu schreiben und darin, ganz unverfänglich für die Dame, die ihn lesen sollte, die Mine niederzulegen, die, wie er diesmal bestimmt hoffte, einen Haupttheil der so gut vertheidigten Festung in seine Hände bringen sollte.

Indessen ahnte der geschickte Feldherr bei Ausführung dieses seines listigen Planes wohl nicht, daß die Mine, die er seiner Gegnerin legen wollte, von dieser längst vorausgesehen und ihm vielleicht gar selbst durch einen noch viel listigern Geist in die Hand gespielt war. Wie dem aber auch sein mochte, wie selbstständig und klug

und seiner eigenen Erfindung folgend, er auch zu handeln glaubte – so rechnete die überaus kluge Gegnerin schon lange im Stillen auf diese unausbleibliche Selbstständigkeit und höchst eigene Erfindung, und so geschah das, was wir jetzt bald rasch nach einander und ganz wie von selbst sich werden abwickeln sehen, und Keiner ahnte von dem Anderen, daß er mehr oder weniger die treibende Kraft und wiederum mehr oder weniger der Spielball in der geschickten Hand des Anderen war.

Den Brief aber, den der Major bis zum Anbruch der Nacht fertig vor sich liegen sah und der die in Form einer neuen Bitte projektirte Mine enthielt, lautete folgendermaßen:

»Gnädige Frau!

Obgleich ich in meinen, in dem letzten Brief ausgesprochenen Hoffnungen und Erwartungen, auf deren Erfüllung ich diesmal mit so großer Sicherheit rechnete, durch Ihre abschlägige Antwort abermals getäuscht worden bin, so enthielt doch dieselbe zu viel des Freundlichen und Guten, als daß ich dafür nicht dankbar sein sollte. Diesen Dank aber werde ich auf meine Weise abzutragen suchen und ich beginne das damit, daß ich meiner Verwunderung über Ihre abermalige Versagung meiner Bitte einen ehrlichen Ausdruck gebe und Ihnen somit gestehe, daß dieselbe einen eben so peinlichen wie tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Denn warum schlugen Sie mir meine herzliche Bitte ab? Einmal, weil

Sie die öffentliche Meinung, das heißt das Urtheil Ihrer Freunde und Bekannten, nicht zu einer lauten Kundgebung ihres Mißbehagens herausfordern wollen und weil Ihnen ein unliebsames Wort irgend eines Herrn oder einer Dame bei Weitem schwerer wiegt als das wahrhafte Glück eines einsamen Mannes, der allerdings nur sehr wenig Anspruch auf Ihre Beachtung hat und wirklich zu den Männern gehört, die, wie Sie andeuteten, sich dieser von Ihnen erwähnten öffentlichen Meinung allerdings sehr oft zu entschlagen bemüht sind, und der darin viel eher eine innere Befriedigung gefunden hat, als wenn er sich den gebieterischen Anforderungen der die öffentliche Meinung repräsentirenden sogenannten großen Welt sclavisch gebeugt hätte.

Sodann aber schlugen Sie mir die Bitte ab, weil Sie mich nicht genauer kennen und mein stilles Leben – ich führe dasselbe erst seit kurzer Zeit und finde mein Glück darin – Ihnen keine Garantie bietet, daß das Kind der Grittli Luginbühl auf eine Ihren Ideen entsprechende Weise bei mir erzogen werde.

Nun denn, über Ihren ersten Einwurf will ich weiter kein Wort verlieren, denn jeder Mensch, also auch Sie, hat das Recht, die sogenannte öffentliche Meinung, das heißt in diesem Fall: das Geklätsch einiger mit den zwischen uns Beiden sich abwickelnden Vorgängen unbekannter Menschen, für etwas

Wichtiges und Bedeutsames oder für etwas sehr Untergeordnetes und Unbedeutendes zu halten – in dessen über jenen zweiten Einwurf muß ich doch noch einige Worte verlieren, da mir scheinen will, daß ich Ihnen denselben eben so gut machen könnte, wie Sie ihn mir gemacht haben. Denn in dieser Beziehung, das heißt in Bezug auf die einzig richtige und ersprißliche Erziehung Samuel's können Sie eben so wenig genügende Garantien bieten, wenn ich sie von Ihnen verlangen wollte, als ich sie Ihnen zu bieten vermag. Auch Sie sind, wie ich unbeweibt bin, ohne Mann, wenn denn doch einmal zwei Erziehungspotenzen vorhanden sein sollen; ferner liegt auch Ihr Gut, Ober-Malitz auf dem Sie jetzt wohnen, dem Mittelpunkt der großen Welt nicht näher als das meine, und ein lebhafter Verkehr mit ihr ist dort nicht leichter in Ausführung zu bringen, als bei mir. Es müßten denn die paar Dutzend Menschen, die bei Ihnen von Zeit zu Zeit zum Besuch versprechen, so schwer in die Wagschaale fallen, daß Sie schon von ihnen eine bedeutsamere und heilvollere Einwirkung auf das kaum ein Jahr alte Kind hoffen. Ueberdieß glaube ich in Bezug auf die Erziehungsfähigkeit oder was die nothwendigen Mittel dazu betrifft, auf demselben oder wenigstens einem ziemlich gleichen Standpunkt zu stehen, wie Sie. Auch ich kann eine geeignete Wärterin für das Kind annehmen, wenn die Mutter dazu nicht ausreichen

sollte; auch ich kann in Zukunft die mir passend erscheinenden Lehrer beschaffen, und da meine Zeit ganz mir gehört und durch die leidigen Besuche, von denen Sie belästigt werden, nicht in Anspruch genommen wird, so kann ich sogar meine eigenen Kräfte der Erziehung des Knaben widmen, der ja doch als solcher nicht immer unter den Augen einer Frau und allein in weiblichen Händen bleiben kann.

–

Wenn Sie freilich noch andere Beweise meiner Fähigkeit zur Erziehung eines Kindes, also eine noch vollständigen Garantie verlangen sollten, so kann ich Ihnen diese, etwa in der Gestalt einer von meinen Lehrmeistern ausgestellten Censur, allerdings nicht beibringen, und könnte ich es, so würde ich es nicht thun, denn zu einer solchen officiellen Darlegung meiner Fähigkeiten bin ich zu alt und gegen die Kritik der Lehrherren wie der Welt zu gleichgültig geworden, und der Umstand, daß ich mehr durch die rauhe Schule des Lebens als durch eine feinere und höhere Filtrir- und Poliranstalt gegangen, hat mich etwas stolz und männlich, das heißt hart und rauh gemacht. Jene rauhe Lebensschule aber hat mir das Votum ›Probat!‹ ausgestellt und das ist das Einzige, womit ich Ihnen dienen könnte, wenn Sie durchaus für irgend eine Leistung von meiner Seite eine

sicht- und greifbare Garantie haben wollten, vorausgesetzt, daß sich jenes Votum in einer solchen körperhaften Gestalt darstellen ließe. Verzeihung, gnädigste Frau, für diesen mir nicht ganz natürlichen und nur in diesem Ausnahmefall heraufbeschworenen Hochmuth! Aber Sie haben ihn aus mir herausgelockt durch den mir noch nicht widerfahrenen Stolz, womit Sie aus Ihrer Höhe auf mich in meiner Niedrigkeit herabsahen, als Sie mir die Erziehungsfähigkeit eines Kindes absprachen, während Sie sich selbst, die Sie darin doch auch keine Erfahrung haben, dieselbe dadurch zusprachen, daß Sie allein für die künftige Erziehung jenes kleinen Knaben sorgen wollten.

Mit diesen Worten, Frau Generalin, begrabe ich meinen Strauß mit Ihnen, den allein ein so seltsamer Zufall zu Wege gebracht hat, und nie wieder werde ich Ihnen einen Vorwurf machen, nie wieder eine Klage erheben und Sie können sich von jetzt an vor allen meinen weiteren Angriffen sicher halten. Und warum diese plötzliche Resignation? fragen Sie. Allein darum, weil ich eingesehen habe, daß Sie für meine Bitte, den unschuldigen Knaben den meinen nennen zu dürfen, unzugänglich sind, weil ich ferner einsehe, daß Sie ihn für sich behalten wollen, und endlich, weil ich abermals einsehe, daß etwa erneuerte Bestrebungen von meiner Seite um dasselbe Ziel und denselben Preis nicht die geringste Aussicht auf Erfolg haben würden, denn Sie haben sich mir

selbst für ein eigenwilliges, unnachgiebiges und beharrendes Menschenkind erklärt und vor solchen geharnischten Eigenschaften trete ich bescheiden zurück, da ich fühle, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen mit den entsprechenden Eigenschaften die Spitze zu bieten.

So mag der liebe Samuel denn in Ihren Händen bleiben, in denen Sie ihn so fest zu halten die Kraft und den Willen bewiesen haben. *Cedo majori!* das ist ein Wahlspruch, den mich das Leben anerkennen gelehrt und dem noch kein Riese hat trotzen dürfen, und ich – ich bin nur ein schwacher Mensch. Möge Ihnen nun aber auch die höhere Kraft nicht fehlen, Ihre edlen Entschließungen an ihm zur Ausführung zu bringen; möge Gott selbst für sein Wohl sorgen, indem er Ihr Herz für das liebe Kind erwärmt und Ihren Geist erleuchtet, immer die rechten Wege zu wählen, die für einen Knaben, aus dem man einen braven Mann machen will, stets so bedeutungsvoll sind und die jeder Mensch erst durch eigene Uebung finden lernen muß, bevor ihm das Leben eine reichliche Erfahrung darin an die Hand gegeben hat.

So weit nun wäre ich mit Ihnen gekommen, Frau Generalin, und ich könnte die Correspondenz mit Ihnen ein für alle Mal schließen, wenn ich nicht die Ueberzeugung in mein einsiedlerisches Leben mit hinausnehmen möchte, daß Sie doch nicht so ganz unerbittlich und unzugänglich für die Ergüsse und Empfindungen eines fühlenden Herzens sind, wie

Sie sich bis jetzt mir gegenüber darzustellen beliebt haben. Diese Unerbittlichkeit und Unzugänglichkeit noch einmal auf die Probe zu stellen, bin ich jetzt dadurch gezwungen, daß Sie mir bisher Alles abgeschlagen haben, warum ich Sie bat, und um mir selbst späterhin das Zeugniß ausstellen zu können, daß ich Nichts unversucht gelassen habe, um wenigstens noch dann und wann einen flüchtigen Freudenstrahl in mein Leben fallen zu lassen, so trage ich Ihnen auch diese meine letzte Bitte vor, die Sie aller Wahrscheinlichkeit nach weder für ungerechtfertigt, noch für unbescheiden halten werden. Mit einem Wort: lassen Sie mich wenigstens den Knaben, den ich so lieb habe, als wäre er mein eigenes Kind, von Zeit zu Zeit sehen – senden Sie ihn mir, meinetwegen nur alle Sonntage, mit seiner Mutter oder einer sonstigen Begleiterin, nach dem Waldhause in Nieder-Malitz zu den alten Leuten, dann haben auch Diese zugleich den Genuß, ihren Urenkel dann und wann zu sehen, und ich – nun, ich habe auch einmal einen Feiertag, auf den ich mich die ganze Woche freuen kann und den ich ja wohl durch meinen langen vergeblichen Kampf um des Kind verdient habe.

Gegen diese Erfüllung meiner inständigsten und herzlichsten Bitte, *gnädigste* Frau, kann ja die öffentliche Meinung Ihrer Landsleute, der Sie sich so gehorsam beugen, nichts einzuwenden haben, und daß ich mich Ihrer Güte, wenn Sie mir den Samuel nach dem Waldhause senden, würdig erweisen und

keine ferneren Nebenzwecke dabei verfolgen werde, dafür Ihnen eine genügende Garantie zu bieten, dürfte ich vielleicht doch noch in der Lage sein, falls Sie in Ihrer consequenten Art darauf bestehen sollten.

So, nun habe ich meine letzte, meine allerletzte Bitte gesprochen und jetzt ist es an Ihnen, dieselbe zu erfüllen. Je rascher Sie mir aber eine Antwort auf diese meine ergebensten Zeilen zukommen lassen, um so dankbarer werde ich Ihnen sein und um so schneller zu der mir so angenehmen Ueberzeugung gelangen, daß Sie doch nicht so eigenwillig und unachgiebig sind, wie ich es in manchen Momenten der letzten Tage leider habe glauben müssen.

So will ich denn meine Sehnsucht nach dem Kinde bis zum nächsten Sonntag still in mir herumtragen, in der gewissen Voraussicht, daß mir diesmal kein verneinendes olympisches Kopfschütteln von Ober-Malitz her zu Theil werden wird. In dieser Hoffnung erlaube ich mir schon jetzt meinen heißesten Dank auszusprechen und füge zugleich die Versicherung hinzu, daß Sie mit der Erfüllung meiner Bitte auf lange Zeit befriedigt und zum Stillschweigen gebracht haben werden

Ihren hochachtungsvoll ergebenen
Felix von Eberstein.«

Als der Major diesen Brief geschrieben und noch einmal überlesen hatte, lachte er still vor sich hin und rieb

sich vergnügt die Hände. Er war über die Maaßen froh, daß diese kritische Arbeit beendet war, vor der er, wie vor dem letzten Sturm auf eine furchtbare Festung, selbst in seinem kühnen Soldatenherzen eine wohl gerechtfertigte Besorgniß gehegt hatte. Jetzt indessen war der Sturm begonnen und nun mußte der Erfolg geduldig abgewartet werden. Das wollte er denn auch, und ohne sich seinen früheren sanguinischen Hoffnungen hinzugeben, erwartete er doch mit ziemlicher Sicherheit, daß derselbe nicht ausbleiben werde. Ob ihm gerade sein letzter Versuch dazu gefiel, wollen wir dahingestellt sein lassen, wenigstens gestand er sich selbst ein, daß er etwas kühn gewesen sei, indem er sagte:

»Er ist freilich etwas spitz, ja sogar scharf, aber das kann nicht schaden, das hat sie um mich verdient, denn ihr erster Brief war wie ein zweischneidiges Schwert, das noch immer in meiner Brust herumwühlt und mich noch gar nicht zur Ruhe kommen läßt. Aber nun wollen wir sehen, was sie thut. Natürlich, sie wird sich abermals besinnen und nicht gleich den Wagen anspannen, Frau Grittli und Samuel nach dem Waldhause fahren und mich durch einen reitenden Boten dahin einladen lassen – so sanguinisch bin ich dieser Frau gegenüber schon lange nicht mehr – aber sie wird sich sagen: »Meine Liebe was der Mann fordert, ist nur zu gerecht, und ihm auch diese Bitte abzuschlagen, wäre nicht allein eine Grausamkeit, sondern auch eine Thorheit, die ich nicht begehen darf, denn – und das ist die Ironie des Schicksals, die sie selbst

heraufbeschworen hat – die öffentliche Meinung ist wandelbar und wer weiß, was die Leute sagen würden, wenn sie einmal erführen, was zwischen uns vorgefallen ist.« Und so – so wird sie mir übermorgen die Antwort senden, daß mein Wunsch erfüllt werden und Samuel am Sonntags nach dem Waldhause kommen soll. Gut. So weit sind wir und nun siegeln wir rasch dies Couvert zu, damit wir nicht wieder weich werden und die Spitzen abstumpfen, die eigens für die stolze Dame fabricirt worden sind.«

So siegelte er denn den Brief, adressirte ihn und legte ihn in das bewußte Fach, aus dem er erst wieder genommen wurde, als Hans ihn am nächsten Morgen erhielt, um ihn an seinen Bestimmungsort zu tragen und – kaum brauchte es dem schlaunen Burschen noch besonders eingeschärft zu werden – die Augen offen zu halten und in seinem Gedächtniß zu bewahren, was die schöne Frau auf dem ›prächtigen‹ Schlosse ihm diesmal sagen werde.



Hans war wie gewöhnlich um halb neun Uhr fortgeritten und gegen zwölf Uhr konnte ihn sein Herr zurück erwarten. Da er bestimmt wußte, welchen Weg der Bote nahm, so ließ er sein Pferd satteln und ritt ihm entgegen. Auf dem halben Wege im Walde traf er ihn und schon von Weitem glaubte er auf dem ehrlichen Gesicht seines treuen Hans einen Ausdruck zu finden, als ob er ihm abermals etwas ganz Neues zu berichten habe. Und so sollte es auch sein, denn nachdem Hans seinen Herrn begrüßt,

sein trabendes Pferd in Schritt gesetzt und nach erhaltenem Wink neben dem Major weiter ritt, sagte er:

»Na, Herr Major, heute ist es mir schön ergangen und ich bin in eine arge Klemme gerathen. Aber dem ist blos Ihr Befehl schuld, daß ich der gnädigen Frau keinen Gruß mehr von Ihnen bestellen sollte.«

»Was ist denn geschehen, Hans? Du machst mich wirklich neugierig,« entgegnete sein Herr, dessen Gesicht in der That einige Spannung verrieth.

»Na, Sie werden es bald wissen, denn ich habe mir Alles sehr genau gemerkt. Ich kam in Ober-Malitz wie gewöhnlich auf den Hof geritten und schaute sogleich nach dem Fenster hinauf, wo ich neulich die gnädige Frau gesehen. Aber diesmal stand sie nicht daran und nachdem ich den Braunen in den Stall gebracht, kam auch der Rothrock zum Vorschein und freute sich sehr, mich schon wieder zu sehen. ›Na,‹ sagte er, ›wir Beide haben jetzt tüchtig zu reiten und unsere Pferde dürfen über Mangel an Bewegung nicht klagen. Aber dafür sind sie und wir ja da.‹ – Ja wohl, sagte ich, und Sie werden morgen auch wohl wieder auf Grünwald sein. – ›Natürlich,‹ meinte er, ›denn unsere Herrschaften scheinen ein großes Gefallen an einem recht raschen Briefwechsel zu finden.‹ – Na, sagte ich, mit *meinem* Herrn hat es keine so große Eile, denn er läßt Alles in der Welt hübsch langsam an sich herankommen und verdirbt sich deshalb nie so leicht den Magen, wie Unsereins, die jeden wohlschmeckenden Bissen immer hastig hinunterschlingen. Ja, das sagte ich, Herr Major, Sie lachen zwar darüber, aber es machte mir

Spaß, Sie gar nicht so versessen auf die Briefe der gnädigen Frau darzustellen, damit wenigstens die Schlingel von Bedienten da drüben sich nicht Wunder was auf sie einbilden – ja!«

»Gut, Hans – aber nun weiter, denn Du hast mir gewiß noch etwas Anderes zu erzählen?«

»Na freilich, die Hauptsache kommt ja erst noch. Als wir uns nun so ein Bischen ausgeplaudert,« fuhr Hans fort, sagte der Rothrock zu mir: ›Jetzt kommen Sie nur hinauf, die gnädige Frau will Sie gleich sprechen, sie weiß schon, daß Sie wieder da sind.‹ Na, da folgte ich ihm denn in das Schloß und er ließ mich durch einen alten Herrn im schwarzen Rock, der, glaube ich, der Ober-Kammerdiener oder Hausmeister, wie sie ihn nennen, ist und die erste Violine in Ober-Malitz spielt, wie mir der rothrückige Lakai sagte, einführen. In dem Zimmer, wo ich die gnädige Frau immer gesprochen hatte, blieb ich stehen und ich brauchte gar nicht lange auf sie zu warten. Ich hörte sie schon in das Nebenzimmer treten, denn ihre Röcke machen immer eine eigenthümliche Musik, wenn sie über den Boden fegen. Als sie hereintrat, sah sie sehr freundlich aus und nickte mir ganz vertraulich zu. – ›Sind Sie wieder da?‹ fragte sie; ›nun, das ist gut. Was bringen Sie mir?‹ – Diesen Brief, sagte ich, und reichte ihr Ihren Brief hin, den ich schon aus der Tasche genommen. Sie nahm den Brief, sah mich aber dabei mit einem Blick an, den ich mein Lebtag nicht wieder vergessen werde. – Was mag sie nur wollen? dachte ich, aber ich sollte es gleich erfahren. – ›Haben Sie mir heute keinen Gruß zu

bestellen?« fragte sie mich hastig. Na, da fühlte ich selbst, daß ich roth wurde, wie ein Puterhahn, und ich mußte mich wahrhaftig eine Weile besinnen, weil ich doch die eigentliche Wahrheit nicht sagen durfte und auch nicht lügen wollte. Und da sagte ich: Herrje! Ja, was hat mir der Herr Major doch bestellt! Ich habe es wahrhaftig ganz und gar vergessen, aber das kommt daher, gnädige Frau, weil Sie mich so böse ansehen und das hat mir Angst gemacht. – Da fing sie an zu lachen und sagte: ›Ich – böse? Seh' ich so aus? Nein, guter Freund, das bin ich nicht, ich habe nur so ein Gesicht, das bisweilen so aussieht, wenn man mich nicht genau kennt. Und nun, da Sie sich auf Ihren Auftrag nicht besinnen können, bitte ich Sie, den meinigen besser zu behalten, oder wenn Ihr Herr es vielleicht vergessen haben sollte, an mich einen Gruß zu bestellen, so richten Sie ihm von mir einen aus. Guten Morgen!« – Und da ging sie, eben so roth, wie ich vorher, rasch aus dem Zimmer, mit Ihrem Brief in der Hand, und ich stand ganz verblüfft da und sah ihr nach und es war mir, als ob ich noch immer die Musik hörte, die ihre Kleider machen. Endlich aber machte ich Kehrt und hier bin ich und Sie wissen nun, daß ich den Gruß der gnädigen Frau zu bestellen nicht vergessen habe.«

Ueber des Majors ausdrucksvolles Gesicht flog es wie ein goldener Schimmer innerer Befriedigung; er lächelte still vor sich hin, aber er sagte kein Wort und so kam er auch schweigend zu Hause an und begab sich sogleich auf sein Zimmer, um vielleicht ungestört über – den unerwarteten Gruß nachzudenken, den ihm der gute Hans

so treulich überbracht hatte. Der Tag verging und der nächste kam, ohne daß bis zur gewöhnlichen Zeit eine Antwort von Ober-Malitz eingegangen wäre. Der Major hatte die Briefe der Generalin bisher immer mit ziemlicher Ruhe erwartet, aber diesmal schien er doch etwas ungeduldig zu werden, als selbst um elf Uhr noch kein Bote von Ober-Malitz her sichtbar wurde. Daß er in Betreff seiner letzten Bitte keinen Widerspruch zu erwarten habe, glaubte er bestimmt annehmen zu können, aber daß die Antwort so lange zögerte, befremdete ihn.

»Sollte sie doch noch einige Bedenklichkeit haben, mir auch diese Bitte zu erfüllen?« fragte er sich. »Oder sollte ihr der Entschluß, mich den Samuel nur alle acht Tage einmal sehen zu lassen, so schwer werden? Ich kann es nicht denken. Weit eher glaube ich, daß sie der Fortschritt, den ich durch die Erfüllung meiner Bitte in meinen eigenen und ihren Augen erreiche, bedenklich macht und daß sie nun überlegt, wohin das einmalige Nachgeben zuletzt führen kann. Nun, mag sie denken, was sie will – die Mine ist gut und zur rechten Zeit angelegt und die Tragweite ihrer Kraft kann im ersten Augenblick, wenn sie wirkt, kein Mensch berechnen.« –

Es war Mittag geworden und der Major hatte wieder einmal in althergebrachter Weise etwas schweigsam sein Mahl eingenommen. Frau Nebelthau sah, daß er auf das Eintreffen des Briefes wartete und daß das Ausbleiben desselben ihn beunruhigte. So hielt auch sie sich still und wartete ruhig und geduldig ab, was kam.

Es war halb Drei geworden und der Major hatte sich eben mit einem Buch in der Hand zu seiner Mittagsruhe auf das Sopha gelegt, als die Dogge auf dem Hofe anschlug und die Annäherung eines Fremden meldete. Er hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht, der Bote von Ober-Malitz kam eben durch das Gitterthor geritten und als Frau Nebelthau auf die Rampe hinaustrat, um ihm zu sagen, daß der Herr Major eben ruhe, öffnete er das Fenster und rief hinab, daß der Diener nur zu ihm heraufkommen möge.

Zwei Minuten später stand er vor ihm und überreichte ihm mit einigen freundlichen Worten den so wichtigen Brief, indem er mit erhobener Stimme hinzufügte, daß die gnädige Frau sich dem Herrn Major bestens empfehlen lasse.

Der Major, als er diesen neuen Gruß empfing, hatte Mühe, vor dem klugen Diener die Bewegung zu verbergen, die wider seinen Willen in seinem Innern vorging, und er war froh, als derselbe wieder gegangen war, nachdem er von ihm einen höflichen Gegengruß an seine gnädige Frau mit auf den Weg genommen hatte.

»Da halte ich die ersehnte Antwort endlich in der Hand,« sagte er nun zu sich, »und daß sie mich auch durch ihren Boten grüßen läßt, verheißt mir nichts Schlimmes. Nun – dieser Brief ist der zwischen uns entscheidende. Entweder, ich sehe meinen Samuel schon in den nächsten Tagen wieder, oder – ich habe ihn für immer verloren. Das aber kann und will ich nicht glauben; alle vorbedeutenden Zeichen sind gut und verheißen das

Beste. So will ich denn nicht länger zögern und sehen, was mir das Schicksal bringt. Her mit dem Instrument der Parze und ich will der nun unausbleiblichen Entscheidung mit muthigem Herzen entgegengehen.«

Rasch schnitt er das Couvert mit der Scheere auf, setzte sich auf seinen Stuhl vor den Schreibtisch und las, allerdings zu seiner Freude, aber auch zu seiner höchsten Verwunderung folgenden Brief

»Mein Herr Major!

Wer hätte es gedacht, daß ein so einfacher und edler Charakter, als welcher Sie sich mir in Ihren drei Schreiben, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, dargestellt haben, so vieler Sticheleien sich bedienen könne, um mir einmal gründlich, wie man es nennt, die Wahrheit zu sagen oder den Text zu lesen? Nein, ich habe es nicht gedacht, allein ich begreife sehr wohl, daß Sie damit nur das Recht der Wiedervergeltung zu üben glaubten und darum will ich darauf schweigen und geduldig die Vorwürfe hinnehmen, die Sie so künstlich und doch erkennbar genug in Ihr sonst so freundliches Schreiben verwoben haben. Ja, auch Sie können ironisch, spitz und scharf sein, das sehe ich nun wohl, aber, verzeihen Sie mir – auch von meiner Seite soll das der letzte Vorwurf sein – Sie hätten dieser spitzen und scharfen Waffen nicht bedurft, um einer Frau die Ueberzeugung beizubringen, daß es auch noch würdige

Repräsentanten einer jetzt fast ausgestorbenen, wenigstens sehr selten in den Vordergrund tretenden wirklichen Männlichkeit giebt. Ja, Sie sind in meinen Augen, die ich so viele unwürdige, unmännliche und nur in ganz nichtigen Dingen ihren Genuß findende Männer kennen gelernt habe, ein solcher recht ausgeprägter Repräsentant und das mag Ihnen ein Bekenntniß sein, daß auch ich meinerseits nicht mehr den geringsten Glauben hege, daß ein auf Grünwald ansässiger Herr von Eberstein einer Tochter der auf Ober-Malitz wohnenden Barone Flamberg aus Princip und nach traditionellem Gebrauch Feind und Gegner sein muß.

Dies mag die Einleitung meines heutigen Schreibens sein und Sie mögen schon daraus schließen, was für ein Resultat Ihnen dasselbe sonst bringen wird. Denn auch Sie verstehen es, wie ich, zwischen den Zeilen zu lesen und so habe ich schon lange das Vorgefühl gehabt, daß Sie mir die Bitte aussprechen würden, die ich Ihnen heute hauptsächlich zu beantworten haben werde. Glücklicher Weise brauchte ich Sie heute nicht so lange auf diese Antwort warten zu lassen, als das vorige Mal, ich habe einmal einen ziemlich ruhigen Tag und also Zeit genug gehabt, mir Ihr Gesuch und meine Antwort nach allen Seiten zu überlegen. Diese Ueberlegung ist mir nicht schwer geworden, um so weniger, da ich Ihnen damit den Beweis liefern kann, daß ich wirklich nicht

ganz und in allen Dingen unerbittlich und unnachgiebig bin, wie Sie möglicher Weise eine Zeit lang geglaubt haben. Und so hören Sie denn, daß es mir sogar ein großes Vergnügen gewährt, gerade Ihnen einmal eine Bitte erfüllen zu können, nachdem ich Ihnen Ihre früheren aus inneren und äußeren Gründen abschlagen mußte.

Daß Sie den Wunsch hegen, den kleinen Samuel von Zeit zu Zeit zu sehen, finde ich sehr natürlich und ich könnte selbst mit dem besten Willen dazu keinen vernünftigen Grund auffinden, diesem Wunsche entgegenzustreben. Auf die Erfüllung dieses Wunsches haben Sie sich durch Ihre Handlungsweise gegen das arme Kind und seine Verwandten das größte Anrecht erworben.

Indessen muß ich mir doch erlauben, in einer Beziehung von Ihrem ausgesprochenen Wunsch etwas abzuweichen und ich bitte Sie, wohl zu überlegen, ob ich darin nicht das Rechte getroffen habe. Ich kann mich nämlich mit dem Orte, wo Sie Samuel wiedersehen und überhaupt mit ihm in Zukunft zusammentreffen wollen, nicht einverstanden erklären. Einmal möchte ich das zarte Kind nicht der weiten Fahrt bei etwaigem schlechten Wetter aussetzen, zumal gegenwärtig nicht, wo es etwas unpäßlich ist, weshalb ich auch schon meinen Arzt zu Rathe gezogen habe. Es leidet nämlich, zwar nur ganz unbedeutend, an den Augen und der Arzt hat verordnet, daß alles grelle Licht von dem Kinde fern bleibe

und dasselbe in gleichmäßig warmer Luft gehalten werde. Daher kann Samuel augenblicklich das Zimmer nicht verlassen und seine Fahrt nach dem Waldhause würde nicht ganz dienlich erscheinen. Sodann aber scheint mir auch dies öde und traurige Haus für Sie selbst kein schicklicher, am wenigsten aber ein bequemer Ort zu sein, und da Sie bei dem nahenden Herbst mit Samuel nicht mehr im Freien weilen können, würde Ihnen der längere Aufenthalt in der ärmlichen Behausung der Holzfällerleute nicht gerade angenehm vorkommen.

Aus diesen Gründen schlage ich Ihnen etwas Anderes vor und wenn Ihre Sehnsucht nach dem Kinde wirklich so groß ist, wie Sie sagen und ich gern glaube, so dürften Sie diesen meinen wohlgemeinten Vorschlag für ganz angemessen halten. Suchen Sie also Ihren Liebling in meinem eigenen Hause auf und zu dem Ende lade ich Sie ein, sich selbst nach Ober-Malitz zu bemühen, wo Sie dann Samuel sehen können, so oft und so lange es Ihr Herz verlangt.

Indessen verhehle ich mir gleichwohl nicht, daß auch dieser Vorschlag, zu dem ich mich endlich nach reiflicher Erwägung aller obwaltenden Verhältnisse entschlossen habe, einigen Schwierigkeiten begegnen und vor allen Dingen Ihnen selbst einiges Bedenken erregen dürfte. Dies Bedenken wurzelt einzig und allein in dem mir noch immer etwas peinlichen Verhältniß, in welchem Sie, Herr Major, zu

mir selbst stehen. Wir Beide kennen uns nicht persönlich, denn Sie haben es – ich muß einmal wieder aufrichtig sprechen – in Ihrer souverainen Stellung als Mann, Einsiedler und zeitiger Besitzer von Grünwald für überflüssig gehalten, vielleicht aus persönlichem Stolz, vielleicht aus Geringschätzung anderer Ihnen bisher unbekannter Leute, Ihren Nachbarn einen Besuch zu machen, was doch jedenfalls eine alt hergebrachte Sitte und auch eine Art Pflicht für die in einen Kreis neu eintretenden Mitglieder der Gesellschaft ist. Sie haben es mit einem Wort für gut befunden, sich dieser Sitte und dieser Pflicht zu überheben, was ich, so weit es mich selbst betrifft, nicht weiter bekritteln will. Denn daß Sie nicht zu mir nach Ober-Malitz gekommen sind, finde ich ganz erklärlich, wenn ich bedenke, daß die Familien von Grünwald und Ober-Malitz schon seit lange in keiner Verbindung mehr gestanden, am wenigsten aber sich gegenseitig persönliche Aufmerksamkeiten und Artigkeiten erwiesen haben.

Daß Sie nun selbst bei der vorliegenden Veranlassung nicht gern nach Ober-Malitz kommen, leuchtet mir zu klar ein, als daß ich in dieser Beziehung noch einen persönlichen Wunsch äußern sollte. Um Ihnen aber den Weg hierher weniger beschwerlich und bitter zu machen, als er Ihnen ohne Zweifel erscheinen würde, wenn Sie durch diesen Ihren Besuch gewissermaßen gezwungen wären, auch mir einen Augenblick Ihrer Anwesenheit zu schenken, so habe

ich einen Ausweg gefunden, der Ihnen gewiß eben so zusagen wird, wie er auch mir für uns Beide ersprießlich zu sein dünkt. Ich werde nämlich nicht anwesend sein, wenn Sie mein Haus besuchen, sobald Sie nur die Güte haben wollen, die Stunde zu bestimmen, in welcher dieser Besuch stattfinden wird. Auf diese Weise können Sie sich hier ganz ungenirt bewegen und völlig ungestört so lange verweilen, als es Ihnen belieben mag. Ich werde meinen Leuten Befehl geben, Ihnen während Ihres Aufenthalts in Ober-Malitz jede gebräuchliche Aufmerksamkeit zu erweisen und allen Ihren Wünschen gerecht zu werden. Gern aber, und das betone ich besonders, würde ich es sehen, wenn Sie zum Beispiel am nächsten Sonntag, wo Sie Samuel zum ersten Mal wiedersehen wollten, gegen Abend, etwa um sechs Uhr kämen, da dies für mich die bequemste Zeit ist, um das Gut verlassen und in der Nachbarschaft auf Besuch gehen zu können, von dem ich in der Regel erst um zehn Uhr zurückkehre.

Das, Herr Major, ist Alles, was ich für Sie in der vorliegenden Sache thun kann und will und zu einem anderen Auswege würde ich mich nicht gern bereitwillig finden lassen. Wenn Sie sich Alles genau überlegen, werden Sie als verständiger Mann meinen Vorschlag vernünftig und annehmbar finden und so habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, in der Hoffnung, bald, wo möglich morgen schon,

von Ihrer Entscheidung in Kenntniß gesetzt zu werden, damit ich meine Anordnungen für den nächsten Sonntag bei Zeiten treffen kann. Hochachtungsvoll
Ihre ergebenste

Marianne von Hartenfels, geb. v. Flamberg.«

Ohne sich zu regen und seiner Verwunderung ganz hingegeben, hatte der Major diesen Brief gelesen und so saß er auch jetzt, als er damit fertig war, noch immer unbeweglich auf seinem Stuhl und starrte scheinbar gedankenlos vor sich hin. Aber er dachte gleichwohl sehr eifrig nach, denn ihm kam es bei genauer Erwägung des ganzen Inhalts dieses Schreibens, namentlich aber der letzten Hälfte desselben vor, als ob es nicht allein mit großer Behutsamkeit und Vorsicht abgefaßt wäre, sondern als ob auch zwischen den Zeilen noch etwas Anderes läge, was er im ersten Augenblick nicht gerade mit klaren Worten bezeichnen konnte.

Endlich aber, da er keinen Ausweg aus dem ihn umgebenden Labyrinth fand, schüttelte er sein Grübeln und Zweifeln mit Gewalt ab und, sich in seinen Stuhl zurücklehnend, sagte er:

»So wäre denn endlich mein Wunsch, den Samuel wiederzusehen, erfüllt und meine Bitte ist also nicht vergebens gesprochen gewesen, wie ich es gleich von Anfang an vermuthet habe. Die angelegte Mine ist in die Luft geflogen und hat gezündet, ja sie hat mir eine Bresche in die bisher unnahbare Festung geöffnet und ich kann in dieselbe eintreten und meinen Sieg mit Ruhe weiter

verfolgen. Aber ich weiß doch nicht, ob ich mich über diesen raschen Erfolg mehr freuen oder mehr wundern soll. Der mir ganz neue und unerwartet kommende Vorschlag, Ober-Malitz zu besuchen, hat mich so überrascht, weiß ich mich gar nicht davon erholen kann. Nein, das habe ich nicht im Geringsten vermuthet und mir will es fast scheinen, als ob hinter diesem Vorschlage eine ganz neue Kriegslist lauerte, die der meinigen gleichkommt oder sie wohl gar noch übertrifft. Ja, Felix, hüte Dich! Sie ist schlau, diese jetzt so hold lächelnde Gegnerin, die mir anfangs so gebieterisch und feindselig gegenübertrat, und da sie mir nicht durch Strenge, Härte und Hochmuth imponiren konnte, versucht sie es, nach Sirenenmanier, mich auf andere Weise zu ködern. Also Vorsicht, mein Freund, große Vorsicht! Setze keinen Fuß vor, ohne vorher die Möglichkeit eines Rückzugs reiflich bedacht zu haben und sei auf Alles gefaßt, da Dir noch gefährlichere Schlingen im Innern der Festung selbst gelegt sein können. – Aber Rückzug,« fuhr er nach etwas längerem Nachdenken fort, – »wo man eben seinen Sieg vor sich sieht und benutzen will – wer will, wer kann an ihn denken? Was für Schlingen sollten mir denn eigentlich jetzt noch gefährlich werden? Gesetzt, mir behagte es in Ober-Malitz nicht, dann spreche ich es ehrlich aus, wie es Sitte und Ton zwischen uns beiden streitenden Parteien geworden ist. Und die Krankheit Samuel's, wenn sie wirklich besteht, wird auch nicht ewig dauern und ich kann ihn dann eben so gut zu mir kommen lassen, wie

man mich jetzt nach Ober-Malitz kommen läßt. Also vorläufig noch nichts von Rückzug – das Wort steht in meinem alten Soldatenkalender gar nicht geschrieben – frei, muthig, frisch und fröhlich in das neue Treffen hinein und – am Ende muß ich über mich selber lachen, wenn ich ein paar Stunden ganz gemüthlich bei Samuel sitze und finde, daß Ober-Malitz gar kein so übler Ort, selbst für einen Einsiedler ist, mit welchem Namen ich nun einmal auf ewige Zeiten gebrandmarkt bin. Haha! Das war ein guter Gedanke – der Einsiedler von Grünwald ist nach Ober-Malitz übergesiedelt – der kam zur rechten Zeit, um mich meiner hypochondrischen Grübeleien zu entreißen, und nun will ich fröhlich sein und mich des ersten gewonnenen Schrittes auf der eingeschlagenen Bahn erfreuen. – Doch halt!« unterbrach er sich, »ich will nicht allein darüber beschließen, was ich thun und lassen will. Die alte Nebelthau soll mir diesmal wieder zur Seite stehen, wie schon früher so oft. Sie kennt das bezauberte Schloß da drüben und die bezaubernde gebietende Fee darin besser als ich und sie soll mir ihre Meinung sagen, nachdem ich ihr auch diesen Brief vorgelesen habe, ohne daß ich ihr Urtheil durch irgend ein Wort des Beifalls oder der Abneigung zu bestechen versuche.«

Er stand auf, schellte und ließ durch den flugs herbeieilenden Hans Frau Nebelthau bitten, ihm sogleich eine Stunde Gesellschaft zu leisten.

Frau Nebelthau kam auch diesmal hastig und gern herbei und hörte mit großer Verwunderung, ja, mit Staunen die neue Wendung der vorliegenden Sache an. Ja, sie war

so erstaunt, daß sie im ersten Augenblick gar kein Wort finden konnte und sah sie den ebenfalls schweigenden Major nur mit starren und vielsagenden Blicken an.

Endlich aber, nach längerem Nachdenken, nickte sie mit dem Kopf, lächelte befriedigt und sagte: »Herr Major, soll ich einmal ganz aufrichtig meine Meinung sagen?«

»Ja gewiß, das sollen Sie.«

»Nun, dann will ich Ihnen ehrlich gestehen, daß ich in diesem allerdings sehr unerwarteten Vorschlag gar nichts Verhängliches finde. Wenn Sie keine persönliche Abneigung gegen Ober-Malitz haben – und die haben Sie ja nicht, wie ich weiß – so können Sie getrost hingeben und den lieben Knaben besuchen. Ich finde darin wahrhaftig nichts, und wenn die Geschichte ruchbar wird, daß Sie dort gewesen, und das wird sie gewiß, so wird man auch die Gründe erfahren, warum der neue Grünwalder Herr das feindliche Gut da drüben besucht hat, zumal Sie ja die Generalin gar nicht sehen und man Ihnen nicht nachsagen kann, daß Sie ihr Ihre Aufwartung gemacht haben. Meinen Sie nicht auch?«

Der Major lächelte. »Ach,« sagte er, »was mache ich mir daraus, ob diese Geschichte ruchbar wird oder nicht. Mich gehen die Menschen, die darüber schwatzen, gar nichts an; im Gegentheile, ich freue mich, daß sie einmal Gelegenheit finden, sich über mich von Neuem die Köpfe zu zerbrechen und mich abermals für einen modernen Sonderling zu halten. Was aber meine persönliche Abneigung gegen Ober-Malitz betrifft, so empfinde ich sie ganz und gar nicht und nur die Bewohnerin desselben ist mir

durch ihr unberufenes Durchkreuzen meiner Pläne eine Zeit lang unangenehm oder unbequem gewesen. Jetzt aber,« und er lachte schelmisch dabei, »sind wie sogar gute Freunde geworden, wir überhäufen uns mit schriftlichen Aufrichtigkeiten und Artigkeiten und sprechen uns gegenseitig die Gefühle unserer Hochachtung und Ergebenheit aus. Haha! Es ist fast zum Lachen! Doch, lassen Sie uns lieber ernst bleiben, die Sache verträgt in Wahrheit keinen Scherz. Und nun hören Sie, was zu thun ich fest entschlossen bin. Da ich die Generalin nicht zu Hause treffe, so finde ich gar keinen Grund auf, warum ich ihren Vorschlag nicht annehmen soll. Ich werde also den nächsten Sonntag – heute haben wir Donnerstag – zu meinem ersten Besuch wählen und um fünf Uhr hinüberreiten, dann bin ich etwa um sechs Uhr dort und bleibe eine oder zwei Stunden bei meinem Samuel. O mein Gott, wie wohl mir schon dieser bloße Gedanke thut, Nebelhau, und wie glücklich ich darüber bin, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Meine Sehnsucht nach dem Kinde hat eine wahrhaft krankhafte Färbung angenommen und ich sehe dem Augenblick, wo ich ihn an mein Herz drücken kann, mit einer Spannung entgegen, wie ich sie noch nie empfunden habe.«

Er hielt inne und gab sich seinen Empfindungen über diesen Punkt einen Augenblick mit ganzer Seele hin, während der Frau Nebelthau ein warmer Tropfen in's Auge kam, als sie ihren guten Herrn sich einmal so herzynig freuen sah. Dieser aber, der sich rasch seinen Träumen

entzog und schon wieder auf einen anderen Gedanken gerathen war, fuhr gleich darauf fort:

»Ha! Sie hat wohlweislich die Abendstunde zu meinem Besuch gewählt, angeblich, weil es ihr am bequemsten sei, um diese Zeit selbst auf Besuch zu gehen. Aber in Wahrheit, glaube ich, ist es ihr nur darum zu thun, daß ich mich dann nicht zu lange in ihrem Hause aufhalten kann. O, darum braucht sie keine Sorge zu haben. Ich bin in meinen Hoffnungen in Bezug auf den ausschließlichen Besitz dieses Kindes so tief hinabgestiegen, daß mir zwei Stunden schon wie eine kleine Ewigkeit für ein Glück erscheinen, damit bin ich ganz zufrieden. Aber bei Gott, schlau ist die feine Frau, ich durchschaue sie immer besser. Darum glaube ich auch nicht, was sie mir über den Samuel schreibt. Krank soll der Knabe sein? An den Augen leiden? Glauben Sie das? Ich nicht. Wo käme das mit einem Mal her?«

»Aber es wäre doch möglich, Herr Major. Kinder werden ja so leicht durch irgend eine Erkältung oder sonst einen Zufall krank.«

»Nun ja, es *kann* sein und ich will es ja glauben, wenn es Sie glücklich macht. Also ich gehe hin – Sie stimmen bei?«

»Von ganzem Herzen und ich wünsche Ihnen das größte Vergnügen dabei.«

»Dann ist es gut und nun lassen Sie mich allein. Ich will ihr sogleich meine zusagende Antwort schreiben, damit Hans morgen bei Zeiten hinüberreiten kann.«

Frau Nebelthau empfahl sich und kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so saß er schon am Schreibtisch und schrieb in der guten Laune, in der er sich zur Zeit befand, folgende Zeilen:

»Gnädigste Frau!

Sie haben mich mit Ihrer Zusage glücklich gemacht, mehr will und kann ich Ihnen in diesem Augenblick nicht sagen. Ihr Vorschlag, daß ich selbst nach Ober-Malitz kommen soll, war mir zwar neu und hat mich einigermaßen überrascht, aber ich nehme ihn dankbar an und werde gehorsam sein, wie ein alter Soldat es immer sein muß. So bleibe es denn bei dem nächsten Sonntag und Punkt sechs Uhr werde ich zum ersten Mal in meinem Leben das Glück haben, Ihr vielgerühmtes Gut und Schloß mit eigenen Augen zu sehen, um darin – mein ganzes gegenwärtiges Glück, meinen Samuel zu finden, nach dem mich eine unaussprechliche Sehnsucht verzehrt. Auch werde ich nicht länger als höchstens zwei Stunden bleiben, um acht Uhr also sind Sie wieder unumschränkte Gebieterin Ihres Eigenthums.

Leben Sie wohl und nehmen Sie noch einmal meinen schriftlichen Dank entgegen, da die neidischen Götter – Sie haben mich mit Ihrer Güte ganz poetisch gemacht – es mir in ihrer unergründlichen Weise versagt haben, dies auf mündlichem Wege zu thun. Mit aller Hochachtung und Ergebenheit Ihr

Felix von Eberstein.«

Hans trabte am nächsten Tage zu der gewöhnlichen Zeit mit diesem Briefe ab, aber er blieb diesmal noch etwas länger als das erste Mal aus. Dafür brachte er jedoch nebst einem freundlichen Gruß gleich die Antwort in Gestalt eines zierlichen Briefchens mit, welches die Generalin sogleich geschrieben hatte und auf das der Bote so lange hatte warten müssen. In diesem Briefchen aber standen nur die wenigen Worte:

»Mein Herr Major!

Sie werden mir oder vielmehr meinem Hause sehr willkommen sein. Ich werde schon um fünf Uhr Ober-Malitz verlassen haben und Sie können also ungestört bei Ihrem Samuel verweilen und ihn genießen. Uebereilen Sie sich jedoch nicht mit ihm, zwei Stunden sind für einen glücklichen Menschen nur eine kurze Zeit. Ich komme erst viel später zurück und Sie behindern mich also gar nicht. Was aber Ihre poetische Stimmung und Ihre neidischen Götter betrifft, so kann ich nicht unterlassen, zu bemerken, daß Sie sich in diese Stimmung selbst versetzt und diese neidischen Götter mit Ihrer eigenen Schöpfungskraft erschaffen haben. Auf Ober-Malitz wenigstens wohnten bisher die Letzteren nicht und ich habe nie die Ehre ihrer Bekanntschaft gehabt. Leben Sie wohl und feiern Sie am Sonntag einen glücklichen Tag. Ich werde in den bewußten Stunden im Stillen mit Ihnen glücklich sein und nach

meiner Rückkehr mir Alles genau erzählen lassen, was in meiner Abwesenheit vorgefallen ist. Das darf Sie aber nicht abhalten, sich ganz und gar Ihrem Naturell und Ihrer Empfindungsweise hinzugeben, sonst würde ich bedauern, auch in diesem Punkte so aufrichtig gegen Sie gewesen zu sein.

Mit den Ihnen bereits bekannten Gesinnungen
Ihre ergebenste
Marianne von Hartenfels, geb. v. Flamberg.«

»Sie kann den Spott nicht lassen,« sagte der Major zu sich, als er diesen Brief in den Kasten legte, in dem auch die andern von derselben Hand verfaßten lagen. »Nun, mag es sein, sie ist eine von Kraft und Leben übersprudelnde Natur und das Glück hat sie schon als Kind auf seinen weichen und warmen Arm genommen. Ach, mir ward das nicht zu Theil und doch – doch bin ich jetzt einmal wieder glücklich und gestehe es mir gern und freudig ein.«

ACHTES CAPITEL. DIE ALTE FEHDE ZWISCHEN GRÜN WALD UND OBER-MALITZ.

Am Freitag Morgen war der letzte Brief des Majors nach Ober-Malitz abgesandt und bis zu dem glücklichen Sonntagabend mußten also noch zwei ganze Tage vergehen. Das war eine etwas lange Zeit für den so sehnsüchtig nach seinem Samuel blickenden Mann und sie schien ihm mit jeder überwundenen Stunde länger zu

werden, um so mehr, als das böseste Regenwetter eingetreten war und ihn gegen seinen Wunsch an das einsame Haus, an seine Zimmer und an seine Zeitungen und Bücher fesselte. Endlich aber war der Freitag und der halbe Sonnabend überstanden und der Abend dieses Tages rückte mit lahmen Füßen heran, an dem bereits ganz im Stillen Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Ausflug getroffen wurden. Dazu gehörte vor allen Dingen die Hervorholung und nochmalige Betrachtung der neulich in der Stadt gekauften Spielsachen, die für Samuel bestimmt waren und ihm bisher noch nicht hatten überreicht werden können, da ja die Absicht seines Freundes, ihn nach Grünwald zu holen, durch die unerwartete Einmischung der Generalin gescheitert war. Alle diese bunten und hübschen Säckelchen wurden vorsichtig und jedes einzeln in ein Papier gewickelt und dann in eine große Jagdtasche gepackt, die der Major unter dem Nachlaß seines Onkels gefunden hatte und die Hans am nächsten Tage auf dem Ritt nach Ober-Malitz tragen sollte. Auch Hans selbst hatte schon den Auftrag empfangen, für den nächsten Nachmittag die beiden Pferde bereit zu halten, denn wenn das Wetter es irgend erlaubte, wollte der Major nach Ober-Malitz reiten, um sich das Gut und seine nächsten Umgebungen, so wie das Schloß und die dahinter wogende See, die auch er an dieser Küste noch nie gesehen, mit aller Gemächlichkeit zu betrachten. Als Hans diese Aufträge empfing, nickte er seinem Herrn Beifall zu und versprach, die Pferde so schön zu säubern und aufzuzäumen, als ob es zur Parade vor den König ginge,

und auch für seinen eigenen Ausputz genügend zu sorgen, so daß sein Herr Ehre mit ihm einlegen und kein rothrückiger Lakai die Nase über ihn rümpfen könne.

Die Stimmung des Majors, als er gegen Abend in seinem Zimmer saß, war nicht ganz so behaglich, als er sich eigentlich vorgestellt, daß sie am Vorabend seines Feiertags sein werde. Das böse Wetter übte in der Regel einen niederbeugenden Einfluß auf ihn aus, und so auch heute. Er gehörte zu den Menschen, die den Sonnenschein lieben, nicht der Wärme, wohl aber des Lichtes wegen, das ja die Welt in einer ganz anderen und viel schöneren Gestalt erscheinen läßt, als wenn düstere Finsterniß darauf lagert und die nächste Ferne schon wie die trübe Zukunft erscheinen läßt, in die wir ja auch so oft mit großer Besorgniß schauen.

So stand er jetzt am Fenster und betrachtete, so weit es vor ihm lag, sein schönes Gut, über das sich der nahende Herbst in Gestalt dunkler Nebel und tief streichender Wolken schon vorzeitig herabzulassen schien. Heftig brauste der Wind über die kahlen und stoppelreichen Felder und fegte die Wipfel der Linden und die zarteren Gebüsche auseinander, von deren Aesten Zweige und Blätter abbrachen und durch den Wirbelwind wie vergängliche Trümmer des Sommers im Vorgarten umhergetrieben wurden. Dabei lag eine tiefe, fast unheimliche Stille auf dem nahen Gehöft und dem einsamen Herrenhause. Höchstens aus den nächsten Tennen her hörte man das

einfrörmige Geräusch, welches die mit Kraft geschwungenen und hart zur Erde fallenden Dreschflegel verursachen, sonst aber ertönte kein Laut, kein Vogel ließ seine sanfte Stimme vernehmen und selbst die arme Dogge auf dem Hofe kam keinen Augenblick aus ihrer Hütte hervor, da sie Niemanden anzumelden hatte und die großen, kalten Tropfen fürchtete, die ohne Unterlaß aus den schwarzen, am Horizont hinsegelnden Wolken niederfielen.

»Das ist eine trübe Aussicht für morgen,« sagte der Major, sich vom Fenster abwendend und langsam mit vor der Brust gekreuzten Armen durch das Zimmer schreitend. »Ich hatte es mir so schön gedacht, bei klarem Himmel und in warmer, sommerlicher Luft durch den Wald und über die Felder zu reiten, um das mir noch unbekannte Stück Land da drüben so recht in aller Muße zu betrachten. Aber das ist wahr, *einen* Störenfried muß es bei jedem Vergnügen geben, damit der Mensch nicht zu glücklich und zufrieden sei. – Doch, das sind nur Aeußerlichkeiten und von denen darf man sich nicht beherrschen und bedrücken lassen. In meinem Innern sieht es dafür, wenn ich aufrichtig sein will, um so freundlicher und tröstlicher aus. Ich werde endlich mein liebes, kleines Kind wiedersehen und ich freue mich selbst wie ein Kind darauf, was es für Augen machen wird, wenn ich so plötzlich in sein Zimmer und vor sein Bettchen trete. Wenn er nur nicht schläft, wenn ich komme, und mir die kurze Freude des Wiedersehens dadurch noch mehr verkürzt wird! Ah, bei dem Wetter wäre es freilich mißlich in dem armseligen und finsternen Waldhause gewesen

und ich muß der Generalin eigentlich von ganzem Herzen dankbar sein, daß sie dies Wiedersehen in ihr eigenes Haus verlegte. Meinen schönen Rasenplatz unter den Eichen hätte ich nun gar nicht genießen können und so wird es mir eine wahrhafte Freude sein, in einem freundlichen Zimmer mit dem Knaben zu sitzen und mich an seinem Aussehen und seinen Fortschritten zu erfreuen. Denn Fortschritte hat er gewiß gemacht, im Sprechen und Gehen, und gewachsen wird er in den drei Wochen, wo ich ihn nicht gesehen, ohne allen Zweifel sein. Kinder wachsen ja fast sichtbar schnell und Samuel hatte alle Anlage dazu, sich rasch zu entwickeln, denn er ist ein kräftiges und wohlgenährtes Kind.«

Er brach seine stille Unterhaltung eine Weile ab, und erst nachdem er sich eine Cigarre angezündet, setzte er seinen Spaziergang und sein Selbstgespräch wieder fort.

»Morgen um diese Zeit,« sagte er, »werde ich gerade auf Ober-Malitz sein – o, es sind also noch volle vierundzwanzig Stunden bis dahin. Das ist eine sehr lange Zeit für ein Herz, das nur einen Gedanken und einen Wunsch hat. Eigentlich ist es unrecht, daß ich mich demselben so ganz hingebende; ich könnte mich anderweitig beschäftigen, aber wer kann gegen seine Gefühle streiten, zumal wenn sie so unschuldig wie diese sind. Nein, ich habe keine Lust, irgend etwas Anderes anzugreifen, noch mich ernstlich womit zu beschäftigen. Erst muß diese eine Sache abgethan sein, dann will ich mich wieder der Thätigkeit zuwenden und endlich das Studium der Landwirtschaft beginnen, worin ich noch ganz Laie bin, wie

ich sehr wohl eingesehen habe. Gelegenheit dazu und Bücher stehen mir hier genug zu Gebote und Franz Nebelthau, mein fleißiger Pächter, verspricht mir ein guter Lehrmeister zu werden. Doch – das ist Alles nur eine Aussicht für die fernere Zukunft – was fange ich aber morgen den ganzen Tag an und womit bringe ich den heutigen traurigen Abend hin?«

Er schwieg wieder und schritt noch langsamer und nachdenklicher auf und ab. Plötzlich aber blieb er stehen, denn ein neuer Gedanke, der eigentlich gar nicht neu war, aber ihm diesmal so schien, war in seinem Kopf aufgestiegen.

»Also ich werde nach Ober-Malitz gehen,« begann er ihn auszusprechen. »Nach Ober-Malitz, wo die Barone Flamberg gehaust haben und ihr letzter Abkömmling noch heute haust. Wer hätte das gedacht und namentlich, daß es so bald, schon einige Monate nach meiner Ankunft auf Grünwald geschehen würde! O, und wenn mein alter Onkel das wüßte – er, der jenes Gut und Alles, was darauf athmet, mir so düster und für ihn so verhängnißvoll geschildert und selbst so viel Unheil davon erfahren hat! Was mag wohl eigentlich die Ursache eines so langen und bitteren Haders, einer bis über das Grab hinausreichenden Feindseligkeit gewesen sein? Ich möchte es jetzt wohl wissen, da ich ja nun selbst meinen Fuß auf Ober-Malitz setze und die Räume betrete, die nie zu berühren mein Onkel mich so ernstlich gemahnt hat. – Ha, nun weiß ich mit einem Mal, womit ich mich heute Abend beschäftigen und mir die Zeit vertreiben kann. Die

alte Nebelthau soll mir erzählen, was sie von dem Verhältniß zwischen Grünwald und Ober-Malitz weiß, und sie thut es gewiß gern, denn sie erzählt mit dem größten Vergnügen ihre alten Geschichten. Ja, das soll geschehen und heute Abend, wenn sie zu Tisch kommt, werde ich ihr meinen Wunsch aussprechen und ihn ihr so warm an's Herz legen, daß sie ihn gewiß erfüllt. Das war ein vernünftiger Gedanke und außerdem hat es sein Gutes, daß ich die Ober-Malitzer kennen lerne, bevor ich ihre Schwelle überschreite. Ich wollte es ja schon lange, nur fehlte mir die Gelegenheit und die rechte Stimmung dazu; heute aber ist Beides vorhanden und so soll die alte Tragödie sich endlich wirklich vor meinen Augen entrollen und ich will dann Schiedsrichter sein, ob mein Onkel wirklich so viel Ursache hatte, seinen Groll und Haß, selbst gegen die Nachkommen seines Hauptfeindes, mit über das Grab hinaus zu nehmen.«

Als zwei Stunden später der Abendtisch gedeckt war und Frau Nebelthau erschien, um wie stets ihre Pflicht als Haushälterin dabei zu erfüllen, glaubte sie ihren Herrn sehr still und in sich gekehrt zu finden, was sie um so mehr wunderte, als er doch so heiter gewesen war, da er vor einigen Tagen den Entschluß gefaßt hatte, zu Samuel nach Ober-Malitz zu gehen. Eine Weile beobachtete sie ihn im Stillen, dann aber, als er sie fast gar nicht zu beachten schien, faßte sie sich ein Herz und sagte: »Ich

weiß nicht, ob ich mich täusche, Herr Major, aber mir kommt es vor, als ob Sie trübe gestimmt wären, was ich eigentlich nicht begreifen kann, da Ihnen doch so bald eine so große und lange ersehnte Freude bevorsteht.«

Kaum hatte sie es mit ihrer sanftesten Miene und ihren immer mild klingenden Worten gesprochen, so erhob der Major den Kopf, sah seine alte Vertraute freundlich an und erwiderte rasch: »Sie können mich gleich wieder heiter machen, wenn Sie wollen, Nebelthau, da ich, weil ich wegen des bösen Wetters nicht ausreiten konnte, nur von einer böswilligen Langeweile gepeinigt werde.«

»Von der Langeweile? Ist das Ihr Ernst? Aha, dachte ich es mir doch fast! Und ich könnte Sie heiter stimmen? O, wann hätte ich das nicht gern gethan und wie gern thäte ich es auch heute, wenn ich nur wußte, womit?«

»So thun Sie es doch – ich will Ihnen sagen, womit. Sie können mir etwas erzählen.«

»Erzählen? Ich? Was denn?«

Der Major stand von seinem Stuhl auf, trat dicht vor die gute Frau hin und sah sie mit seinen großen, blauen und immer so tief eindringenden Augen wohlwollend an. »Ich will es Ihnen sagen,« erwiderte er, »aber Sie müssen es auch gern thun und dabei kein böses Gesicht machen. Mit einem Wort – ich bin endlich auf die Geschichte zwischen meinem Onkel und den Flamberg's neugierig geworden und ich möchte sie wohl genau kennen, bevor ich mich nach dem Wohnsitz der Letzteren begeben. Erzählen Sie mir also heute noch diese alte Geschichte, frank und frei, und lassen Sie nichts aus, was irgend ein Schlaglicht

auf die beiden Familien wirft, wen der Schatten dabei auch treffen mag. Wollen Sie?»

Die Alte war sichtbar erschrocken, als sie diese Anrede vernahm, die sie wohl früher, gleich nach der Ankunft des Majors aus Grünwald erwartet hatte, aber viel weniger jetzt, da er mit der zeitigen Bewohnerin von Ober-Malitz in einen näheren Verkehr getreten war. Indessen sammelte sie sich rasch und versetzte:

»Ach, Du lieber Gott, das ist allerdings eine unterhaltende, aber gewiß keine angenehme Geschichte. Das können Sie mir glauben.«

»Ich glaube es auch, aber das schadet nicht. Mag sie sein, wie sie will, sie unterhält mich, vertreibt mir die Zeit und läßt mich einen Blick in einige mir noch verschlossene Menschenherzen und Menschenverhältnisse thun. Wer kann überhaupt immer Angenehmes erzählen oder hören wollen! Und ich, ich muß doch eigentlich endlich den Zusammenhang zwischen Damals und Jetzt erfahren, da ich auf so seltsame Weise zwischen die beiden alten Familien gerathen bin. Meinen Sie nicht auch? Ich dünkte doch.«

»O ja, darin haben Sie Recht und ich bin auch durchaus nichts abgeneigt, ja sogar dazu verpflichtet, da ich es Ihrem Herrn Onkel mit Hand und Mund versprochen habe, Ihnen, wenn Sie die Geschichte hören wollten, die Wahrheit zu berichten. Aber erst, Herr Major, essen Sie ein wenig, der Abend ist noch lang, und wenn meine Erzählung etwas länger wird, als Sie erwarten, so können Sie heute einmal eine halbe Stunde später zu Bett gehen

als gewöhnlich, da es ja der Vorabend zu einem Feiertage ist. Ach Du lieber Gott, ja, aber Sie werden morgen doch nicht mit der alten Ruhe hinüber reiten, wenn Sie heute erfahren, was für ein böser Mensch einst dort drüben gehaust hat, dessen Enkelin –«

»Still!« unterbrach sie der Major mit ernster Miene. »Lassen Sie jetzt seine Enkelin aus dem Spiel, die ist ja doch wohl nicht mit in die Tragödie verwickelt, die Sie erzählen wollen, nicht wahr?«

»Gott bewahre, Herr, wie könnte das möglich sein! Die war ja noch lange nicht geboren, als die Dinge vorfielen, die ich erzählen will.«

»Nun also! Und so kann ich ruhig hinüberreiten, denn wenn die Generalin gar nicht in die Sache verwickelt ist, bleibt sie bei mir erst recht aus dem Spiel. Ich trage Niemandem etwas nach und die Unschuldigen haben sich noch nie über einen bösen Blick von mir zu beklagen gehabt.«



Das Mahl war etwas hastig verzehrt, der Tisch abgedeckt und nur eine Flasche Wein und zwei Gläser standen noch auf der Platte, aus deren einem Frau Nebelt-hau heute ganz gegen ihre Gewohnheit kaum einen Tropfen genoß, denn ihre Gedanken waren bereits ganz und gar der Erzählung zugewandt, die sie sogleich zum Besten geben sollte. So saßen sie denn Beide auf bequemen und dicht an den Tisch gerückten Stühlen nahe bei

einander, die große Lampe brannte hell und beleuchtete das edle, klare Gesicht des Hausherrn und das ernste gefurchte Antlitz der alten Frau, die von den in ihr wogenden Gedanken augenscheinlich tief ergriffen war. Draußen aber brauste der Wind dämonisch durch die Wipfel der alten Lindenbäume; bald flogen abgerissene Blätter, bald große Regentropfen gegen die Fensterscheiben und das alte Bild des verstorbenen Onkels, das über dem Sopha hing, schaute ernst und still auf die beiden Menschen herab, die ihre Gedanken jetzt auf sein Geschick richteten und denen das ihrige, wenigstens das des einen von ihnen, noch eben so unklar vor Augen lag, wie es ihm geschehen, als er jung, hoffnungsvoll und kräftig genug war, das Leben zu genießen, das ihm dennoch nur Kummer und Sorge in Fülle gebracht, wovon er damals keine Ahnung gehabt hatte.

Frau Nebelthau aber saß mit gesenktem Kopf vor ihrem Herrn und schien sich auf den Anfang ihrer Erzählung zu besinnen, dann aber erhob sie ihn, sah den aufmerksam lauschenden Mann an und begann dieselbe. Der Major dagegen saß mit gespannten Gesichtszügen vor ihr und sie hätte sich keinen aufmerksameren Zuhörer wünschen können. Denn außer den übrigen guten Eigenschaften, die ihm eigen waren, besaß er auch die überaus löbliche und selten gefundene, still und schweigend zu hören, was andere Leute ihm sagten; ohne sie mit ungehörigen Fragen zu unterbrechen, die eine längere Erzählung nur schleppend machen und in einzelne unzusammenhängende Theile zerreißen. So hörte er

auch heute Frau Nebelthau zu, ohne die oft abschweifenden Gedanken der guten Frau mit irgend einem Worte zu durchkreuzen. Wir aber theilen ihren Bericht nicht in seinem ganzen Umfange mit, wie er ihn zu hören bekam, sondern führen nur das an, was für unsere Erzählung durchaus nothwendig ist und uns das, was uns bis jetzt noch unbekannt und zu wissen wünschenswerth war, zugänglich macht.

»Den Anfang der Geschichte Ihres Herrn Onkels,« begann Frau Nebelthau, kenne ich nur von Hörensagen, da ich erst, als ich mich mit achtzehn Jahren verheirathete, als junge Pächtersfrau nach Grünwald kam, was in diesem Frühjahr gerade achtundvierzig Jahre her ist. Was ich aber davon weiß, hat mir Ihr Herr Onkel selbst eines Abends, als er auf dem Krankenbette lag und von seinen Erinnerungen übermäßig gepeinigt wurde, erzählt, aber Sie müssen mir verzeihen, wenn ich das, was er mir selbst sagte, bisweilen mit Zusätzen bereichere, dir mir auch andere Menschen und zumeist mein verstorbener Mann berichteten, als ich in die Lage kam, mit ihnen darüber zu reden. Wie Sie bereits wissen werden, war Ihr Herr Onkel der Sohn eines gerade nicht reich begüterten, aber doch wohlhabenden und durchaus rechtschaffenen Edelmannes, dessen Vorfahren, wie aus den, aus einem Brande nur halb geretteten Urkunden des Schlosses von Grünwald hervorgeht, seit Menschengedenken auf diesem Gute wohnten und sich redlich von dem Ertrage ihrer Aecker, Wiesen und Wälder nährten. Aber nicht

Grünwald allein war Ihres Herrn Onkels väterliches Eigenthum, auch Nieder-Malitz war schon seinen Vorfahren durch Heirath erb- und eigenthümlich zugefallen, jedoch durch eine Art Erbpachtsvertrag an die von jeher tief verschuldeten Barone Marzahn abgetreten, mußte aber nach dem Tode des letzten Barons Marzahn, dessen Familie mit ihm ausstarb, an Grünwald zurückfallen. Indessen werde ich auf diesen unheilvollen Erbpachtsvertrag später noch genauer zurückkommen, da gerade auf ihm der viele Jahre dauernde große Prozeß entsprang, wodurch Ihr Herr Onkel Nieder-Malitz an seinen Gegner, den Baron von Flamberg auf Ober-Malitz, verlor.

Wie es nun mit der Erziehung der Kinder der auf ihren Gütern von aller Welt abgeschieden lebenden Edelleute in damaliger Zeit herging, wissen Sie wohl, Herr Major, also brauche ich darüber nicht viele Worte zu machen. Ihr Herr Onkel ließ nur zu oft in vertraulichen Gesprächen durchblicken, daß er, obgleich er der einzige Sohn seines Vaters gewesen, leider nur eine sehr dürftige wissenschaftliche Ausbildung genossen, und das bedauerte er noch bis in seine letzten Tage hinein, da er zu den strebsamen Menschen gehört, die sich, namentlich bei vorrückenden Alter, in allen Dingen gern zu unterrichten lieben. Auch hat er noch in späteren Jahren durch anhaltenden Fleiß und eifrige Studien das in der Jugend Versäumte nachzuholen gesucht, wie Sie ja schon aus den

vielen hier stehenden Büchern ansehen können, die er jedes Jahr beträchtlich vermehrte und die er alle wiederholt gelesen hat, denn er las besonders im Winter oft den ganzen Tag und selbst die halbe Nacht hindurch.

Auch in einer anderen Beziehung ist Ihr Herr Onkel immer sehr aufrichtig gewesen, indem er wenigstens mir in späteren Jahren mittheilte, daß er trotz seines einfältigen Erziehers, den er bis zum fünfzehnten Jahre hatte und der ihn eigentlich nur ein wenig Schreiben, Lesen und Rechnen lehrte, mehr hätte lernen können, wenn er in seiner Jugend Lust und Trieb und etwas bessere Anlage dazu gehabt hätte. ›Allein ich war immer dumm,‹ pflegte er zu sagen, ›von der Geburt an, begriff Alles sehr schwer, konnte kaum in einem Jahre lernen, was Andere in einem Monat fertig bringen und so werde ich auch wohl wieder so dumm in die Grube fahren, wie ich in's Leben getreten bin. – Ich begreife es gar nicht,‹ sagte er eines Abends, wie es kommt, daß die Kinder der Adligen überhaupt so wenig und so ungern lernen, denn ähnlich wie mir erging es einer großen Anzahl meiner früheren und späteren Bekannten. Es muß dies also wohl seine ganz eigene Bewandniß haben. Entweder bilden sich die jungen Grafen und Freiherren auf ihren Stand und ihre Mittel zu viel ein und denken, sie brauchen nichts zu wissen, da sie doch wie auf Adlerschwingen durch die Welt getragen und gehoben werden, oder ihnen sind wirklich die Organe des Fleißes und des Begreifens versagt, die fast jedes bürgerliche Kind besitzt, ja ich habe sogar Bauernsöhne in unserer Nähe kennen gelernt, vor deren Wissen und

Können ich mich stets im Stillen beuge, wenn ich ihnen begegne und mit ihnen über Gottes große Welt und das Leben und Treiben der Menschen darin rede.<

Genug, er beklagte bis an sein Lebensende sein geringes Wissen, mag daran nun seine mangelhafte Erziehung oder sein schwaches Talent schuld gewesen sein, und gerade diesem geringen Wissen, woraus so viel Unheil für den Einzelnen wie für das Allgemeine entspringe, wie er meinte, maß er auch alle seine späteren traurigen Erfahrungen bei, ›denn,‹ sagte er, ›wenn ich nicht so ungeheuer dumm gewesen wäre, so hätte ich wohl von Hause aus einsehen müssen, wer mein Freund und wer mein Feind sei, und dann hätte ich gegen die Letzteren auf meiner Huth sein können.<

Indessen bin ich doch der Meinung, daß Ihr Herr Onkel nicht so dumm war, wie er selbst sagte; im Gegentheil, er war nicht allein nicht dümmer als viele seiner Nachbarn, sondern er übersah einen großen Theil von ihnen, aber – und das war sein hauptsächlichster Fehler – er war gutmüthig, und zwar in einem so hohen Grade, daß man ihn schon deshalb nicht für überaus klug, wenigstens nicht für lebensklug hielt, weil er sich in Folge seines nachgiebigen und friedfertigen Naturells Alles fast widerstandslos gefallen ließ, was ein Anderer, Gewitzigterer oder Schlauerer, ihm zuzumuthen und aufzubürden dreist und frech genug war. So hatte er zum Beispiel die traurige Mitgift von der Natur empfangen, alle Menschen für gut und rechtschaffen zu halten; er

konnte nie glauben, daß Jemand einen Anderen mit Absicht zu seinem eigenen Vortheil belügen und betrügen könne, und selbst als er diese trübe Erfahrung an seiner eigenen Person in einer sehr bitteren Weise gemacht, ließ er sich nicht von seinem Vertrauen gegen die Menschen abbringen und stets vertheidigte er die Bösen, indem er sein Lieblingswort gebrauchte und sagte: ›Nebelthau, das kann ja nicht sein! So schlecht sind die Menschen nicht! Ich glaube das nicht!‹

Ach Du lieber Gott, ja, so sprach er oft genug und er hat manchen Schaden auch in kleinen Dingen davongetragen, da ich seine beiden großen Verluste hiermit gar nicht einmal in Verbindung bringen will, obgleich auch die sich wohl am Ende auf dieselben Grundursachen zurückführen ließen.

Was nun sein Aeußeres betrifft, denn auch davon muß ich reden, da dasselbe vielleicht zum Theil zu seinem ersten Unglück mit beigetragen hat, so war er selbst in seiner Jugend kein schöner, nicht einmal ein hübscher Mann, und als ich in späterer Zeit hierher kam und ihn das erste Mal sah, mußte ich mir sagen: Nein, hübsch und ansehnlich ist der kleine magere Mann mit dem gelben Gesicht und dem schlichten braunen Haar gar nicht; als ich ihn aber genauer kennen und seine humane Handlungsweise gegen Jedermann begreifen lernte, sagte ich mir oft: Er ist aber gewiß ein guter Mann und diese Güte liegt auch in seinen grauen Augen, wenn man sich nur die Mühe giebt, sie einmal recht genau zu betrachten und in ihnen zu lesen. Das Bild, welches hier hängt und das

er, wahrhaftig nicht aus Eitelkeit, denn die ging ihm ganz ab, erst zehn Jahre vor seinem Tode von einem ihn zufällig in Grünwald besuchenden Maler anfertigen ließ, ist zwar sehr ähnlich, aber in seiner Jugend hat er gewiß nicht so voll und rund, so blühend und männlich ausgesehen. Denn mit dem fünfzigsten Jahre erst wurde er beleibt, die früheren eckigen und herben Züge verwischten sich und die herzliche Gutmüthigkeit, die in seiner Kinderseele lag, kam da erst recht in seinem Auge zum Vorschein, wie Sie ja wohl selbst bemerkt haben werden, als Sie mit ihm zusammentrafen.

Hiermit nun will ich seine erste Jugendzeit abgehandelt haben und zu seinen Jünglingsjahren übergehen, in die unsere Befreiungskriege fielen, die er ja sämtlich rühmlich mitgemacht hat. Als er nämlich fünfzehn Jahre alt war, erklärte sein Hofmeister, er könne dem Junker nun weiter nichts beibringen und es sei Zeit, daß er in die Carriere eintrete, für die er einmal bestimmt war. Nun, das war die Militaircarriere, zu der ja auch Sie sich bekannt und über die ich wohl mit wenigen Worten hinweggehen kann, da Sie aus eigener Erfahrung wissen, ob die jungen Leute in derselben alle Weisheit nachholen, die sie in ihrer Eltern Hause oder in der Schule in sich aufzunehmen vergessen haben. Genug, Ihr Onkel verließ mit fünfzehn Jahren das elterliche Haus und Grünwald und trat als Cornet in das Cavallerieregiment unseres kleinen Landes ein.

Ich glaube nicht, daß die Examina, welche die jungen Cornets damals machen mußten, um Offizier zu werden,

schon so schwer gewesen sind, wie heutzutage, aber für unsern alten Herrn müssen sie doch sehr schwer gewesen sein, denn er hat mir selbst oft mit lachendem Munde erzählt, daß er zweimal durchgefallen sei, einmal, weil er nicht gewußt, wie die großen Flüsse Deutschlands hießen, und das zweite Mal, weil ihm nicht bekannt gewesen, aus welchen Ursachen der dreißigjährige Krieg entstanden sei. Aber dieses kleine Mißgeschick war für ihn von guten Folgen begleitet, denn er habe sich wie ein Knabe geschämt, sagte er, der beim ersten Diebstahl eines Apfels ertappt werden, und von Stund' an habe er sich hingesezt und mit einem Eifer Geographie und Geschichte studirt, daß er bald einer der unterrichtetsten seiner Kameraden wurde. Und dadurch eben habe er Lust zum Studium überhaupt bekommen und es nie wieder bei Seite gelegt, sobald er nur den Krieg überstanden hatte, den er selbst mit ausfechten half. Genug, er wurde Lieutenant in Folge des günstig bestandenen dritten Examens, und im Kriege zeichnete er sich sogar so aus, daß er Ritter des eisernen Kreuzes wurde, wie Sie ja wissen. Nach dem Feldzuge 1815 aber kam er in Garnison nach S*** und dort blieb er und lebte anfangs, wie alle jungen Offiziere, das heißt lustig und guter Dinge, nahm jedoch bald sein abgebrochenes Studium wieder auf und wurde so allmählig ein ernsterer Mann, der das Leben nicht mehr so leicht auffaßte, weil er einsehen gelernt, daß es selbst überaus ernst sei und eben so Wissenschaft, wie Nachdenken und Thatkraft erfordere, wenn man mit Ehren durch die Welt kommen und seinem Namen und Stande

gerecht werden wolle. Als er indessen vier Jahre zu S*** in Garnison gestanden hatte, sollte sein Leben plötzlich eine vollständige Wandlung erfahren und der wirkliche Ernst und die Bitterkeit desselben machte sich ihm allmählig bemerklich, wurde jedoch zuerst durch eine große Freude eingeleitet, die freilich nur eine kurze Zeit dauerte und die einzige und letzte seines ganzen Lebens war.

Eines Tages nämlich erhielt er einen Brief von seinem Vater aus Grünwald, mit dem Befehl, nach Hause zu kommen, da der alte Herr nicht unerheblich erkrankt sei. Er nahm sogleich Urlaub und erschien auf dem Gute, fand aber seinen Vater schon wieder in der Genesung begriffen und ziemlich munter. Er hielt sich drei volle Wochen hier in Grünwald auf und während dieser Zeit eben nahm sein Leben jene oben erwähnte andere Gestaltung an. Sein Vater nämlich eröffnete ihm eines Tages, daß er einen bestimmten Plan für seine Zukunft gefaßt habe und daß er sich demselben unter keinen Umständen entziehen dürfe. Er sei zwar noch jung, habe aber doch schon durch den Krieg Erfahrung genug gesammelt, um einzusehen, daß man sich bei Zeiten einen soliden Grund schaffen müsse, um seine Zukunft fest und sicher darauf zu bauen. Dieser solide Grund bestehe nun für ihn in einer vortheilhaften Heirath und je früher er in den Stand der Ehe treten würde, um so weniger werde es ihn künftig gereuen, denn es gebe nichts Traurigeres und Abgeschmackteres auf der Welt für einen gesunden Mann als – unbeweibt durch das Leben zu gehen und ein alter und bedauernswerther Hagestolz zu werden.

Hier machte Frau Nebelthau die erste kurze Pause, sah den Major scharf an, fuhr aber gleich darauf zu sprechen fort, da derselbe keine Miene verzog, vielmehr ruhig seinen Wein schlürfte und sich dann in aller Gemüthlichkeit eine Cigarre anbrannte.

›Da Du nicht gerade reich bist,‹ sagte sein Vater zu ihm, ›so mußt Du Dir ein recht reiches Mädchen wählen, und damit Dir die Wahl nicht allzu schwer falle, habe ich selbst für Dich dies Geschäft übernommen und bei meinem Freunde, dem Grafen Malitz auf Ober-Malitz um die Hand seiner einzigen Tochter für Dich geworben. Dies Mädchen nun ist nicht allein reich, sondern auch schön, sehr schön, mein Junge, und wenn Du willst, kannst Du Dich schon von heute an als ihren Bräutigam betrachten, denn alle Schwierigkeiten sind von uns beiden Alten aus dem Wege geräumt. Es kommt nur darauf an, daß Du mit mir nach Ober-Malitz fährst und Dir die schöne Comtesse Isabelle ansiehst. Gefällt sie Dir und sagst auch Du ihr zu, was ich nicht bezweifle, da Du in Deiner Uniform ganz stattlich aussiehst, so ist die Sache abgemacht und das Uebrige wird sich bald finden.‹

Ihr Herr Onkel war durch diesen väterlichen Spruch und die Verheißung einer schönen jungen Braut, die ihm ganz plötzlich wie eine goldene Gabe vom Himmel in den Schooß fiel, völlig überrascht, da er noch nicht im Entferntesten an eine Heirath gedacht hatte. Indessen schwieg er und sagte für's Erste weder Ja noch Nein, am wenigsten das Letzte, denn er kannte seinen Vater und wußte, daß der alte Herr in wichtigen Dingen sich

so leicht keinen Widerspruch gefallen ließ. Daß Graf Malitz ein sehr reicher Mann war, wußte Ihr Onkel und ebenso auch, daß er eine Tochter besaß, denn er hatte sie in früheren Zeiten als Kind oft genug gesehen und sie war schon damals ein hübsches Mädchen gewesen; wiewohl sie schon in erster Jugend einen leichten Anflug von Kocetterie verrieth. Genug, schon am nächsten Tage ließ der alte Herr von Eberstein seinen Galawagen anspannen und fuhr Viere lang mit seinem Sohn und Erben nach Ober-Malitz. Dieser sah nun die Comtesse Isabelle, fand sie nicht allein entzückend schön, sondern auch sehr gütig und zuvorkommend, und in fünf Minuten war er bis über die Ohren in sie verliebt. So dauerte es denn auch nicht lange und er glaubte aus der jungen Dame herausgebracht zu haben, daß sie ihm nichts weniger als abgeneigt sei, und so wurde die Verlobung denn schon in den nächsten Tagen gefeiert und der Herr Lieutenant, der erst Ehemann werden sollte, sobald er Rittmeister sein würde, was in Folge seiner Verdienste im Kriege nicht mehr lange ausbleiben konnte, jagte nun alle Tage nach Ober-Malitz und lebte noch vierzehn Tage herrlich und in Freuden, denn jeden Tag entdeckte er eine neue Vollkommenheit an seiner reizenden Braut. Indessen änderte sich der erste Entschluß des alten Grafen Malitz in Betracht eines vielbesprochenen Punktes schon in kurzer Zeit. Er fühlte sich nämlich alt und schwach werden und sehnte sich nach einer Hülfe in Bewirthschaftung seines großen Gutes, und wo konnte er nun nach seiner Meinung eine

bessere und geeignere finden, als in seinem Schwiegersohn. So kam er denn eines Tages nach Grünwald gefahren – es war gerade der Tag vor der Abreise Ihres Onkels zu seinem Regiment – und eröffnete hier seinen neuen Plan, der in nichts Anderem bestand, als daß der junge Bräutigam in einem halben Jahre seinen Abschied nehmen, sodann heirathen und auf das Gut Ober-Malitz zu seinem Schwiegervater ziehen solle.

Nach kurzer Berathung dieses neuen Planes war Alles damit einverstanden, Herr von Eberstein, Vater und Sohn zumeist – nur das Schicksal nicht, das in seinem räthselhaften Walten etwas ganz Anderes über Ihren armen Onkel beschlossen hatte.«

Hier schwieg Frau Nebelthau wieder einen Augenblick und holte tief Athem, als wolle sie neue Kraft sammeln, um in ihrer für den Major höchst interessanten Erzählung fortzufahren; bald jedoch hatte sie sich erholt und nun fuhr sie mit etwas wehmüthiger Stimme also zu reden fort:

»Ihr Herr Onkel kehrte zu seinem Regiment zurück und ward hier, als sein ganz erstaunliches und so rasch gekommenes Glück bekannt wurde, mit Gratulationen, wie dieselben nun auch gemeint sein mochten, fast überschüttet. Viele, namentlich seine Vorgesetzten, die seinen wahren Werth kannten, freuten sich aufrichtig seines Erfolgs, Manche, besonders die Jüngeren, die auch keinen Ueberfluß an Mitteln hatten, beneideten ihn, und einige Wenige schienen ihm sogar zu grollen, daß die blinde

Göttin diesmal nach ihrer Meinung wirklich blind gewesen und in ihren Gunstbezeugungen gerade auf den Unansehnlichsten unter ihnen verfallen sei.

Alle hatten mehr oder weniger laut ihre Glückwünsche gesprochen, am lautesten aber sein bester Freund, ein ziemlich armer Lieutenant, der halb und halb mit aus seiner Börse gelebt, der aber ein bildschöner Mann und dabei viel gewitziger und in Liebesaffären erfahrener war, als Herr von Eberstein. Es war dies ein Baron von Flamburg, der Sohn eines unbemittelten Edelmanns aus unserm Schwesterländchen, der, wie man sagte, von seinen Talenten lebte, denn er war der beste Reiter, der schönste Tänzer, der glücklichste Spieler und dabei ein Mann von äußerst elastischer Gewissenhaftigkeit, zugleich aber von unläugbar fest ausgeprägtem Charakter und einer Willenskraft, die seine Zukunft nur zu klar bewiesen hat.

Diesem Freunde, dem er wie keinem Andren vertraute und mit ganzem Herzen, fast schwärmerisch und blindlings ergeben war, erzählte der junge Bräutigam so viel von seinem Glück, seiner schönen, unermesslich reichen Braut und schilderte Alles und Jedes in so glänzenden Farben, daß der Freund selbst bald Feuer und Flamme wurde und nun noch lauter und wärmer das Glück seines Kameraden pries. Namentlich die äußeren Verhältnisse, in denen die Comtesse Isabelle lebte, noch mehr fast als ihre persönlichen Vorzüge, bezauberten den schönen Cavalier und Ihr Onkel wußte ihm so oft und viel von dem alten Schlosse zu Ober-Malitz, von seiner herrlichen Lage

an der See, von der reichen Jagd und der glänzenden Geselligkeit daselbst zu erzählen, daß er bald Alles so genau wie der Bräutigam selber kannte und daß dieser kein Arg darin fand, als der Baron den Wunsch aussprach, das reiche Gut und die schöne Braut einmal mit eigenen Augen zu sehen.

›Du sollst auf meiner Hochzeit mit ihr tanzen,‹ scherzte Ihr Herr Onkel eines Tages, ›und dabei wird es eine ungeheure Jagd geben, denn sie fällt gerade in die schönste Herbstzeit.‹

›Ach, das ist noch lange hin,‹ erwiderte der Baron, ›und bis dahin habe ich wahrscheinlich schon meinen Abschied genommen und bin nach Amerika gegangen, denn bei meinen schwachen Mitteln habe ich das einförmige Leben und den Dienst hier schon lange satt.‹

Dieser vielleicht zufällig, vielleicht absichtlich hingeworfene Ausspruch, mit dem erforderlichen Klageblick bestens unterstützt, berührte Ihren warm- und weichherzigen Onkel ungemein tief und da er seinem Freunde wirklich von ganzem Herzen zugethan war und ihm gar zu gern eine Freude bereitete, so sagte er:

›Wenn ich erst reich bin, sollst Du Dich nicht mehr über Deine schwachen Mittel zu beklagen haben, Du kennst mich darin; und um Dir schon vor dem Herbst eine Freude zu bereiten, lade ich Dich ein, in vier Wochen, wo ich wieder auf Urlaub nach Grünwald und Ober-Malitz gehe, mich zu begleiten und Dir meine zukünftige Residenz und ihre Jagdgründe aus der Nähe zu betrachten.‹

Der Freund ging rasch auf diesen gütigen Vorschlag ein, reichte Herrn von Eberstein dankend die Hand, und dieser ahnte nicht, daß er mit diesem verrätherischen Handschlag ewigen Abschied von allen seinen irdischen Freuden genommen habe.

In vier Wochen nahmen und erhielten die beiden jungen Leute wirklich auf vierzehn Tage Urlaub und kamen nach Grünwald, wo der schöne Baron von dem gastfreien Vater Ihres Herrn Onkels auf das Freundschaftlichste aufgenommen wurde. Schon am nächsten Tage ward der erste Ritt nach Ober-Malitz unternommen und Baron Flamberg der schönen Braut vorgestellt. Beide Personen waren ungemein still, als sie sich zum ersten Mal gegenüberstanden und Ihr Onkel freute sich wie ein Kind über die Ueberraschung, sowohl seiner Braut, als seines Freundes, da er darin nur deren gegenseitigen Beifall und für sich den Beweis zu sehen glaubte, daß er nicht nur als Freund, sondern auch als Bräutigam die edelste Wahl getroffen habe.

Als die beiden Freunde nach diesem ersten Besuch auf Ober-Malitz nach Grünwald zurückritten, sprach von Beiden nur Herr von Eberstein, während der Baron sich vollkommen schweigsam verhielt. Und so blieb es während der ganzen vierzehn Tage, die sie auf den Gütern zubrachten. Herr von Eberstein, nur sein gränzenloses Glück vor Augen habend und darin schwelgend, ahnte nicht im Geringsten, welchen tiefen Eindruck Comtesse Isabelle und Baron Flamberg von einander erhalten, und, daß diese neue Bekanntschaft eine für ihn selbst überaus

gefährliche und verhängnißvolle sein werde. Wenn die Beiden, immer in Gegenwart des Bräutigams, bei einander waren, sprachen sie wenig in Worten, aber ihre glühenden Blicke sprachen um so mehr und lauter, und nur der verblendete Herr von Eberstein gewahrte nichts davon. Ob der Baron schon damals auf Ober-Malitz insgeheim mit der jungen Gräfin correspondirt, hat man nie erfahren, doch hat die fernere und so schnelle Umgestaltung ihres Verhältnisses dies als wahrscheinlich gelten lassen. Doch – was soll ich viel darüber reden, die Thatsachen selbst werden Sie bald aufklären und so will ich denn zu denselben übergehen.

Nach vierzehn Tagen kehrten die beiden Freunde in ihre Garnison zurück, und hier fiel es Allen, nur Ihrem Onkel nicht auf, daß der Baron als ein völlig umgewandelter Mensch heimgekommen sei. Er hielt sich von allen Kameraden fern, suchte die Einsamkeit, saß viel auf seinem Zimmer und die früher so reichlich ausgebeuteten Freuden der Welt schienen gar keine Reize mehr für ihn zu haben. Auch von Ihrem Onkel hielt er sich allmählig ferner und ferner, was diesem anfangs wenig auffiel, aber mit der Zeit merkte er es doch, indessen dachte er immer noch nichts Schlimmes, bis eines Tages plötzlich das Gerücht umlief, Baron Flamberg sei, ohne irgend wo Abschied zu nehmen, auf unbestimmten Urlaub gegangen und habe daran gearbeitet, den Dienst zu quittiren, was ihm auch gelingen werde, da er allen Ansprüchen, die er an den Staat machen könne, ohne Rückhalt entsagt habe.

Ihr Herr Onkel war wie aus den Wolken gefallen und allmählig dämmerte eine Art Ahnung in seinem armen Herzen auf, daß ernstere Dinge damit verbunden seien; aber erst nachdem er die traurige Erfahrung gemacht, daß auch sein Verhältniß mit seiner Braut einer nicht zu verkennenden Wandlung unterliege, sollte ihm der ganze Ernst der Lage der Dinge aufgehen. Daß aber Baron Flamberg auch an dieser Wandlung schuld sei und daß dieser bereits seit seinem Besuche auf Ober-Malitz in ununterbrochener Correspondenz mit der Comtesse Isabelle stehe, davon hegte er nicht die geringste Vermuthung und er würde es auch nicht geglaubt haben, wenn Jemand vorhanden gewesen wäre, der ihm die ehrlichen Augen hätte öffnen können.

Das Verhältniß zwischen Herrn von Eberstein und der Comtesse Isabelle fing übrigens ganz allmählig und leise an sich zu trüben, ohne daß irgend ein besonderer Vorfall die Katastrophe eingeleitet hätte. Sie schrieb nur seltener an ihren Bräutigam, ihre Briefe wurden kürzer und gleichgültiger, dann stockten sie ganz, es erfolgte keine Antwort auf die erst verwunderungsvollen und zuletzt flehenden Bittschriften Ihres Onkels, bis plötzlich die von ihrer eigenen Hand geschriebene und ihn niederschmetternde Nachricht einging, daß sie es aus mehrfachen Gründen für gut befunden, ihr Verhältniß mit ihm zu lösen und daß er ihr nicht zürnen möge, daß sie so spät die Einsicht gewonnen, sie liebe ihn nicht genug, um ihn bis zu ihres Lebens Ende als Gemahl an ihrer Seite zu sehen.

Die Schwere des betäubenden Schlages, der hiermit auf das sanfte und zartfühlende Herz Ihres guten Onkels fiel, können Sie sich leicht vorstellen, Herr Major, und ich brauche darüber keine Worte zu machen. Er nahm den unvermutheten Schlag anfangs wie ein ohnmächtig Zusammenbrechender hin, bald aber versuchte er sich wieder zu fassen und wenigstens den Schein männlicher Kraft zu bewahren, die ihn in Wahrheit fast ganz verlassen hatte. Sein innerstes Wesen, auch sein Glaube und Vertrauen auf die Menschheit, hatte hierdurch eine unheilbare Wunde für ewige Zeiten erhalten, und erst in späteren Jahren, als er andere und bessere Menschen kennen gelernt, wuchs dasselbe wieder langsam wie eine Blume empor, deren Wurzel noch nicht getödtet, sondern nur stark verwundet war. Wie aber der Baron Flamberg es vorübergehend gethan, um seine Leidenschaft für die Braut des Freundes den Augen der Menschen zu entziehen, so zog auch er sich jetzt aus der Welt zurück, um ihr den tiefen Schmerz zu verbergen, den er über den Verlust des schönen Weibes empfand. Eine Art Menschenscheu hatte ihn befallen, er ahnte von jedem lächelnden Gesicht Verrath, und seine Kameraden vor Allen waren ihm so widerwärtig geworden, daß er keine Uniform sehen konnte, ohne zusammenschrecken, denn nun hatte er endlich durch einen Brief seines alten kummervollen Vaters die Entdeckung gemacht, daß kein Anderer als sein treuloser Freund, der eben so schöne und talentvolle, wie listige Baron Flamberg ihm die Braut abwendig gemacht

und daß dieser im besten Zuge sei, sich selbst an die Stelle in Ober-Malitz zu setzen, die ihm durch das Uebereinkommen der Väter zudedacht gewesen.

Als dieser Brief in Ihres Onkels Hände gelangte, brach er geknickt zusammen und lag länger als einen Monat auf schwerem Krankenlager. Als er genesen, nahm und erhielt er seinen Abschied vom Regiment, ging ein Jahr auf Reisen und kam endlich als ein stiller Mann nach Grünwald zurück, dessen alleiniger Besitzer er geworden, da sein Vater während seiner Abwesenheit gestorben war.

In den ersten Jahren soll Herr von Eberstein hier völlig einsam gelebt und mit Niemandem Umgang gehabt haben. Erst allmählig gab er sich wieder einigen alten Bekanntschaften hin und schloß auch neue, die ihn nach und nach etwas erheiterten und seinen gesunkenen Lebensmuth auffrischten, der anfangs gänzlich gebrochen schien. Meist, wenn er sich nicht um die Wirthschaft bekümmerte, saß er in diesem Zimmer bei seinen Büchern, und das war noch damals sein bester Zeitvertreib, als mein Mann als Pächter hier einzog und ich nun auch die Bewohnerin dieses Schlosses wurde.

Von Dem, was nun auf Grünwald geschah, bin ich also eine Augenzeugin gewesen und ich könnte Wochen lang erzählen, was ich Alles gesehen, gehört und durchgemacht, aber ich will mich jetzt nur auf wenige Andeutungen beschränken, da auch diese genügen werden, Ihnen die damaligen Verhältnisse Ihres Herrn Onkels klar zu machen.

Noch lange bevor Herr von Eberstein von seiner langen Reise – ich glaube, er war nach Spanien, dann nach Afrika und endlich nach Italien gegangen – nach Grünwald zurückkehrte, hatte der treulose Freund desselben sich mit der Comtesse Isabelle vermählt und war nach Ober-Malitz gezogen, wo er sehr bald in Folge seiner herrischen Gemüthsart und seiner unläugbaren geistigen Fähigkeiten die Hauptperson und das leitende Princip wurde und dabei den altersschwachen Schwiegervater in solche Abhängigkeit versetzte, daß dieser zuletzt kein Wort mehr mitzureden wagte. Bald darauf starb er auch und nun war Baron Flamberg alleiniger und unumschränkter Besitzer der reichen Herrschaft Ober-Malitz geworden und er war ein angesehener Herr in der ganzen Gegend, denn man staunte ihn eben so wegen seiner körperlichen Vorzüge, wie wegen der Geschicklichkeit an, mit der er sich von der Stellung eines so armen Edelmanns zu einem so bemittelten und einflußreichen Gutsherrn emporgeschwungen hatte. Der Erfolg ist ja immer und überall der allmächtige Götze des Volks und das kann man dem Baron Flamberg nicht absprechen: Erfolg hatte er überall, wo er auch erschien und was er begann, ob er nun mit edlen oder unedlen Mitteln kämpfen mochte, wonach ja die Welt so selten fragt, wenn sie nicht unmittelbar dadurch benachrichtigt wird.

Doch, ich will ja nicht philosophiren, sondern erzählen. Was nun Ihren Herrn Onkel betrifft, als er das Alles in seiner nächsten Nähe von Grünwald vorgehen sah, so trug er, wie ich sehr wohl sah, sein Geschick allmählig

mit immer größerer Ergebung. Aber er war, wie alle resignirten Menschen, ein ungemein stiller Mann geworden, der friedfertig wie Keiner seine eigenen Wege ging, der Niemandem störend in den Weg trat und zufrieden war, wenn Niemand ihn aus seiner Ruhe und seinem Frieden störte. Niemals sprach er von Ober-Malitz, weder von dem Baron, noch von der jetzigen Baronin; auch fragte er weder nach ihnen, noch hörte er hin, wenn ihrer zufällig von irgend Jemandem Erwähnung geschah; aber daß er dennoch litt, wenn nur der Name Ober-Malitz oder Flamberg genannt wurde, das sah ich sehr wohl, wenn ich gegenwärtig war, denn er zuckte dann stets zusammen, wurde bleich und still und suchte sein Auge nach einer anderen Richtung zu lenken, wo ihm kein anderes Menschenauge begegnete.

Ganz anders dagegen betrug sich der Baron Flamberg gegen ihn und das habe ich nie begreifen können, wie ich denn überhaupt keinen rechten Begriff davon hatte, wie man ein solcher Bösewicht sein könne und das schlechte Herz und der böse Geist, die sich durch seine Handlungen verriethen, mir nur einen wahren Schauer, ein inneres unwillkürliches Grauen gegen diesen Mann einflößten. Eigentlich hätte man meinen sollen, daß der Baron, mit seinem gegenwärtigen Glück und seiner schönen Frau zufrieden, nun seinen alten Freund, den Herrn von Eberstein, durch seine verrätherische Handlungsweise genug gedemüthigt und gekränkt habe und ihn fortan in Ruhe lassen und sich so viel wie möglich bemühen würde, sich selbst bei ihm in Vergessenheit zu bringen

und ihm auszuweichen, so weit er nur irgend konnte. Allein das war zu unser Aller Staunen durchaus nicht der Fall. Ganz im Gegentheil suchte der Herr Nachbar sich dem jetzigen Besitzer von Grünwald so bemerklich wie möglich zu machen und er ließ sich keine Gelegenheit entschlüpfen, ihn zu kränken und in den Augen der Menschen lächerlich zu machen. Hoch zu Roß, wenn er im rothen Rock mit glänzendem Gefolge zu einer benachbarten Jagd auszog, oder vornehm zurückgelehnt in seinem prächtigen Wagen sitzend, den stets vier schöne Schimmel zogen, ritt und fuhr er oft hier vorüber und stets warf er einen höhnnenden Blick, wobei er gewöhnlich ein Glas in die Augen klemmte, durch das Gitterthor nach den beiden alten Linden herüber, wo er doch auch einmal so gastfrei und vertrauensvoll aufgenommen worden war. Es schien gerade so, als ob er sich so recht angelegentlich bemühte, seinen jetzigen Glanz und Reichthum dem alten Freunde vor Augen zu führen, seinen Neid zu erwecken und seinen Schmerz zu erneuern, als wollte er sagen: ›Sieh, nicht Du allein bist ein unabhängiger Herr auf Deinem trüben alten Schloß, auch ich bin es und noch viel mehr, denn ich bin reicher, mächtiger und viel glücklicher als Du!‹ O ja, glücklich war er gewiß, denn mir ist nie zu Ohren gekommen, daß Baron Flamberg sich jemals unbehaglich oder traurig gefühlt. Er genoß vielmehr mit voller Lust die Gaben, die ihm das Leben zugeschlendert, und in seinem leichtsinnigen Herzen nagte nie der Wurm der Reue über Das, was er an unserm guten Herrn verbrochen. Er gehörte nun einmal zu den von

der Vorsehung privilegirten Menschen, die Alles mit Füßen niedertreten zu dürfen glauben, ohne einen Blick auf ihre Opfer zu werfen, und wenn er nur froh und heiter in der Ueberfülle seiner irdischen Güter war, was fragte er danach, ob Andere darbtten oder traurig und unglücklich waren?

Aber auch beleidigend konnte Baron Flamberg oft gegen Herrn von Eberstein sein, und davon erhielten wir leider hier nur zu oft Kunde durch armselige Zwischenträger, die sich berufen glaubten, mit ihrer gottlosen Zunge Alles in die Welt hinauszuposaunen, was an Gift und Galle in ihr Ohr eingezogen war. So hörten wir denn, daß Baron Flamberg unseren Herrn in Gesellschaften, wo derselbe nicht anwesend war – denn so viel Schamgefühl besaß der Baron doch, daß er die Orte vermied, wohin Ihr Herr Onkel am häufigsten kam –, mit allerhand Spitznamen belegte, wie es wohl bei jungen übermüthigen Leuten, aber nicht bei ernsten und älter werdenden Männern üblich ist. Er nannte ihn unter Anderm einen spießbürgerlichen, philiströsen Landjunker oder den Grünwalder Krautjunker, den philosophischen Griesgram, der klug gethan, daß er zu seinem Kohl und seinen Hasen zurückgekehrt sei und der großen Welt den Rücken gekehrt habe, da er am meisten selbst gefühlt, daß ihm das Zeug dazu fehle, sich in derselben geltend zu machen. Auch erzählte er Anekdoten von ihm aus seiner Dienstzeit, die den Herrn von Eberstein stets lächerlich machen sollten, aber in der That ihn nie lächerlich machten, da Jedermann wußte, was für ein redlicher braver Mann der von

Grünwald war und welche schurkische Hinterlist der jetzige reiche Baron Flamberg, den Jedermann wegen seiner Listen und Kniffe fürchtete, gegen ihn ausgeübt. Auch die vielerlei anderen Kränkungen und Verläumdungen, die er gegen Ihren Herrn Onkel an manchen Orten vorbrachte, fruchteten nichts, man glaubte dem aufschneiderischen und lügenhaften Baron nicht mehr, aber dennoch duldeten und hätschelten man ihn, denn er war ja einmal der Löwe des Tages in unserer Gegend und wie er, saß Keiner zu Pferde, wie er, schoß Keiner den Hirsch, wie er, fing Keiner die Sau ab und wie er, so große Gastereien gab Keiner – war er nicht also ein herrlicher, ein großer, ein staunenswerther und – achtbarer Mann?

Indessen fielen doch bisweilen Worte von Seiten dieses – achtbaren Mannes, die, Ihrem Onkel von albernen Zuträgern hinterbracht, demselben das Blut in den Kopf steigen machten, und nur der Umstand, daß Baron Flamberg sich nirgends zeigte, wo Herr von Eberstein erschien, ließen die böswilligen Reibereien, die Jener gegen Diesen übte, nicht zum offenen Ausbruch kommen, was bei einer leichter Feuer fangenden Natur doch so leicht hätte geschehen können.

Nur ein oder zwei Mal, als Baron Flamberg vor einigen Ihrem Herrn Onkel näher stehenden Zeugen irgend einen ihn kränkenden Ausspruch gethan, hätte Letzterer Gelegenheit gehabt, ihn, wie es bei Edelleuten Sitte ist, zur thätlichen Rechenschaft zu ziehen, aber der friedfertige Mann scheute davor aus doppelten Gründen zurück,

zumal er sich bewußt war, daß Niemand ihn für feige halten könne, was ja schon das Kreuz, das er stets auf der Brust trug, aller Welt sattsam verkündete. Einmal nämlich war er der Ueberzeugung, daß dergleichen Beleidigungtaen, wie sie ihm jetzt Baron Flamberg aus so bösem Herzen zufügte, niemals durch einen Zweikampf ausgeglichen werden könnten und daß ein Tropfen Blut nicht den tausendsten Theil von den Kränkungen aufwöge, die ein Mensch dem Menschen angethan, daß man dergleichen vielmehr mit stiller Verachtung begegnen müsse, die für den Mann von wahrer Ehre die härteste Strafe von allen sei. Sodann aber scheute der gewissenhafte Mann das Urtheil der gebildeten Welt, die gesagt haben würde: Wenn der Herr von Eberstein den Baron Flamberg todtschösse, so thäte er es nicht wegen der vorliegenden Beleidigung, sondern weil er ihm einst seine Braut genommen, und für eine solche schmäbliche That, meinte Ihr Herr Onkel, könne den Uebelthäter kein Mensch bestrafen und keine Strafe wäre hart und schmerzlich genug, sie auszugleichen, das könne allein Gott thun und der würde dem Baron in seiner Sterbestunde schon zu Gemüthe führen, was für ein gottloser Verbrecher er Zeit seines Lebens gewesen sei. Sehen Sie, so gut und sanft und zugleich so gottergeben war Ihr guter Onkel, und daß wir Alle, die ihn so genau kannten, ihn auch mit unserm ganzen Herzblut liebten, und lieben mußten, das werden Sie wohl begreifen, ohne daß ich es noch durch weitere Betheuerungen zu erhärten brauche.

Alle diese kleinen Aergernisse nun, die Jahre lang fortspielten, waren indessen bei Weitem nicht das größte Unrecht, was Baron Flamberg Ihrem Onkel anthat, nein, er fügte seinem ersten großen Bubenstreich noch einen zweiten hinzu, den ich noch für viel verbrecherischer halte, wie er denn auch von vielen Gutgesinnten in dieser Gegend also angesehen wurde, was aber Ihrem Onkel wiederum nichts half, da die öffentliche Meinung in diesem Fall, wo das öffentliche Recht für seinen Gegner und gegen ihn, den so unerhört Beschädigten, sein Urtheil gesprochen, keine Geltung hatte.

Und so bin ich denn zu dem zweiten großen Streich gekommen, den Herr von Eberstein von seinem ehemaligen Freunde zu erdulden hatte, einem Streich, der ganz im Stillen ausgeführt und hier auf Grünwald erst bekannt wurde, als es längst zu spät war, demselben mit kühner Hand und dem Bewußtsein, das volle Recht auf seiner Seite zu haben, entgegenzuwirken. Mir selbst, ich gestehe das ein, ist dieser Handel nie recht klar geworden und er wird es auch wohl Niemandem werden, denn das Dunkel der Vergangenheit deckt ihn fest zu und wahrscheinlich lebt Niemand mehr, der als Zeuge für Ihren Onkel und gegen den Räuber auftreten könnte, denn für einen solchen muß ich den Baron Flamberg in dieser Geschichte halten; und selbst wenn der Zeuge noch lebte und aufträte, er käme zu spät, denn der große Prozeß Eberstein contra Flamberg ist längst beendet und abgeschlossen und die beiden Gegner schlafen ruhig im Grabe, Keiner

von ihnen würde also mehr Nachtheil oder Vortheil davon haben.« –

»Die Geschichte, die ich Ihnen jetzt erzählen will,« fuhr Frau Nebelthau nach einer kurzen Pause fort und nachdem sie zu ihrer Stärkung einmal von ihrem Glase genippt, »trug sich viele Jahre nach meiner Ankunft auf Grünwald zu und es sind wenigstens schon zwanzig Jahre her, daß der große Prozeß endlich rechtsgültig entschieden wurde, der lange spielte und Ihrem Herrn Onkel große Summen kostete, da er ihn verlor und schließlich auch noch die schlaunen Juristen bezahlen mußte, die seine gerechte Sache so unglücklich geführt hatten.

Ihr Herr Onkel war damals, als ihm das Unerhörte geschah, schon lange in seine harmlose gesellige Lebensart übergetreten; er sah oft Besuch bei sich und machte Besuche und, wie es schien, hatte er jenen ersten großen Schlag, den ihm sein ehemaliger Freund und Kamerad so hinterlistig beigebracht, längst überwunden. Rings um Grünwald herum wohnten, wie noch heute, viele Gutsbesitzer und mit ihnen stand unser Herr in traulichem Verkehr, nur mit dem ihm zunächst wohnenden, dem Baron Marzahn nicht, der auf dem halb verfallenen Nieder-Malitz hauste, was damals noch ein altes Herrenhaus, einen wüsten Park und einen noch wüsteren Garten besaß. Wir haben, glaube ich, schon einmal davon gesprochen, Herr Major, als Sie mich nach den alten Bastians

fragten, deren jetziges altes Waldhaus ja noch das letzte Ueberbleibsel des ehemaligen Gutshofes von Nieder-Malitz ist. Das Gut war nicht gar groß, aber reich an herrlicher Waldung und wegen seiner schönen Eichen und thurm hohen Tannen berühmt, die der Gewinner des Prozesses, der Baron Flamberg, bald nachdem ihm Nieder-Malitz zugefallen, abschlagen und davon nur die drei Eichen übrig ließ, die jetzt noch in unmittelbarer Nähe des Waldhauses stehen. Nieder-Malitz nun, Sie wissen es ja, aber ich muß es hier noch einmal wiederholen, gehörte, wie Ihr Herr Onkel mir stets erzählt, zu Grünwald und das hatten die Urkunden nur zu deutlich besagt, die leider vor vielen Jahren hier mit anderen werthvollen Documenten und sonstigen Dingen verbrannten, von welchem Unglück Ihr Onkel auch, da es in seiner ersten Jugend geschehen, bisweilen mit Baron Flamberg gesprochen, als dieser ein Gast in Grünwald und noch der Freund und Kamerad des Sohnes vom Hause war. Baron Flamberg wußte also, daß diese Urkunde in Grünwald nicht mehr vorhanden war und eben so, daß außer dem Baron Marzahn, der angeblich eine Abschrift der verbrannten Documente besitzen sollte, Niemand mehr bezeugen konnte, daß Nieder-Malitz wirklich dem Herrn von Eberstein gehöre und daß dessen Vorfahren mit den Vorfahren des Baron Marzahn nur eine Art Erbpachtsvertrag geschlossen, der indessen aufhörte, sobald der letzte Abkömmling aus dem Geschlecht der Barone Marzahn gestorben war. Auch den Gerichten war, wie sich bei dem späteren Prozeß auswies, darüber nichts Bestimmtes bekannt, sei es

nun, daß die ehemaligen Vertragsschließer leichtsinnig dabei zu Werke gegangen oder daß die Documente auf irgend eine Weise abhanden gekommen, denn der Vertrag war schon vor mehr als hundert Jahren geschlossen und wer von den Lebenden wüßte wohl jetzt noch zu sagen, was derselbe enthalten hatte.

Genug, Herr von Eberstein rechnete bestimmt darauf, daß Nieder-Malitz nach dem Ableben des schon sehr alten und gebrechlichen Baron Marzahn ihm wieder zufallen würde, aber er stand mit dem immer verschuldeten Nachbar in keiner persönlichen Verbindung und um so weniger, als in den letzten Jahren Baron Flamberg ein häufiger Gast auf Nieder-Malitz geworden war und sich die Freundschaft und das Vertrauendes alten Mannes zu erwerben gewußt hatte, wie er sich ja aller Menschen Vertrauen erworben, mit denen er aus irgend einem Grunde in nähere Verbindung treten wollte.

So standen die Sachen, als eines Abends die Kunde auf Grünwald eintraf: am Morgen dieses Tages sei Baron Marzahn gestorben und Baron Flamberg, der bei seinem Tode gegenwärtig gewesen, habe die Hinterlassenschaft des Verstorbenen sogleich unter gerichtliche Siegel legen lassen.

Diese Nachricht fiel in Grünwald natürlich sehr auf, weil Baron Flamberg sich um die Hinterlassenschaft des Verstorbenen ja gar nicht zu bekümmern hatte; indessen der Letztere war kinderlos und ohne jeden Verwandten, Baron Flamberg war anerkannter Maaßen sein Freund

und so konnte man die vorschnelle Handlungsweise desselben entschuldigen, was Ihr Onkel natürlich auch that, da er immer noch nicht gelernt, eher das Schlimme als das Gute von den Menschen zu denken.

›So,‹ sagte Herr von Eberstein an diesem Abend zu meinem Mann und mir, ›nun haben wir auch noch Nieder-Malitz zu verwalten und Sie können sich immer auf eine hübsche Arbeit gefaßt machen, Nebelthau, denn Sie werden wenig Tröstliches in dem Neste finden und Vieles in bessere Ordnung zu bringen haben. Der alte Marzahn, halb kindisch und dabei dem Trunk ergeben, ließ Alles drunter und drüber gehen und hatte nie Geld, um für seine Aecker und Wälder zu sorgen, und niederschlagen durfte er die letzteren nicht, denn das ist ja in unserm alten Pact ausbedungen worden. Ach, ich wäre nicht böse gewesen, wenn der alte Mann noch länger gelebt hätte, aber da er gestorben, so muß ich morgen nach der Landdrostei fahren und leider vor die Gerichte gehen, um meine verbrieften Ansprüche auf Nieder-Malitz zu erheben.‹

Das sagte er und fuhr nach der Landdrostei, aber er kam zu unserer Aller Verwunderung den Abend nicht wieder nach Hause. Erst am nächsten Abend kam er ganz matt und bleich hier an und da hörten wir zuerst vom Kutscher, daß er von der Landdrostei sogleich zur Stadt gefahren, dort die Nacht geblieben, am nächsten Morgen auf dem Gericht gewesen sei und schließlich mit seinem Advocaten eine Conferenz gehabt habe, die beinahe einen halben Tag gedauert.

Aber mein Gott, sagte ich zu meinem Mann, was mag denn nur geschehen sein? – Wir werden es bald hören, erwiderte Dieser, denn der Herr wird uns nicht lange darüber im Ungewissen lassen. – Nun ja, wir sollten auch nicht im Ungewissen bleiben, denn Ihr Herr Onkel beschied uns, sobald er sich etwas erholt, auf sein Zimmer und berichtete uns nun das fast unglaubliche neue Verhängniß, welches über sein armes Haupt hereingebrochen war. Als er nach der Landdrostei gekommen, erzählte er uns, habe man ihm gesagt, daß Baron Flamberg in seinem Rechte sei, wenn er die Hinterlassenschaft des Baron Marzahn unter Siegel gelegt, da er schon vor längerer Zeit Nieder-Malitz mit dem ganzen Inventarium von ihm gekauft und bereits bei Lebzeiten des bisherigen Besitzers, der sich stets in großer Geldnoth befunden, einen Theil und zwar die Hälfte des ganzen Kaufpreises baar vorgeschossen habe.

Als Herr von Eberstein das nicht glauben wollte und nach dem Gericht in der Stadt fuhr, bestätigte man ihm dort das Gehörte und ließ ihn Einblick in die Verhandlungen nehmen, die schon vor einem Jahre in aller Stille zwischen den beiden Baronen in Betreff des Gutsverkaufs abgeschlossen und gerichtlich festgemacht worden waren. So viel man jetzt wisse und sehe, sagte man ihm, habe Niemand weiter einen gerechten Anspruch auf das Gut, als der gesetzliche Käufer und erst wenn die Siegel von der Hinterlassenschaft des Verstorbenen abgenommen werden könnten, würde man erfahren, ob unser

Herr, wie er behauptete, größere und von früherer Zeit her datirende Ansprüche darauf erheben könne. –

Ach Du lieber Gott, es war für uns Alle ein trauriger Abend, Herr Major, als wir das erfuhren, und Ihr Herr Onkel befand sich in ganz verzweifelter Stimmung; indessen glaubte er noch immer nicht daran, daß die Sache sich so verhalten könne, wie man ihm gesagt, und wiederholte uns stets: ›Das kann ja nicht sein! Das ist unmöglich, denn ich allein habe ja das Anrecht auf das Gut und Niemand auf der Welt darf es mir streitig machen!‹

So dachte er, ja, aber es wurde ihm doch streitig gemacht, denn, um mich kurz zu fassen, unter den nachgelassenen Papieren des Verstorbenen fanden sich keine Abschriften von jenem verbrannten Documente vor, die Herrn von Eberstein's Ansprüche rechtfertigten, und nur der Käufer war im Recht und wurde auch als solcher vom Gericht bestätigt, da nichts vorlag, was den stillen Handel zwischen den beiden Baronen hätte zweifelhaft erscheinen lassen können.

Nun, da begann denn, wie Sie sich denken können, ein von beiden Seiten hartnäckig geführter Prozeß, der viele Jahre dauerte und den Ihr Herr Onkel in den beiden ersten Instanzen gewann, weil er durch einige noch lebende Personen nachwies, daß der Verstorbene früher sein Anrecht auf Nieder-Malitz anerkannt und oft darüber gesprochen habe, daß ihm das Gut nur durch einen Erbpachtsvertrag gehöre und nach seinem Tode wieder an Grünwald zurückfallen müsse.

Indessen der Baron Flamberg beruhigte sich mit diesem Erkenntniß nicht, er begann den Prozeß zum dritten Mal und diesmal mit besserem Erfolg. Die beschworenen Aussagen der Zeugen Ihres Herrn Onkels wurden nur als gelegentlich geäußerte und nichts bedeutende Redensarten Seitens des alten, halb kindischen Barons Marzahn betrachtet, die Verhandlungen zwischen diesem und Baron Flamberg aber, als vor Gericht abgeschlossen, als ein legales Uebereinkommen angesehen, und so ward endlich auf ewige Zeiten Nieder-Malitz dem Besitzer von Ober-Malitz zugesprochen, nachdem dieser nachgewiesen, daß er die Hälfte des Kaufpreises bereits baar gezahlt habe, worauf die andere Hälfte, wie ich glaube, in Ermangelung anderweitiger Erben, dem Fiskus zufiel, der damit auch ein ganz erträgliches Geschäft machte. Ihr Herr Onkel aber verlor Nieder-Malitz und hatte obendrein, wie schon gesagt, die Kosten des Prozesses zu bezahlen und nebenbei das trostreiche Vergnügen, mit blutendem Herzen zuzusehen, wie Baron Flamberg sogleich den schönen Wald niederlegen ließ und das baare Geld dafür einstrich, sodann aber das Gehöft abtrug und an der Stelle desselben jene Aecker anlegte, die allmählig zu Dem wurden, was sie jetzt sind und die Sie, Herr Major, ja schon in schönster Ueppigkeit in der großen Lichtung mit eigenen Augen betrachtet haben.

Ueber den Kummer, den diese gerichtliche Entscheidung und ihre Folgen über Ihren guten Onkel ausgossen, will ich kein Wort verlieren, Sie können sich denselben leicht vorstellen; wohl aber will ich erwähnen, daß man

im Stillen leise flüsterte: Bei dem Prozeß sei es nicht mit rechten Dingen zugegangen; die in Nieder-Malitz gewiß vorhanden gewesenen Abschriften der verbrannten Documente seien entweder von dem Verkäufer oder dem Käufer bei Zeiten bei Seite gebracht und das Gericht habe sich diesmal eine Nase drehen lassen, wie es lange keine gehabt.

Indessen, was half das Herrn von Eberstein, Herr Major? Er hatte Nieder-Malitz für ewige Zeiten eingebüßt, sein alter Freund hatte nochmals über ihn triumphirt und nun hatte er an ihn nicht nur seine Braut und deren Besitz, sondern obendrein auch ein schönes Stück Land verloren, nebst einer hübschen Summe Geld, welches letzteres ihn noch am wenigsten schmerzte, denn er hatte mehr als er für sich brauchte, und da er keine Kinder besaß, verlor es nur sein Erbe – also Sie, den er schon in früheren Jahren als solchen erkoren und gerichtlich ernannt hatte.

Da haben Sie nun Alles, was ich Ihnen über das Verhältniß zwischen den beiden alten Freunden mittheilen kann und will ich nur noch einige Worte über die ferneren Schicksale der beiden Familien beifügen, wodurch wir wieder auf die Frau Generalin zurückkommen werden, deren Hause Sie morgen einen Besuch abstatten wollen.

Die Jahre verstrichen allmählig und Ihr Herr Onkel lebte still und sparsam fort, von allen seinen Freunden und Bekannten geliebt und geachtet, aber die Wunden, die ihm jener Herr da drüben beigebracht, wollten bei ihm nie vernarben, die alten Schmerzen brachen von Zeit zu Zeit

immer wieder hervor und ich hatte oft zu trösten und zu beruhigen, was ich auch stets gern und nach besten Kräften gethan. Nicht ganz so still und sparsam aber ging es da drüben bei den Flamberg's zu. Daß der Baron nun erst recht hochmüthig und höhnisch auf den zweimal geprellten Freund, der jetzt sein bitterster Feind geworden, herabsah, lag in seiner gemeinen Natur begründet und konnte Niemanden Wunder nehmen, am wenigsten Herrn von Eberstein, der sich von jetzt an um nichts mehr bekümmerte, was auf Ober-Malitz vorging. Und es ging gar Viel und noch dazu sehr laut daselbst vor. Auf dem herrlichen Gute lebte man in vollem Saus und Braus, Gastereien folgten auf Gastereien, Jagden auf Jagden; den Winter brachte man theils in der Residenz, theils auf Reisen im Süden zu, und kehrte man wieder auf das Gut zurück, so verkündete irgend ein neues großes Fest aller Welt die Anwesenheit des jetzt überreichen Herrn. Das alte Schloß selbst wurde bald abgerissen und in drei Jahren das schöne Gebäude mit den vielen Thürmen und Thürmchen aufgeführt, wie es jetzt noch auf seinem grünen Hügel steht und wie ein lachendes Menschenwerk auf das ernste Werk Gottes, die schäumende See, hinabsieht, die den stolzen und weitausgedehnten Park von Ober-Malitz mit ihren Wogen bespült.

Doch was half dem Baron Flamberg all der äußere Glanz und Flitter, den er um sich zu verbreiten die Mittel besaß, innerlich empfand er doch gewiß kein richtiges Glück, wie er es ja auch so wenig verdiente. Seine schöne Frau, die ihn zu seinem ersten Betrug verleitet und der

er einen so großen Theil seiner Reichthümer verdankte, genoß er nur kurze Zeit.

Sie starb gleich im ersten Wochenbett, nachdem sie ihm einen Sohn geschenkt, und dieser, sein einziger Sohn, auf den er so stolz war, war von Geburt an ein schwächliches, elendes Ding, das nur mit Mühe am Leben erhalten werden konnte. Erst sehr spät lernte er laufen und sprechen, wurde auch endlich kräftig und ein hübscher Junge, aber ein rechter, selbstständiger Mann ist er nie geworden, denn sein Vater ließ ihn nie aus den Augen, übte die strengste Herrschaft über ihn aus und hielt ihn sogar noch gleichsam unter Vormundschaft, als er schon lange erwachsen und, früh verheirathet, selbst Vater eines Kindes geworden war. Man nannte den jungen Baron simpel, aber das war er eigentlich nicht; er war nur arm an hervorstechenden Geistesgaben, während er die äußere Schönheit seiner Eltern geerbt hatte und immerhin eine ansehnliche Erscheinung bot, obwohl er fast nie sprach und, wie eingeschüchtert und beklommen, sich möglichst fern von den Menschen hielt. Trotzdem gelang es seinem Vater, ihn schon frühzeitig mit einer wiederum sehr reichen und schönen Erbin zu verheirathen, und aus dieser Ehe entsproß die Frau Generalin von Hartenfels, die Sie ja durch Ihren kleinen Samuel kennen gelernt haben und deren Erziehung der Großvater übernahm, da auch ihre Mutter, die mit dem jungen Baron auf Ober-Malitz lebte, frühzeitig starb und ihr Vater in seiner geistigen Einfalt und innerlichen Abgeschlossenheit es gern sah, wenn sich ein Anderer mit seinem Kinde befaßte.

Von ihr aber werde ich noch nachher einige Worte sprechen, zuerst will ich mich nur mit dem alten Baron beschäftigen, um mit dem ewigen Störenfried unserer Ruhe zu Ende zu kommen.

Er wurde sehr alt, fast so alt wie Ihr Herr Onkel, der in seinem achtzigsten Lebensjahre starb, aber er sah noch seine ganze Familie, außer jener Enkelin, vor sich hinstehen, denn auch seinen Sohn und dessen Gemahlin überlebte er mehrere Jahre. Unter solchen Verhältnissen mag er sich wohl oft recht einsam und verlassen gefühlt haben, aber an Umgang fehlte es ihm bis in seine letzten Tage nicht, denn Viele kamen gern zu ihm, da es in seinem Hause immer herrlich und in Freuden herging und es überall Schmarotzer in Fülle giebt, die sich einnisten, wo ihnen Speise und Trank geboten wird. In seinen letzten Jahren soll er, wozu er schon früher Anlage und Fähigkeit bewiesen, fast unerträglich grausam und tyrannisch gegen seine Leute gewesen sein und nicht den geringsten Widerspruch von irgend einem Untergebenen geduldet haben. Er schlug sogleich zu, sobald ihm Jemand ein zweifelhaftes Gesicht zeigte, und es mag eine schwere Aufgabe für seine Leibdiener gewesen sein, ihm Tag und Nacht zu Gebote zu stehen. Darum fürchteten ihn auch alle Leute, Jung und Alt, und Niemand liebte ihn, weil er sich nur stets da lebenswürdig gezeigte, wo er irgend einen Vortheil für seine Habsucht und einen Eigennutz erringen wollte.

So mag denn auch seine Sterbestunde, wie Ihr Herr Onkel es gesagt, keine sehr trostreiche gewesen sein und

sein Gewissen hat ihm gewiß viel zu schaffen gemacht. Ganz anders, ruhig und friedlich, wie er gelebt, auf Gottes Vatergüte hoffend und vertrauend, schlummerte dagegen Herr von Eberstein ein, denn ihm machte sein Gewissen keinen Vorwurf, er war stets gerecht und liebevoll gegen seine Umgebung und gegen die Menschen überhaupt gewesen. Ja, man kann von ihm mit Recht sagen, er schlummerte sanft und süß der ewigen Morgenröthe entgegen, denn er war nicht krank und siech, nur lebensmüde und matt und hatte bis zum letzten Augenblick mit voller Geisteskraft sein hartes irdisches Loos mit einer Ruhe, Würde und Ergebung ertragen, wie es nur ein gewissenhafter Mann vermag, der immer rechtschaffen und edel gehandelt und seine Pflicht als ächter und braver Christ und Edelmann auf Erden erfüllt hat.

So lassen wir denn diese beiden Männer still in ihrem Grabe ruhen, Herr Major, und wenden wir uns lieber noch einmal zu der Frau Generalin. Und die habe ich eigentlich schon recht oft von ganzem Herzen bedauert. Ich kann mir nämlich unmöglich denken, daß diese Frau eine glückliche Jugend verlebt, so blendend auch der Glanz und Luxus war, in dem sie groß geworden ist. Von ihrer Mutter konnte sie keine Liebe, oder nur sehr wenig genießen, denn diese starb, bevor sie zum Bewußtsein ihres Daseins erwacht war. Ihr Vater war ein unzugänglicher und kalter, also auch kein lebenswürdiger Mann, auch bekümmerte er sich wenig um sein Kind, wie er sich überhaupt sehr wenig um die Welt und die Menschen bekümmerte. So fiel sie denn fast allein ihrem

herrischen Großvater anheim, der sie zwar nach seiner Art zärtlich liebte, das heißt, sie mit allem Glanz und Luxus umgab, aber ob sie ihm wahrhaft und kindlich zuthun konnte, das weiß ich nicht und ich glaube es auch kaum, denn er stand nie liebevoll neben, sondern nur wie ein keinen Widerspruch duldender Gebieter über ihr und so verheirathete er sie auch gegen ihren Wunsch schon im achtzehnten Jahre an jenen alten General, dessen Namen sie noch heute trägt und der ihr die Rosen des Lebens wohl nicht zu kosten gab, denn er war zweiundvierzig Jahre älter als sie, als er sie zum Traualtare führte. Auch sie sah früh alle ihre Verwandten sterben und der Letzte, der sie verließ, war ihr Gemahl, der an einem Gichtanfalle starb, den er sich nach einer großen Herbstjagd in Ober-Malitz zugezogen. Sie war schon in ihrer ersten Jugend ein wunderschönes und geistig aufgewecktes Kind und als Jungfrau und junge Frau zog sie die Aufmerksamkeit aller Männer auf sich, die sie aber fast alle sehr geringschätzig behandelte, vielleicht weil sie keinen wahrhaft edlen Charakter unter ihnen wahrgenommen, denn sie soll in dieser Beziehung sehr wählerisch und vorsichtig sein. Was ihren eigenen Charakter betrifft, so sagte man nur, daß sie sehr stolz und vornehm sei, aber einen anderen Tadel habe ich eigentlich nie über sie aussprechen hören. Ob sie weiß, welches Unrecht ihr Großvater Ihrem Herrn Onkel angethan, kann ich nicht sagen, aber ich bezweifle es, denn wer sollte ihr das kundgethan haben? Ihr Großvater selbst gewiß nicht, denn der sprach über seine früheren Verhältnisse

mit den Seinigen nie, wie man sich erzählt, aber daß er ihr dennoch einen gewissen Groll gegen Grünwald und dessen Bewohner einzuflößen gesucht, will ich gern glauben. Auch muß sie sich ja selbst gesagt haben, daß irgend ein wichtiger Grund vorhanden sein müsse, warum ihr Großvater und Vater nicht mit Herrn von Eberstein verkehrten, da dieser doch in der Nähe von Ober-Malitz wohnte und ein in der ganzen Umgegend wohlbekannter und allgemein beliebter Herr gewesen. Wie dem nun sein mag, daß sie Ihnen, dem Erben Ihres Herrn Onkels, der ganz fremd mit den hiesigen Verhältnissen auf Grünwald eingezogen ist, nichts vorwerfen kann, ist gewiß und so haben Sie sicher auch keine angeborene Gegnerin in ihr vor sich, wie auch sie, wenn ich Sie recht erkannt, keinen nachtragenden Feind in Ihnen erkennen wird.

Und hiermit, Herr Major, will ich meine Pflicht gethan und meine lange Erzählung beendet haben, die freilich im Ganzen eine traurige ist, mich schon so lange betrübt hat, als ich auf Grünwald wohne und mich bis zu meinem letzten Augenblick betrüben wird.«

Frau Nebelthau, von ihrer eigenen Erzählung entflammt und von der lebhaften Erinnerung an vergangene Zeiten tief bewegt, schwieg und sah mit hoch geröthetem Gesicht und funkelnden Augen den Major an, der noch immer unbeweglich und still vor ihr saß, seine Blicke gesenkt hielt und mit seinen Gedanken in der eben vor ihm heraufbeschworenen Vergangenheit zu verweilen schien.

Jetzt aber, da die Erzählerin schon eine Weile schwieg, erhob er langsam den Kopf, schaute sie mit seinen großen blauen Augen freundlich an, nickte und sagte:

»Ja, es ist allerdings eine traurige Geschichte, die Sie mir da eben erzählt haben und sie wird noch lange schmerzlich in meinem Innern nachklingen, aber ich danke Ihnen dennoch, daß Sie es gethan, denn sie ist überaus lehrreich und charakterisirt das menschliche Leben. Dieser alte Flamberg war eine menschliche Bestie, eine Kanaille, wie sie als Parasiten leider nur zu oft an dem Baume der Menschheit kleben. O ja, ich kenne solche Leute und sie sterben nicht aus, denn leider werden sie in jedem Zeitalter vom Weibe geboren. Nun, er kann sich gratuliren, daß er nicht in meine Hände gefallen ist; ich würde ihn nicht so glimpflich angefaßt haben, wie mein guter und viel zu nachsichtiger Onkel. Indessen, jetzt ist er todt und wir und die Welt haben Ruhe vor ihm. *Requiescat in pacem*. Und damit habe ich Alles über ihn gesagt.«

»Aber was sagen Sie denn nun von der Frau Generalin?« fragte Frau Nebelthau mit einiger Neugierde, da sie sich zu wundern schien, daß der Major über sie gar nicht sprach.

»Was soll ich von der sagen?« antwortete er mit seltsamer Ruhe, während er sich vom Stuhle erhob und langsam im Zimmer auf- und niederging. Ich beneide sie weder um ihr Herkommen und ihre edle Verwandtschaft, noch um ihren Reichthum, der ihr ja nun allein von allen Seiten zugeströmt ist; aber für schuldig kann ich sie wahrhaftig in keiner Weise halten, denn wer könnte den

Kindern einen Vorwurf daraus machen, daß ihre Vorfahren Schurken und Betrüger gewesen sind?«

»Da haben Sie sehr Recht,« erwiderte Frau Nebelthau mit sichtlicher Freude und erhob sich nun auch von ihrem Stuhl. »Nein, sie kann nichts für das Unrecht, das Ihrem Herrn Onkel geschehen. Das habe ich ja immer gedacht und gesagt und ich freue mich, es jetzt auch auf Ihrem Munde zu hören.«

»Man muß gerecht sein,« sagte der Major nachdenklich, »und in einem solchen verwickelten Fall erst recht. – Aber merkwürdig ist es doch,« fuhr er nach einer Weile fort, »daß nun auch ich mit ihr in eine so seltsame Berührung gerathen bin, und jetzt, da ich Alles weiß, wäre es mir fast lieb, wenn ich den kleinen Samuel nicht kennen gelernt hätte, der mich wieder mit dieser Dame in ein mir nicht gerade erwünschtes Verhältniß bringt.«

»O, o,« erwiderte Frau Nebelthau begütigend, »sagen Sie das nicht, Herr Major. Der arme kleine Samuel hätte wahrscheinlich sehr viel verloren, wenn Sie ihn nicht kennen gelernt und sich seiner angenommen; denn dann hätte wahrscheinlich auch die Frau Generalin niemals ihr Auge auf ihn gerichtet, und er wäre in dem alten Waldhause geblieben und nach aller menschlichen Berechnung weiter nichts als ein armseliger Gänsejunge geworden.«

»Ah ja, da haben Sie wieder Recht und ich habe zu vor-eilig gesprochen. Samuel soll wahrhaftig kein Gänsejun-ge werden und nun will ich mich seiner erst recht anneh-men und den ganzen Handel um ihn mit noch größerem Ernst auffassen.«

»Ja, thun Sie das, Herr Major, und wer weiß, wofür es gut ist, daß es gerade so und nicht anders gekommen ist. Die Fäden der Menschenschicksale werden stets von einer höheren Hand gesponnen und am Ende ist gerade dieser kleine Samuel berufen –«

»Wozu?« fragte der Major hastig und mit scharfem Blick, als die alte Frau plötzlich mit einem bedeutungs-voll lächelnden Gesichtsausdruck schwieg.

»Wozu,« fragte sie. »Nun, um vielleicht die alte Ge-schichte zwischen Grünwald und Ober-Malitz noch ein-mal aus einem anderen Gesichtspunkte auf's Tapet und damit Klarheit in die verworrenen Verhältnisse zu brin-gen –«

»Um Gotteswillen – das werden Sie doch nicht wün-schen, Nebelthau? Ich wahrhaftig wünsche es nicht. Und wodurch sollte denn das auch möglich sein?«

»Ich weiß nicht, aber es wäre doch möglich, daß Sie die Frau Generalin durch den Samuel persönlich kennen lernten, wie?«

»Was hätte ich denn davon?« fragte der Major lachend.

»Nun, das weiß ich eben nicht, und Sie allerdings jetzt auch nicht – aber die Vorsehung mag es dafür um so bes-ser wissen.«

»Ach, die Vorsehung! Ja, die weiß freilich Alles; aber das sind allgemeine Redensarten, liebe Frau, die hört man oft auftischen und sie haben keine andere Bedeutung, als daß man sich damit irgend eine Verantwortung vom Halse zu schaffen oder dadurch in seiner bequemen Lässigkeit zu bestärken sucht. Haha! Ich will aber mit der Generalin gar nichts zu thun haben, Liebe, und nun preise ich erst recht ihren Entschluß, von ihrem Gute abwesend zu sein, wenn ich dasselbe betrete. So soll es auch für alle Zukunft bleiben und der nächste dringende Wunsch, den ich ihr ausspreche, soll der sein, daß sie ihren Entschluß beibehält. So lerne ich sie gar nicht kennen und das eben will und wünsche ich. – Doch nun müssen wir uns wohl endlich trennen, Nebelthau, nicht wahr? Mein Gott, es ist beinahe Mitternacht geworden und Sie werden sehr müde und erschöpft sein. Da haben Sie meine Hand und nehmen Sie noch einmal meinen herzlichen Dank für Ihre Mühwaltung entgegen. Schlafen Sie wohl – morgen sehen wir uns wieder und dann soll nie mehr von diesen Dingen zwischen uns die Rede sein, um uns damit nicht die Ruhe der Tage und den Frieden der Nächte zu vergiften. Ja, mit heute sind sie abgethan, und nun gute Nacht!«

Frau Nebelthau hatte ihren Herrn verlassen, um zur Ruhe zu gehen, deren die alte Frau in Wahrheit bedurfte, um sich von der Aufregung zu erholen, in die sie die lebhafteste Erinnerung an so traurige Dinge versetzt; der Major, aber fühlte sich durchaus noch nicht ermüdet und noch weniger konnte er die Ruhe finden, um sich zum

Schlaf niederzulegen. In seinem Kopfe gährte es seltsam, eine Gedankenfluth verdrängte die andere und sein warmes Herz, so standhaft es sich auch während der Erzählung der treuen Alten gezeigt, unterlag noch immer den schmerzlichen Empfindungen, die das in der That beklagenswerthe Geschick seines armen Onkels in ihm geweckt hatte.

So, innerlich aufgeregt, wie er selten gewesen, stellte er sich an das Fenster, öffnete es und schaute in die dunkle Septembernacht hinaus. Der Wind blies noch heftiger als vorher und jagte die auseinandergerissenen Wolken in phantastischen Gestaltungen am Himmel hin, aber der Regen hatte aufgehört und eine erfrischende Kühle war an die Stelle der schwülen Wärme getreten, die den ganzen Tag und Abend geherrscht. Da, als der einsame Mann nach dem bewegten Himmel emporschaute, als suche er irgend Etwas, was ihn erheitern und beruhigen könne, riß der Wind die dichten Wolken Schleier noch weiter auseinander und ein Stück blauen Himmels kam plötzlich zum Vorschein. An diesem blauen Himmel aber funkelten die goldenen Sterne und dieses Funkeln der fernen Himmelslichter – wer hätte es nicht schon an sich selbst erlebt – flößte ihm, wie eine plötzliche Gabe Gottes, die so sehnlich erwünschte Ruhe in's Herz. Lange schaute er zu ihnen empor und labte seine Seele an dem erquickenden Anblick, dann aber sagte er leise zu sich:

»Ja, nur da oben ist Ruh' und, wie wir Alle hoffen, die schönste, süßeste und dauerndste. Auch der alte Onkel hat seine irdischen Leiden überstanden, seine bitteren

Schmerzen drücken ihn nicht mehr und er schläft dort irgend wo, wie wir armen Sterblichen denken, in Gott – und Gott ist immer und überall die Liebe! Schlafe und ruhe er so bis in die Ewigkeit hinein – wir aber wirken und schaffen und denken und grübeln noch hienieden und haben jenen göttlichen Zustand noch nicht kennen gelernt. Wer weiß, was uns hier unten zu dulden noch aufgespart ist, aber, was es auch sei, wir müssen es geduldig ertragen, bis auch unsere Stunde der Ruhe schlägt, die wir ja so schön die Stunde der Erlösung genannt haben. – Und nun, mein guter Onkel da oben, habe ich noch eine Bitte an Dich zu richten. Verzeihe mir, daß ich morgen in das Haus Deines ehemaligen Feindes gehe; aber es geschieht nicht, um Deinem Wunsch und Willen entgegenzuhandeln, auch nicht aus Eigennutz oder um irgend einen irdischen Vortheil zu erjagen, sondern allein um der Liebe willen, die mir Gott selbst durch dies Kind in das Herz geflößt. Das kannst Du mir nicht übel deuten und wirst es nicht, denn ich weiß, wenn an Dich selbst eine solche Aufforderung ergangen wäre, dann würdest Du ihr gefolgt sein und die Schwelle des Mannes überschritten haben, der Dir so wehe gethan, denn auch Du warst fähig, den Geboten der Liebe zu folgen, der reinsten, edelsten, der Liebe zum Kinde, die ja nur so recht eigentlich die schimmernde Blüthe der großen Frucht, der allgemeinen Menschenliebe ist. Die aber – ja, ich gestehe es, weil ich es fühle – die wohnt auch in meinem Herzen und ihr folge ich, denn sie zieht mich mit gewaltiger,

unwiderstehlicher Macht. – So, nun bin ich zur Ruhe geneigt und geeignet, denn ich habe mein volles Herz da oben hin ausgeschüttet und in meiner Brust lebt und regt sich das unerklärliche und doch so heilige Gefühl, daß die Mächte da oben gebilligt haben, was ich hier unten unternehmen will. Gute Nacht, Ihr Sterne und alle Ihr guten Geister, die Ihr aus denselben in goldener Klarheit und göttlicher Liebe wohnt!«

DRITTER BAND.

ERSTES CAPITEL. EIN GRÜNVALDER BESUCHT
OBER-MALITZ.

Der nächste, von Felix von Eberstein so lange ersehnte und für ihn so wichtige Tag, an welchem er seinen Samuel auf dem Schlosse zu Ober-Malitz nach beinahe dreiwöchentlicher Trennung zum ersten Mal wiedersehen sollte, war endlich angebrochen. Es war einer der ersten Septembertage, die bekanntlich im Norden mit die schönsten des ganzen Jahres sind; indessen hatte diesmal das Wetter, wenn man es auch nicht gerade schlecht nennen konnte, doch sicher keine Feiertagsmiene aufgesetzt und war von der Art, daß es beständig fürchten ließ, der eben in die Natur eingezogene Frieden werde nicht übermäßig lange dauern.

Der Sturm, der die ganze Nacht hindurch bis zum Anbruch des Tages getobt, hatte sich endlich völlig gelegt, die schwarzen Regenwolken waren nirgends mehr sichtbar, aber leichte graue und weiße Wölkchen, die der Wind zusammengetrieben, bedeckten den ganzen Himmel und ließen die Sonne, die sich vergeblich bemühte, ihre Schuldigkeit zu thun, nicht zum Vorschein kommen. Dennoch war die Luft, wie gewöhnlich nach langem Regen und stürmischem Wind, durchsichtig klar und von dem würzigen Aroma erfüllt, welches von den nicht fern abliegenden Wiesen aufstieg, auf denen das längst abgemähte Gras weit zerstreut lag und nur der Einwirkung der Sonne harrete, um zu dörren und zur Einfuhr

in die Scheunen geeignet zu werden. Die Vögel in den laubreichen alten Linden im Vorgarten des Herrenhauses zu Grünwald, die der kalte Regen in ihre Nester und Schlupfwinkel gebannt, waren wieder an die frische Luft hervorgekommen und jetzt hüpfen sie fröhlich von Zweig zu Zweig, dann und wann schon ihre kleinen Kehlen prüfend, ob sie auch nicht ganz und gar ihre Stimmen verloren hätten. So rüsteten auch sie sich zum Beginn des still und feierlich heraufsteigenden Sonntags, der ja auch für den Hausherrn da oben im Zimmer ein heiterer Festtag werden sollte.

Mit der eigenthümlich gehobenen Stimmung, wie sie ein solcher stets durch eine schwer zu begreifende Einwirkung unbekannter höherer Mächte in dem Menschenherzen hervorzurufen pflegt, erwachte der Major an diesem Morgen. Er fühlte sich ernst und ruhig, aber keineswegs trübe gestimmt und in seinem Wesen war nur eine leicht begreifliche Spannung vorhanden, die seine Lebensgeister wach hielt und sein Auge klar und frei machte, als wolle sie sie vorbereiten, daß sie heute viel Neues zu sehen und zu umfassen bekommen würden.

Als er sich angekleidet und einen Blick in's Freie geworfen hatte, schien er von dem Aussehen des Himmels und der Erde befriedigt, und als bald darauf Hans bei ihm eintrat, erhielt derselbe noch einmal den Befehl, für den nachmittäglichen Ritt Alles im besten Stand zu halten und Punkt fünf Uhr in Bereitschaft zu sein.

Nachdem der Herr dann sein Frühstück verzehrt, las er ruhig die neuste Zeitung und dann stieg er in das Unterhaus hinab, um Frau Nebelthau einen guten Morgen zu wünschen, bei der er ihren Neffen traf, mit dem er nun bald einen Gang in's Freie antrat, wonach er schon lange geschmachtet, da er durch das böse Wetter so hartnäckig an das Haus gefesselt gewesen war.

Die beiden Männer, mit tüchtigen Wasserstiefeln versehen, wie man sie auf dem Lande fast immer trägt und auch der Major sie sich bald zugelegt, schritten ungeachtet des schlüpfrigen Bodens weit über die umliegenden Felder fort und auf diesem Wege theilte der Guts herr dem jungen Pächter mit, daß er ernstlich gesonnen sei, sich im folgenden Herbst und Winter eifrig mit dem theoretischen Studium der Landwirthschaft zu beschäftigen, wozu er sich den Rath und die Beihülfe des umsichtigen Oekonomen ausbat. Als Dieser, was er schon lange gewünscht, sich so in Anspruch genommen sah, drückte er wiederholt seine Freude über den Entschluß seines Herrn aus und verhiess, daß es ihm nicht schwer fallen würde, einen Blick in die Geheimnisse der Natur zu thun, wenn es ihm ernstlich daran gelegen sei; denn in keiner Wissenschaft der Welt, sagte er, ließen sich die durch die Theorie errungenen Resultate so leicht durch die Praxis nachweisen wie hier, worüber er seinem aufmerksamen Zuhörer schon jetzt einen höchst lehrreichen Vortrag hielt.

Zu Frau Nebelthau's höchster Verwunderung, die ihren Herrn an diesem Tage weit eher, seinen näherliegenden

Betrachtungen hingegeben, im Hause zu sehen vermuthet hatte, kamen die beiden Männer erst kurz vor Mittag von ihrem Ausgange heim, aber sie freute sich sehr, als sie vernahm, daß sie und ihr Neffe heute wieder die Gäste ihres Herrn sein sollten.

Nach Tische legte sich der Major, dem sie nicht die geringste innere Aufregung anmerken konnte, eine Stunde zur Ruhe nieder, denn der weite Morgenspaziergang durch den aufgeweichten Boden des Gutes hatte ihn etwas müde gemacht. Um vier Uhr aber stand er wieder auf und kleidete sich zu seinem Ausfluge an, den er wirklich zu Pferde ausführen wollte, obwohl der Himmel wieder etwas trüber geworden und die Sonne keinen Augenblick zum Durchbruch gekommen war. Als Hans nach halb fünf Uhr bei seinem Herrn mit der Meldung eintrat, daß Alles fertig sei, fand er Diesen in einem eleganten, aber einfachen Anzug, einem kurzen, dunkelblauen Rock und feinen, lackirten Stulpstiefeln, an denen nur kleine silberne Sporen blitzten. Verwundert schaute er auf den hochaufgerichtet vor ihm stehenden Herrn hin, dessen Haar und Vollbart ihm mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt geordnet schien und dessen blaues Auge so lebhaft funkelte, als ob es zu einem Treffen gehen solle, aus dem man nur siegreich und mit Ehren zurückkehren könne.

»Warum siehst Du mich mit so großen Augen und so verwundert an?« fragte der Major seinen Diener, als dieser nach der erwähnten Meldung noch immer unbeweglich vor ihm stehen blieb.

Hans, so entschieden um seine Meinung befragt, lachte fröhlich auf und dann sagte er treuherzig: »Ei, Herr Major, den kurzen Rock da haben Sie ja hier noch nie getragen und er sitzt Ihnen sehr hübsch, denn Sie sehen darin noch zwei Zoll größer als sonst aus. Aber, wie ist es denn – Sie wollen doch mit mir nach Ober-Malitz reiten, denke ich?«

»Gewiß reiten wir dahin; doch warum fragst Du so sonderbar?«

»O ja, ich weiß es wohl, daß es sonderbar ist – aber warum ich frage? Je nun –«

»Was denn? So sprich Dich nur immer weiter aus, wenn Du eine Bemerkung auf dem Herzen hast.«

Da faßte sich Hans, als er seines Herrn Auge so freundlich blicken sah, ein Herz und sagte ehrlich:

»Die habe ich auch. Obgleich Ihr Anzug heute so apart und niedlich ist, so scheint mir doch noch Etwas daran zu fehlen, Herr Major.«

»Was denn? So sage es doch!«

»Ach ja, Herr, aber Sie müssen es mir nicht übel nehmen. Wollen Sie sich denn heute, wo Sie in das schöne Schloß zu den vornehmen Leuten und der schönen Dame kommen, mit der Sie sich so viele Briefe schreiben, nicht – nicht Ihre Orden umbinden?«

»Meine Orden? Du bist wohl nicht recht gescheidt! Was soll ich denn mit den Orden, wo ich nur den kleinen Samuel besuche, wie ich Dir schon einmal gesagt?«

»Nun ja, ich meine auch nur so. Aber den ›Putt Marie‹ könnten Sie doch wohl um den Hals binden, denn ich denke, den sollten Sie eigentlich immer tragen?«

»Warum nicht gar! Wer auf dem Lande sieht und fragt hier nach Orden! Wenn ich einmal eine recht große Gesellschaft besuchte und dabei die Uniform anziehen müßte, dann ginge es wohl, aber auf solchem Rock und einem so weiten Ritt trägt man keine Orden.«

»Ach Du lieber Gott – die Uniform! Die werden Sie wohl so bald nicht wieder anziehen, denke ich; aber mir wäre es recht, wenn ich dann nur die Orden sähe, denn darauf bin ich bei Ihnen so stolz, als ob ich sie selber trüge.«

»Laß es gut sein, Hans,« versetzte der Major freundlich, »und nun geh'! Hast Du meinen Regenrock auf den Sattel gelegt? Wir könnten ihn am Ende gebrauchen.«

»Ja wohl, Herr, er ist schon aufgeschnallt, ich habe Alles besorgt. Und diese Jagdtasche hier, die soll ich doch gewiß bis nach Ober-Malitz tragen, denn es sind ja wohl die niedlichen Sächelchen für das kleine Kind darin?«

»Ja wohl, aber trage sie vorsichtig, die Dinge sind leicht zerbrechlich.«

Hans nahm die Tasche auf, hing sie behutsam über die Schulter und versprach, unterwegs vorsichtig zu sein. Dann schritten sie Beide die Treppe hinunter und trafen in der unteren Flurhalle Frau Nebelthau, die ihren Herrn heute natürlich abreiten sehen mußte, da es nach Ober-Malitz ging. Als sie ihn aber in der neuen stattlichen Kleidung – er trug auch einen modernen grauen Filzhut

mit niedrigem Kopf – die Treppe herunterkommen sah, schlug sie die Hände zusammen und rief:

»Ach Du lieber Gott, nun bedaure ich doch Eins, da ich Sie in so allerliebster Toilette sehe!«

»Was bedauern Sie denn?«

Frau Nebelthau näherte sich und flüsterte ihm zu: »Daß die Frau Generalin Sie nun heute doch nicht zu sehen bekommt.«

Der Major lachte. »Nun werden Sie am Ende auch noch närrisch, wie Der da! Aber lassen Sie uns jetzt keine Worte machen, die Zeit ist kostbar. Heute Abend mehr, Nebelthau!«

»Ach ja, heute Abend! Wie ich mich darauf freue, das kann ich Ihnen gar nicht sagen.«

Der Major nickte freundlich und wandte sich dann zu Hans, der schon vor der Thür stand: »Sind die Pferde da, Hans?«

»Ja, Herr Major, sie werden so eben gebracht.«

»Nun, dann leben Sie wohl, Nebelthau,« sagte der Major nun zu Dieser und reichte ihr die Hand. »Spätestens um Neun, denke ich, können Sie mich erwarten. Adieu!«

Frau Nebelthau befand sich in solcher Aufregung und war so in Staunen über ihren schönen Herrn versunken, daß sie kein Wort mehr hervorbringen konnte. So begleitete sie ihn denn schweigend vor die Thür und sah ihn mit still getragendem Entzücken den schönen Hengst besteigen, der vor Freuden laut wieherte, als er merkte, daß es nun einmal wieder in's Freie gehen sollte.

»Lebt wohl, Alle!« rief der Major vom Sattel aus den ihn Umstehenden zu, denn es hatten sich eben einige Knechte als Zuschauer eingefunden, die ihren Herrn auch einmal wollten abreiten sehen, und dann gab er dem Hengst die Sporen und trabte, von Hans gefolgt, aus dem Gitterthor, um nur erst den Wald zu erreichen, wo er sein Pferd wieder im Schritt gehen ließ.

»Gott mit ihm!« rief es aber im Innern der Frau Nebelhau, die so lange vor dem Gitterthor stehen blieb, als sie ihren Herrn im Auge behalten konnte. »Er reitet jetzt wirklich nach Ober-Malitz und wer hätte das hier jemals von unserm Grünwalder Herrn für möglich gehalten! Aber freilich, bei Gott ist Alles möglich und wer weiß – wer weiß, ob er die Generalin am Ende nicht doch noch zu sehen bekommt!«



Als die beiden Reiter in den Wald eingeritten waren, ließ der Major, wie wir sagten, sein Pferd wieder langsamer gehen, obgleich er doch eine gute Stunde scharf zu reiten hatte, wenn er um sechs Uhr in Ober-Malitz sein wollte. Allein dazu veranlaßte ihn die plötzliche Dunkelheit, die ihn hier im Walde umgab und in der That den baldigsten Ausbruch des Regens befürchten ließ. Tief hingen die Nebelwolken über den alten, ohnehin breite Schatten werfenden Bäumen herab und es sah fast so aus, als ob der Abend schon hereingebrochen wäre und den Nachmittag vor der Zeit abgelöst hätte. Dabei

waren die Wege unterden Bäumen sehr schlüpfrig, wenigstens in der Nähe vom Grünwalder Gehöft, nachher freilich besserten sie sich und man konnte auf trockenem Boden um so schneller seinem Ziele zueilen. Auch tropfte es noch immer von den tief niederhängenden Zweigen und das eigenthümlich klingende Geräusch, welches die Tropfen verursachten, wenn sie von Blatt zu Blatt fielen, war der einzige Laut, der sich im ganzen Umkreise vernehmen ließ, denn der sonst so belebte Wald schien von allen seinen geflügelten und ungeflügelten Bewohnern verlassen zu sein – so still, fast unheimlich still lag er in seiner sonntäglichen Ruhe da.

Als der Major sein Pferd in Schritt gesetzt und sich, wie es Hans scheinen wollte, bedenklich nach allen Seiten umsah, zuletzt aber mit größerer Genugthuung den wieder rascheren Zug der höher steigenden Wolken prüfte, kam Hans an ihn herangeritten und sagte:

»Halten zu Gnaden, Herr Major, daß ich Sie in Ihrem Nachdenken unterbreche, aber ich glaube, wir werden einen tüchtigen Regen bekommen und Sie hätten besser gethan, wenn Sie nach Ober-Malitz gefahren wären.«

»Ei, warum denn, Hans? Du weißt, ich reite zehnmal lieber als ich fahre, denn aus einem verschlossenen Wagen, wie er doch nur bei solchem Wetter nützt, sieht man kaum die halbe Welt. Aber seit wann fürchtest Du Dich denn vor dem Regen? Sind wir denn noch nie zusammen naß geworden oder hat Dich der kurze Aufenthalt auf Grünwald schon so sehr verzärtelt? Nein, mein Junge, immer vorwärts, wir sind einmal unterwegs und wenn

man umkehrt, erreicht man seinen Zweck nicht. Sobald der Weg trockener wird, reiten wir um so rascher und holen ein, was wir hier etwa versäumen. Uebrigens glaube ich noch gar nicht, daß es regnen wird. Sieh doch die Wolken an, wie rasch sie der Wind da oben treibt. Der aber läßt den Regen nicht zu.«

»Mir auch recht, Herr Major,« versetzte Hans, nachdem er den Himmel geprüft. »Ich folge Ihnen durch Dick und Dünn, ob die Sonne scheint oder ob es Kanonenkugeln hagelt. Mir war es eben nur um unsere neuen Röcke und Hüte zu thun, denn meine Haut ist dick genug, um einen hübschen Guß ohne Schaden ertragen zu können.«

Der Regen blieb wirklich aus und da der Weg bald besser wurde und man nicht mehr den spritzenden Koth zu fürchten hatte, wurden die Pferde in scharfen Trab gesetzt, der die Reiter sichtlich förderte, so daß sie in kaum einer Viertelstunde schon das alte Waldhaus, an dem sie ja vorüber mußten, mit seinen drei einsamen Eichen an ihrer Seite liegen sahen. Kaum aber waren die Huftritte der schnell laufenden Pferde aus der Ferne her nach dem Waldhause gedrungen, so trat ein Mann aus der Thür desselben hervor und schaute mit scharfem Auge nach den kommenden Reitern aus, die er sogleich erkannte. Es war der alte Peter Bastian, der heute seinen Sonntag zu Hause feierte. Als der Gutsherr von Grünwald mit seinem Diener in seine Nähe gelangt war, zog er die Mütze, viel höflicher und länger als sonst, was dem Major wohl auffiel, und dafür rief er ihm auch im Vorübertraben ein

freundliches ›Guten Abend, Bastian!‹ zu. Der alte Holzfäller schwenkte als Antwort seine Mütze noch einmal in der Luft herum, ehe er sie wieder auf den kahlen Kopf setzte, und dann kam er auf den Weg heraus, den die Reiter verfolgten und schaute ihnen so lange nach, als es der sich allmählig schlängelnde Lauf desselben gestattete.

Je tiefer die Reiter nun in den Wald eindringen, um so trockner und besser wurde der Boden, so daß der Major eine Strecke lang in vollem Galopp dahinjagen konnte, was auch Hans ein großes Vergnügen zu gewähren schien. Erst als man den Wald hinter sich hatte und nun linksab schwenken mußte, ungefähr da, wo der nach Ober-Malitz deutende Wegweiser stand und das freie Feld begann, hielt der Major seinen schnaubenden Hengst an und sah nach der Uhr.

Es war kaum halb Sechs vorbei, und wie der Wegweiser sagte, hatte man von hier aus nur noch eine halbe Meile bis Ober-Malitz.

Der Major, der einige Schritte vor Hans ritt; drehte sich nach diesem um und sagte: »Komm heran und sprich mit mir. Es ist erst halb Sechs und wir haben nur noch eine halbe Meile. Die reiten wir in zehn Minuten, wenn wir wollen. Also können wir uns Zeit lassen, nicht wahr?«

»O ja, ich denke auch, und es sieht wahrhaftig nicht sehr gut aus, wenn wir mit nassen Pferden und selber schwitzend auf dem schönen Schlosse anlangen. Die Leute dort sind alle sehr vornehm und haben ungemein scharfe Nasen, und Unsereins will sich doch auch nicht

begaffen und bspötteln lassen, wo es nicht nothwendig ist. Wir sind schon im Krieg gewesen, zweimal, Herr Major, und diese Leute hier sind noch nie aus ihrer Eierschaale herausgekrochen und darum sehen sie alle so schmuck und zierlich aus. Sie werden auch große Augen machen, Herr, wenn Sie das Alles da sehen.«

»Ich glaube Dir,« erwiderte der Major lächelnd, doch nun laß mich die Gegend hier betrachten, ich bin ja noch nie weiter als bis zum Wegweiser gekommen. Reiten wir bis nach Ober-Malitz immer zwischen diesen Hecken?«

»Nicht immer, Herr Major. Hinter dem kleinen Busch da vorn wechseln sie mit Gräben ab und dahinter liegt offenes Feld, Alles sehr fruchtbar und gut bestellt. Endlich kommt eine Wiese, mit Klee bestanden, und dann wendet sich der Weg plötzlich ganz nach Norden und das große Wasser und das Schloß liegen unmittelbar vor uns.«

Wie Hans es gesagt, so fand der Major es bald bestätigt. In kurzem Trabe ritt er bis an die üppige Wiese, dann aber, als der breite Weg scharf nach Norden umbog, hielt er sein Pferd an und schaute neugierig in die Ferne.

Seine Neugierde sollte hinreichend befriedigt werden, denn, wie Hans es ihm beschrieben, rollte sich plötzlich ein weites, großes Bild vor ihm auf und die See, die auch er hier noch nie gesehen, trat in ihrer ganzen gigantischen und überwältigenden Erscheinung vor ihn hin. Leider blieb die Sonne noch immer hinter dem Undurchdringlichen und hier gerade sehr düstern Gewölk verborgen und bei solchem Himmel trägt die wogende See, namentlich wenn man sie unter ihm zum ersten Mal sieht,

immer ein melancholisches und fast drohendes Gepräge; aber als ob der Himmel diesmal dem staunenden Reiter eine kurze Gnade erweisen wolle, gab er zu, daß das in den Höhen kämpfende und auf und ab jagende Gewölk sich einige Augenblicke theilte und aus dem freien blauen Zwischenraume blickte die sich schon dem Untergang zuneigende Sonne und übergoß ein großes Stück Land und einen Theil der See mit schimmerndem Licht, während sie die dunklen Wolken mit einem goldpurpurnen Rande säumte.

Von dem seltenen und wahrhaft köstlichen Anblick betroffen, hielt der Major sein Pferd an und schaute mit wachsendem Staunen auf das sich so schnell gestaltende schöne Bild hin. Weit und groß rollte gerade vor ihm die grauschwarze See ihre auf- und niedersteigenden langen Wogen hin, auf diese Weise einen unbeschreiblichen Anblick gewährend, wie sie sich, unabsehbar weit nach drei Weltrichtungen dehnte und erst am fernsten Horizont mit dem grauen Himmel in eine und dieselbe Farbe verschmolz. Als die Sonne aber auf das stark fluthende Wasser fiel, verschwand wie durch einen Zauberschlag diese graue Farbe und das schöne klare Meergrün kam zum Vorschein, auf dem sich silbern und golden blitzende Schaumkronen zeigten und, hin- und hertanzend, dem ungeheuren Ganzen Leben und Bewegung verliehen. Auch einige Schiffe mit weit ausgespannten Segeln konnte man in der Ferne wahrnehmen und sogar ein Dampfer, durch den langen schwarzen Rauchstreifen erkennbar, den er wie eine endlose und allmähig

verschwimmende Schlange hinter sich herzog, wurde am Horizont sichtbar.

Unbeweglich hielt der Major auf seinem den Boden ungeduldig stampfenden Pferde und schaute fast athemlos auf das köstliche Schauspiel hin. Als er aber sein Auge daran gesättigt, sagte er sich, indem er langsam wieder weiterritt:

»Nun, wenn mir Alles, was ich heute zu sehen bekomme, so neu und groß ist und mir so freundlich entgegenlacht, wie Dies, dann kann ich zufrieden sein. – Aber was ist das?« sagte er laut, als die Sonne, noch immer aus ihrer Wolkenlücke hervorlugend, mit einem Mal auf einen bisher noch nicht betrachteten Gegenstand am Lande fiel – »ah, das ist das Schloß – ich erkenne es nach der Beschreibung, die ich gehört, und fürwahr, das ist ein herrlicher Anblick. Nicht wahr, Hans?«

Hans lachte und nickte seinem überraschten Herrn vertraulich zu. »O ja,« sagte er, »das ist das Schloß und schön ist es gewiß, das habe ich auch gedacht, als ich das erste Mal hier war. Aber kommen Sie nur noch näher heran, es wird immer schöner, bis man zuletzt denkt, man sei in ein verzaubertes oder behextes Land gekommen.«

Der Himmel schien seine Gnade noch etwas länger ausdehnen zu wollen, er ließ die Wolkenlücke noch einige Minuten offen und Felix von Eberstein hatte genügend Zeit, zu sehen, wie die Sonne gerade auf das große und auf seinem grünen Hügel hoch liegende Schloß fiel, dessen Spiegelfenster nun, von dem himmlischen Strahl

getroffen, wie Gold und Purpur glänzten und in der That einen feenhaften Anblick darboten.

Rechts und links von dem Schloß tauchten kleine Waldungen auf, die sich mit dem dunklen Laub grandioser Buchen und Eichen und steil in die Höhe strebender Tannen scharf von der heller gefärbten See dahinter abhoben. In der Mitte zwischen ihnen führte der breite und jetzt gerade laufende Fahrweg zum Schloß und dieses selbst endlich stellte sich am Schlusse des Weges in seiner ganzen Schönheit und Größe dar. Es war in normännisch-gothischem Styl erbaut, mit vielen Thürmen und Thürmchen in den verschiedensten Formen geschmückt, und obgleich man die Architektur aus dieser Entfernung noch nicht in allen ihren Einzelheiten überschauen konnte, so sah man doch bereits genug, um es wunderbar groß und stattlich zu finden. Vermöge seiner höheren Lage beherrschte es die ganze in Wellenlinien sich fortziehende Ebene und von hier aus gesehen, schien es nicht unmittelbar an die See zu stoßen, da eine bedeutendere Waldung mit hohen und breiten Wipfeln es davon scheinbar trennte.

Als der Major dies seinem Begleiter bemerkte, sagte Haus: »Das ist kein Wald, Herr Major, obgleich auch ich es anfangs dafür gehalten. Das ist der schöne Park von Ober-Malitz, der bis an den Garten des Schlosses reicht. Von hier aus sieht man das freilich nicht, wenn man aber auf der Terrasse hinter dem Schloß steht, findet man die Bäume breit auseinander gespalten und man blickt auf

das Wasser hinaus, als ob es Einem dicht vor den Füßen läge.«

Während der Major und Hans sich also unterhielten, hatten sie sich schon wieder dem Schlosse mehr genähert, aber sie ritten nur im ruhigsten Schritt vorwärts, denn des Ersteren Theilnahme an Allem, was er sah, war unwillkürlich erwacht und mit jedem Augenblick konnte er seine Neugierde befriedigen, die in stetem Wachsen begriffen war, da er sich weder die Lage des Schlosses noch dieses selbst so schön, so herrlich, so großartig vorgestellt hatte.

Langsam und immer langsamer ließ man die Pferde vorschreiten, aber man kam dem Schlosse doch allmählig näher, bis man es endlich dicht vor sich hatte.

Der Major war verstummt, nur seine Blicke flogen geradeaus wie blitzende Pfeile, und es schien fast, als habe er über dem Schauen des vielen Neuen und Schönen vergessen, was ihn hierhergeführt und wessen Gast er in den nächsten Minuten sein sollte.

Da war man vor dem grünen Hügel angelangt, auf dessen breiter und künstlich geebener Grundfläche sich das stolze Gebäude der noch stolzeren Barone von Flamberg erhob. Ein chaussirter Weg, allmählig ansteigend, führte zu einer breiten, mit schönen Blumen und niedrigen Gebüschen bepflanzten Rampe empor. Der Weg mündete vor einem reich geschmückten, spitzbogigen Portal und durch dieses ritten Herr von Eberstein und sein Diener in einen großen, mit architektonischen Zierrathen und

vielen mittelaltrigen Figuren ausgestatteten Hof, an dessen rechter Seite sich vor dem mit gewaltigen offenen Flügeln versehenen Eingangsthor ein mit Glas bedeckter imposanter Pavillon erhob.

Hier hielt der Major an, denn weiter konnte er nicht reiten, er war an sein nächstes Ziel gelangt. Als er sich aber anschicken wollte, aus dem Sattel zu steigen, konnte er die Bemerkung machen, daß man im Schlosse einen geehrten Gast erwartet habe. Denn kaum widerhallte der mit großen Granitplatten gepflasterte Boden von den eisernen Hufen der beiden Pferde, so erschienen in der Pforte der Eingangshalle einige Diener in rothen Röcken, die sich dem Ankommenden mit ehrerbietigen Verbeugungen und freundlichen Gesichtern näherten, um ihm bei'm Absteigen behülflich zu sein. Auch Louis, der Bote, der ihm stets die Briefe seiner Gebieterin nach Grünwald gebracht, befand sich unter ihnen und er war es, der ihm den Bügel hielt und mit den höflichen Worten ›Ihr ergebenster Diener, Herr Major!« zuerst begrüßte.

Als der Major aber abgestiegen war und einige mit Teppichen belegte und mit Figuren und Blumenständern geschmückte Stufen in die vor ihm liegende Halle hinaufsteigen wollte, sah er oben einen älteren, schwarzgekleideten Mann in etwas gebeugter Haltung stehen, von dem er im ersten Augenblick nicht wußte, wofür er ihn halten solle, denn er sah nicht gerade wie ein Diener aus, obgleich sein Gesicht, das eine würdige, aber überaus bescheidene Miene zeigte, auch nicht das eines gebietenden

Mannes war. Allein er sollte über die wahre Stellung desselben nicht lange in Zweifel bleiben, denn er empfing ihn auf der obersten Stufe mit einer tiefen Verbeugung und stellte sich selber vor, indem er mit sanfter und leise bebender Stimme sagte:

»Guten Abend, gnädiger Herr! Ich habe die Ehre, Sie im Namen der Frau Generalin von Hartenfels an der Schwelle ihrer Wohnung zu begrüßen und mich zur Erfüllung aller Ihrer Wünsche bereit zu erklären. Meine Name ist *Harsfeld* und ich bin der Kammerdiener der gnädigen Frau oder, wie man mich hier nennt, der Hausmeister von Ober-Malitz. Ist es Ihnen jetzt vielleicht gefällig, einzutreten, so bitte ich Sie ergebenst, mir zu folgen.«

»Ich danke Ihnen,« erwiderte der Major mit ernster, aber freundlicher Miene und indem er sein funkelndes Auge ruhig über die gebeugte Gestalt des würdigen Mannes schweifen ließ. »Ich werde sogleich von der Erlaubniß der Frau Generalin Gebrauch machen und Ihnen in das Schloß folgen, nur will ich mir erst noch meine Tasche von meinem Diener bringen lassen.« Bei diesen Worten wandte er sich nach Hans um, der schon begriff, was sein Herr wünschte und ihm die mit dem für Samuel bestimmten Spielzeug gefüllte Jagdtasche auf die Treppe nachtrug.

Der alte Hausmeister wollte die Tasche ergreifen und hatte sie schon mit der Hand gefaßt, aber der Major nahm sie ihm wieder ab und, indem er sie sich über die linke Schulter hing, sagte er: »Bitte, lassen Sie mich mein kleines Gepäck selbst tragen, es ist nicht schwer und ich

bin stärker als Sie. So. Nun aber führen Sie mich zu dem Kinde, das zu besuchen ich hierhergekommen bin.«

Der alte Mann verbeugte sich höflich, konnte es aber dabei nicht unterlassen, einen prüfenden Blick über den Gast schweifen zu lassen, der heute zum ersten Mal das Schloß seiner Herrin betrat. Als er nun aber den hochgewachsenen Mann mit der wohlgebildeten Kraftgestalt, mit dem edlen, wohlwollenden Gesicht, dem feinen Anstande und der ihm eigenthümlichen militairischen Haltung sah, die ein ungemein natürliches und doch majestätisches Gepräge trug, staunte er sichtbar, indessen beherrschte er sich, wie ein Mann, der seine persönlichen Empfindungen stets zu unterdrücken gewohnt ist, und nur ein Schimmer inneren Wohlbehagens flog einen Augenblick über sein ehrliches und sanftes Gesicht. Offenbar imponirte ihm Herr von Eberstein, aber er gefiel ihm auch, mehr als er vermuthet, und, wahrscheinlich aus diesem Grunde etwas befangen, stockte seine Sprache anfangs, als er gleich darauf die abermalige Frage des Gastes beantwortete, als müsse er sich Mühe geben, seine Gedanken zu ordnen, die durch die so unerwartet bedeutende Erscheinung des Fremden etwas in fluthende Bewegung gerathen waren.

»Die Frau Generalin ist nicht zu Hause?« fragte der Major mit einiger Beklommenheit, als er dem Diener in den bereits geöffneten Salon voranschritt.

»Nein,« lautete die langsam und gleichsam mit Ueberlegung gesprochene Antwort, sie ist schon seit einer

Stunde ausgefahren, wozu genöthigt zu sein sie sehr bedauert hat, da sie so nicht das Vergnügen haben konnte, den Herrn Major selbst bei sich willkommen zu heißen.«

Der Major nickte und sah sich bedachtsam in dem Salon um, in dem er nun stand, aber der Hausmeister trat an ihn heran, nahm ihm höflich den Hut aus der Hand und fuhr in höchst bescheidener Weise also zu reden fort:

»Ich bitte, daß Sie so gütig sind, sich einige Minuten hier aufzuhalten. Die gnädige Frau hat mir befohlen, Sie zuerst hierher zu führen und Ihnen einige Erfrischungen anzubieten, da Sie vielleicht von dem weiten Ritt ein wenig ermüdet sind.«

Bei diesen Worten rollte er einen mit blauer Seide überzogenen Sessel in die Nähe eines Tisches und deutete mit der Hand darauf hin, als wolle er den Gast einladen, sich niederzulassen. Dieser aber blieb stehen und sagte, dem alten Mann ein freundliches Gesicht zeigend:

»Ihre gnädige Frau ist sehr gütig, aber ich bedarf um diese Zeit der Erfrischungen nicht und bin nicht im Geringsten von meinem Ritt ermüdet. Für mich war der Weg von Grünwald bis hierher nicht zu weit. Führen Sie mich lieber gleich zu dem Kinde, um dessen willen ich hierhergekommen bin. Die Zeit ist mir nicht zu lang zugemessen und ich habe großes Verlangen, meinen kleinen Liebling endlich in seiner neuen Wohnung zu sehen.«

»Das soll sogleich geschehen, gnädiger Herr, nur erlauben Sie mir wohl, mich zu überzeugen, ob auch Alles in Ordnung ist, um Sie bei dem Kinde zu empfangen.«

Er verbeugte und entfernte sich mit leichtem unhörbarem Schritt durch eine mit blauen Sammetvorhängen verschlossene Thür. Der Major aber war nun allein und hatte so Muße und Gelegenheit genug, sich in dem Salon, worin er stand, umzublicken. Und in der That, in demselben war eine Fülle von Glanz und Luxus wahrzunehmen, wie man sie selten und am wenigsten auf dem Lande findet. Es war ein großer, hoher Raum mit drei bis auf den Fußboden reichenden Fenstern, der von einer prachtvollen Stuckdecke überwölbt wurde. Herrliche Oelgemälde, nordische Landschaften darstellend, hingen in breiten Goldrahmen an den mit hellblauem Seidendamast überkleideten Wänden, orientalische Teppiche bedeckten den Boden, fein geschnitzte Möbel in alterthümlichem Styl, Statuen und sonstige Kunstgegenstände standen und lagen überall an geeigneten Stellen umher und reichgestickte Tüllgardinen, mit blauseidenen Ueberwürfen versehen, verhüllten die blitzenden Spiegelfenster. Vor einem blauseidenen Divan aber, an den sich eben so schöne Sessel reihten, stand ein Tisch, mit schneeigem Damast bedeckt, und aus ihm funkelte in verschiedenen crystallinen Caraffen rother und weißer Wein. Daneben standen mehrere Crystallgläser, ferner japanesische Schalen, mit köstlichen Früchten aller Art gefüllt, und reizende Tellerchen mit goldenen Messern und Löffeln. Dies Alles bot man dem Gaste zur Erquickung dar, aber derselbe stand unbeweglich davor und verspürte nicht die geringste Neigung, in diesem Hause, der Wohnung des ehemaligen

Todfeindes seines guten Onkels, einen Bissen anzurühren.

So stand er denn mit ernstem Gesicht und in straffer Haltung in dem schönen Raum und betrachtete die fürstliche Einrichtung desselben mit sehr gemischten Gefühlen. Je länger er sie aber betrachtete, um so seltsamer und fast wehmüthiger wurde ihm zu Muthe und endlich sagte er zu sich:

»O ja, hübsch ist es hier, oder vielmehr großartig schön und fürstlich luxuriös und so sieht es bei mir in dem einfachen und altmodischen Grünwald allerdings nicht aus. Mit solchen Räumen könnte ich Niemandem dienen. O, o, ich sehe es wohl, der arme Samuel ist da in ein reiches und vornehmes Haus gerathen und solche Umgebung hätte ich ihm bei mir nicht bieten können. Ob das aber gut und heilsam für ihn ist, das ist eine andere Frage und die will ich mir in diesem Augenblick, bevor ich ihn nicht selbst gesehen und weiß, wie man ihn untergebracht, noch nicht beantworten. Doch – ich hoffe das auch jetzt noch sehr stark – wird er nicht immer, sogar nicht lange hier weilen und sehe ich meinen Plan doch wenigstens bis zu diesem Punkte schon erfüllt. Ja, auch das Ende muß so werden, wie ich es mir gedacht, und Alles, was ich hier bemerke und erfahre, rechtfertigt meine Voraussetzung, daß man mir nicht gerade übel will und mir nicht grundsätzlich widerstreben wird. Doch ja – je länger ich alle diese mich umgebenden Dinge betrachte, um so kostbarer und herrlicher erscheinen sie mir, doch,

was sie vielleicht am meisten sollen, bewirken sie am wenigsten – sie bestechen mich nicht. Denn woher – ach! stammt aller dieser Reichthum? möchte ich beinahe fragen. Wodurch, womit, wie ist er erworben? Etwa durch redliche Arbeit und ernstlich männliche Ausdauer darin? Was von Allem, was ich hier sehe, gehört wohl dem persönlichen Verdienst dieses alten stierköpfigen und fischblütigen Barons Flamberg und was ist nicht von der stillen Thräne eines Anderen befleckt – zum Beispiel von der meines armen Onkels? Doch still, so will ich heute und hier nicht denken und grübeln! Das hilft ja nun Alles doch nichts mehr! Mich hat ja kein bitterer und rachsüchtiger Gedanke hierhergeführt – nein, bei Gott! – vielmehr ein süßer und wohlthuender Gedanke oder noch mehr ein süßes und wohlthuendes Gefühl. Die Vergangenheit ist für mich wirklich todt und begraben und nur die Gegenwart und die daraus entspringende Zukunft hat Reiz, Wohlklang und Frieden für mich. Samuel, er allein hat mich hierhergeführt, wenn man will, gelockt, und nun, da ich ihm so nahe bin, will ich mich ganz der Freude überlassen, die mir dies Wiedersehen bereiten wird. Ja, ich werde ihn sehen, ihn, das liebe Kind, das ich in Gedanken schon mein nannte und das mir für den Augenblick nun doch von so mächtiger Hand entzogen ist, von einer so mächtigen und streitfähigen Hand, daß ich mit Gewalt wohl nicht viel über sie ausrichten werde. Doch nein, wer denkt auch an Gewalt? Ich nicht, ich habe ja nie in meinem Leben daran gedacht. Die Milde ist eine schönere Gabe Gottes und sie wirkt auch allmächtig,

wenn sie nicht gerade einen Stein trifft, auf den sie fällt. Sehen wir zu, Sie mächtige Frau, wer von uns in Milde der Stärkste ist, Sie oder ich, und beinahe glaube ich das Letztere, denn mich kenne ich, und Sie – Sie werden mir mit jedem Augenblick räthselhafter und unbegreiflicher. – Doch wie, der alte Mann bleibt etwas lange aus, dünkt mich – will man mir etwa meine paar Stunden hier noch mehr beschränken? Ah, es ist möglich, daß Samuel schläft und daß man erst sein Erwachen abwarten will, damit ich ihn nicht in seinem süßen Schlummer störe.« –

In der That, der alte weißhaarige Hausmeister blieb etwas lange aus und ließ dem Major viel Zeit, sich seinen Gedanken hinzugeben und dabei Alles genau zu betrachten, was ihn in so reicher Fülle und Schönheit umgab. Als Felix von Eberstein aber das Zimmer und dessen Inhalt genug gemustert, trat er, die halb zugezogenen Vorhänge etwas zurückschlagend, dicht an eins der Fenster und schaute nun, nicht nur verwundert, sondern fast entzückt in die vor ihm liegende Ferne hinaus.

Ja, es bot sich ihm hier ein feenhafter Anblick dar, viel schöner, als er irgend einen je vorher gesehen, und man schien ihn absichtlich in diesen Raum geführt zu haben und so lange Zeit darin allein zu lassen, um ihm einen umfassenden Begriff von dem Reichthum, dem Geschmack und dem irdischen Besitz der Erbin der Barone von Flamberg auf Ober-Malitz zu geben.

Unmittelbar vor dem Fenster, an welchem der Major stand, breitete sich weit nach beiden Seiten die mit Blumen geschmückte Rampe aus, welche das ganze Schloß

umgab und auf die man, wie er jetzt wohl sah, durch jedes der Fenster selbst gelangen konnte. Darunter lag ein weiter schöner Park, mit frischen, sammetgrünen und fest gewalzten Rasenflächen und malerischen Baumgruppen, die mit ihren verschiedenen Blätterfarben und Gestaltungen dem Ganzen erst das rechte Leben gaben. Zu beiden Seiten der Rasenflächen aber erhoben sich herrliche Bäume, Buchen, Eichen, Kastanien, Akazien und alle übrigen Arten, mit denen man einen fürstlichen Park zu zieren pflegt; im Hintergrunde endlich, in den man durch Nichts gehindert hinabsah, rollte und wogte die blaue See, über die sich schon allmählig der Abend mit seinen Schatten niederließ, dem ganzen wunderbar schönen Bilde einen Abschluß gebend, wie ihn kein Maler sich so reich denken, noch viel weniger in Farben darstellen kann. –

Lange stand der Major, in den sich ihm hier bietenden Anblick verloren, auf derselben Stelle und höher auf flammte sein Auge und lebhafter pochte sein Herz dabei, denn eine so schöne Natur wirkte fast allwöchtig mit ihren Reizen auf ihn ein und selten, nie, selbst im sonnigen Süden nicht, glaubte er ein so herrliches Stück davon vor sich gehabt zu haben.

Da rauschte es plötzlich leise hinter ihm und als er sich umwandte, sah er den alten ehrwürdigen Hausmeister mit, wie es ihm schien, etwas erhitztem und befangenem Gesicht zwischen den auseinander geschlagenen

Vorhängen wieder durch dieselbe Thür in den Salon treten, durch die er ihn vor einer Viertelstunde verlassen hatte.

»Herr Major,« sagte der alte Mann mit einiger Beklemmung, »ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie so lange warten ließ, aber der Kleine schlief so süß und ich hielt es für gerathen, ihn erst ruhig ausschlafen zu lassen, damit er in Ihrer Gegenwart um so munterer wäre. Jetzt aber, nachdem er auch getrunken, ist Alles in Ordnung im Kinderzimmer und wenn es Ihnen gefällig ist, können wir uns sogleich dahin verfügen. Man erwartet Sie schon.«

»Das ist mir lieb,« versetzte der Major, rasch in die Höhe fahrend und sich zu dem längst ersehnten Gange anschickend, indem er schon seine Jagdtasche von dem Stuhl aufnahm, wohin er sie gelegt, und sich über die Schulter hing. »Aber warum läßt sich Frau Grittli Luginbühl nicht sehen? Sie ist doch im Hause?« setzte er noch hinzu, während er wieder einen Augenblick stehen blieb.

»Nein, Herr Major,« erwiderte der Hausmeister mit niedergeschlagenen Augen, als ob er den scharfen Blick des Gastes nicht ertragen könne, »Frau Grittli ist nicht zu Hause und schon seit Nachmittag abwesend. Sie hätte Sie gern gesehen und gesprochen, sagte sie mir, aber sie mußte sich von der gnädigen Frau Urlaub erbitten, um den Abend bei ihren Verwandten in Nieder-Malitz zuzubringen, die nach ihr geschickt haben, weil sie sie nothwendig sprechen müßten.«

»Aha!« sagte der Major nachdenklich, sie war also im Waldhause, als ich vorüberritt. Nun erst verstehe ich den

freundlichen Wink des alten Bastian. – Doch bevor wir gehen, sagen Sie mir noch – was macht der Kleine? Ist er gesund oder leiden die Augen noch sehr?«

Der Hausmeister schien auf diese Frage nicht ganz vorbereitet zu sein, wenigstens flog ein stilles verlegenes Lächeln über seine ehrlichen Züge und er besann sich eine Weile, ehe er antwortete: »So viel ich eben sah, ist der Kleine ganz munter und das Leiden an den Augen scheint mir nicht von großer Bedeutung zu sein. Heute Morgen war noch der Arzt der gnädigen Frau hier und sagte, er brauche keine Verordnung mehr zu machen, nur müsse das Kind das Zimmer hüten und dürfe keinem grellen Lichte ausgesetzt werden. Darum werden Sie ihn auch in einem etwas beschatteten Zimmer finden, denn man hat die Fenstervorhänge schon geschlossen und die grünen Lampen angezündet.«

»Gut. So führen Sie mich. Ich bin bereit.« Der Hausmeister verbeugte sich und schritt dann wieder durch dieselbe Thür voran, durch die er vorher gegangen und gekommen war. Er führte den Gast, ohne sich nach ihm umzuwenden, durch eine lange Reihe von Zimmern, die alle reich und immer in überraschend neuer Weise ausgestattet waren; endlich aber blieb er vor einer großen Flügelthür stehen, räusperte sich etwas laut und einen Augenblick darauf hatte er den einen Flügel geöffnet und hielt ihn weit offen, um Herrn von Eberstein zuerst in das nächste Zimmer treten zu lassen.

»Treten Sie gefälligst ein,« sagte er, dies ist das Zimmer, in welchem der kleine Samuel bei uns wohnt.«

Etwas bewegt, aber doch freudig erregt, trat der Major über die Schwelle des nun offenen Gemachs, mit seinen funkelnden Augen scharf vor sich her blickend. Aber im ersten Moment sah er nur wenig darin, denn er mußte seine Augen erst an das matte, dämmernde Licht gewöhnen, welches in dem Raume herrschte. Bald sah er aber mehr und zuletzt glaubte er so gut wie beim hellen Tageslicht sehen zu können, denn die Dämmerung, die ihn umgab, schien jeden Augenblick heller zu werden und, das sanfte Licht, das aus zwei großen Ampeln fiel, von denen die eine von der gewölbten Decke herabhing, die andere größere aber auf einem Tisch brannte, beleuchtete den Raum hinreichend bis in seine fernsten Winkel, so daß schon nach kurzer Zeit Alles ziemlich klar vor des Schauenden Auge lag.

Es war ein großes, hohes und tiefes Gemach, in welches man ihn hatte eintreten lassen, und die Wände desselben waren mit einem mattgrünen Stoff überzogen, der auch in Gestalt faltenreicher Vorhänge die beiden Fenster verschloß. Vor allen Thüren hingen Portièren von ähnlichem grünen Stoff und auch der Teppich am Boden schien dem Moose nachgebildet, das den schönen Wald da draußen auspolsterte. Vor einem breiten Alkoven, der im Hintergrunde des Zimmers tief in eine Wand eingefügt war, theilten sich grünseidene, mit großen goldenen Quasten verzierte Vorhänge und man sah so bequem in einen einladenden, friedlichen Raum, in dem ebenfalls von der Decke eine grün beschattete Ampel herabhing und das

mit weichem Pfühl und rothseidenen Decken ausgestattete Bettchen Samuel's stand und daneben ein größeres, in welchem wahrscheinlich seine Wärterin schlief.

Die Möbel, die dieses behagliche, so sanft beleuchtete und warme Gemach schmückten, waren von dunklem Holz, aber ohne jeden andern Zierrath; eine bequeme Chaise longue, ein größeres Sopha und drei oder vier Sessel darin waren mit grünem Plüsch überzogen. Nur an den Wänden hingen einige Gemälde in goldenen Rahmen, die aber wegen des Mangels helleren Lichtes nicht wohl zu erkennen waren. Eine große Uhr in alabasternem Gehäuse stand auf einer vergoldeten Console unter dem Spiegel zwischen den Fenstern und auf einem geräumigen Tisch im Alkoven lagen verschiedene Geräthe, wie man sie in Kinderstuben zu sehen gewohnt ist. Aber Alles war von ausgesuchter Eleganz und Zweckmäßigkeit und fügen wir noch hinzu, daß ein lieblicher Veilchenduft das ganze Zimmer erfüllte, so glauben wir Samuel's jetzigen Wohnort, in den ihn das unbegreifliche Schicksal geführt, genügend beschrieben zu haben.

Alles dies sah aber der Major bei Weitem nicht auf den ersten Blick und erst später konnte er das Zimmer und seinen Inhalt genauer prüfen und den einzelnen Gegenständen größere Aufmerksamkeit schenken.

Für's Erste hatte er sein Auge nur auf die Personen gerichtet, die sich im Zimmer aufhielten, aber es waren außer dem Hausmeister, der in bescheidener Haltung, doch ungemein achtsam und Alles scharf beobachtend an der

Thür stehen geblieben war, nur zwei darin – die Wärterin Samuel's und dieser selbst. Wie es der Major, anfangs freilich nur oberflächlich that, so wollen auch wir, wie wohl etwas genauer, unsern Blick zunächst auf die Erstere wenden, denn sie verdiente wohl diese Beachtung, schon ihrer auffallenden und seltsamen äußeren Erscheinung wegen. Sie saß auf einem der bequemen Sessel, den Rücken den beiden Fenstern zugekehrt und das Gesicht fest auf den eintretenden Herrn heftend, sobald dieser in ihren Gesichtskreis gekommen war. Es war augenscheinlich noch eine junge Person und so weit man bei ihrer sitzenden oder vielmehr lehrenden Stellung und in ihrer den Körper fast ganz verhüllenden Kleidung ihre Gestalt erkennen konnte, war sie groß und von einem Wuchs, wie man ihn selten so edel und vollkommen bei den Frauen ihres Standes und ihrer Herkunft antrifft.

Wir sagten, ihre Gestalt ließ sich in ihrer verhüllenden Kleidung nicht genau erkennen, und das war gewiß der Fall, denn sie trug die eben so bunte und reiche, wie wunderliche Tracht der Weizacker-Bäuerinnen, die man an der Ostseeküste so häufig, wenn auch nicht so elegant wie hier auftretend, als Kinderwärterinnen auf seinen Reisen sieht.

Was zunächst ihren bunten Kopfputz betrifft; so trug sie eine enganliegende, unter dem Kinn mit fest anschließenden Bändern von gemustertem farbigen Atlas befestigte Haube von kornblumenblauer Seide, deren rother

Grund reich mit Silber gestickt war und von der eine Fülle breiter, bunter Atlasbänder tief in den Nacken herabfiel. Jene Bänder preßten die vollen Wangen etwas fest zusammen und verhinderten dadurch die sanften Linien derselben einer genauen Musterung zu unterwerfen.

Der obere rothwollene, mit grünen Längestreifen durchwebte und in zahllose kleine Falten gelegte Rock sodann, welcher in wuchtiger Rundung den Leib umgab und nur bis zum Knie hinabfiel, war mit grüner Seide und, am äußersten unteren Rande mit schmalem, rothseidenem Bande besetzt. Ueber den Oberleib war eine enganschließende Jacke von geblümtem Sammet gezogen, die an den engen Aermeln mit grünen Bändern, Schleifen und verschiedenfarbigen Rosetten verziert war. Am Unterarm endigten diese Aermel in schneeweißen, gekräuselten Manschetten von gesteiftem und halbdurchsichtigen Battist. Ueber diese den vollen Körperformen fest sich anschmiegende Jacke war jedoch, sie fast ganz verhüllend, ein rothwollenes Tuch derartig geschlungen, daß auf dem Rücken ein spitz zulaufender Zipfel davon tief nach unten hinabhing, der reich mit Mustern bestickt und mit schweren seidenen Franzen besetzt war.

Vorn über den roth und grüngestreiften Rock fiel eine Schürze von blauem Damast herab, ebenfalls reich mit Blumen bestickt. Darunter aber sahen die prächtigen Beine in Strümpfen von hochrother Wolle hervor, die

oberhalb der Wade ein blauseidenes, mit Silber eingefasstes Strumpfband umschloß, das nur in geringem Grade von buntblumigen herabhängenden seidenen Schleifen des Rockes verhüllt wurde. Die überaus kleinen Füße steckten in zierlichen schwarzsammetnen Schuhen mit seidenem Besatz, und über die Hände, so daß sie fast ganz davon bedeckt waren, fielen gestrickte, grünwollene und mit bunten Stickereien verzierte Handschuhe. Am Busen war eine ungeheure Schleife von blumigem Atlasband befestigt und den schneeweißen vollen Hals umgab ein gekräuselter, weißer, doppelt gelegter Kragen, unter dem hervor große mattgelbe Bernsteinkorallen sichtbar wurden, die, eng an einander gereiht, schwer und tief auf die Brust herabfielen.

Haben wir hiermit etwas umständlich die seltsame Kleidung dieser interessanten Kinderwärterin beschrieben, so müssen wir nothwendig auch ihr Gesicht, ihr Haar und ihre Haltung mustern, da diese eigentlich ihren heutigen Beschauer zumeist anzogen und seine Augen länger, als es sonst seine Gewohnheit war, auf der ganzen weiblichen Gestalt weilen ließen.

Das Gesicht dieser Bäuerin war unläugbar schön und ausdrucksvoll, die einzelnen Theile harmonisch gebildet, die Nase edel und fein, der kleine Mund mit den schwelenden Lippen voll weißer Perlenzähne und die blauen Augen von einer Größe und einem Glanz, wie man sie gewiß nur selten bei solchen Naturkindern sieht. In Anbetracht des überaus zarten und fast durchsichtigen Teints hatte man sie jetzt für blond halten müssen, aber dem

widersprachen die breiten, fast schwarzen Augenbrauen, die über der Nase beinahe zusammenstießen, und eben so die festanliegenden dunklen Scheitelhaare, so weit sie die eigenthümliche Kopfbedeckung sichtbar werden ließ.

Ihre Figur war, wie schon bemerkt, unter den dichten verhüllener Stoffen womit sie fast überreich bekleidet, nur wenig zu entziffern, doch schienen ihre Gliedmaßen, was auch schon der Umfang der Arme und die rothstrümpfigen Beine verriethen, voll und von blühender Kraft zu sein.

Ganz eigenthümlich aber nahm sich ihre Haltung aus. Sie saß, bequem in den Sessel zurückgelehnt und das Kind mit beiden Händen vor sich auf dem Schooße haltend, scheinbar gleichgültig und zusammengesunken da, aber doch sprach sich ohne Widerrede in dem unwillkürlich vorgebeugten Kopf, in der neugierig gespannten Miene und in dem scharfen adlerartigen Blick, mit dem sie auf den eintretenden Herrn hinstarrte, eine große innere Aufmerksamkeit aus, die sogar in eine Art staunender Verwunderung überging, als sich vor ihren Augen eine Scene entwickelte, wie sie sie wahrscheinlich noch nie gesehen, die aber unter den vorliegenden Umständen nur zu begreiflich war. So lange aber der Besuch im Zimmer blieb, und er blieb fast zwei Stunden darin, regte sie sich kaum und nur ihr Blick, wenn sie dem Major, der sich bald mit dem Kinde allein beschäftigte zusah, nahm bisweilen eine Art Starrheit an, der man anmerkte, daß sie einen solchen Mann und ein solches Kind noch nie zusammen beobachtet hatte.

Auf ihrem Schooße nun, wir haben es schon gesagt, hielt sie den viel besprochenen Knaben etwas ängstlich freilich mit beiden Händen umfaßt, als fürchte sie, das lebhaftes Kind könne ihr entschlüpfen und zu Boden fallen; es hatte ihr das holde Gesichtchen zugewandt und hüpfte und tanzte auf ihrem Schooße, in dem es mit den Armen, als wären es zwei bewegliche und im Winde spielende Telegraphenglieder, hin- und herfuhr und dabei wiederholt Laute des herzlichsten Vergnügens ausstieß.

Als der Major sein Auge auf das Kind richtete, hätte er es, wenn er nicht gewußt, daß es Samuel war, kaum erkannt, in so feine, fast durchsichtig feine und mit Spitzen besetzte Kleider war der Sohn der armen Frau Grittli und der Urenkel der noch viel ärmeren Bastians gehüllt. Bei dem zweiten Blick aber gewahrte er schon, daß es sein lieber kleiner Samuel wirklich war, denn solch ein volles, blondes Lockenköpfchen, so eilfertige und anmuthige Bewegungen der Arme und Hände, so sprungfederartiges Hüpfen und Tanzen konnte nur er haben, denn Felix von Eberstein selbst war ja darin sein Lehrmeister gewesen und hatte ihn stets zu erneuter Lebhaftigkeit und zu allen seinen hier geübten Künsten ermuntert und geschickt gemacht.

Als die hohe edle Gestalt des Majors in der Thür sichtbar ward und sein ruhig ernstes Gesicht, auf dem gleichwohl der Ausdruck innerer Spannung und freudiger Erregung zu lesen war, nach der Gruppe auf dem grünen Sessel hinschaute, war es im Zimmer seltsam still; nichts regte sich darin und nur der sanfte Pendelschlag der schönen Uhr unter dem Spiegel ließ sich vernehmen. Aber diese Stille dauerte nur wenige Secunden, denn nachdem der Eingetretene sich flüchtig im Zimmer umgesehen und einen etwas hastigen und halb verwunderten Blick auf die schöne, vollkräftige Bäuerin geworfen, hefteten sich seine Augen fest und innig auf das Kind und unwillkürlich erhoben sich seine Arme, als wolle er es schon jetzt liebevoll an sich ziehen.

Aber da schallte ein Ruf durch das Zimmer, der dem bisher so stillen Verhalten und der Aufmerksamkeit aller darin versammelten Personen eine andere Richtung gab, indem er ein Schauspiel herbeiführte, wie es in dieser lebhaften und herzerschütternden Art wohl Keiner der Anwesenden erwartet haben mochte. Denn kaum hatte der Major sich im Zimmer orientirt und das Hauptziel seines Besuches fest in's Auge gefaßt, so rief er mit weicher und doch laut und fest in jedem Ohr wiederklingender Stimme, der man die tief innere Bewegung des Mannes wohl anmerken konnte: »Samuel!«

Kaum aber war dieser Ruf zu den Ohren des Kindes gedrungen, so schleuderte es sich blitzschnell nach dem Rufenden herum, so daß es die Hände seiner Wärterin nur

mit sichtbarer Mühe halten konnten, und indem es seine Aermchen mit unendlich anmuthiger Hast dem wohlbekannten Manne entgegenstreckte, jauchzte es glücklich und mit strahlendem Lächeln auf und stieß einen Ton aus, den Jedermann nur als Antwort Samuel's deuten konnte und der deutlich genug ›Onkel‹ oder ›Unkel!‹ lautete.

Kaum aber war auch diese Antwort erfolgt und hatte der Major erkannt, daß sein Liebling ihn nicht vergessen habe, daß er sich seiner Stimme noch vollkommen erinnere, daß er sich über sein Wiedersehen freue und ihn also noch liebe, so verließ er seinen Platz an der Thür und beinahe springend eilte er hastig nach dem Stuhle der Bäuerin, entzog ihr das Kind und hielt es gleich darauf fest an seiner Brust, es mit beiden Armen liebevoll dagegen pressend.

Einen Augenblick war wieder Alles still, dann hörte man die sanften, fast klagenden Liebkosungen des Mannes, mit denen er seinen Liebling überschüttete, indem er ihn sanft, aber innig auf Stirn, Augen, Mund und Wangen küßte. Aber Samuel erwies sich nicht undankbar und kalt gegen diese augenscheinliche Liebe; auch er schlang seine Aermchen liebevoll um den Nacken des alten Freundes, drückte sich fest an Brust und Kopf desselben und griff dann mit beiden Händen, was er immer so gern gethan und nun so lange nicht thun gekonnt, in den dunklen, dichten Bart, während er stumm und still sein Gesichtchen an die bärtige Wange lehnte.

Während dies so rasch und still vor sich ging, saß die junge Bäuerin unbeweglich und fast wie halb erstarrt in ihrem Sessel und scharrte verwundert auf das sich vor ihren Augen entwickelnde Schauspiel hin; nur einmal wandte sie flüchtig den Kopf davon ab und, gleichsam fragend, ob auch er es sehe, nach dem alten Hausmeister hinüber, der immer noch an der Thür stand und ebenfalls mit lächelnder Verwunderung, aber auch mit sichtbarer Rührung dem ersten Wiedersehen des Major's und Samuel's zuschaute.

»Samuel! Mein lieber, theurer Samuel!« rief der Major und ging mit seinem wiedergewonnenen Schatze auf dem Arm langsam auf dem weichen Teppich zwischen der Bäuerin und dem Tisch vor dem Sopha hin und her, »sehe ich Dich endlich wieder! O, wie lange haben wir uns nicht gesehen! Aber das ist nicht meine Schuld, mein Kind, denn man hat Dich mir wider meinen Willen und Wissen geraubt und uns so lange von einander getrennt! Also Du kennst mich noch – ja? Ja, Du kennst mich, ich sehe es, und nun habe mich lieb, wie damals im Wald, weißt Du es noch, als wir unter den Eichen lagen – ja, habe mich recht, recht lieb, denn ich liebe Dich auch, Du weißt es wohl, und mein Herz, das an nichts Anderem hängt, ist immer bei Dir gewesen, seitdem wir so plötzlich von einander gerissen wurden!«

So plauderte Felix von Eberstein, von ganzem Herzen einmal glücklich, mit Samuel, als ob er mit ihm allein gewesen wäre, und in der That hatte er die übrigen Anwesenden vergessen oder er sah sie wenigstens nicht. Dann

aber schwieg er wieder und hörte auch die unschuldigen Plaudereien des kleinen Samuel an, der sich im Sprechen zu üben und vor seinem Freunde glänzen zu wollen schien, obgleich er erst wenige Worte klar und verständlich hervorbringen konnte, unter denen sich am häufigsten das Wort ›Onkel!‹ wiederholte und immer von einem tiefen Griff in den Bart begleitet war, dem dann abermaliges Jauchzen, Lachen und Girren folgte.

Unbeweglich aber saß die Wärterin Samuel's auf ihrem Sessel, sie schien sich an dem vor ihren Augen vorgehenden Auftritt nicht sättigen zu können; unbeweglich auch verharrte der alte Hausmeister in seiner bescheidenen Stellung an der Thür, und es sah fast so aus, als wären Beide nur Zuschauer der Scene und der Major und Samuel die Schauspieler, die sie vor ihnen aufführten und viel länger fortsetzten, als Jene erwartet haben mochten.

Es entstand eine kurze Pause, in der der Major den Knaben, den er immer noch auf den Armen hielt, genauer noch als vorher betrachtete und jeden seiner Züge prüfte. »Du bist gewachsen, Samuel,« sagte er endlich, »ich sehe es an Deinem Kopf; Deine Wangen sind noch voller und blühender geworden und Deine Zähne leuchten schon wie kleine Perlen aus dem rosigen Mäulchen. Auch Deine blonden Locken sind dichter und länger geworden – ah, aber Du sollst an den Augen leiden, sagt man? Laß doch sehen, sie scheinen mir ja ganz klar zu sein.«

Und er trat mit dem Knaben näher an den Tisch heran, auf dem die Lampe stand und betrachtete lange seine Augen, die sich freundlich auf ihn richteten, als wolle auch

er seinem ersten Gönner tief in die Augen sehen. Nach einer Weile aber wandte sich der Major wieder von der Lampe fort und sagte:

»Nein, ich finde wirklich nichts Krankhaftes daran, es ist also glücklich vorübergezogen.« Dabei schien er sich plötzlich zu erinnern, daß er nicht allein mit Samuel sei und da sein Auge zufällig auf die Bäuerin fiel, die ihn un-
ausgesetzt beobachtete, als müsse sie jede seiner Bewegungen prüfen und jedes Wort hören, was er zu Samuel sprach, blickte er sie genauer und länger an, trat einen Schritt näher zu ihr hin und sagte:

»Sie sind also die Wärterin des Kindes? Was hat er denn eigentlich an den Augen gehabt? Können Sie mir nicht sagen, wodurch das Uebel entstanden ist und was der Arzt dazu gesagt hat?«

Da die Bäuerin nicht gleich hierauf antwortete, wollte sich eben der Hausmeister in das Gespräch mischen und that schon einen Schritt zu dem Major hin, als die Erstere eine Bewegung machte und die Neigung zum Sprechen verrieth. Sie sprach auch wirklich und gewiß mit einem wohlklingenden und sanften Organ, aber in einem Dialekt, von dem der Major fast kein Wort verstand und den er noch nie gehört zu haben glaubte. Aber die Bäuerin, als sie erst nach Ueberwindung einiger Schüchternheit zu reden angefangen hatte und obwohl sie wohl merken mochte, daß sie nicht verstanden ward, fuhr noch länger zu reden fort, bis der Major zu lächeln begann und sich

nach dem Hausmeister umdrehte, der in sichtbarer Verlegenheit dastand und nicht wußte, was er auf den fragenden Blick Herrn von Eberstein's erwidern solle. Dieser aber entriß ihn seiner Verlegenheit, indem er freundlich sagte:

»Was ist das für eine Sprache, Herr Hausmeister? Ich verstehe sie nicht. Ist das junge Mädchen nicht aus dieser Gegend?«

»Nein, gnädiger Herr, sie ist nicht aus dieser Gegend, sondern aus einem Dorf, das viele Meilen östlich von hier entfernt an der Küste liegt. Das sehen Sie auch schon an ihrer Kleidung – sie ist eine Weizacker-Bäuerin. Sie mag wohl noch nie anderwärts gewesen sein und so spricht sie auch nur den allerdings schwer verständlichen Dialekt ihres Landes.«

»So. Das thut mir leid, dann kann ich mich mit ihr nicht weiter unterhalten. Mich aber scheint sie doch zu verstehen?«

»Gewiß, gnädiger Herr, sie versteht das Hochdeutsche, aber sie spricht es nicht, wie es die Leute an unserer Küste überhaupt nur selten sprechen.«

»Aber sie pflegt den Knaben doch gut und ist aufmerksam und liebevoll gegen ihn?«

Der Hausmeister erröthete stark, eben so die Bäuerin, die jedes Wort verstanden zu haben schien.

»Gewiß,« sagte der Erstere schnell, »die gnädige Frau ist mit ihr zufrieden, obgleich sie erst kurze Zeit hier ist und man kann sich in jedem Punkt auf sie verlassen.«

»So. Dann bin auch ich zufrieden. – Nun aber, Samuel, wollen wir uns einmal ein wenig setzen. Du bist etwas schwerer geworden, als früher, wie mir scheint.«

Er nahm auf einem Sessel Platz, den ihm der aufmerksame Hausmeister rasch hinrollte, und schaukelte nun den Knaben auf seinem Knie. Aber da fiel ihm plötzlich die von Grünwald mitgebrachte Jagdtasche ein und er blickte sich suchend nach ihr um.

»Ah,« sagte er lächelnd, es ist gut, daß es mir einfällt. Ich habe Dir auch Etwas mitgebracht, mein Junge. Bitte, geben Sie mir doch die Tasche dort her, oder nein, öffnen Sie sie lieber selbst und reichen Sie mir die in Papier gewickelten Gegenstände einen nach dem andern zu.«

Der Hausmeister, sichtbar froh, daß er auch in einige Thätigkeit gesetzt wurde, da ihm das lange Stehen auf ein und derselben Stelle beschwerlich zu werden schien, that sogleich, wie ihm geheißen, öffnete die Tasche, nahm ein Packet heraus, wickelte es aus dem Papier und reichte dem Major ein kleines Spielwerk hin, das augenblicklich Samuel's ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Major hielt es ihm vor die Augen, erklärte mit einigen scherzhaften Worten, was es sei und drückte daran, daß es einen kurzen piependen Schrei ausstieß, worüber der Knabe sich so freute, daß er laut aufjauchzte, wiederholt die kleinen Hände zusammenschlug und dann nach dem Spielwerk, das nichts Andres als ein Kätzchen von Kautschuk war, lebhaft griff. Kaum aber hielt er es in der Hand, so jauchzte er abermals laut auf und warf es schon wieder zur Erde, wie es Kinder thun, um sein blitzendes

Auge sofort auf den zweiten erscheinenden Gegenstand zu richten. Diesmal war es ein Männchen von Holz, aber mit beweglichen Gliedern, und so kamen verschiedene andere Dinge, Puppen, Häuser und Thiere aller Art zum Vorschein, die alle betrachtet, besprochen und dann von Samuel wieder zu Boden geworfen wurden.

Während nun aber die Bäuerin lächelnd diesem Spiele zusah, dem sie ihren ganzen Beifall zu schenken schien, rückte der Hausmeister einen kleinen Tisch vor den Major und legte auch noch die letzten mitgebrachten Säckelchen darauf. Alle, so zahlreich sie waren, flogen rasch zur Erde und der Teppich im Zimmer war bald bunt mit allerlei Gegenständen bedeckt, zu denen sich Samuel nun niederbeugte, als wolle er sie wiederhaben, um sie abermals fortzuwerfen, was ja eben seine liebste Unterhaltung war.

»Ah,« sagte da der Major, »wir wollen es uns bequemer machen, mein Junge, und denken, wir sitzen auf dem Rasen unter den Eichen!« Und dabei ließ er sich selbst auf den Boden nieder und baute vor dem entzückten Knaben die verschiedenen Dinge auf, so daß dieser sie nun selbst mit den Händen erreichen konnte.

Während dies geschah, hingen die immer glänzender werdenden Augen der hoch erglühten Bäuerin unverwandt an dem Vorgehenden, als müsse sie auf Alles Acht haben, was mit dem ihr anvertrauten Knaben geschah, und als befürchte sie, er könne bei seiner mit jedem Augenblick zunehmenden Lebhaftigkeit auf irgend eine Weise Schaden nehmen. Indessen schien die augenscheinliche Vorsicht und Geschicklichkeit des fremden

Herrn sie bald zu beruhigen. Auch seine milde, freundliche Miene, sein von Freude so warm geröthetes Gesicht schien ihr zu behagen und die kindliche Art und Weise, wie der sonst so ernste Mann sich mit dem Knaben beschäftigte und alle seine jähen Bewegungen zu überwachen verstand, verscheuchten allmählig alle ihre Besorgniß. Dennoch staunte sie ihn ohne Unterlaß an, wie wohl Landleute es thun, wenn sie Vornehmeren gegenüberstehen und diese sich auf eine ungewohnte Art beschäftigen sehen.

Plötzlich, als Samuel eine Weile mit den von ihm wiederholt aufgebauten Sachen gespielt hatte, ließ er sie alle liegen und krabbelte mit Händen und Füßen an dem Major herum, als wolle er diesen zu sich niederziehen und sich lieber mit ihm selbst als mit den todten Gegenständen beschäftigen. Der Major verstand ihn und sagte sogleich:

»Aha, ich verstehe und gehorche schon. Ich soll wieder Dein Pferd sein und Du willst auf mir reiten, wie dort drüben auf dem Rasen.« Und auf der Stelle hatte er sich lang niedergelegt und Samuel auf seinen Leib gesetzt, und dieser ritt und hüpfte nun auf ihm, wie er es früher so oft gethan.

Der Major lächelte freudig, ja, er lachte sogar einige Male herzlich auf, wenn Samuel einmal einen kühnen Sprung machte und dabei immer lauter aufjauchzte. »Er hat Fortschritte gemacht,« sagte er, wie zu sich, »und seine Kräfte sind augenscheinlich gewachsen. Aber nun, mein Knabe, kannst Du auch schon besser gehen?« Dabei

erhob er sich, stellte ihn auf die Füße und hielt ihn an den Armen, um ihn einige Male durch das ganze Zimmer hin- und hertrippeln zu lassen. Es ging sehr gut, und wie Samuel so lustig auf und nieder lief, rief er einmal über das andere laut und jauchzend aus: »Onkel! Onkel!«

»Ja, ja, ich verstehe,« sagte der Major erfreut. »Du willst mir sagen, daß Du auch sprechen kannst. Aber wie, kannst Du auch schon Tante sagen?«

Samuel schwieg plötzlich und sah den Fragenden mit seinen großen Augen freundlich an.

»Nein, das hat er noch nicht gesagt,« mischte sich nun der Hausmeister wieder in das Gespräch, aber er spricht schon andere Worte, die man ihm oft vorsagt.«

»So. Das ist gut. Aber er wird sich dabei den Dialekt seiner Wärterin aneignen,« bemerkte der Major und sah dabei die Bäuerin fragend und heiter lächelnd an. Diese erröthete heftig, der Hausmeister aber nahm für sie das Wort und sagte:

»O nein, gnädiger Herr; es ist ihr untersagt, den Knaben in ihrem Dialekt zu unterhalten und sie bemüht sich auch schon, sich unsere Sprachweise anzueignen. Auch ist Frau Grittli meist bei ihm und die gnädige Frau bringt ebenfalls jeden Tag einige Stunden bei ihm zu. So wird er ja wohl eher den hochdeutschen Dialekt als einen andern lernen.«

»Das ist gut,« erwiderte der Major, obgleich es nicht schaden kann, wenn er mehrere Dialekte sprechen lernt. – Doch was ist das? Schlägt es schon acht Uhr?«

Ja, die schöne Uhr unter dem Spiegel gab schon den Ablauf der siebenten Abendstunde an. Die Zeit war rasch vergangen und dem Major war sein Aufenthalt im Schlosse zu Ober-Malitz nur wie ein kurzer, flüchtig vorüberrauschender Traum vorgekommen. Er sah nach seiner eigenen Uhr, nach der Samuel griff, wie früher, und nun hielt er sie ihm hin und ließ sie repetiren, was dem Kinde stets ein großes Vergnügen gewährte.

»Ach!« sagte er dabei, »Du kannst glücklicher Weise noch nicht sehen, wie viel Zeit es ist und weißt nicht, wie rasch sie dem Menschen verstreicht; mir ist sie bei Dir sehr rasch verstrichen und ich muß mich leider schon zum Aufbruch rüsten. Das thut mir leid, lieber Junge, aber es geht nicht anders. – Wann kommt Ihre gnädige Frau nach Hause?« wandte er sich mit ernstem Gesicht an den scharf aufhorchenden Hausmeister.

»Wir erwarten sie gegen neun Uhr, Herr Major. Sie wollte kommen, ehe das Kind umgekleidet und niedergelegt wird, um es noch wach zu finden.«

»Wann geschieht das gewöhnlich? Ich meine, wann geht Samuel schlafen?«

»In der Regel um acht Uhr, bisweilen aber, so wie heute, auch etwas später.«

Der Major erhob sich vom Boden, Samuel noch immer auf dem Arm haltend. Er war plötzlich sehr ernst und still geworden. Er blickte Samuel noch einmal zärtlich an, küßte ihn wiederholt und sagte dann:

»Mein lieber Samuel, unsere Scheidestunde hat geschlagen. Wir sehen uns jetzt, wenn Deine Gönnerin es

erlaubt, nur alle acht Tage. Das ist selten, aber wir müssen uns einmal in die Lage der Dinge fügen. Ach! auf dem Rasen unter den Eichen können wir überhaupt nicht mehr spielen, mein lieber Junge, es ist draußen kühl und feucht geworden und der traurige Winter naht allmählich heran. Nun, wenn es denn nicht anders sein soll, dann besuche ich Dich hier oder Du besuchst auch einmal mich, und der Tag, an dem das geschieht, soll ein wahrer Freudentag sein. Bei mir wirst Du es freilich nicht so schön und glänzend finden wie hier, aber hübsch und freundlich und vor allen Dingen friedlich ist es doch. Und nun leb' wohl, mein herziger Junge; bleibe gesund und freue Dich Deines jungen Lebens.«

Bei diesen Worten wandte er sich zu der Wärterin des Kindes hin, die, ohne aufzustehen, schon die Arme mit eigenthümlicher Hast nach ihm ausstreckte.

»Da haben Sie ihn wieder,« sagte er zu ihr, »und bewahren Sie ihn gut. Ich habe eine glückliche Stunde hier verlebt und bin der Frau Generalin von ganzem Herzen dafür dankbar. Ja, bewahren Sie den Knaben gut, wenn er auch nur eine arme Waise ist. Der liebe Gott hat doch eine unsterbliche Seele in ihn gelegt und vielleicht hat er auch einen klaren Geist und ein braves Herz hinzugefügt. Das wollen wir nach Kräften in ihm zu entwickeln und zu stärken suchen. So!«

Die Bäuerin hatte bei diesen mit sanfter Stimme gesprochenen Worten die Augen niedergeschlagen und war dunkelroth geworden, vielleicht weil der Major, sie fast berührend, ganz dicht vor sie hingetreten war, vielleicht

auch, weil seine Worte einen tieferen Eindruck auf sie machten; indessen blieb sie stumm und machte nur eine bejahende Geberde, indem sie anmuthig mit dem Kopf nickte.

»Leben auch Sie wohl,« sagte er nun noch zu ihr, und ich danke Ihnen, daß Sie den Knaben mit erziehen helfen.«

Schon hatte er sich von ihr abgewandt und wollte zur Thür schreiten, und die Bäuerin machte bereits eine Bewegung, als wolle sie aufstehen, da drehte sich der Major noch einmal nach Samuel um, seufzte leise auf, nahete sich ihm und ergriff seine Hand, die er, sich niederbeugend, küßte, wobei man sah, wie schwer ihm der Abschied von seinem Liebling wurde. Als er aber dann noch einmal seine weiße Hand auf den Kopf des Knaben gelegt und ihn damit sanft gedrückt hatte, wandte er sich rasch um und schritt nach, der Thür, deren Vorhänge der Hausmeister, der auf jede seiner Bewegungen geachtet, schon auseinander geschlagen hatte. Noch ein Moment verging – dann war der fremde Herr aus Grünwald aus dem Kinderzimmer in Ober-Malitz verschwunden und die Wärterin Samuel's mit diesem allein darin zurückgeblieben. Eine Weile horchte sie noch, auf ihrem Sessel sitzen bleibend, nach den sich entfernenden beiden Männern, dann aber, als eine etwas hart zugeschlagene Thür ihr verrieth, daß sie auch das Nebenzimmer verlassen hätten, seufzte auch sie laut auf und erhob sich rasch, um mit Samuel, nachdem sie ihn lange und innig geküßt, einige Schritte

im Zimmer hin und her zu thun, als ob durch das lange Sitzen auf einem Fleck ihr Blut in Stockung gerathen wäre, dem sie nun durch kräftige Bewegung entgegenarbeiten müsse.

ZWEITES CAPITEL. DAS BILD. AM WEGWEISER UND DIE
WEIZACKER-BÄUERIN.

Der Major, ohne sich im ersten Augenblick umzusehen, wohin er geführt ward, folgte dem langsam vorschreitenden Hausmeister, bis dieser in einem schön geschmückten Zimmer stehen blieb, durch welches der Gast vorher gekommen zu sein sich nicht erinnern konnte. Auch er, den der Abschied von seinem Liebling ernst und nachdenklich gestimmt hatte, blieb hier leichtathmend stehen und blickte sich verwundert ringsum. Das Zimmer, in welchem er jetzt stand, war sehr hell erleuchtet, nicht allein durch acht auf einem Kronleuchter brennende Wachskerzen, sondern auch durch mehrere Lampen, die auf die verschiedenen Tische vertheilt waren, und so fiel ihm das grelle Licht in dem schönen Raum um so mehr auf, als er eben aus dem dunkleren Kinderzimmer kam, in dem er zwei Stunden lang verweilt hatte.

Nachdem er sich aber erst flüchtig in diesem behaglichen Raume umgeschaut und vor einem Spiegel das Haar und den Bart glatt gestrichen, die Samuel mit seinen kleinen Händen etwas in Unordnung gebracht, wandte er sich nach dem freundlich blickenden Hausmeister um und sagte:

»Ich muß mich einen Augenblick abkühlen, ehe ich mich zu Pferde setze, das Tanzen und Hüpfen mit Samuel hat mich warm gemacht. Uebrigens finde ich seine Augen gar nicht krank, wenigstens hat das Uebel gewiß nicht viel zu bedeuten. Meinen Sie nicht auch?«

»Gewiß, Herr Major, ich bin darin ganz Ihrer Ansicht. Aber Sie sind doch mit der Art, wie der Kleine, gepflegt wird, zufrieden, nicht wahr?«

»Ohne allen Zweifel! Wer könnte es besser haben, als Samuel es hat! Selbst als Sohn des Hauses könnte er nicht aufmerksamer und liebevoller behandelt werden. Es wird nur wenigen Menschen auf der Welt so geboten und ich fürchte fast, er wird – mir zu sehr verwöhnt. Doch – daran will ich jetzt nicht denken, in Zukunft wird seine Erziehung sich ganz anders gestalten und wenn ich es vermag, so werde ich selbst bei der Frau Generalin darauf einzuwirken suchen. – Nun, Herr Hausmeister, vor heut über acht Tagen werden Sie mich wohl nicht wiedersehen, aber dann denke ich bestimmt meinen Besuch wiederholen zu können. Doch – wer ist das?«

Er hatte sich bei diesen Worten umgedreht und seine Augen waren auf die breite Wand des Zimmers gefallen, der er bis jetzt den Rücken zugekehrt, da er vor dem Spiegel gestanden, der zwischen den beiden Fenstern hing. Was ihn aber jetzt so überraschte und seine Blicke augenblicklich fesselte, war ein schönes großes Bild, in Oel gemalt, welches eine in einem Parke lustwandelnde Dame in Lebensgröße darstellte. Sie trug ein perlgraues Reitkleid von schwerem Stoff und ein kleines

Hütchen mit einer weißen wallenden Feder. Neben ihr stand ein schneeweißer, prächtiger Windhund, die scharfen Augen liebevoll ihrem Gesicht zugekehrt und mit der schnuppernden Nase die rechte Hand der Dame berührend, von welcher der gelbe Stulphandschuh abgezogen war, den nebst der Reitpeitsche die linke behandschuhte Hand hielt.

Was die Dame aber selbst betrifft, so war sie eine wahrhaft junonische Gestalt mit dem Gesicht einer Hebe und der anmuthigen Haltung einer Grazie. Sie war groß und voll gebaut und alle ihre Glieder zeigten das vollkommenste Ebenmaaß. Ihr Gesicht aber war fast durchsichtig klar, edel geschnitten und dabei von einer seltenen Schönheit. Dunkelblaue, fast flammende Augen, über denen sich dunkelgoldfarbige Brauen in schön geschwungener Linie wölbten, schauten freundlich und doch stolz auf den Beschauer herab, und unter dem kleinen Hütchen wallte eine von einem kaum sichtbaren goldfadigen Netz fest zusammengehaltene Lockenfülle auf die Schultern nieder, deren Farbe selbst wie flüssiges Gold schimmerte. Was dem Major aber am meisten an diesem wunderbar schönen Gesicht auffiel, das war der geistige Adel, der aus allen seinen Zügen sprühte und der doch mit einem seelischen Ausdruck verbunden war, wodurch der aristokratische Stolz, der unläugbar darauf lag, um ein Bedeutendes gemildert ward und so nur eine um so angenehmere Wirkung auf den Beschauer übte.

»Wer ist das?« fragte also der Major den schweigend und ebenfalls nach dem Bilde bewundernd aufschauenden Hausmeister. »Ich meine, wen stellt dies Bild vor? Ah, bei Gott, das ist ein wahrhaft schönes Weib!«

Der Hausmeister nickte beistimmend und ein lebhafter Schimmer innerer Freude flog über sein altes, ehrwürdiges Gesicht. »Das ist unsere gnädige Frau, die Generalin von Hartenfels,« sagte er, »erst in diesem Frühjahr in Berlin von einem der ersten Künstler gemalt. Und dieser Hund, Felix hieß er, war ihr Lieblingshund, der ihr leider vor einigen Wochen starb, worüber sie noch jetzt betrübt ist, zumal wenn sie ihn auf diesem Bilde sieht, denn sowohl die gnädige Frau – wie das Thier sind von dem Maler überaus getroffen.

»So. Also Felix hieß er?« erwiderte der Major, im Stillen lächelnd. »Nun, das ist ein hübscher Hundename, den sogar bisweilen Menschen führen. Doch – sie hatte also Thiere gern? Das freut mich, ich liebe sie auch. Aber in Wahrheit, das Bild ist gut gemalt, und die Aehnlichkeit, sagen Sie, ist groß?«

»Sie ist vollkommen, Herr Major, man kann nichts Aehnlicheres finden.«

Der Major regte sich nicht und sprach kein Wort. Aber er hatte sich in der geeignetsten Entfernung vor das Bild gestellt und sah es mit stiller und dem Hausmeister wohl bemerkbarer Bewunderung an. Das Gesicht schien ihm zu imponiren, denn es war, als ob es mit jedem Augenblick mehr Leben gewönne und als ob seine Züge, je länger der Major es anblickte, sich veränderten und einen

freundlicheren, sanfteren Ausdruck annähmen. Namentlich das Auge erhielt immer mehr Leben und Feuer, aber auch mehr Glanz und inneres Licht, und wenn das auch nur in der Einbildung des betroffenen Beschauers beruhen mochte, so sprach es doch für die Trefflichkeit des Künstlers, der in der That mit dieser seiner Arbeit ein ausgezeichnetes Meisterstück geliefert hatte.

Endlich aber hatte der Major seiner so unvermuthet hervorgerufenen Schaulust ein Genüge gethan. Er nickte mit dem Kopf und es sah gerade so aus, als wolle er dem Bilde damit einen Gruß zunicken, obgleich diese Bewegung nur eine Bestätigung Dessen ausdrücken sollte, was der Hausmeister so eben gesagt. »Ja, wenn Ihre gnädige Frau so aussieht,« sagte er, wie zu sich selbst sprechend, »dann ist sie sehr schön, an Gestalt wie an Gesicht, und ich freue mich wirklich, nun endlich auch einen Begriff von ihrer äußeren Erscheinung zu erhalten. Bitte, grüßen Sie die Frau Generalin von mir und sprechen Sie ihr in meinem Namen meinen Dank für die Gunst und den Genuß aus, die sie mir heute durch ihre Erlaubniß, Samuel zu besuchen, gewährt hat. Ich habe in Wahrheit einige glückliche Stunden hier verlebt.«

Der Hausmeister verbeugte sich ehrerbietig und man sah ihm, als er diese Worte vernahm, eine innere Befriedigung an, die mit einer stillen Rührung vermischt war. »Ich werde den Gruß ausrichten, Herr Major,« erwiderte er. »Haben Sie vielleicht sonst noch einen Wunsch oder

bedürfen Sie jetzt einer Erfrischung, so sprechen Sie gefälligst nur ein Wort und es soll Ihnen sogleich Alles zu Gebote stehen.«

»Ich danke Ihnen, ich bedarf in diesem Augenblick nichts; wenn Sie aber so freundlich sein wollen, meinen Diener benachrichtigen zu lassen, daß er die Pferde vorführt, damit ich nach Hause reiten kann, so wird es mir angenehm sein.«

»Es soll sogleich geschehen,« erwiderte der Hausmeister, sich abermals verbeugend. »Verziehen Sie hier nur noch einige Minuten.«

Er entfernte sich und der Major war wieder allein in dem schönen Zimmer. Aber er fühlte sich nicht einsam darin und noch weniger gebrach es ihm an einer angenehmen Unterhaltung. Denn er stand wieder vor dem Bilde und betrachtete es nochmals, als könne er nicht genug jeden einzelnen Zug desselben seiner Prüfung unterwerfen. Jetzt, wo er allein mit ihm war, schien es ihm, als ob es noch freundlicher auf ihn herabblicke. Sogar um die purpurrothen, kühn aufgeworfenen Lippen glaubte er ein sanftes Lächeln sich abspiegeln zu sehen, das noch mehr den Stolz des feurigen Auges milderte, der dem Beschauer vorher zuerst aufgefallen war. Indessen konnte er sich nicht lange mehr mit seiner interessanten Betrachtung beschäftigen. Die Thür öffnete sich leise wieder und der Hausmeister trat mit der Meldung herein, daß die Pferde so eben vor die Thür geführt würden.

»Ich danke Ihnen!« lauteten die letzten Worte des stillen Gastes. »So will ich mich verabschieden. Leben Sie wohl – Sie haben viel Mühe um mich gehabt!«

Er nahm seine Jagdtasche auf, hing sie sich wie vorher über die Schulter, nahm seinen Hut, den er hier auf dem Tisch gefunden, und schritt schweigend durch ein oder zwei ebenfalls erleuchtete Zimmer, bis er in die Halle kam, wo wie vorher mehrere Diener standen, die sich schweigend vor ihm verbeugten, als er, mit seiner hohen Gestalt sie alle um eines Kopfes Länge überragend, durch sie hindurchschritt.

Unter dem Glaspavillon sah er Hans mit den Pferden stehen, und dem treuen Burschen, der ein sehr frohes Gesicht zeigte, die Tasche überreichend, sagte er leutselig:

»Guten Abend, Hans; nun soll es nach Hause gehen!«

Zwei Minuten daraus saß er im Sattel und hatte dem Hausmeister, der bis zuletzt an seiner Seite blieb, noch einmal einen Abschiedsgruß zugenickt. Langsam ritt er nun über den Hof, der durch große Laternen fast tageshell erleuchtet war, und langsam erreichte er das gothische Portal, ohne dabei zu ahnen, daß von einem Fenster im oberen Stockwerk aus ein neugierig blitzendes Auge ihn verfolgte, ein Auge, dem er noch so eben im Kinderzimmer gegenübergestanden, welches sich aber da vor seinem flammenden Blick fast zaghaft zur Erde gebeugt hatte. Es war das Auge der schönen Bäuerin, die diesmal ohne Samuel auf dem Arm zu haben, an das Fenster eines Zimmers getreten war, von dem aus man den ganzen Hof und Alles, was daraus vorging, überblicken konnte.

Als die beiden Reiter das Schloß von Ober-Malitz hinter sich gelassen hatten und den grünen Hügel hinuntergeritten waren, ließen sie ihre Pferde im langsamsten Schritt gehen, denn wie es im Schlosse und auf dem Hofe desselben durch die vielen brennenden Laternen sehr hell gewesen, so war es hier draußen schon ziemlich dunkel und sie mußten ihre Augen erst an das dämmernde Zwielflicht gewöhnen, das sie jetzt umgab. Eine Weile ritt der Major, und Hans hinter ihm, ruhig und in Gedanken versunken fort, plötzlich aber, als er einige hundert Schritte vorgerückt, hielt er sein Pferd an, drehte es herum und warf einen Blick auf das eben verlassene Schloß zurück. Es bot, von hier aus gesehen, einen neuen und schönen Anblick dar, denn viele seiner Fenster waren noch hell erleuchtet und durch die weißen Vorhänge fiel das Licht aus dem Innern weit auf das schweigende und tief in Dämmerung gehüllte Land hinaus.

»Es nimmt sich hübsch aus,« nahm hier Hans das Wort, der in vortrefflicher und redseliger Laune zu sein schien, »das muß man sagen. Meinen Sie nicht auch, Herr Major?«

»Gewiß. Doch nun laß uns etwas rascher reiten; hier ist es noch nicht so dunkel, wie es im Walde sein wird und wir können den Weg durch das Feld deutlicher vor uns sehen.«

Kaum hatte er es gesprochen, so ließ er seinem Hengst den Zügel freier und dieser, froh, seinem Feuer Luft machen zu können, trabte mit seinem Gefährten lustig eine Viertelstunde fort, ohne daß dabei ein Wort zwischen den beiden Reitern gewechselt worden wäre. Als man aber nach Ablauf dieser Zeit in der Ferne die dunkel fortlaufende Linie der Waldbäume auftauchen sah, hielt der Major sein Pferd wieder an, wandte sich zu Hans um und sagte:

»Komm heran!« Und als Dieser nun dicht an seiner Seite ritt, fuhr er fort. »Der Trab hat uns eine tüchtige Strecke vorwärts gebracht und nun wollen wir uns nicht mehr übereilen. – Jetzt sprich, wie hast Du denn Deine Zeit im Schlosse ausgefüllt?«

»Prächtig, Herr Major! Das ist ein lustiges Leben dort. Die rothrückigen Lakaien, denn so nennen sie sich – zwei Reitknechte und zwei Kutscher waren auch dabei – haben mir ein gutes Vesperbrod vorgesetzt und dabei haben wir auch ein paar Flaschen Wein getrunken.«

Der Major warf einen forschenden Blick auf den ungewein lebhaft sprechenden Hans und lächelte. »Ah so,« sagte er, »nun erkläre ich mir Deine gute Laune. Also Ihr habt gegessen und getrunken – nun, das konnte ich mir beinahe denken. Auch mir hat man ein Vesperbrod angeboten, aber ich – ich hatte keinen Appetit. Dir hat es gewiß nicht daran gefehlt, nicht wahr?«

»Nein, wahrhaftig nicht, Herr Major. Es hat mir ganz prächtig geschmeckt und der kalte Braten mit dem rothen Wein mundete mir vortrefflich. So was wird Einem nur selten geboten.«

»Oho! Ich dünkte, in Grünwald hättest Du Dich auch nicht über Mangel an gutem Essen zu beklagen?«

»Nein, gewiß nicht. Die Madam läßt uns nicht darben; aber, sehen Sie, in neuer Gesellschaft schmeckt es Einem doch immer besser.«

»Ihr habt des Guten doch nicht zu viel gethan und Du hast in Gegenwart der Rothröcke doch nicht gezeigt, daß Dir der Wein etwas Neues ist?«

»O, wo denken Sie hin, Herr Major! Das wäre mir zum ersten Mal passirt. Ich habe zwar den Ober-Malitzern alle Ehre widerfahren lassen, aber ich bin immer eingedenk gewesen, daß ich ein *Grünwalder* bin.«

Der Major sah seinen Diener noch einmal prüfend von der Seite an, der auf das Wort ›Grünwalder‹ einen besonderen A>ent gelegt hatte. »Das ist recht,« sagte er, nun erzähle mir aber, wovon Ihr Euch unterhalten habt.«

»Ach Gott, von allerlei Zeug, Herr, aber die Hauptsache blieb doch immer Ober-Malitz und Grünwald. Und wie es so geht, wenn junge Bursche zusammen sind – und die meisten dort sind jung – so haben wir gute Kameradschaft geschlossen und – und Alle zusammen Brüderschaft getrunken und uns in die Hand gelobt, daß von jetzt an ewige Freundschaft zwischen Ober-Malitz und Grünwald bestehen soll.«

»So, so! Na, das ist etwas rasch gegangen und Du scheinst Dich also sehr gut amüsirt zu haben, wie ich sehe.«

»Sehr gut, Herr Major. Haben Sie sich etwa nicht amüsirt?«

Der Major schwieg eine Weile, als besinne er sich, in wie weit er Hans in diesem Punkte vertrauen dürfe. Allein, von der Treue und Anhänglichkeit desselben durch lange Erfahrung überzeugt und seiner natürlichen Offenherzigkeit folgend, sagte er: »O ja, ich habe den kleinen Samuel ganz wohl getroffen und auch mir hat es gut in Ober-Malitz gefallen. Aber wie kommt Ihr denn darauf, Euch ewige Freundschaft zu geloben? Sind etwa einige Anspielungen auf frühere Zeiten gefallen?«

»Die Hülle und Fülle, Herr Major, und die Leute wußten mir eine ganze Menge Wunderdinge zu erzählen, von denen ich bisher noch keine Sylbe gewußt hatte. Ja, gewiß, sie haben mir eine lange und verteufelte Geschichte aus früheren Zeiten erzählt, die, wie sie mir sagten, immer Einer dem Andern mitgetheilt hat, und so hat sich die Erinnerung daran bis auf den heutigen Tag erhalten. Na, das muß damals eine arge Feindschaft zwischen dem alten Herrn von Eberstein und dem Baron Flamberg gewesen sein. Der Tausend auch! Wer sich so etwas hätte denken können! Der alte Baron muß eine Art Wüthrich gewesen sein, denn ein Jeder wußte von ihm ganz krause Sachen zu melden. Und daß er dem Herrn von Eberstein so gram gewesen ist, thut Allen recht leid, weil sie meinen, daß das allein die Schuld trage, daß die Bewohner

der beiden Güter noch heute nicht zusammen kommen. Darum haben sie sich auch Alle ungeheuer gefreut, daß Sie heute endlich einmal wieder von Grünwald hinüber geritten sind und sie meinen, nun würde sich der alte Groll wohl in Dunst auflösen. Aber daß es so lange gedauert, daran, meinten sie, sei ihre jetzige gnädige Frau wahrhaftig nicht schuld, die sei kreuzbrav, wenn sie auch ein Bischen stolz und vornehm aussähe. Sie habe auch Beweise genug gegeben, daß es ihr darum zu thun sein, wieder in Freundschaft mit Grünwald zu kommen und daran eine gute Nachbarschaft zu haben. So zum Beispiel erzählten sie mir, daß sie gar zu gern durch unser Gut geritten und gefahren wäre, namentlich in der letzten Zeit, und wenn sie in die Nähe des Schlosses gekommen, hätte sie dem Kutscher jedesmal befohlen, langsam zu fahren, und wenn sie davor angelangt, habe sie immer in das Gitter bei uns hineingesehen und sich gefreut, wenn sie Einen oder den Andern von uns zu Gesicht gekriegt. Auch hat sie bald Diesen, bald Jenen gefragt, ob er den neuen Herrn von Grünwald schon gesehen hätte und was Sie für ein Herr seien und ob Sie wohl auch so böse auf Ober-Malitz zu sprechen wären, wie Ihr Herr Onkel. Als sie Sie aber einstmals im Sommer in Nieder-Malitz mit dem Kinde der armen Frau auf dem Rasen unter den Eichen spielen gesehen, da hat sie zu Hause gesagt – ich weiß freilich nicht zu Wem – der neue Herr auf Grünwald scheine nicht nur ein Kinderfreund, sondern auch sonst ein edler und warmherziger Mann zu sein und ein solcher habe ihr hier nur gefehlt, um ihr das langweilige

Leben auf dem stillen Gute angenehm zu machen. Darauf hat sie auch befohlen, daß jeder von ihren Leuten, der irgend Einen von uns träfe, hübsch freundlich und zuvorkommend sein solle, und den Louis, Ihren Briefboten, hat sie insbesondere instruiert, ja recht höflich und manierlich auf Grünwald zu sein und sich Alles ganz genau zu merken, was er sehen und was Sie ihm sagen würden. – Es ist komisch, Herr Major, daß Sie mir just Dasselbe von Ober-Malitz gesagt haben und ich habe schon im Stillen darüber lachen müssen; aber ich habe das dort nicht erzählt, denn sie brauchen ja nicht Alles haarklein von uns zu wissen. Na, das mag so ziemlich Alles in Allem gewesen sein, was wir gesprochen haben und ich sage es Ihnen, weil Sie mich danach fragen und da ich es für meine Schuldigkeit halte, gegen Sie aufrichtig zu sein.«

Der Major hatte dem vom Wein gesprächig gewordenen Hans ruhig und aufmerksam zugehört und ihn im Fluß seiner Rede mit keiner Sylbe unterbrochen. Jetzt aber, da derselbe schwieg, sagte er:

»Das ist auch recht von Dir, Hans, und so aufrichtig mußt Du bleiben. Aber was Dir die Rothröcke bei dem Vesperbrod erzählt, das sind meist alberne Plaudereien, auf die man nur wenig geben kann. Allerdings haben einst zwischen Herrn von Eberstein und dem alten Baron Feindschaft und Zwietracht geherrscht, allein das ist lange her und ich selbst habe davon erst vor Kurzem erfahren. Gott sei Dank! ist das nun vorüber und wir brauchen uns deshalb kein graues Haar mehr wachsen zu lassen.«

»Na, das freut mich, daß ich das auch von Ihnen höre, Herr Major. Aber da fällt mir eben ein, daß die Rothröcke noch etwas sagten, und ich möchte wohl hören, ob sie darin Recht haben.«

»Was ist denn das? Sprich es ehrlich aus!«

»Na, sie meinten: jetzt, da Sie erst einmal auf Ober-Malitz gewesen wären, würden Sie wohl öfter kommen, denn die gnädige Frau würde Ihnen gewiß gefallen haben.«

»Die gnädige Frau? Ich habe sie ja gar nicht gesehen.«

Hans hielt wie erschrocken seinen Braunen an und blickte ganz verdutzt auf seinen Herrn. »Sie haben sie gar nicht gesehen?« fragte er, fast jede einzelne Sylbe betonend.

»Nein, wie sollte ich denn? Sie war ja schon um fünf Uhr ausgefahren.«

»I Gott bewahre! Das ist ja nicht möglich, Herr! Ihre beiden Kutscher waren ja zu Hause und alle Reitknechte auch. Wir haben ja zusammen das Vesperbrod gegessen.«

Jetzt that der Major wie vorher Hans, er hielt ebenfalls sein Pferd an und schaute verwundert auf den redseligen Diener hin. Bald aber faßte er sich wieder, ließ das Pferd weiter schreiten und sagte: »Das kann nur ein Irrthum sein, Hans, oder die Frau Generalin kann auch von dem Gespann irgend eines befreundeten Nachbars abgeholt worden sein.«

»Ja, das ist freilich möglich,« entgegnete Hans nachdenklich. »Aber curios ist es doch, denn das hätte die Dienerschaft doch wissen müssen und kein Mensch hat

ein Wort davon erwähnt. Also Sie haben sie gar nicht gesehen? Herrje! Wer war denn aber bei dem Kinde, Herr Major?«

»Seine Wärterin, eine Bäuerin, welche die Frau Generalin dazu angenommen hat.«

»Aha, die!« sagte Hans lachend. »Na, von der haben die Leute auch gesprochen. Sie soll ganz merkwürdig gekleidet gehen und zehn Röcke über einander tragen, aber sie soll dabei ein allerliebstes kleines rundes Ding sein, so meinten die Rothröcke.«

Der Major lachte heiter auf. »Allerdings, bunt genug war sie gekleidet und rund sah sie aus, aber klein war sie wahrhaftig nicht, sie schien mir sogar sehr groß zu sein.«

Hans nahm wieder seine verdutzte Miene an. »Sie *schien* Ihnen sehr groß zu sein?« fragte er. »Sie haben sie ja gesehen, sagen Sie, und da müssen Sie doch genau wissen, ob sie groß oder klein war.«

»Ich habe sie nur sitzend gesehen,« sagte der Major höchst nachdenklich und erst nach einer Pause, »und da kann man die Größe einer Frau, die in so vielen Röcken und Tüchern steckt, nicht genau beurtheilen.«

»Na, dann irren Sie sich, Herr, denn die Rothröcke sagten wiederholt, sie sei sehr klein, kaum größer als ein Kind, aber rund und voll wie eine ausgestopfte Wurst.«

»Da muß ein Irrthum obwalten, Hans,« versetzte der Major, in tiefes Sinnen versunken, »denn so klein wie ein Kind ist diese Bäuerin wahrhaftig nicht und auch nicht so rund wie eine ausgestopfte Wurst. Doch, laß uns von der Sache abbrechen. Wir kommen jetzt in den Wald und da

müssen wir die Augen offen haben. In Wahrheit, hier ist es arg dunkel.«

Eben hatte man die ersten Bäume hinter dem Wegweiser, der am Eingang der Felder stand, erreicht, und allerdings lag der Wald wie in dunkle Nacht begraben vor ihnen. Der trübe Himmel hatte sich zwar, während der Major im Schlosse gewesen, bedeutend aufgeklärt, er war blau und wolkenfrei geworden und unzählige Sterne flimmerten an ihm; aber durch die Schatten der dichtbelaubten Bäume drang weder des blauen Himmels noch der Sterne Licht und man mußte vorsichtig sein, um den Weg einzuhalten, der zwar breit genug für zwei Reiter, aber von vielen Nebenwegen durchkreuzt wurde, so daß ein Verfehlen des richtigen Weges leicht möglich war.

Obgleich der Major gesagt, daß man nicht sprechen dürfe, weil man die Augen offen halten und auf den Weg achten müsse, so gab er doch selbst sehr wenig darauf Acht und überließ diese Sorge mehr dem klugen Pferde und Hans, denn er war in der That innerlich so mit einem ganz neuen Gedanken beschäftigt, daß alles Uebrige ihm dagegen sehr gleichgültig schien. Wohl eine Viertelstunde war er so langsam fortgeritten und man näherte sich bereits der Gegend, wo das Waldhaus von Nieder-Malitz lag.

In dieser Gegend aber nahm die Dunkelheit mit jedem Augenblick zu, denn hier standen die gewaltigen Buchen und Eichen am dichtesten und nur selten drang ein matter Schimmer durch irgend eine kleine Waldlücke. Auch herrschte eine seltsame, fast feierliche Stille ringsum und

nur bisweilen drang der schaurige Schrei einer jagenden Eule aus dem nächtigen Dickicht herüber oder ein selbst in der Nacht beschäftigter Specht ließ das Klopfen seines auf Beute ausgehenden Schnabels vernehmen.

Da fuhr der Major plötzlich aus seinem Sinnen auf und schaute vor sich in die Ferne den Weg entlang, auf dem man eben ritt und der hier fast schnurgerade fort lief. Vor sich, noch ziemlich entfernt, sah er ein Licht, das sich nicht bewegte; nur bisweilen schien es ein Schatten zu verdunkeln, der flüchtig davortrat, aber dann gleich wieder verschwand, um abermals davorzutreten und wieder zurückzuweichen. Eine geraume Zeit hatte der Major, durch dies seltsame Schauspiel von seinem Brüten abgezogen, darauf hingeblickt, endlich aber sagte er zu Hans:

»Hans, siehst Du das Licht da vorn?«

»Ja wohl, Herr, ich habe es schon lange gesehen und weiß wahrhaftig nicht, wo es brennen kann.«

»Nein, das weiß ich auch nicht. Das Licht steht fest und nur bisweilen verdunkelt es sich. Wir haben uns am Ende doch verritten; ich habe auf den Weg nicht so genau Acht gegeben.«

»Aber ich um so besser, Herr Major. Wir können nicht fehlgeritten sein; ich habe ja diesen Weg oft genug gemacht und nach meiner Meinung muß da, wo das Licht brennt, der Wegweiser am Waldhause stehen.«

»Na, wenn es so ist und Du Deiner Sache sicher bist, dann immer darauf los, wir werden es ja gleich erreichen. Es wäre ganz artig von dem alten Bastian, wenn er uns eine Laterne an dem Wegweiser aufgehängt hätte

und uns damit die Richtung des Weges in der Dunkelheit andeutete. Aber dann weiß ich wieder nicht, woher der Schatten kommt, der es uns dann und wann entzieht.«

Schweigend und dabei immer aufmerksam in die Ferne spähend, ritten die beiden Männer weiter und jetzt, da bereits die Hufen ihrer Pferde den Schall ihrer Tritte bis dahin dringen lassen mußten, verdunkelte sich das Licht nicht mehr. In der That, als sie näher herangekommen, sahen sie wohl, daß sich weder Hans, noch der Major gerirrt, denn es war nicht nur der Wegweiser in der Nähe der drei Eichen vor der Lichtung, der vor ihnen stand, sondern es hing auch wirklich eine Laterne daran, die weithin nach allen Seiten ihr freundliches Licht verbreitete.

Als sie aber ganz in die Nähe dieser Laterne gekommen waren und ihre Pferde einen Augenblick anhielten, um sich nach dem verschwundenen Schatten umzublicken, scheuten plötzlich beide Pferde zurück, so daß sie nur mit einiger Mühe beruhigt werden konnten. Denn aus der tiefen Stille der Nacht klang eine Stimme, die aus der Brust eines Mannes zukommen schien, der seitwärts am Wege stand und nun erst in das volle Licht der Laterne trat, so daß man seine Gestalt und sein Gesicht genauer in's Auge fassen konnte.

»Guten Abend!« sagte die rauhe und tiefe Stimme – »sind Sie es, Herr Major?«

Gleich bei dem ersten Laut hatte der Angeredete die Stimme erkannt; es war der alte Bastian selbst, der

ihm hier so unvermuthet in den Weg trat. Als der Reiter aber seinen Hengst wieder zum ruhigen Stehen gebracht, der nur noch unwillig schnaufte und den an seinen Herrn herangetretenen Mann beschimpfte, sagte er: »Ah, seid Ihr es, Bastian, und habt Ihr die Laterne hier aufgehängt? Nun, das ist hübsch von, Euch – wie seid Ihr auf diesen Gedanken gekommen, Mann?«

»Guten Abend, Herr Major,« erwiderte nun der alte Mann mit einem seltsam herzlichen und fast vertraulichen Wesen, wie es Felix von Eberstein noch nie an ihm wahrgenommen und daraus sogleich erkannte, daß irgend etwas Ungewöhnliches ihn hierhergeführt haben mußte, »ja, ich habe die Laterne hier aufgehängt; sie sollte mir leuchten, damit ich Sie nicht verfehle, da ich Sie gar zu gern noch heute Abend sprechen wollte. Verzeihen Sie nur, daß ich Ihren Pferden damit einen Schreck eingejagt, aber das lag durchaus nicht in meiner Absicht.«

Der Major staunte immer mehr; es lag eine ganz eigenthümliche Weichheit in der Stimme des Sprechenden, die von seinem früheren kurz angebundenen, scheuen und rauhen Wesen weit abwich und seiner ganzen Erscheinung ein viel milderer und gefälligeres Gepräge verlieh.

»Es ist Euch schon verziehen, Bastian, oder vielmehr noch gar nichts übelgenommen,« sagte er mild und freundlich, »aber nun spricht, was habt Ihr mir noch heute Abend zu sagen?«

»Ach, Herr,« begann nun der Alte mit noch weicherem Tone seine Rede, »ich habe Sie heute Nachmittag hier

vorüberreiten sehen und auf Sie gepaßt, da ich ja wußte, daß Sie kamen, um – nach Ober-Malitz zu gehen. Die Grittli hat es mir nämlich gesagt, die heute Nachmittag hier war und sie hat sich sehr gefreut, daß Sie den Samuel und der Samuel Sie einmal wiedersähe. Nun ja, sie freute sich, denn sie ist ein junges Weib und kennt die Vergangenheit nicht, ich aber – ich habe mich darüber gewundert, obgleich ich mich eigentlich über nichts mehr wundere, selbst wenn die Welt sich einmal anders herum-drehen wollte, würde ich es nicht thun – aber Sie können ja freilich eben so gut wie jeder Andere nach Ober-Malitz gehen. Doch das wollte ich eigentlich nicht sagen und Sie müssen schon meinen armen Gedanken verzeihen, daß ich immer wieder auf den einen Punkt zurückkehre, der mir so schwer auf der Seele liegt. Ich wollte vielmehr sagen: da dachte ich nun oder ich wünschte es, was ein und dasselbe war, wenn Sie von Ober-Malitz zurückkämen, auch wenn es schon spät wäre, würden Sie sich auch einmal unserer wieder erinnern und unserem Hause einen freundlichen Blick und uns die Freude schenken, uns zu besuchen. Und um Sie daran zu erinnern, ganz bescheiden, Herr, kam ich hierher und erwartete Sie und nun, da ich Sie getroffen, wollte ich Sie bitten, recht herzlich, Herr, noch heute ein Stündchen bei uns vorzusprechen.«

»So, so,« erwiderte der Major, indem er seine Hand vertraulich auf die Schulter des dicht neben seinem Pferde stehenden Mannes legte, »also das war der Grund! Nun ja, ich erinnere mich Eurer sehr oft, das könnt Ihr mir glauben, Bastian, aber heute habe ich doch keine Zeit

mehr, mich länger aufzuhalten, denn es ist sehr spät geworden und ich bin schon so lange von Hause fort.«

Peter Bastian ließ sein graues Auge fest auf dem Major wurzeln, darin aber schüttelte er den kahlen Kopf, von dem er schon lange die Mütze abgenommen, und sagte fast betrübt: »Ach, lieber Herr, das thut mir recht leid, denn es erfreut uns doch jedesmal, wenn Sie mit Ihrem freundlichen Gesicht in unsere arme Hütte treten. Freilich, der Knabe zieht Sie nicht mehr zu uns und die Zeiten haben sich mit einem Mal gar sehr verändert. Ach ja, sehr! Sie, ein Grünwalder Herr, gehen nach Ober-Malitz, wenn Sie sich erfreuen wollen, aber Sie kommen nicht mehr in das einsame Waldhaus zu den alten Leuten. Und doch dürfen Sie nicht mit Verachtung auf uns herabsehen – nein, das dürfen Sie nicht, denn wir haben es um Sie, den wir so lieb haben, nicht verdient.«

»O, das thue ich auch nicht, Bastian, wie konnt Ihr so sprechen? Ich verachte Niemanden und Euch gewiß nicht, die ich so oft besucht und bei denen ich so unverhofft ein großes Glück gefunden habe.«

»Ach Gott, Herr, ich glaube es wohl, daß Sie damit die Wahrheit sprechen und wir haben auch alle Drei gedacht, daß Sie uns nicht verachten, aber daß Sie gar nicht mehr kommen, thut uns doch gar weh, um so mehr, da es jetzt so sehr traurig bei uns aussieht.«

»Traurig? Warum denn?« fragte der Major mit lebhafterem Tone, da er jetzt bestimmt glaubte, daß irgend ein Unglück im Waldhause vorgefallen sei. »Es ist doch Niemand krank bei Euch?«

»Krank? Ach nein, wir sind alle Drei Gottlob gesund und tragen unser Alter standhaft, aber die beiden Frauen sind so über alle Begriffe traurig über den Verlust des Samuel, und obgleich sie jetzt bessere Zeit für sich haben und sich ruhen und pflegen können, so viel sie wollen, so fehlt ihnen doch das Kind überall und alles Licht, was früher in der Hütte war, ist mit ihm daraus gewichen und es ist jetzt ganz dunkel darin. Nun aber kommen auch Sie nicht mehr und das macht unsern Schmerz erst ganz vollständig.«

Der Major schaute verwundert in des Mannes tief und schmerzlich bewegtes Gesicht. Das, was er jetzt hörte, hatte er nicht im Entferntesten zu hören erwartet und nun war ihm mit einem Male klar, warum die beiden alten Frauen neulich so bitterlich geweint hatten, als er sie das letzte Mal besuchte. Sie hatten ihm damals den Grund ihrer Betrübniß nicht sagen wollen, aber nun waltete kein Zweifel mehr darüber ob.

»So,« sagte er sanft, »also die Trennung von dem Kinde geht Euch so nahe und darum seid Ihr so traurig? Das habe ich mir kaum vorgestellt. Ich hatte mir gerade gedacht, Ihr würdet froh sein, wenn Ihr von der Sorge um Samuel befreit wäret, und um Euch diese Sorge ganz abzunehmen, habe ich Euch schon einen Vorschlag machen wollen, den mir nur das rasche Handeln der Frau Generalin durchkreuzt hat. Nun, was heute nicht geschieht, kann morgen geschehen und so werde ich künftig noch weiter mit Euch darüber sprechen, da ich Euch für einen

vernünftigen Mann halte, der das wahre Wohl seiner Familie im Auge hat.«

»Ich danke für die gute Meinung, Herr, die Sie von mir haben. Ach ja, vernünftig bin ich jetzt endlich und das rauhe Leben, das ich habe führen müssen, hat mich sogar weich und mürbe gemacht und nicht hart und starrköpfig, wie Sie bisher vielleicht gedacht haben; nur das Unglück, daß man uns so halb mit Gewalt den Samuel genommen, hat mich wieder von Neuem aufgebracht und wild gemacht, so daß ich eine ordentliche Wuth auf die Menschen habe, die uns das angethan.«

Bei diesen Worten trat der alte Mann noch näher an den Major heran, als wolle er den nicht weit davon entfernt haltenden Haus nicht hören lassen, was er sprach. »Ach, Herr Major,« fuhr er leiser sprechend fort, »wenn Sie doch heute Abend nur ein kleines Stündchen zu uns hineinkommen wollten – es würde Ihnen gewiß nicht leid thun, denn ich habe Ihnen etwas höchst Wichtiges zu sagen.«

»Was denn, Bastian, so sagt es doch hier.«

»Nein, das geht nicht, Herr, wir müssen allein sein, wenn wir mit einander über so wichtige Dinge sprechen.«

»Nun, wenn Ihr denn durchaus jetzt nicht reden wollt, so will ich ein andermal wiederkommen und dann mögt Ihr Euch das Herz erleichtern.«

Der Alte, der seine Mütze noch immer in der Hand hielt und sie, darauf niederblickend, zerstreut hin und her drehte, seufzte tief auf und sah dann den Major mit einem bittenden Blick an.

»Nun, wie Sie wollen,« sagte er, »verlangen kann ich es eigentlich nicht, daß Sie noch heute kommen, aber es darf nicht zu lange dauern, bis wir uns sprechen. Es ist wirklich wichtig und das Ding muß bald zu Ende gebracht werden. Am liebsten käme ich morgen früh selbst zu Ihnen auf Ihr Gut, da können wir auch ganz ungestört sprechen, nicht wahr?«

»Gewiß, Bastian, und das wird das Beste sein. Kommt also morgen früh zu mir, ich werde zu Hause sein, und wenn Ihr einen Wunsch habt, den ich erfüllen kann, so soll es geschehen, ich verspreche es Euch. Da habt Ihr meine Hand darauf.«

Der alte Mann ergriff rasch und fest die ihm hingehaltene Hand und ehe der Major es verhindern konnte, hatte er einen Kuß darauf gedrückt. »Nun,« sagte er freudig, »dann bin ich zufrieden; Sie sind ein guter Herr, wir wissen es Alle, und ich danke Ihnen für den klaren Bescheid. Ich werde also morgen früh kommen und Sie gewiß zu Hause finden, nicht wahr?«

»Gewiß, ich sage es Euch ja. Und nun gute Nacht für heute! Grüßt Eure Frau von mir und auch die alte Ule, und sagt ihnen, sie sollen nicht mehr traurig sein, denn dem Samuel geht es gut und er ist wohl aufgehoben. Gute Nacht!«

Langsam ließ der Major sein Pferd wieder vorwärts gehen, während Peter Bastian seine Laterne von dem Wegweiser abnahm und dann stehen blieb, um dem davonreitenden Herrn von Grünwald so lange nachzusehen, als er ihn mit den Augen erreichen konnte. Während der alte Mann dann aber, halb und halb getröstet und sich auf den kommenden Morgen freuend, in seine baufällige Hütte und zu den seiner ungeduldig harrenden alten Frauen zurückkehrte, setzte der Major seinen Weg nach Grünwald fort und überließ sich dabei den Vermuthungen über die wichtige Mittheilung, die er von dem alten Holzfäller zu erwarten haben sollte. Daß sich dieselbe auf Samuel bezog, dachte er sich wohl, aber Genaueres konnte er sich nicht vorstellen und so gab er bald die Gedanken darüber auf und wandte sich nun mit um so größerem Behagen dem ihm bevorstehenden Abend zu, da er sich wohl sagen konnte, daß Frau Nebelthau ihn mit Ungeduld erwarten werde, um Alles, was er in Ober-Malitz erlebt, nun ganz frisch aus seinem eigenen Munde zu vernehmen.

Endlich hatte man Grünwald erreicht und sah das alte Herrenhaus schon von Weitem, denn verschiedene Fenster darin waren erleuchtet und sogar in des abwesenden Herrn Zimmer, den man jeden Augenblick erwarten konnte, brannte schon die trauliche Lampe. Als der Major das alte Haus mit den hellen Fenstern zwischen den dunkel beschatteten Bäumen so dicht vor sich liegen sah, überkam ihn ein ungemein behagliches Heimatsgefühl, und wie er noch eben so still und nachdenklich gewesen

war, fühlte er sich plötzlich wunderbar froh und heiter gestimmt, wie es uns so oft geschieht, wenn wir, die Aufregungen und Beklemmungen des Lebens hinter uns lassend, unser freundliches Stäbchen wieder vor uns liegen sehen, in dem wie immer trauliche Ruhe und wohlthuernder Frieden herrschen.

Als der wachsame Hofhund, der die herankommenden Pferde schon aus weiterer Ferne gewittert, freudig zu belallen anfing und dann gleich darauf die Reiter in den Hof einritten, erhellte sich auch die Flurhalle des Hauses und Frau Nebelthau, der Erwartung der kommenden Dinge voll, trat ihrem Herrn mit dem Lichte in der Hand entgegen, um ihn gleich bei seinem Erscheinen willkommen zu heißen. Ruhig wie gewöhnlich stieg er aus dem Sattel und nachdem er einige Worte in Bezug auf die Pferde an Hans gerichtet, schritt er mit der ihm eigenen Gemessenheit die Rampe hinauf, wo Frau Nebelthau mit ihrem freundlichsten Abendgruß ihm entgegentrat.

Der Major hob den Kopf empor und schaute mit fragendem Blick die Haushälterin an und eben so sie ihn; wie aber auf seinem Antlitz in Folge der Empfindungen, die ihn noch so eben beherrscht, ein freundlicher Ausdruck lag, so las er auf ihrem Gesicht nur zu deutlich die große Spannung, in der sie ohne Zweifel die letzten Stunden zugebracht, da ihr Herr ihr doch etwas lange in Ober-Malitz zu weilen schien.

»Guten Abend, Nebelthau,« sagte er heiter, »nun, ist Alles in Ordnung und haben Sie gut Haus gehalten?«

»Gewiß, Herr Major, es ist Alles beim Alten; was sollte auch hier geschehen sein? Aber wie steht es mit Ihnen? Ah, Sie sehen ja ganz vergnügt aus, es ist also Alles gut abgelaufen?«

»O ja, gut abgelaufen ist so ziemlich Alles, aber daß ich gerade vergnügt sein sollte, dazu liegt kein besonderer Grund vor.«

»Nun, Sie haben sich doch gefreut, das liebe Kind wiederzusehen, nicht wahr? Es ist doch gesund und was machen die Augen?«

»O, davon nachher, nur so viel will ich Ihnen gleich sagen: ich habe mich über das Kind sehr gefreut und es ganz gesund gefunden. Doch warten Sie bis nach Tisch, dann sollen Sie Alles erfahren. Für's Erste habe ich nur einen tüchtigen Hunger mitgebracht und Sie können mir also etwas recht Gutes auftischen.«

Eine solche Mittheilung war, wir wissen es wohl, Frau Nebelthau immer angenehm und daraus allein schon schloß sie, daß Alles wirklich gut abgelaufen sei. Sie war also mit der ersten ihr zukommenden Nachricht zufrieden und ließ nur noch die Versicherung laut werden, daß der Appetit ihres Herrn bald gestillt werden solle.

»Ist in meinem Zimmer Licht?« fragte er noch, als er die Treppe zu ersteigen begann, als ob er es vergessen habe, daß er es schon vom Hofe aus hell gesehen.

»Gewiß, Herr Major, ich dachte mir wohl, daß Sie bald kommen müßten und so werden Sie oben Alles bereit finden.« –

Eine halbe Stunde später hatte der Major es sich bequem gemacht und sein Abendbrod verzehrt, und jetzt, nachdem er sich aus dem Speisezimmer in das Wohnzimmer begeben, zündete er sich eine Cigarre an. Frau Nebelthau war ihm ungerufen dahin gefolgt und als er Platz genommen und ihr auch einen Sitz angeboten, sagte er, nachdem er noch einmal ihr neugierig gespanntes Gesicht gemustert hatte:

»Nun also, was jetzt? Was wollen Sie wissen?«

»Ei, mein Gott, Alles, Herr Major, denn Sie können sich ja wohl denken, daß mich sogar das Kleinste interessirt.«

»So, also Alles. Nun, da kann ich mich eigentlich ganz kurz fassen. Wie Sie wissen, ritt ich nach Ober-Malitz, und wie ich Ihnen bereits gesagt, sah ich den Knaben wieder und fand ihn wohl. Dann ritt ich durch den dunklen Wald langsam zurück und hier bin ich – da haben Sie Alles.«

»Der Tausend auch! Sie sind ja heute sehr schnell und kurz mit Ihrem Bericht! Da ist am Ende doch nicht Alles in Ordnung, wie es sein soll. Das, was Sie mir eben gesagt, konnte ich mir selbst denken – ich möchte aber Alles und Jedes ein wenig genauer wissen.«

»Sie sind ja unersättlich!« rief der Major, in bester Laune hell auflachend; dann aber schickte er sich an, zu erzählen, was ihm im Einzelnen begegnet, und namentlich verweilte er länger, als Frau Nebelthau es erwartet, bei der Schilderung des herrlichen Gutes, des schönen Schlosses, wie es so stolz und hehr auf seinem grünen Hügel über der blauen See lag, und endlich berichtete er

auch umständlich, wie höflich man ihn aufgenommen, wie er sich bei der schönen Wärterin des Kindes und diesem selbst zwei Stunden aufgehalten und was dabei gesprochen und gethan worden sei.

Frau Nebelthau hatte mit der größten Spannung seiner langen und ausführlichen Erzählung zugehört und sie schien davon auch ziemlich befriedigt zu sein, obwohl sie vielleicht noch etwas Anderes erwartet hatte. »Also, das ist Alles?« sagte sie endlich, als der Major schwieg und seine ausgegangene Cigarre von Neuem anbrannte. »Nun, da haben Sie also im Ganzen einen genußreichen Abend verlebt. Das freut mich. Aber was haben Sie mir denn nun von der Frau Generalin zu sagen? Sie haben sie also wirklich nicht gesehen?«

Der Major zögerte etwas mit der Antwort, als schiene er sich dieselbe genauer zu überlegen. »Nein,« sagte er endlich möglichst ruhig und bedachtsam, da er die Augen der alten Frau wie die eines Falken funkeln sah, »in Person wenigstens habe ich sie nicht gesehen, wohl aber im Bilde, das in einem der schönen Zimmer des Schlosses hängt.«

»So. Also wirklich nur im Bilde! War es denn ähnlich und hat es Ihnen gefallen?«

»Der Hausmeister, ihr alter Kammerdiener und ein sehr gefälliger und würdiger Mann, sagte mir, es sei sehr ähnlich. Aber ob es mir gefallen hat?« fügte er mit langsam niedergleitendem Blick hinzu. »Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen, Nebelthau?« fragte er plötzlich mit hell aufleuchtendem Auge und indem er die alte Frau mit

einem ihr unerklärlichen, halb ernsten, halb lächelnden Blick ansah.

»Gewiß, Herr Major, ich habe ja immer nur von Ihnen die Wahrheit gehört und diesmal möchte ich sie erst recht hören. Ich bin noch nie in meinem Leben so neugierig gewesen, das gestehe ich Ihnen ganz ehrlich.«

»Nun denn, so will ich auch ehrlich sein und – Sie sollen die ganze Wahrheit hören. Und so sage ich Ihnen, daß sie mir – ich meine das Bild der Generalin – sehr wohl gefallen hat.«

Die Haushälterin athmete tief auf, denn er hatte die letzten Worte mit leicht erkennbarem Nachdruck gesprochen. »So,« sagte sie, »das freut mich ja sehr und ich habe es mir wohl gedacht. Denn sie ist wirklich eine wunderbar schöne Frau, nicht wahr?«

»Ja, wenn sie dem Bilde wirklich ähnlich sieht, so ist das Alles in Allem wahr. An Gestalt sowohl, die fürstlich, majestätisch und doch voller Anmuth ist, wie an Gesicht ist sie sehr schön, und ich will offen gestehen, daß mir nur wenige solche Gesichter in meinem Leben vor Augen gekommen sind.«

»Ah, das von Ihnen zu hören, ist mir ja sehr lieb. Aber Sie sind mit Ihrer Schilderung noch nicht fertig, ich sehe es, Sie wollten noch mehr sagen.«

»O ja, ich könnte noch viel mehr sagen. Ich habe mir das köstliche Bild – ich spreche immer vom Bilde – recht lange betrachtet, denn man ließ mir Zeit genug dazu. Ich habe wohl einigen Stolz auf diesem Gesicht gefunden, aber von dem Hochmuth, den man ihr nachsagt, habe

ich nichts bemerkt. Außer der Schönheit ihrer Züge aber habe ich noch Etwas darin gefunden, was noch viel mehr Werth für mich hat, denn für die gewöhnlichen und alltäglichen Reize einer schönen Frau geht mir eigentlich alles Verständniß ab.«

Frau Nebelthau's Gesichtsausdruck war bei diesen Worten fast ein lauernder geworden, sie floß beinahe über von Aufregung und Spannung, denn das, was der Major ihr bis jetzt gesagt, ließ noch viel mehr erwarten, und daß ihm nicht nur das Bild der Generalin, sondern auch sie selbst außerordentlich gefallen, das glaubte sie nun bestimmt annehmen zu können.

»Was ist denn das?« fragte sie, beklommen aufathmend.

»Nun, das ist der innere Reiz, der Reiz der Seele, der aus diesem schönen Gesicht spricht. Sie hat, was ich am wenigsten vermuthete, da sie mir so kalt, vornehm und hochmüthig geschildert war, sogar einen unschuldigen, holden und unbefangenen Ausdruck in ihren reinen und edlen Zügen, und ihr Auge blickt so fest und klar, so offen und ehrlich, daß man die Ueberzeugung gewinnt, sie könne und *dürfe* Jedermann – also auch mir – ohne Scheu in die Augen sehen. Dieser Ausdruck ihrer Seele, ihres innersten Wesens, denn das ist er ja, hat mich schon allein belehrt, daß sie, was man auch von ihr sagen und denken mag und trotzdem, daß sie eine geborene Flamberg ist, ein reines Herz hat. An allem Unheil, was zwischen ihrer und meiner Familie vorgefallen ist, hat sie keinen Theil, ist sie völlig schuldlos, ja, sie weiß wahrscheinlich

sogar nur sehr wenig davon, denn ein Gesicht, wie dieses ist, hat kein hochmüthiger, kein hinterhältiger, kein schlechter und schadenfroher Mensch.«

»Ah, das ist ja eine vortreffliche Schilderung, Herr Major!« sagte die Nebelthau mit hörbar kurzem Athem. »Sie glauben gar nicht, wie es mich freut, eine solche aus Ihrem Munde zu vernehmen. Aber nun – was folgt daraus?«

»Was soll denn daraus folgen?« fragte der Major, nun selbst mit einiger Spannung das aufgeregte Gesicht der guten Haushälterin durchforschend.

»Ich möchte etwas Gutes und Angenehmes von Ihnen hören,« sagte sie vorsichtig.

»Was denn? Sie drücken sich so unbestimmt aus. Doch ja, Eins will ich Ihnen noch sagen und vielleicht meinen Sie das. Ich – ich bin nicht mehr böse auf die Dame da drüben, wie ich es anfangs war, als sie mir den Samuel so unvermuthet genommen und auf ihr Schloß geführt. Nur daß sie das Kind einer so armen Frau, von einem so unbedeutenden Herkommen, so – ich möchte fast sagen fürstlich bedienen, kleiden und wohnen läßt, das allein behagt mir nicht ganz. Das geht über alle seine gegenwärtigen und zukünftigen Verhältnisse, wie sie sich auch gestalten mögen, weit, weit hinaus und wenn die Generalin ihre – wie soll ich sagen – ihre Herzensgüte dazu verleitet hat, so ist sie in das Extrem verfallen. So gut hätte es der Knabe bei mir allerdings nicht gehabt, denn ich besitze nicht die Mittel dazu, wenn ich selbst den Willen gehabt hätte, und daß er so gehalten und erzogen würde,

lag gar nicht in meiner Absicht und wäre auch nicht nöthig gewesen. Sie hätten nur die schöne und reich gekleidete Bäuerin sehen sollen, und wie sie mit dem Samuel umging; als ob er ein Prinz wäre, so geberdete sie sich. Nein, das billige ich nicht ganz, aber ich zürne ihr darüber nicht und ich bin – da haben Sie das Letzte, was ich Ihnen sagen kann – in keiner Beziehung mehr ihr Gegner.«

»So, so,« sagte die Haushälterin ganz kleinlaut. »Na, ich dachte es mir beinahe und nun haben Sie am Ende Ihren Plan, den Knaben zu sich zu nehmen, ganz aufgegeben?«

Der Major fuhr rasch und fast heftig empor. »O nein,« erwiderte er mit großer Bestimmtheit, diesen Plan habe ich nicht aufgegeben, wenn ich ihn in meinem Innern auch etwas anders gestaltet habe.«

»Nun wie denn? Das möchte ich eben wissen.«

Der Major schwieg und sah vor sich nieder, als überlege er. »Das weiß ich eigentlich selbst noch nicht,« versetzte er langsam, man muß eben abwarten, was kommt; die Geschichte ist im besten Gange und man muß sie vor der Hand laufen lassen, wie sie will.«

»Ach so! Nun verstehe ich. Am Ende entschließen Sie sich noch, der Frau Generalin nächstens einen Besuch zu machen und mit ihr mündlich über die Bedingungen zu verhandeln, unter denen Sie sich mit ihr in die Erziehung Samuel's theilen wollen? Und das würde ich gerade nicht für so übel halten, wenigstens hätten Sie da wirklich eine hübsche Bekanntschaft gemacht und Ihr bisher so stilles

und einförmiges Leben hätte damit ein für alle Mal sein Ende erreicht.«

»O nein,« entgegnete der Major mit ziemlicher Sicherheit. »So weit sind wir noch lange nicht. Das würde noch einer viel längeren Ueberlegung unterzogen werden müssen. Indessen werde ich doch wohl öfter nach *Ober-Malitz* reiten, wie ich früher nach *Nieder-Malitz* geritten bin, um bei meinem Liebling zu sein, und da ist es allerdings möglich, daß ich einmal der Generalin Auge in Auge gegenüberzustehen komme.«

Frau Nebelthau lachte herzlich auf. »Wie Sie das so ruhig sagen!« rief sie, von aller ihrer Beklommenheit befreit. »Wenn man Ihren Ton hört, sollte man meinen, diese Begegnung wäre Ihnen ungeheuer gleichgültig und doch scheint sie mir das ganz gewiß nicht zu sein. Ah, ich habe mir wohl gedacht, daß es einmal so kommen würde. Und wenn Sie sie nur erst einmal gesehen und ihre glockenreine Silberstimme gehört haben, mit der sie alle Welt bezaubert, dann – dann werden auch Sie am Ende davon bezaubert. Nun, den Anfang dazu scheinen Sie mir schon gemacht zu haben. Ihre Feindin ist sie bereits nicht mehr, und wenn Jemand nicht mehr unser Feind ist, so kann er auch unser Freund werden und das wäre wahrhaftig in diesem Fall das Allerbeste, denn dann ginge die alte Feindschaft zwischen Grünwald und Ober-Malitz für ewige Zeiten in Rauch und Dunst auf. Haha!«

»Sie phantasiren, Liebe,« versetzte der Major mit leisem Kopfschütteln, »und bauen sich sehr geschwind höchst unwahrscheinliche Luftschlösser auf. Und was die

alte Feindschaft zwischen Grünwald und Ober-Malitz betrifft, so braucht sie gar nicht mehr in Rauch und Dunst auszugehen, denn für mich war sie ja nie vorhanden, wie ich Ihnen gleich im Anfang gesagt. Doch, das Alles ist für jetzt nur Nebensache, Hauptsache vielmehr ist und bleibt für mich nur der kleine Samuel. Sie hätten sehen sollen, wie der allerliebste, schneeweiß gekleidete Bursch mit seinem goldenen Lockenkopf auf dem rothen Schooß der stattlichen Bäuerin saß, das war wahrhaftig ein prächtiger Anblick und ich konnte mich gar nicht satt daran sehen. Sie sah mich ohne Unterlaß mit raschem und scheuem Blick an und wenn ihr mein Auge begegnete, schlug sie das ihre immer gleich nieder, als fürchte sie, ich würde ihr den Knaben auf der Stelle entreißen. Daran nun habe ich in dem Augenblick gar nicht gedacht – aber was haben Sie denn? Sie machen ja mit einem Mal solch betretenes Gesicht? Heraus mit der Sprache, was haben Sie noch zu sagen?«

Er hatte Recht, Frau Nebelthau's Gesicht hatte mit einem Mal einen ganz eigenen Ausdruck, erst den des Nachdenkens, dann des Zweifels und endlich den eines inneren Erschreckens angenommen und so starrte sie einen Augenblick vor sich hin in's Leere, als suche sie einen ihr vorschwebenden dunklen Gedanken sich allmählig klarer und durchschaulicher zu machen. Dabei war sie still geworden, legte die rechte Hand an ihre Stirn und man merkte ihr an, daß es ihr schwer wurde, den richtigen Ausdruck für das, was sie dachte, zu finden. Plötzlich

aber fuhr sie mit dem Kopf in die Höhe, sah den Major halb lächelnd, halb triumphierend an und sagte:

»Was ich habe, fragen Sie? O, es ist etwas ganz Seltsames und ich will damit nicht zurückhalten, denn ich kann mich ja irren und Sie können mich vielleicht eines Besseren belehren. Aber was Sie mir da vorher und jetzt von der Weizackerbäuerin gesagt haben, wundert mich nicht nur, sondern es bringt mich auch auf einen ganz eigenen Gedanken. Also sie ist eine sehr schöne Person, sagten Sie?«

»Ja, das sagte ich, wenigstens war das, was man von ihrer Gestalt und ihrem Gesicht unter der dichten Verhüllung ihrer seltsamen Kleidung wahrnehmen konnte, sehr hübsch.« Und während er dies sagte, lachte er still und herzlich in sich hinein.

»Worüber lachen Sie denn dabei?« fragte sie.

»O, mir fällt nur eben ein, was mir Hans unterwegs erzählte, und in Folge dessen habe auch ich einen Augenblick lang einen seltsamen Gedanken gehabt. Aber jetzt habe ich ihn nicht mehr, denn er scheint mir doch eigentlich viel zu romantisch und die Ausführung desselben, wenn sie wirklich Jemand unternommen, hätte möglicher Weise ein unerwartetes Ende nehmen können.«

»Die Ausführung dieses seltsamen Gedankens? Was war denn das für einer?«

»O, was Sie neugierig sind! Fragen Sie mich doch nicht, was für seltsame Gedanken ich habe. Das kann

ja selbst dem ruhigsten und besonnensten Menschen begegnen. Doch, ich will Ihnen kein Geheimniß daraus machen, da es mir kaum der Mühe werth scheint, darüber in Unruhe zu gerathen und Sie einer schlaflosen Nacht auszusetzen. Mich wunderte unterwegs nur, daß Hans erzählte, die Wärterin Samuel's, also die Weizackerbäuerin, sei eine ganz kleine und kugelrunde Person, wie ihm die Lakaien gesagt, und ich fand sie, obwohl ich sie nur sitzen sah, sogar sehr groß und durchaus nicht kugelrund, obwohl voll und stattlich genug. Das ist das Ganze und in diesem Widerspruch wurzelte eben mein romantischer Gedanke.«

Die Nebelthau sprang plötzlich von ihrem Stuhle auf.

»Herr, Du mein Gott!« rief sie, die Hände lebhaft zusammenschlagend, nun ist mein Gedanke am Ende doch ein richtiger! Das ist es ja eben, woran ich gerade auch dachte, als Sie mich fragten, warum ich ein so betretenes Gesicht machte.«

»Nun so sagen Sie mir doch, was Sie da dachten.«

»Ja doch, gern, aber nun sagen Sie mir erst: sind Sie auch fest überzeugt, daß diese schöne Kinderwärterin, die Sie für so groß hielten, während sie doch nur von kleiner Gestalt sein soll, wirklich eine Bäuerin gewesen ist und daß Sie sich nicht in der Person geirrt haben?«

Der Major machte große Augen, aber doch hätte ein schärferer Beobachter, als Frau Nebelthau in diesem Augenblick es war, ihm wohl anmerken können, daß die scharfsichtige Frau diesmal wirklich den richtigen Punkt

berührt habe. Indessen nahm er sich zusammen und sagte mit ziemlich natürlich erscheinender Verwunderung:

»Wie Sie so seltsam fragen! Wer soll es denn gewesen sein, wenn es keine Bäuerin war?«

»Nun, wer denn anders als die Frau Generalin selber, Herr Major? Denn, sehen Sie, solche Damen, wie sie eine ist, die vor Langeweile beinahe sterben, weil sie nichts Ernstes zu thun haben, die werden von so seltsamen Launen geplagt und verfallen in der That nur zu leicht auf so romantische Ideen, wie Sie sie selbst vorher nannten. Da ist es denn nicht so undenkbar, daß sie, um Sie persönlich kennen zu lernen, was doch einmal nicht anders ging, und um dabei nicht von Ihnen gekannt zu sein, sich der Maske der Bäuerin bediente, und so hat sie Sie ganz gemüthlich und lange genug beobachten können und Sie haben sich ihr in Ihrer natürlichsten Art und Weise gezeigt, da Sie nur vor einer Bäuerin, nicht aber vor der Frau Generalin von Hartenfels zu stehen glaubten. Das war eigentlich recht schlau ausgedacht und sie hat Ihnen gegenüber abermals ihren Zweck vollständig erreicht.«

Der Major lächelte unwillkürlich, aber er schien dabei gar nicht so überrascht, wie Frau Nebelthau in Folge ihrer wichtigen Entdeckung es eigentlich vorausgesetzt hatte.

»Denkbar ist es freilich,« sagte er nach kurzem Besinnen, »aber es ist nicht wahrscheinlich, daß ich mich so geirrt haben sollte. Denken Sie doch nur an das dunkle Haar und die schwarzen Augenbrauen der Bäuerin – und die Generalin ist ja hochblond –«

»Ach was, Herr Major, das will gar nichts sagen! Dafür giebt es Toilettenkünste, falsche Scheitel und was sonst dazu gehört, und dergleichen wird die Frau Generalin wohl aus dem Grunde verstehen.«

»Aber der Dialekt, den sie sprach, wie sollte sie dazu kommen?« rief der scheinbar noch immer zweifelnde Major.

»O mein Gott! Was Sie für wunderbare Zweifel haben! Der Dialekt, den sie sprach, das ist in meinen Augen nur eine wahre Kleinigkeit. Plattdeutsch spricht hier jeder Eingeborene, der Geringe wie der Vornehme, und wenn man will und sich ein Bischen Mühe giebt, kann man es so sprechen, daß ein Fremder kein Wort davon versteht.«

»Aber mein Gott, ich sehe ja gar keinen vernünftigen Grund davon ein, wie sie auf diesen Einfall kommen sollte –«

»Aber ich. Sie wollte Sie, wie ich schon vorher gesagt, in voller Muße betrachten und Sie sollten sich so benehmen, als ob Sie mit dem Samuel allein auf der Welt wären. Ist Ihnen das noch nicht Grund genug?«

»O ja, aber ich kann noch immer nicht recht daran glauben –«

»Ich aber glaube bestimmt daran und nun geben Sie Acht! Nun folgt noch viel mehr; das war erst das Vorspiel der kleinen Comödie, die sie sich mit Ihnen ausgedacht, und sie arbeitet gewiß schon wieder an der Fortsetzung derselben.«

»Nun, das wollen wir doch abwarten, Nebelthau. Uebrigens, hat sie mir wirklich diese kleine Comödie gespielt, so muß ich es geduldig hinnehmen und darf mich gar nicht so stellen, als hätte ich etwas davon gemerkt. Der Schlaueit muß man mit Schlaueit begegnen und im Ganzen ist es mir auch ziemlich gleichgültig, nachdem es so glücklich abgelaufen ist. Freilich, hätte ich es vorher gewußt, dann wäre es anders gewesen und ich wäre wahrhaftig nicht so unbefangen geblieben, wie sie mich nun gefunden haben muß. Doch – ich wäre sicher nicht hingegangen, wenn ich nur die geringste Ahnung davon gehabt.«

»Dann hätten Sie aber auch Ihren kleinen Samuel nicht gesehen und aus Ihrem unschuldigen Vergnügen wäre gar nichts geworden.«

»Da haben Sie Recht: Nun, mag es sein, wie es will, es ist einmal geschehen und jetzt läßt sich nichts mehr daran ändern. Aber spaßhaft wäre es freilich – hm! Nun, dann muß man aus der Noth eine Tugend machen und sich zufrieden geben. Alles in Allem gerechnet, haben wir den heutigen Abend doch mit einer recht hübschen Entdeckung geschlossen. Ich werde sie mir zu Gemüthe führen und künftig bei dieser Frau auf meiner Huth sein, verlassen Sie sich darauf. Doch jetzt wollen wir zur Ruhe gehen und so schlafen Sie wohl, Nebelthau!«

»Gute Nacht, Herr Major, und ich wünsche Ihnen, daß die letzte hübsche Entdeckung nicht Ihren Schlaf verdirbt, denn sich auf eine so unerwartete Weise ein

klein wenig an der Nase herumgeführt zu sehen, muß für einen Herrn wie Sie doch eine kleine Niederlage sein.«

Dabei knixte sie ironisch, der Major aber sagte ernst: »Ich verstehe Sie wohl, Nebelthau, Sie belieben mich zu foppen, aber daraus mache ich mir auch nichts. Wer den Schaden hat, pflegt man zu sagen, darf für den Spott nicht sorgen, und man hat Recht. Aber so viel will ich Ihnen doch noch sagen – eine Niederlage habe ich nicht erlitten, in meinen eigenen Augen wenigstens nicht, und wenn Jemand eine erlitten hat, so kann es nur die Frau Generalin sein, da ihr Maskenspiel mit mir durchschaut ist. Auf diese Weise wenigstens kann sie es nicht fortsetzen, denn von nun an werde ich die Augen offen halten.«

»Thun Sie das, aber verrechnen Sie sich nicht in der klugen Frau. Sie wird um ihre zweite Scene am nächsten Sonntag nicht verlegen sein, verlassen auch Sie sich darauf. Und nun gute Nacht!« –

Frau Nebelthau ging, als sie aber auf ihrem Zimmer angekommen war, blieb sie sinnend stehen, faltete die Hände und sagte: »Na, das muß ich sagen, das ist ja eine wunderbare Geschichte und hier scheint mir wirklich ein ganz artiger Roman zu beginnen. Und wie wird er enden? Das weiß Gott allein! Aber was der Mann mit einem Mal nachsichtig und duldsam geworden ist und wie er sich so ruhig stellt! O, ich durchschaue ihn und, in seinem Innern fließt das edle Blut gewiß so ruhig nicht. Er will seine Niederlage nicht zugestehen und ich verdenke ihm das nicht. Aber ich will wetten, den hat das schöne Bild mit dem goldenen Haar und der ›fürstlichen,

majestätischen Gestalt schon bezaubert, und wie wird es erst wirken, wenn es lebendig vor ihn tritt und er in dies Auge sieht und die süßen Worte von ihren Lippen hört. Na, da haben wir es! Ober-Malitz bleibt Ober-Malitz und der selige Herr hat am Ende doch vollkommen Recht gehabt, wenn er seinen Neffen und Erben vor dem dämonischen Schloß und seinen Bewohnern so ernstlich warnte. Ach, was das für ein Tag war, und was werden wir nun an den folgenden erleben! Gott gebe das Beste, ich aber hoffe noch immer, daß dieses unschuldige Kind, dieser kleine Samuel den Ausschlag geben und, wie ein Engel von Gott gesandt, die Comödien und Tragödien der Menschen in Wohlgefallen auflösen wird. Gute Nacht, Herr Major, schlafen Sie süß! Ich bin nur eine einfältige Frau, aber daß die schöne Dame da drüben den Samuel nicht ohne Grund aus dem Waldhause weggenommen hat und damit ihren ganz besonderen Zweck verfolgt, den ich freilich noch nicht ergründen kann, das steht bei mir fest und die Zukunft wird lehren, ob ich Recht darin habe.«

DRITTES CAPITEL. PETER BASTIAN STATTET SEINEN
BESUCH AB.

Als Felix von Eberstein an diesem Abend zur Ruhe ging, konnte er sich allerdings nicht verhehlen, daß er nicht nur einen interessanten, sondern auch einen in der That wichtigen Tag verlebt habe. Er hatte sich schon lange auf ihn gefreut, denn das so lieb gewonnene Kind endlich einmal wiederzusehen, war ihm mehr als ein

Wunsch, es war ihm ein unabweisbares Bedürfniß gewesen, und dieser Wunsch war ihm auch vollständig in Erfüllung gegangen. Außer der Freude darüber aber war ihm noch etwas Anderes zu Theil geworden – eine solche Fülle von neuen Anschauungen, Erlebnissen und Erfahrungen, daß er Alles zusammen kaum in ein einziges Bild fassen konnte, daß ihm das Einzelne vielmehr bunt und verworren durcheinander schwirrte und er sich Mühe geben mußte, das Eine vom Andern zu sondern, um einen klaren Blick über das Ganze zu gewinnen. Aber auch eine Fülle von Aufregung war ihm zu Theil geworden, wie er sie wahrlich nicht vorausgesehen, und dieser Aufregung unterlag er auch jetzt noch, als er mit sich im Stillen zu Rathe ging und alle einzelnen Vorfälle und Begegnisse der Reihe nach, wie sie auf ihn eingewirkt, in seine Erinnerung zurückrief. Freilich war er ein ruhiger und bedachtsamer Mann; das ernste Leben, das ihn so lange in Gefahren aller Art umhergeschüttelt, die schwer zu erreichende Aufgabe, die er sich selbst gestellt und die er mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte zu bezwingen gesucht, hatte ihn gegen die gewöhnlichen Reize menschlichen Daseins abgestumpft und, wenn nicht innerlich hart, doch äußerlich fest und stählern gemacht, um die oft so giftigen Eindrücke des Lebens nicht bis in sein warmes Innere dringen zu lassen – heute aber waren so viele neue Reize vor seinen Augen erschienen, die er nicht nur nie gesehen, sondern deren Vorhandensein er auch nie

vermuthet hatte, und sie hatten mit ihrer einschneidenden Allgewalt so auf seine innerste Empfindung eingewirkt, daß die mit so vieler Mühe und so vielen Opfern gewonnene Ruhe nicht Stich halten wollte und sein von Natur so weiches und empfängliches Herz sich gegen sein Wissen und seinen Willen den Eindrücken der Außenwelt ganz erschloß. Auch kämpfte er nicht lange und absichtlich dagegen, vielmehr nahm er das so reichlich Gebotene willig auf und sagte nur wiederholt im Stillen zu sich:

»Wie Gott will! Das habe ich mir schon oft gesagt, wo mir Gefahren des Leibes und Lebens drohten, und er hat mir stets daraus geholfen, wo auch nur wenig Aussicht dazu vorhanden war – warum also sollte ich das jetzt nicht eben so gut sagen und wieder hoffen, daß er mir auch über diese kleinen Gefahren – kaum darf ich sie so nennen – also über diese kleinen Klippen, die meine Ruhe und mein Stilleben bedrohen, hinweghelfen wird? Nein, mag es kommen, wie es will, nichts soll mich mehr ungewaffnet finden, ich bin vorbereitet auf Alles und so nehme ich auch das, was er mir jetzt senden wird, ergeben auf, wie ich dankbar und ergeben alles Frühere aufnahm, was mir zu erleben und zu erdulden beschieden war.« –

So sprach Felix von Eberstein an diesem Abend und wie oft schon mag ein Mensch Aehnliches gesprochen oder gedacht haben! Ja, der Mensch, der denkende und fühlende Mensch spricht oft so zu sich und seinem Gott, aber er weiß nie dabei, was ihm wirklich beschieden ist und selten nur wird er ganz vorbereitet auf die kommenden Ereignisse sein, denn die Dinge der Welt kommen an

uns heran und gehen von uns fort auf ganz andere Weise, als wir glauben, daß sie kommen und gehen werden. Insofern aber war Felix von Eberstein vorbereitet auf das Kommende, als er in der That etwas Neues erwartete; als es aber nun wirklich kam, war es dennoch etwas so ganz Anderes, als er erwartet, daß er seine ganze Kraft und seinen vollen Willen zusammenfassen mußte, um ihm mit Ruhe und Ergebung entgegenzutreten, da es ihn auf eine Probe stellte, die er noch niemals bestanden, und ihn in eine Lage und ein Verhältniß brachte, wie er sie hier an diesem stillen Orte zu erleben, niemals die geringste Ahnung gehabt hatte.

Von der Begegnung mit dem alten Peter Bastian am Wegweiser hatte er der alten Haushälterin nichts gesagt und bei dem reichen Stoff ihrer Unterhaltung am Abend auch gar nicht wieder daran gedacht. Ja, selbst am nächsten Morgen, nachdem er in der That sehr unruhig geschlafen und eigentlich erst gegen Tagesanbruch in sanften Schlummer gesunken war, hatte er das geheimnißvolle Anliegen des armen Mannes fast vergessen, so sehr beschäftigten ihn noch immer die Ereignisse des gestrigen Tages, deren Folgen er nun mit stiller Erwartung entgensah.

Erst nach sieben Uhr, als Hans ihm das Frühstück brachte, wurde er wieder an Peter Bastian erinnert, denn mit dem Kaffee brachte ihm der Diener die Meldung herein, daß der alte Holzfäller schon unten auf dem Hofe sei und sich auf das Versprechen des Herrn berufe, so bald wie möglich bei ihm vorgelassen zu werden.

»Oho!« rief der Major, »der hat es ja sehr eilig! Nun, auf seine wichtige Mittheilung bin ich neugierig. Ich werde ihn annehmen, Hans, aber zehn Minuten muß er sich noch gedulden, so viel Zeit muß er mir zu meinem Frühstück lassen.«

Als Hans seinen Herrn verlassen hatte, setzte sich dieser zum Frühstück nieder, aber er beeilte sich unwillkürlich damit, da er sich wohl sagen mochte, daß der arme Arbeiter da unten nicht so viel Zeit habe wie er und daß derselbe wahrscheinlich nur deshalb so früh gekommen sei, um nicht allzu viel von seiner Morgenarbeit und dem daraus entspringenden Verdienst einzubüßen. Als er aber mit dem Frühstück zu Ende gekommen war, trat er an ein Fenster, öffnete es und sah nach dem Hofe hinab, wo Peter Bastian im hellen Sonnenschein auf und nieder spazierte, denn es war ein schöner Tag und alle Wolken, Nebel und Winde waren in der unsichtbaren Ferne verschwunden.

Peter Bastian aber schien für den schönen Morgen den goldenen Sonnenschein und seine nächste Umgebung eben so wenig Auge wie Gefühl zu haben. Mit vor der Brust verschränkten Armen und den grauen Kopf tief zur Erde gebeugt, ging er unruhig hin und her und nur bisweilen riß er sich von seinen Gedanken los, um nach den Fenstern emporzublicken, hinter denen der Herr, dem er jetzt einen so wichtigen Besuch abstatten wollte, sitzen sollte, wie ihm der Diener gesagt, der, mit den Kleidern

des Majors über dem Arm, so eben die Treppe heruntergekommen war. Eben hatte er wieder mit erwartungsvollem Blick nach einem der Fenster emporgesehen, da öffnete es sich und das edle, immer ruhige Gesicht des Herrn von Grünwald wurde daran sichtbar. Freundlich nickte er Peter Bastian zu und rief hinab:

»Jetzt, lieber Bastian, bin ich fertig nun ich kann mit Euch reden. So kommt denn herauf!«

Peter Bastian ließ sich den sehnlich erwarteten Wink nicht zweimal geben. Schon unten auf dem Hofe seinen Hut abnehmend, stieg er hastig die Rampe und dann im Hause die Treppe hinauf, und der Major war freundlich genug, ihm auf dem oberen Corridor einige Schritte entgegenzukommen, damit er die Thür zu seinem Zimmer nicht verfehle. Als er aber nun des so eiligen Mannes aus größerer Nähe ansichtig wurde, staunte er, denn der alte Holzfäller sah heute ganz anders aus als gewöhnlich, sowohl was seine Kleidung als auch den Ausdruck seines Gesichts betraf. Früher hatte der Major ihn nur in seinen Arbeitskleidern, und im Waldhause sogar nur in Hemdsärmeln gesehen, heute aber trug er seinen Sonntagstaat, einen kurzen grünen Rock mit stehendem Kragen, der zwar sehr alt und unmodern war, aber immer noch seine Pflicht versah und durch seinen Schnitt und seine Farbe, wie durch die glänzend polirten Metallknöpfe daran erinnerte, daß Peter Bastian einst ein Jäger oder wenigstens ein unterer Forstbeamter gewesen sei. Außerdem aber hielt er einen grauen Hut mit breiter Krämpe und grünem Bande umwunden in der Hand, und um den

weißen Hemdkragen von grober Leinwand war in einer beinahe künstlichen Schleife ein schwarzseidenes Tuch geschlungen. Ueber die grauen Tuchhosen, an deren äußerer Seite ein schmaler grüner Streifen herablief, hatte er bis zum Knie reichende Stulpstiefel gezogen, wie sie ein herrschaftlicher Jäger trägt, nur waren sie viel feiner als die gewöhnlichen Wasserstiefel, die der jetzige Holzfäller bei seiner Arbeit im Walde und auf seinen weiteren Fußmärschen zu tragen pflegte.

In diesem halb städtischen, halb ländlichen Anzuge kam der alte Mann dem Herrn von Grünwald ganz fremd vor und damit stimmte auch der Ausdruck seines energischen Gesichts überein. Es lag ein ihn überraschender, fast an Strenge gränzender Ernst darauf, mit einer gewissen ängstlichen Scheu verbunden, wie sie Leute seines Schlages wohl zur Schau tragen, wenn sie Etwas auf dem Herzen haben und sich bewußt sind, daß der vornehmere Mann, dem sie gegenüberstehen, es in seiner Hand hat, ihnen ihren Wunsch zu gewähren oder abzuschlagen. Indessen diese Strenge in seinem in der Regel finsternen und etwas schlaunen Gesicht hielt nur so lange an, bis er ganz nahe an den Major herangekommen war; als er das wohlwollende Antlitz des edlen Mannes sah, das ihn gleichsam schon durch sein freundliches Lächeln willkommen hieß, schwand der harte Ernst und die ängstliche Scheu, seine faltigen Züge nahmen sichtlich eine natürliche Milde an und so blickte auch sein Auge vertrauensvoller auf den Major hin, nachdem er sich wie ein nicht ganz ungebildeter Mensch höflich vor ihm verbeugt hatte. Was

Herrn von Eberstein heute aber am meisten an seinem Besucher auffiel, das war dessen Sprache und die Art und Weise, wie er, allmählig wärmer und lebhaft werdend, sein bedeutungsvolles Anliegen vortrug. Früher hatte er ihn immer nur in kurzen Sätzen und rauhen, fast brummigen Tönen sprechen gehört, heute dagegen drückte sich der ganz umgewandelt erscheinende Mann sogar in gewählter Sprache aus und er redete in einer so durchdachten und fließenden Weise, es war so viel Zusammenhang in den logisch an einander gereihten Sätzen, daß der Major in der That zum ersten Male aus eigener Anschauung die Ueberzeugung gewann, daß dieser Mann wirklich einst bessere Tage gesehen habe und erst durch lange Noth und vielleicht nicht ganz selbst verschuldetes Unglück in seine jetzige Lage gerathen sei.

»Guten Morgen, Bastian!« empfing ihn der Major und schritt ihm in sein Arbeitszimmer voran. »Nun, Ihr habt Euch ja sehr früh auf den Weg gemacht, es ist kaum sieben Uhr vorbei. Aber es ist mir lieb, daß Ihr da seid. Nun könnt Ihr mir Eure Wünsche vortragen. Da, setzt Euch, Ihr werdet von Eurem Morgengang wohl ein wenig müde sein.«

»O, das thut mir nichts, Herr Major,« erwiderte Peter Bastian mit sichtbarer Bescheidenheit. »Ich werde vielleicht heute noch einen weiteren Weg zu machen haben, und obgleich ich ein alter Mann bin, so habe ich doch noch hinreichend Kraft dazu und so leicht werde ich nicht müde. Doch, wenn Sie es erlauben, so setze ich mich, wenn auch Sie sich setzen. Es spricht sich leichter

und besser, wenn die Füße ruhen und der Kopf nur allein zu arbeiten braucht.«

Der Major setzte sich nun selbst auf einen Stuhl, den Rücken gegen das Fenster gekehrt, und so fiel das volle Tageslicht auf das faltige wettergebräunte Gesicht des alten Mannes, dessen Ausdruck allmählig wieder ernster wurde und dem Major, je länger er sprach von Augenblick zu Augenblick bedeutsamer zu werden schien.

»Ja, Herr Major,« begann er seine Rede, während er die Augen noch auf den in seinen Händen befindlichen Hut gerichtet hielt, »ich bin sehr früh nach Grünwald gekommen, das heißt, was die vornehmen Leute früh nennen. Für unsereins ist es schon spät genug, denn ich muß meine schwere Arbeit in der Regel um vier oder fünf Uhr beginnen, wenn ich so viel schaffen will, als ich gebrauche, um mich und die Meinigen ehrlich durch die Welt zu bringen. Sollte ich Ihnen aber dennoch zu früh gekommen sein, so bitte ich um Entschuldigung; ich hätte allerdings eine Stunde später aufbrechen können und das hätte mir weiter auch nichts verschlagen, denn heute Morgen arbeite ich nicht, ich habe mir einmal einen halben Feiertag zugelegt, da ich mit Ihnen wichtige Dinge, zu sprechen habe, die mir schon lange auf der Seele lagen und die nun endlich herunter müssen, da ich sie nicht länger verschweigen darf, wenn mir nicht die Ruhe ganz ausgehen soll, die auch wir armen Leute zu Unserm Leben und zu unserer Arbeit gebrauchen.«

Er machte eine Pause und hob sein immer noch scharf blitzendes graues Auge erwartungsvoll gegen den Major

auf, der still vor ihm saß und wohl bemerkte, daß die festen Züge des Mannes allmählig ein beinahe feierliches Gepräge annahmen und in seinem Auge eine Rührung sich abzuspiegeln begann, die nur der Ausfluß eines tief bewegten und endlich seine Dämme durchbrechenden Gemüths sein konnte.

»Nein, Bastian, ich wiederhole es,« sagte der Major überaus mild und freundlich, »Ihr seid mir nicht zu früh gekommen. Ich habe heute nichts zu thun und bin bereit, Alles ruhig anzuhören, was Ihr mir sagen wollt. So sprecht denn und zwar ganz frei von der Leber weg. Ihr braucht Euch gar nicht zu geniren, denn so viel kennt Ihr mich doch wohl, um zu wissen, daß weder mein Ohr noch mein Herz Euch verschlossen ist.«

Der alte Holzfäller seufzte tief auf, dann sagte er, mit dem Kopfe beifällig nickend: »Ach ja, ich kenne Sie und das hat mir eben den Muth gegeben, zu Ihnen zu kommen, in der Hoffnung, daß Sie mir helfen werden, oder eigentlich nicht mir, sondern uns Allen, da ich nicht allein für mich, vielmehr auch für meine beiden Alten hier stehe, die zu Hause in Angst sitzen, weil sie ja nicht bestimmt wissen, was für Erfolg mein Besuch bei Ihnen haben wird.«

»O, ich denke, einen guten,« versetzte der Major, der nun bestimmt glaubte, es handle sich um eine Geldverlegenheit der alten Leute. »So sprecht denn und ich wiederhole Euch, wenn ich Euch helfen kann, so soll es gewiß geschehen.«

»Ich danke Ihnen nochmals für den Trost, Herr Major, und nun will ich endlich reden. Doch bevor ich mit dem eigentlichen Anliegen beginne, welches ich auf dem Herzen habe, halte ich es für meine Schuldigkeit, Ihnen noch etwas Anderes zu sagen, damit Sie ungefähr wissen, mit welchen Gedanken ich zu Ihnen gekommen und daß ich im Ganzen doch nicht so verstockt und ungebildet bin, wie Sie mich vielleicht bisher gehalten haben. Nun denn, Herr Major, Sie haben uns armen Leuten, die Sie so zufällig kennen gelernt, sehr viel Gutes gethan, so viel, wie sonst nie ein anderer Mensch, und zwar haben Sie das aus freien Stücken, ohne Aufforderung oder Bitten von unserer Seite gethan. Und das Bitten und Betteln um die Gunst der Reichen und Vornehmen verstehen wir auch nicht, denn wir sind ja keine Bettler von Profession, wenn wir auch arm sind, sondern redliche Arbeiter, die nicht durch ihre alleinige Schuld in ihre jetzige Lage gekommen sind, eine Lage, die Mancher vielleicht traurig nennen mag, obwohl sie das eigentlich nicht ist, denn wir haben noch immer satt zu essen gehabt, haben uns unserem Stande gemäß anständig kleiden können, und weiter bedarf ja der Mensch im Grunde nichts, wenn er genügsam und bescheiden ist und keine hoffährtige Seele hat. Ja, wir hatten sogar so viel übrig, daß wir der alten Ule, die schon lange nichts mehr leisten kann und auf Anderer Hülfe angewiesen ist, das Gnadenbrod geben konnten, wie man sagt, und das haben wir recht gern gethan, ohne daß wir uns deshalb halb todt zu arbeiten brauchten. Zu diesen armen, aber arbeitsamen Leuten nun kamen Sie,

Herr Major, und, wie die Grittli uns gesagt, fanden Sie Wohlgefallen an dem kleinen Samuel und Sie schenken ihm auch, sichtbar für uns, Ihr Wohlwollen, aus reinem inneren Antriebe und ohne daß irgend eine gewinnsüchtige oder sonst unedle Absicht Sie dazu getrieben hätte. Das sagte sie uns gleich im Anfang, da wir Ihre Bekanntschaft machten, aber so recht eingesehen, daß sie die Wahrheit sprach, haben wir erst, als der Samuel fort war und Sie nicht mehr so oft zu uns kamen, und wir haben Ihre Güte wohl erkannt, obgleich wir nicht viele Worte hierbei machten, und oft, wenn Sie von uns fortgegangen, haben wir mehr zu Ihrem Lobe gesprochen, als wenn Sie anwesend waren, da es uns nicht gegeben ist, den Leuten in's Gesicht zu sagen, was wir von ihnen denken, namentlich wenn sie so reich und vornehm sind wie Sie. Nun denn, Herr, für diese Güte, die Sie uns aus so reinem Herzen erwiesen, möchten wir gern dankbar sein, denn eine Hand wäscht ja die andere, sagen wir alten Leute und so, wie Sie uns bedient, um des kleinen Samuel willen, so möchten wir auch Ihnen dienen, – um Ihretwillen.«

Der Major hatte diese lange und unerwartete Rede, die so viel Lobeserhebung für ihn enthielt, mit ziemlicher Ruhe angehört, jetzt, da Peter Bastian einen Augenblick schwieg, um frische Luft zu schöpfen, nahm sein Gesicht den Ausdruck lebhafter Verwunderung an, denn daß der Mann ihm seiner selbst wegen einen Dienst leisten wolle, befremdete ihn, um so mehr, da er sich gar nicht vorstellen konnte, welchen Dienst ihm der alte Mann leisten

wollte, wenn er auch das Vermögen dazu besäße. Endlich aber, da Peter Bastian noch immer nicht wieder das Wort nahm und auf seine Antwort zu warten schien, sagte er freundlich:

»Ich danke Euch für Euren guten Willen, Bastian, und daß Ihr meine geringen Leistungen, den kleinen Samuel und Euch betreffend, anerkennt, freut mich. Aber wie wolltet Ihr mir denn dienen, das heißt, mir eine Gefälligkeit erweisen, um mir Eure Dankbarkeit an den Tag zu legen? Das verstehe ich nicht und Ihr müßt Euch schon ein wenig genauer aussprechen, wenn ich Eure Gesinnung und Eure Absicht ganz kennen lernen soll.«

»Gewiß, Herr Major, das will ich auch, lassen Sie mir nur Zeit dazu. Wie wir Ihnen aber dienen wollen und ob wir es können, das wird sich schon finden, und Sie werden sich vielleicht wundern, daß wir uns eine solche Macht zutrauen; aber wir trauen uns nicht zu viel zu, Herr, wir haben diese Macht und sie wird sich Ihnen schon fühlbar machen. Doch bevor ich in meiner Rede fortfahre, muß ich noch eine Bemerkung machen, und zwar die, daß wir nicht so ganz ohne Nebenabsicht zu Werke gehen und daß wir, wenn wir Ihnen wirklich einen Dienst leisten, und zwar einen großen Dienst, dafür auch eine Art Gegenleistung von Ihnen erwarten. Gestern Abend nun haben Sie mir versprochen, Sie wollten meinen, das heißt unser Aller Wunsch erfüllen, und da bin ich nun gekommen, um Sie beim Wort zu nehmen und Ihnen diesen unseren Wunsch und unsere Hoffnung mit aller Bescheidenheit vorzutragen.«

Der Major war bei den letzten Sätzen noch aufmerksamer geworden als vorher, denn daß es sich hier um keine Geldunterstützung, sondern um etwas viel Wichtigeres handle, das sah er wohl an der Miene des Mannes, die immer bedeutsamer geworden war, und das hörte er an seiner Sprache, die bei jedem neuen Satz einen feierlicheren Ton angenommen hatte, als ob der zu berührende Gegenstand, an den heranzukommen er sich offenbar scheute, ein für ihn hochheiliger und für den Major selbst ein überaus wichtiger wäre.

»Es ist gut, Bastian,« sagte er daher mit einiger Vorsicht, »und ich will mich auch gern beim Wort nehmen lassen, da ich es nicht so obenhin gesprochen habe, vielmehr ernstlich gesonnen bin, es zu halten, sobald ich es kann. So sprecht denn also ohne alle Umstände und gerade heraus: was habt Ihr für einen Wunsch und eine Hoffnung, und laßt mich nicht zu lange warten, da ich ja von Herzen gern geneigt bin, Euch in jeder Weise behülflich zu sein.«

»Nun ja, das denken wir auch und darum komme ich ja eben zu Ihnen, Herr. Und so will ich Ihnen gerade heraus auf einen Schlag die Hauptsache sagen, in meinem und im Namen der beiden alten Frauen, die mich schon lange zu diesem Schritt gedrängt haben, zu dem ich mich aber erst entschloß, nachdem ich mir Alles, was für Sie und für mich daraus folgen kann, in jeder Richtung überlegt und das Für und Wider, wie die Advocaten es thun, abgewogen hatte. Nun denn, wir wünschen und hoffen, Herr, daß Sie Alles aufbieten werden, uns den

kleinen Samuel wieder zu verschaffen, ohne den die alten Weiber, wie sie einmal sind, nicht mehr leben können. Sehen Sie, Herr Major, ich muß Ihnen das etwas weitläufiger auseinandersetzen, damit Sie auch sehen, daß wir ein Recht haben, diesen Wunsch und diese Hoffnung zu hegen. Anfangs, als die gnädige Frau dort drüben den Samuel von uns fortgenommen hatte, ohne daß sie uns gefragt, ob wir etwas dawider hätten, da freuten wir uns halb und halb, daß der Samuel auch einmal in das schöne Schloß käme, das seine Mutter schon so oft betreten; dann aber, als es so lange dauerte, bis er wiederkam, – denn wir hatten geglaubt, sie werde ihn nur etwa eine Woche behalten, so lange die Grittli bei ihr Arbeit hätte – da wurden wir unruhig und besorgt, und endlich, als wir hörten, daß sie ihn für immer behalten und mit ihm uns auch die Grittli entziehen wolle, da entstand eine Sehnsucht nach dem Knaben in unseren Herzen, daß wir nicht mehr aus und ein wußten, vor Besorgniß, daß ihr Vorhaben ihr gelingen könne, und nun ist diese Sehnsucht so groß und mächtig geworden, daß wir ihn wieder haben wollen und müssen, mag es biegen oder brechen. Ja, Herr, das wollen und müssen wir, denn Sie glauben nicht, wie viel uns an dem Kinde gelegen ist. Es war unser einziger Trost, unsre Freude und Hoffnung im Alter; es fehlt uns am Morgen, wenn wir aufstehen, und am Abend, wenn wir uns niederlegen, und Nachts können wir nicht schlafen, weil wir von ihm träumen und ihn schreien zu hören glauben, weil er sich selbst nach uns

sehnt, denn daß er uns lieb gehabt, das unterliegt keinem Zweifel, wenn wir auch nur arme und elende Leute sind, da die Liebe ja nie nach Vornehmheit oder Reichtum fragt.«

Diese mit großer Innigkeit, aber auch mit entschiedener Energie gesprochenen Worte fielen dem Major, zumal er durch die Liebe der alten Leute zu dem Kinde tief gerührt wurde und diese Liebe nur zu wohl begriff, schwer auf das Herz. Er sah nicht ein, wie er ihnen in dieser Beziehung helfen sollte, denn so weit reichte seine Macht nicht einmal für ihn selbst, da er ja auch den Wunsch und die Hoffnung gehegt, Samuel für sich zu gewinnen oder wenigstens in seine früheren Verhältnisse, die ihm zugänglicher als Ober-Malitz waren, zurückzubringen. Darum sann er auch jetzt ernstlich nach, was er dem Manne Tröstliches sagen solle, aber da er nichts fand und noch weniger seinen Wünschen augenblicklich entsprechen konnte, sagte er ruhig und mit entschiedenem Nachdruck:

»Mein lieber Bastian! Ihr habt mir da eben Eure Gefühle für den Samuel ausgesprochen und ich begreife dieselben sehr wohl, da ich etwas Aehnliches für den Knaben empfunden habe, denn auch ich liebe ihn, wie Ihr ihn nur lieben könnt. Allein wenn Ihr glaubt, daß ich Eurem Wunsche und Eurer Hoffnung in dieser Beziehung nachkommen kann, dann irrt Ihr Euch. Diesen Wunsch werde ich leider nicht erfüllen können, denn so weit, wie Ihr denkt, reicht meine Macht nicht und ich kann der

Frau Generalin von Hartenfels nicht vorschreiben, was sie thun soll, um Euren Wünschen gerecht zu werden.«

Peter Bastian lachte dämonisch auf und ein düster funkelnder Blick schoß aus seinen grauen Augen über Felix von Eberstein hin. »O, o, Herr Major,« rief er lauter als vorher, »am Ende reicht Ihre Macht doch so weit, Sie kennen sie nur selbst noch nicht, um Sie sie aber kamen zu lehren, bin ich hierhergekommen, also warten Sie nur das Ende meiner Rede ab und Sie sollen bald einen andern Begriff von dem Umfang Ihrer Machtvollkommenheit über diese Frau Generalin erhalten. Daß Sie sich über diese meine Worte wundern würden, sah ich voraus, aber das hält mich von meinem Vorhaben keineswegs zurück. Auch als wir alten Leute darüber zu Rathe gingen, haben wir Alle geglaubt, daß Sie durch dieses mein Vorhaben in Unruhe gerathen würden, aber auch das schreckte uns nicht davon zurück und wir sagten uns, ich *müsse* thun, was ich jetzt thue, nicht allein, weil es uns zu unserm Ziele führen kann, sondern weil – mit einem Wort gesagt – weil ich Ihnen für Ihre Güte, die Sie dem Samuel und uns Allen erwiesen, auch dankbar sein und in Erwägung der Gerechtigkeit Ihrer Sache Ihnen helfen muß, zu Ihrem Rechte zu kommen, und das ist es, was ich vorher mit dem Dienst meinte, den ich Ihnen leisten kann.«

Der Major saß unbeweglich auf seinem Stuhl und starrte den so seltsam sicher redenden Mann mit großen Augen an. Er wußte nicht, was er von dessen Worten denken sollte und vor seinem inneren Auge dämmerte es

trüb wie eine dunkle Ahnung auf, daß ihm in den nächsten Minuten der Schleier von etwas Unverhofftem, Unerwünschtem gelüftet werden würde. Indessen faßte er sich bald wieder und seine ganze ihm zur Gebote stehende Ruhe und Geistesgegenwart zusammenraffend, entgegnete er so freundlich wie vorher, aber mit viel größerem Ernst:

»Bastian, ich verstehe Euch nicht. Die Gerechtigkeit meiner Sache treibt Euch zu diesem Euren Thun und Ihr wollt mir dadurch dienen, daß Ihr mir zu meinem Rechte verhelft? Was heißt das? Aber, bevor Ihr sprecht, überlegt wohl, was Ihr sagen wollt, denn, wie mir scheint, ist es eine bedeutsame Sache, die Ihr mir eben enthüllen wollt.«

»Ja, das ist sie, Herr Major, bei Gott!« rief der Holzfäller feierlich und sein Gesicht wurde auffallend bleich, während seine grauen Augen wie glimmende Kohlen in seinem Kopfe funkelten. »Sehen Sie,« sagte er dann, »ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, und daraus, daß ich diese Geschichte Ihnen erzähle, werden Sie erkennen, daß ich die Wahrheit rede. Aus dieser Geschichte aber wird ganz von selbst folgen, was ich und was wir Alle erwarten, nämlich daß der Samuel wieder zu uns kommen wird und wir dann Alle glücklich sein werden.«

»Nun, da bin ich doch sehr neugierig,« versetzte der Major, unruhig auf seinem Stuhl hin und her rückend. »Sprecht, aber faßt Euch so kurz wie möglich – ich höre solche Geschichten nicht gern.«

»Das glaube ich wohl, denn Sie sind ein braver Mann und brave Männer hören nie gern von Schurkenstreichen

sprechen, wie ich Ihnen jetzt einen erzählen will. Und kurz werde ich mich auch fassen können, denn ich glaube, das Hauptsächlichste, was ich Ihnen erzählen könnte, und woraus das Geheimniß entsprang, welches Sie noch nicht kennen und was eben Ihnen und uns zu unserm Rechte verhelfen wird, wissen Sie schon, und ich brauche nur noch das hinzuzufügen, was Ihnen unbekannt ist und mich selbst mit dieser Geschichte verwickelt hat. Nun ja, ich sehe es, Sie merken schon, daß es sich hier um eine gewisse alte Geschichte handelt und ich muß in der That weit in eine Zeit zurückgehen, wo noch Leute lebten, die jetzt lange im Grabe ruhen. Aus eigener Anschauung wissen Sie freilich nichts, aber gehört haben Sie gewiß davon und der Nachtheil, den Ihr Vorgänger früher davon hatte, ist ganz allein auf Sie gefallen, wie auch der Vortheil, den Sie jetzt durch mich haben können, auf Sie allein fallen wird, denn Sie sind ja der einzige Besitzer von Grünwald und der gesetzliche Erbe des verstorbenen Herrn von Eberstein. Nun, meine Erzählung beginnt zu einer Zeit, wo dieser Ihr Herr Onkel noch lebte und jung war, wie Sie es jetzt sind, und vielleicht sogar noch jünger. Schon in dieser frühen Zeit hatte er einen argen Zwist mit dem Baron von Flamberg, noch lange bevor dieser Herr von Ober-Malitz war. Aha, ich sehe schon, Sie wissen, was ich meine, nicht wahr?«

»Ja wohl,« erwiderte der Major mit trübem und zur Erde geneigtem Blick, »ich habe leider davon gehört. Aber nun sprecht nur getrost weiter.«

»Nun ja, nachdem also der Baron Flamberg Ihrem Herrn Onkel, seinem Busenfreunde und Waffenbruder, seine Braut *gestohlen* – der Ausdruck ist nicht zu hart, Herr, wenn er auch so klingt – war der erste Grund zu jener alten Feindschaft gelegt, die zwischen Grünwald und Ober-Malitz bis zum Tode ihrer beiden Besitzer nicht aufhören sollte. Wir alten Leute wissen das sehr gut, denn ich, meine Frau und die Ule Troll lebten damals auf Nieder-Malitz, wo ich bei dem Baron Marzahn Forstschreiber oder eigentlich Förster war, und da unser Gut mitten zwischen den beiden anderen Gütern lag und wir mit den Bewohnern von Grünwald so oft in Verbindung kamen, wie mit denen von Ober-Malitz, so können Sie sich denken, daß die so viel Aufsehen erregenden Vorfälle zwischen den beiden Herren auch gar bald zu unsern Ohren drangen. Nun ja, Alles sprach darüber hin und her, für und wider, wie das so geht, und da meine Weibsleute und ich damals sehr neugierig waren und auch eigentlich für den allgemein beliebten Herrn von Eberstein Partei nahmen, so forschten wir im Stillen genauer nach, ohne zu ahnen, daß wir selbst noch einmal persönlich bei der fatalen Geschichte betheilt werden sollten. Da wollte es denn das Schicksal, daß ich viel genauer davon unterrichtet wurde, als andere Leute, und zwar durch einen Mann, den ich nachher erwähnen werde und der auch

für Sie jetzt eine sehr wichtige Person geworden ist, obwohl auch er schon längst im Grabe ruht. Doch das gilt eigentlich erst von der leidigen Prozeßgeschichte, die später vorfiel, und ich habe damit den Ereignissen nur etwas vorgegriffen.

Nun ja, die erste Fehde zwischen den beiden Herren war also ausgekämpft und der Baron Flamberg saß als steinreicher und triumphirender Mann mit seiner bildschönen Gemahlin auf Ober-Malitz, und Ihr armer Onkel vertrauerte seine jungen Tage in bitterer Einsamkeit auf dem stillen Grünwald. Indessen hatte er sich in sein Schicksal gefunden, wie ein braver Mann, und er ertrug es so standhaft, daß wir ihn Alle nur noch mehr lieben mußten, zumal er eben so mildherzig und menschenfreundlich, wie der Baron Flamberg das Gegentheil davon war, dem überdieß sein Glück zu Kopf gestiegen, so daß er glaubte, man könne mit Menschen umgehen, als ob sie knöcherne Würfel wären, deren Glücksaugen nur für ihn und deren Nietten für alle übrigen Menschen fallen müßten. Und wie denn der Reichthum, wenn man ihn nicht sauer erworben hat, in der Regel hochmüthig macht, so geschah es auch hier und der gestrenge Herr auf Ober-Malitz wollte noch reicher werden, als er war, und sah sich nach der ersten besten Gelegenheit dazu um. Diese Gelegenheit sollte ihm denn – auch leider durch den alten Baron Marzahn geboten – werden, der damals mein Gutsherr war, auf seinem alten Herrenhause zu Nieder-Malitz lebte und vor Schulden nicht aus und ein wußte, so daß er immer in Noth lebte und jede That

für gut hielt, durch die er wieder zu Gelde kommen konnte. Diese That nun zeigte ihm der Ober-Malitzer Herr bald und er ging, dumm und schlecht, wie er war, nur zu willig darauf ein. Mit einem Wort, der Baron Flamberg kaufte ihm ganz im Stillen das Gut Nieder-Malitz ab, obgleich er sehr wohl wußte, daß es nur ein Lehngut und an Grünwald zurückfallen mußte, wenn der letzte Baron Marzahn starb. Die Bedingung dieses geheimnißvollen Kaufs aber war die, daß Niemand vorher davon erfahren sollte, als bis Baron Marzahn gestorben wäre, und daß dies nicht lange ausbleiben konnte, wußte Niemand so gut wie der Baron Flamberg. Er starb denn auch wirklich bald und als nun der Herr von Eberstein kam und sein Eigenthum in Anspruch nehmen wollte, belehrte ihn der Baron Flamberg, daß er gar kein Recht darauf habe, sondern daß er selber gesetzlicher Besitzer von Nieder-Malitz sei, da er es bereits längst mit der Hälfte des geforderten Preises, der nur ein sehr geringer gewesen, baar bezahlt hatte.

Nun, da begann denn der große Prozeß, von dem Sie gewiß auch gehört haben und den Ihr Herr Onkel zweimal gewann, der aber endlich in dritter Instanz zu Gunsten des Barons Flamberg entschieden wurde, weil Herr von Eberstein keine Zeugen beibringen konnte, daß er der gesetzliche Erbe sei und weil alle Papiere, die davon Kunde geben sollten, verloren gegangen waren, wie man sagte. Freilich, die eigentlichen Papiere, die Herr von Eberstein's Vater einstmals darüber besessen, waren wirklich verbrannt, aber die Abschriften davon, die der

Baron Marzahn besaß und besitzen mußte, waren *nicht* verbrannt, indessen wurden auch sie nicht gefunden, da sie wahrscheinlich zu rechter Zeit von den Beteiligten beseitigt worden waren. Wäre nun ein glaubwürdiger Zeuge vorhanden gewesen, der hätte darthun können, daß diese Papiere absichtlich vernichtet und daß sowohl dem Baron Marzahn wie dem Baron Flamberg sehr wohl bekannt gewesen sei, daß Nieder-Malitz als Lehngut einst an Herrn von Eberstein zurückfallen müsse, dann hätte der Prozeß ohne Frage zu Gunsten Ihres Herrn Onkels entschieden werden müssen und Sie selbst, Herr Major, wären heute noch Besitzer von Nieder-Malitz, Baron Flamberg dagegen wäre selbst auf die Anklagebank gerathen, weil durch den Zeugen zu Tage gekommen, welche Spitzbüberei er mit dem Baron Marzahn gegen Ihren Herrn Onkel ausgeführt.

Allein dieser Zeuge blieb leider aus oder stumm, denn in Wahrheit war er wirklich noch vorhanden und ich selbst sollte es sein, der durch Ule Troll die erste Kunde davon erhielt, freilich erst zu einer Zeit, als Herr von Flamberg schon längst unbestrittener Besitzer von Nieder-Malitz geworden und das Gut mit den schönen Wäldern ihm gerichtlich für einen Spottpreis zugesprochen war.

Und nun will ich Ihnen sagen, wer dieser Zeuge war und wie wir in Nieder-Malitz wohnende, nun aber auch zu Ober-Malitz gehörende Leute mit ihm in Verbindung gerathen. Es war der alte Leibjäger des Barons Marzahn, Troll mit Namen, ein weitläufiger Vetter von der alten Ule

und meiner Frau, der stets das Vertrauen seines Herrn genossen hatte und in alle seine unangenehmen Verwickelungen eingeweiht war. Dieser alte Mann, der ein Spielball in der Hand des Barone Flamberg geworden, war durch Drohungen eingeschüchtert, endlich, durch ein Stück Geld und andere Versprechungen gewonnen, und als vom Gericht etwaige Zeugen aufgefordert wurden, die nachweisen könnten, was Herr von Eberstein nicht nachweisen konnte, daß nämlich die Abschriften der bewußten Documente in Nieder-Malitz noch vorhanden gewesen, welche besagten, daß Nieder-Malitz wirklich ein Lehngut von Grünwald sei und einst dahin zurückfallen müsse, da stellte er sich nicht, sondern blieb ruhig in seinem Sorgenstuhl sitzen, denn er lag mit einem gelähmten Bein an der Gicht darnieder. Da er aber Niemand auf der Welt hatte, der sich seiner annahm und meine Weibsleute seine nächsten Verwandten waren, so überredeten sie mich, ihn in unser Haus zu nehmen und bis zu seinem Ende zu pflegen, das ja auch nicht mehr lange ausbleiben konnte. Das that ich denn auch und so wohnte der alte Mann bei uns. Er war aber die ganze Zeit, so lange er bei uns blieb, nicht nur am Körper krank, sondern auch im Gemüth, denn sein Gewissen peinigte ihn unaufhörlich, daß er nicht als Zeuge gegen seinen ehemaligen Herrn und den Baron Flamberg aufgetreten sei. Indessen er schwieg, jedoch nur bis zu einer gewissen Zeit und diese Zeit war die Stunde seines Todes, wo er sein laut schreiendes Gewissen nicht länger zur Ruhe bringen konnte, und so gestand er der alten Ule ein, was

er verbrochen, daß er Geld für sein Stillschweigen genommen und daß er nicht ruhig zu Gott eingehen könne, wenn er nicht wenigstens *einem* Menschen das Geständniß seiner Schuld abgelegt. Da sagte er denn auch, daß er eines Abends im Nebenzimmer des Barons Marzahn gesessen und zugehört hatte, was die beiden Barone mit einander abgekartet, daß der Nieder-Malitzer dem Ober-Malitzer die Abschriften der Documente ausgehändigt und dafür eine bedeutende Summe Geld erhalten habe. Ferner gestand er ein, daß sein Herr ihm früher oft genug gesagt, es unterliege gar keinem Zweifel, daß Nieder-Malitz einst an Grünwald fallen müsse und daß Herr von Eberstein eigentlich gut thun würde, sich schon bei seinen – des Barons Marzahn – Lebzeiten um diese Sache zu bekümmern, da der Baron Flamberg große Neigung verspüre, Nieder-Malitz zu kaufen und so sich an die Stelle des wirklichen Eigenthümers zu sehen.

Als der alte Jäger Troll aber seiner Muhme Ule sein Unrecht gebeichtet, starb er und erst einige Tage nach seinem Tode erfuhr meine Frau von der Ule und dann ich durch meine Frau, was der Jäger auf seinem Sterbebette ausgesagt hatte. Ach, Herr von Eberstein, das war eine sehr böse Zeit für mich. Wir Drei berathschlagten natürlich, was wir thun sollten und kamen darin überein, daß es eigentlich recht und billig wäre, wenn wir vor Gericht gingen und Anzeige von der Beichte des Jägers Troll machten. Allein wie das so ist, wie wollten es wohl, aber wie fürchteten uns auch, mit dem jähzornigen Herrn

auf Ober-Malitz anzubinden, und daß dieser Alles aufbieten würde, uns als Verläumder und Kränker seiner Ehre darzustellen, konnten wir uns wohl denken. So verschoben wir denn unser Vorhaben immer auf längere Zeit, bis endlich nach Ablauf etwa eines Jahres für mich die Gelegenheit kam, die Sache bei dem betreffenden Herrn selbst zur Sprache zu bringen. Wie das aber zusammenhing, will ich Ihnen jetzt erzählen und Sie werden es sehr begreiflich finden, daß von dem Tage an alles Unglück begann, welches bis auf den heutigen Tag über mich hereingebrochen ist und mich aus einem leidlich gebildeten und rechtschaffenen Mann zu einem gemeinen und oft genug schlecht beleumundeten Holzfäller gemacht hat, der sich überdieß jeden Augenblick sagen mußte, daß er nicht recht und klug gehandelt und der dennoch nicht die Kraft oder vielmehr die Macht besaß, dem ihm drohenden Schicksal durch ein offenes Bekenntniß vor aller Welt entgegenzutreten, was mir freilich – Gott sei es geklagt! – eben so wenig geholfen hätte, wie Herrn von Eberstein, denn vor Gericht galt meine Aussage wohl nicht, da der Zeuge, der allein die Wahrheit beschwören konnte, gestorben war und ich erst durch die dritte Hand erfahren hatte, was derselbe auf seinem Gewissen mit herumgeschleppt.

Wie ich Ihnen bereits gesagt, war ich Förster auf Nieder-Malitz, als der Baron Flamberg seinen Prozeß gewann und das Gut nun an Ober-Malitz fiel. Ich war also plötzlich ein Beamter des von uns so gefürchteten Barons geworden, und da dieser ein viel reicherer Mann

war als mein früherer Herr, so glaubte ich, er werde aus Freude, ein so schönes Gut so billig gekauft zu haben, ein Uebriges thun und mir, der ich nur ein sehr geringes Gehalt bezog, ein größeres bewilligen oder mir vielleicht gar, da ich mir etwas auf meine Leistung einbildete, eine bessere Stelle auf dem jetzt so großen Gute geben. Ich begab mich also eines Tages nach Ober-Malitz und fand den gnädigen Herrn in einer sehr ungnädigen Stimmung vor, weil ihm so eben sein bestes Pferd gefallen war. Er ging gerade über den Hof aus dem Stall nach dem Schloß zurück, da trat ich ihm in den Weg und trug in aller Bescheidenheit meine Bitte vor. Aber da kam ich schön an. Daß er mir nicht mit der Hetzpeitsche, die er stets an seinem Gürtel trug, über das Gesicht fuhr, war Alles, was ich verlangen konnte und dazu erhielt ich bitterböse Worte, indem er sich dahin aussprach, daß er mit dem Nieder-Malitzer Gesindel nichts zu thun haben wolle und ich könne seinetwegen in meinem Walde verfaulen, es sei ihm auch ganz gleichgültig. – O, o, gnädiger Herr, sagte ich, indem ich mich tief verbeugte, verfaulen werde ich bei lebendigem Leibe nicht, aber ich werde nachdenken, wie ich es zu Stande bringe, mir eine Stelle zu suchen, auf der man nicht wie ein Stück Vieh, sondern wie ein fühlender Mensch behandelt wird.

Als ich diese Worte mit einem gewissen Nachdruck sprach, sah mich der Baron mit einem glühenden Blick an und im ersten Augenblick dachte ich, er würde mich zu Boden schlagen. Plötzlich aber besann er sich eines Anderen und sagte lächelnd: ›Ah, Ihr seid Bastian aus

Nieder-Malitz, nicht wahr? Jetzt sehe ich es erst. Nun, das ist freilich etwas Anderes. Geht also ruhig nach Hause, mein Freund, Ihr sollt bald Arbeit in Hülle und Fülle und also auch einen Nebenverdienst bekommen, denn ich will Euren Wald niederlegen lassen und das sollt Ihr mir besorgen helfen. Bei diesen Worten war ich wie vom Schläge gerührt, konnte kein Wort weiter sprechen und duckte mich nieder wie sein angeschossener Hirsch. Wie, mein alter schöner Wald, in dem ich jeden Baum kannte und den ich gehegt und gepflegt, als ob alle Bäume meine Kinder wären, sollte niedergelegt werden? Ja, das sollte er, ich hatte es ja gehört, und da, in diesem für mich so schrecklichen Augenblick faßte ich den Entschluß, auf Nieder-Malitz auszuharren und nicht davon fortzugehen, und daß, wenn einmal die grausame Art wirksam sein sollte, nur ich es sein dürfe, der seine Kinder fällt oder fällen ließ, um mir so wenigstens Etwas zu retten, was ich in der Nähe meines Hauses behalten wollte. Und so ging ich denn tiefbetrübt nach Hause und bald begann die Niedermetzlung des Waldes, aber ich schonte, was ich schonen konnte und es blieb noch viel mehr stehen, als Sie jetzt dort sehen, denn die große Lichtung um das Waldhaus herum ist bis auf die drei Eichen erst nach meinem späteren Abzuge von Nieder-Malitz ausgehauen worden.

So, nun war des gnädigen Herrn Wille geschehen, der schöne Nieder-Malitzer Wald war zum größten Theile von der Welt verschwunden und der Herr Baron hatte das Geld dafür in seine unergründlich tiefe Tasche gesteckt.

Ich hatte mit Thränen im Auge und mit Kummer im Herzen meine Hand dabei geliehen und hatte wirklich Arbeit in Hülle und Fülle gehabt, dafür aber wollte ich nun auch belohnt sein, Herr. So dachte ich denn ernstlich darüber nach, wie ein höheres Gehalt zu erlangen sein werde, denn der verheißene Zuschuß war ausgeblieben und daß ich mit meinem damaligen Einkommen nicht länger dem reichen Baron dienen wollte, stand fest, und wenn ich bei der ersten Zurückweisung Seitens des gnädigen Herrn nur ein gehorsamer und duldsamer Knecht gewesen war, so wollte ich mich diesmal nicht abschrecken lassen und dem vornehmen Baron ein Wort zuraunen, von dem ich mit auf der Stelle die heilsamste Wirkung versprach. Als ich mir Alles wohl durchdacht und mit meinen beiden Weibsleuten, die stets meine Rathgeber und Helfershelfer waren, auch die möglichen Folgen meines Vorhabens überlegt hatte, ging ich eines Morgens im Herbst nach Ober-Malitz hinüber, um mit dem gnädigen Herrn noch einmal über meine kümmerliche Lage zu sprechen. Ich fand ihn nicht zu Hause, er war allein in den Wald gegangen, um zu pürschen, wie er es liebte, denn von seinen Dienern nahm er nie einen mit in deren Gesellschaft befand er sich nicht gern, er fürchtete sich vor Jedem, sagte man – warum? nun, das will ich hier unerörtert lassen. Wenn er also nicht gerade hohen Besuch hatte und jagen wollte, jagte er allein und so auch diesmal. Nun, ich war immer ein guter Fußgänger und so ging ich ihm nach in den Wald, und bald fand ich auch seine Spur, obgleich es nebliges Wetter war, und auf der ging ich fort,

bis ich ihn endlich an einem Hirschwechsel stehen und einen großen Hirsch in der Ferne beobachten sah, den er wahrscheinlich schießen wollte.

Trotzdem ich das sah und also erkannte, daß meine Zeit schlecht gewählt sei, ging ich doch an ihn heran, denn der gefaßte Entschluß kochte und schäumte in mir und ich hatte keine Ruhe mehr, bis ich ihn ausgeführt. Ich zog meine Mütze und bat den gnädigen Herrn, mir zu verzeihen, wenn ich ihn in seinem Vorhaben unterbrä- che, aber ich könne nicht anders und müsse mir schon eine Viertelstunde Audienz im Walde ausbitten, da ich ihn nicht aus dem Gutshofe getroffen.

Als er mich das mit ernster Miene aussprechen hörte, fuhr er mit einem schnellen Blick über mich hin, ob ich auch kein Gewehr oder kein Jagdmesser bei mir habe, aber ich kannte ihn schon darin und um ihm nicht etwa drohend entgegenzutreten, hatte ich wohlweislich alle meine Waffen zu Hause gelassen.

Als er das bemerkte, lachte sein sonst so schönes Gesicht häßlich auf und er sagte: ›Was wollt Ihr? Macht es kurz! Ihr seht, daß ich nicht unbeschäftigt bin und am wenigsten gern lasse ich mich von einem meiner faulen Hörigen stören.‹

Ich verschluckte den Verdruß über die mir angedichtete Faulheit und trug mit aller möglichen Bescheidenheit mein Anliegen vor, und bat um eine Zulage, da ich meine Familie mit meinem kleinen Gehalte nicht mehr nach Bedürfniß ernähren könne. Er ließ mich ruhig aussprechen, dann schüttelte er den Kopf, schielte aber immer

nach dem Hirsch und nahm seine Büchse in die Hand, die er vorher an einen Baum gelehnt, neben dem ich ihn gefunden hatte.

›Nein,‹ sagte er barsch, ›ich habe es Euch schon einmal gesagt, ich gebe den Nieder-Malitzern kein höheres Gehalt und wenn es Euch auf meinem Gute nicht mehr gefällt, so scheert Euch zum Teufel – ich finde Eures Gelichters genug in der Welt und bin um keinen Forstschreiber in Verlegenheit.‹

Da faßte ich mich kurz und antwortete, während mir das Herz schon laut gegen die Brust pochte: ›Herr Baron, Sie haben mich schon einmal zu dem Gesindel geworfen, und ich habe es ertragen; heut werfen Sie mich nun auch zu dem Gelichter, und das zu dulden, habe ich keine Lust mehr. Runzeln Sie nicht spöttisch Ihre Stirn, ich fürchte mich nicht vor Ihnen, denn ich bin viel stärker, als Sie denken, um mich selbst mit bloßen Händen gegen Sie meiner Haut zu wehren.‹

Da faßte er die Büchse fester und ließ sein Auge auch einmal über meine ganze Gestalt laufen. Da er aber auch jetzt keine Waffe an mir bemerkte, lachte er höhnisch auf und sein Gesicht nahm eine seltsam bleiche Farbe an, die mich schon belehrte, daß sein Jähzorn, der mir bekannt, dem Ausbruch nahe sei. Aber ich war unerschrocken und da ich mich vor seiner Büchse nicht fürchtete, die ich ihm ja, ehe er sie anzuschlagen vermochte, aus der Hand reißen konnte, so nahm ich alle meine Ruhe zusammen und sagte:

›Ja, selbst gegen Sie mich meiner Haut zu wehren, bin ich stark genug, Herr Baron; aber nicht mit Waffen, wie Sie sie da tragen, will ich gegen Sie kämpfen, sondern mit einer ganz anderen und für jetzt noch unsichtbaren.«

Diese unerwarteten Worte, welche Wirkung sie auch auf ihn üben mochten, schienen ihn zu beruhigen, wenigstens sah es so aus, denn er sagte mit einem Mal, indem er seine Büchse wieder gegen den Baum lehnte, mit einem ganz gleichgültigen Gesicht: ›Sprecht, was sind das für sichtbare Waffen? Ihr habt mich neugierig gemacht.«

Nun ja, und da faßte ich mir ein Herz und sagte ganz einfach: ›Herr Baron, es ziemte sich wohl, daß Sie meiner demüthigen Bitte ein aufmerksames Ohr schenkten und mir willfährig wären, denn wenn Sie das nicht thun und sind, dann zwingen Sie mich, einen Verstorbenen, den ehemaligen Leibjäger des Barons Marzahn, mit Namen Troll, auferstehen und sagen zu lassen, was er seiner Muhme Troll, meiner Schwägerin auf seinem Sterbebette in Betreff eines gewissen Abkommens zwischen Ihnen und seinem ehemaligen Herrn gebeichtet hat.«

So sagte ich. Kaum aber waren die Worte heraus, da ging eine Scene vor, die ich Ihnen nicht genau beschreiben, sondern nur andeuten will. Der Baron gerieth in eine so unbändige Wuth, daß er gar nicht mehr wie ein Mensch, sondern wie ein grimmiger Teufel aussah. Sein Gesicht war ganz blau aufgeschwollen und seine Augen funkelten wie Leuchtwürmer. Sprechen konnte er nicht, er stieß nur abgerissene und wild klingende Laute hervor. Zuerst, als er sich wieder besinnen konnte, griff er nach

der Büchse und hob sie empor, als wollte er mich niederschießen; als ich aber, auf Alles gefaßt, mit verschränkten Armen fest vor ihm stehen blieb und ruhig sagte:

›Schießen Sie, Herr Baron, und wenn es kein Mensch hört und sieht, so hört und sieht es doch Gott!‹ – da lachte er wild auf, warf die Büchse auf die Erde und griff nach seiner schweren Hetzpeitsche am Gürtel.

›Na,‹ schrie er, ›dann will ich Euch wenigstens peitschen, wie einen Hund, das hört Euer Gott nicht, das knallt nicht so laut!‹

Und ehe ich nach seinem Arm greifen konnte, war er einen Schritt zurückgesprungen und hatte mich dermaßen über den Kopf geschlagen, daß mir das Blut gleich über das Gesicht strömte und mir alle Besinnung und mit ihr jeden Gedanken an Widerstand raubte. Als ich mich nun aber an einen Baum lehnte und mir das heiß herabtröpfelnde Blut mit meinem Nastuch abwischte, da schrie er noch einmal: ›So,‹ da habt Ihr das Erste, verfluchte Kanaille, und nun geht hin vor die Gerichte und sagt, was jener alte Schuft in seiner Sterbestunde gefaselt hat. Euch wird kein vernünftiger Mensch glauben, so wenig wie ich, und nun scheert Euch vom Gut und wenn ich Euch nach zwei Tagen noch dort antreffe, lasse ich Euch festnehmen, weil Ihr mir, Euerm Herrn, auf meinem eigenen Grund und Boden aus purer Habsucht gedroht habt.‹

Damit nahm er seine Büchse aus und ging lustig pfeifend von dannen; ich aber schlich im Innersten zerknirscht nach Hause, erzählte meinen zum Tode erschrockenen Weibern, was geschehen war und, Herr, ja,

packte noch in der nächsten Nacht meine paar Habseligkeiten zusammen, borgte mir am anderen Tage einen Wagen und ein Pferd und fuhr von dem Gute fort, auf dem ich keine Stunde länger bleiben konnte, denn nun war mir zu Muthe, als müßte ich den Wütherich, wenn er mir noch einmal in den Weg träte, wie einen tolln Hund niederschießen, was er in meinen Augen auch weit eher als ein Mensch war.«

Hier schwieg Peter Bastian, hochaufathmend, eine Weile, zog sein Tuch hervor und wischte sich den Schweiß vom Gesicht, der in hellen Tropfen darüber hinrieselte. Der Major aber, bleich und ruhig, saß stumm vor ihm, denn die Erzählung dieser ihm bisher nur halb bekannten Geschichte hatte ihn tief ergriffen und er wollte nur den Schluß derselben hören, um dann darüber seine Meinung zu äußern. Peter Bastian hatte sich auch bald von seiner Aufregung erholt und fuhr nun mit stiller Fassung also zu reden fort:

»So ging ich denn von Nieder-Malitz fort, wo ich so lange Jahre, bis der Baron Flamberg mein Gutsherr wurde, in Frieden gelebt, und zog in die weite Welt, um mir irgend wo anders durch meiner Hände Arbeit mein Leben zu fristen. Aber es wurde mir schwer, ein Unterkommen zu finden, da ich keine schriftlichen Zeugnisse aufzuweisen hatte, die darthaten, wozu ich zu brauchen sei, und so kam ich nach langem Suchen und, nachdem ich mein Bischen Erspartes bis auf den letzten Heller verzehrt, auf

ein zehn Meilen von hier entfernten Gut, wo ich eine Milcherei pachtete, die mir nur kümmerlich das Dasein fristete. Gegen den Baron Flamberg aber kochte noch immer Jahre lang eine wilde Leidenschaft in mir auf und ich hätte ihn sicher den Gerichten angezeigt, wenn meine Frau mich nicht auf den Knien wiederholt gebeten hätte, mich mit so mächtigen Leuten nicht einzulassen und lieber auf Gott zu vertrauen, der Alles nach seiner Weisheit zum Besten lenken werde. Auch war ich so lammherzig, ihr darin zu willfahren, und so schwieg ich, im Stillen mit den Zähnen knirschend, daß uns armen Leuten den Reichen gegenüber so selten das Recht zur Seite stehe.

So vergingen allmählig viele Jahre, aber obgleich ich weit entfernt von Malitz wohnte, hielt ich doch immer die Ohren auf und forschte bei Jedem, der mir etwas davon berichten konnte, wie sich die Dinge dort gestaltet hatten. In den ersten Jahren vernahm ich gar nichts und das war mir auch eigentlich lieb, denn mein Herz krampfte sich zusammen, wenn ich nur das Wort ›Malitz‹ oder ›Flamberg‹ aussprechen hörte; mit der Zeit aber, als ich ruhiger wurde und bei meinem schlechten Einkommen, das mir die Milchpacht abwarf, die Sehnsucht nach meiner Heimat und dem schönen Walde wieder erwachte, düstete ich förmlich nach einer Nachricht und da ich nichts erfuhr und es nicht länger aushalten konnte, gar nichts zu hören, machte ich mich eines Tages auf und lief hierher, um bei mir bekannten Leuten Nachricht einzuziehen. Na, da vernahm ich denn allerdings Mancherlei, was meinen Zorn bewältigte und mein Herz milder und

sanfter stimmte. Aber es war auch Trauriges dabei, Herr Major, wie Sie gleich hören werden. Zuerst war der junge Baron Flamberg gestorben, was mir sehr gleichgültig war, denn aus dem Schwachkopf hatte sich nie ein Mensch etwas gemacht und ich am wenigsten; dann war auch der alte Wütherich, sein Vater, gestorben, nachdem er eben seine schöne Enkelin an einen großen alten General verheirathet hatte. Die wohnte nun gerade in der Zeit in der Residenz und zu ihr konnte ich nicht gelangen, eben so wenig zu Ihrem Herrn Onkel, denn der lag schwer krank und im Sterben, wie man mir sagte, und das war das Traurige, was ich vorher erwähnte, denn der hätte mir gewiß geholfen, wenn ich ihm mein Herz ausgeschüttet und endlich auch ihm gebeichtet hätte, was der Jäger Troll der Ule auf dem Sterbebett gebeichtet. Und nun fiel es mir erst schwer auf's Herz, daß ich damals nicht gleich nach Grünwald zu Herrn von Eberstein gegangen war, denn der hätte mich gewiß bei sich aufgenommen und ich hätte nicht so lange Jahre in der Fremde mein Brod so sauer zu verdienen brauchen. Aber das war nun Alles vorbei und ich sah zu spät ein, daß ich früher vorschnell gehandelt und zu einfältig gewesen war. Anstatt nach Grünwald aber ging ich nach Ober-Malitz zu dem Rentmeister der Frau Generalin, der in einem hübschen Häuschen nicht weit vom Schlosse entfernt wohnte, wo er auch noch jetzt lebt und seinen bequemen Dienst verrichtet. Der war ein guter Mann und hatte früher auch viel von dem jähzornigen alten Baron zu leiden gehabt.

Er kannte natürlich meine Geschichte nur von Hörensagen und wußte, daß der Baron mich geschlagen, und so dachte er, daß ich deshalb von Nieder-Malitz weggezogen sei. Ich theilte ihm auch – wozu nützte es? – nichts Näheres darüber mit und bat ihn um, bei seiner Herrschaft ein gutes Wort für mich einzulegen, daß ich als Heuerling in das leerstehende Waldhaus in Nieder-Malitz, das ich mir angesehen, einziehen könne, um als Holzfäller im Walde dienstbar zu sein. Er versprach mir, meine Bitte bei Gelegenheit vorzutragen, aber es dauerte lange, bis ich eine Nachricht von ihm erhielt und erst nach mehreren Monaten schrieb er mir, daß ich in das Waldhaus einziehen und abermals als Höriger von Ober-Malitz mein neues Amt beginnen könne.

Ach, Herr Major, als wir uns nun wieder einen Wagen borgten und nach so langen Jahren mit unseren noch mehr zusammengesmolzenen Habseligkeiten, nach unserer alten Heimat aufbrachen, da war vor Freude für's Erste aller Groll vergessen und ich dankte Gott und der gnädigen Frau im Stillen, daß sie mir armen, gekränkten und so vielfach geprüften Mann diese Gnade erwiesen!

Wir kamen in Nieder-Malitz an und richteten uns ein, so gut es ging. Unsere einzige Enkelin, die Grittli, diente in der Stadt und wir drei alten Leute waren wieder allein, denn alle unsere übrigen Kinder und Kindeskinde waren längst gestorben. So bemühte ich mich denn um redliche Arbeit und die erhielt ich ja auf allen benachbarten Gütern, denn ich verstand mein Fach, obgleich ich

früher nicht Tagelöhner, was ich jetzt bin, sondern Aufseher im Forst gewesen war. Wir lebten still und unangefochten, denn unsere Gutsherrschaft ließ uns in Frieden und Niemand bekümmerte sich um uns. Aber wenn wir uns auf den beiden benachbarten Gütern umsahen, ach, lieber Herr, da war im Laufe der Jahre Alles verändert und ganz andere Menschen waren auf den Schauplatz getreten. In Grünwald war Herr von Eberstein gestorben und sein Erbe war noch lange nicht angelangt. Auf Ober-Malitz schaltete die Frau Generalin, die unlängst Wittwe geworden war und alle Menschen sagten, sie sei zwar eine stolze, aber doch auch eine gute Dame. Nun, ich bekümmerte mich wenig um sie, wie sie sich um mich, obwohl ich sie bisweilen zu sehen bekam. Aber da sollte nach beinahe zwei Jahren Alles wieder ganz anders kommen und unsere stille Traurigkeit und unsere Gewissensbisse, daß wir nicht zu Gunsten des Herrn von Eberstein unsere Kunde an den Tag gebracht, sollten mit einem Mal von Neuem hervorbrechen. Denn nachdem wir erst einige Monate vorher die Grittli und ihr Kind zu uns genommen, was eigentlich eine schwere Aufgabe für uns arme Leute war, hieß es plötzlich, Sie seien angelangt und hätten von Ihrem Erbe Besitz ergriffen. Bald hörten wir auch mehr von Ihnen, denn alle Leute lobten Sie und sagten, Sie wären ein stiller guter Herr und hätten in vielen Dingen Aehnlichkeit mit Ihrem verstorbenen Onkel. Nur seien Sie etwas menschenscheu und zögen sich von

allem Umgang in der Nachbarschaft zurück. Das Letztere, glaubten wir, sei durch den alten, Ihnen bekannt gewordenen Groll mit Ober-Malitz veranlaßt, aber über das Erstere freuten wir uns, denn ohne zu wissen, warum? begannen wir unsere Hoffnung auf Sie zu setzen. Und die sollte auch nicht getäuscht werden, denn plötzlich erschienen Sie im Waldhause und die Geschichte mit dem kleinen Samuel begann, der jetzt unser Herzblatt geworden war. Nun, wie diese Geschichte verlief, wissen Sie selber am besten, aber nicht, wie uns zu Muthe war, als Sie sich gegen uns, gegen die Grittli und namentlich gegen den kleinen Samuel so gütig zeigten. Ach du lieber Gott, das ging uns gar sehr zu Herzen und doch schämten wir uns im Stillen, wenn wir Sie sahen, daß wir früher nicht anders gehandelt und daß Sie vielleicht durch unser Schweigen an Hab' und Gut geschädigt waren. Vor Allen war es die alte Ule, die es nicht ertragen zu können vermeinte, daß Sie nicht auch der Erbe von Nieder-Malitz wären, wie Sie es von Grünwald geworden sind, und wir überlegten Tag und Nacht, was wir beginnen sollten, um das Recht endlich doch triumphiren zu lassen. Aber da geschah das ganz Unerwartete, was die Sachlage wieder unter unsern Händen und vor unseren Augen umgestaltete. Die gnädige Frau auf Ober-Malitz mischte sich ganz plötzlich in unsere Angelegenheiten und nahm uns den Samuel fort. In den ersten acht Tagen, nachdem dies geschehen, war die alte Ule still wie das Grab, eines Tages aber wurde sie fuchswild und schwor bei Gott, daß es so, wie es jetzt sei, nicht bleiben könne und dürfe. Ehe sie

sich auf's Sterbebett lege und der Tod ihr auf der Zunge sitze, wolle und müsse sie vor Jedermann bekennen, wie die Sache mit jenem alten Prozeß eigentlich zusammenhänge und daß von Gottes- und Rechtswegen nicht die Generalin von Hartenfels, sondern Sie der eigentliche Besitzer von Nieder-Malitz wären. Und das, Herr Major, will die Alte wahrhaftig thun, sobald Sie ihr Zeugniß verlangen, denn nur dann, sagt sie, sei Hoffnung vorhanden, daß wir den Samuel wieder erhalten, und schon aus Liebe zu dem Kinde würden Sie thun, was billig und gerecht wäre, und den alten Prozeß mit den Flamberg's von Neuem beginnen. Da haben Sie meine Geschichte, Herr, und nun wissen Sie, was ich Ihnen so Wichtiges zu sagen hatte.«



Während der langen Erzählung Peter Bastian's hatte Felix von Eberstein's weiches Herz oft tiefes Mitleid mit den Bedrängnissen und Kümernissen empfunden, denen der alte Mann und die Seinigen während so vieler traurigen Jahre preisgegeben gewesen waren, als derselbe aber auf sein eigentliches Hauptthema kam und den Erben von Grünwald zu reizen versuchte, den alten Prozeß um Nieder-Malitz noch einmal von vorn zu beginnen, nur um vielleicht dadurch den kleinen Samuel den Händen der Generalin von Hartenfels zu entreißen, da schwoll ihm die Stirnader vor Zorn und Unwillen auf und er mußte sich mächtig beherrschen, um den eifrig

erzählenden Mann nicht zu unterbrechen und ihm seine Empfindungen über dieses phantastische Unternehmen kundzuthun. Indessen als Jener mit seiner Erzählung fertig war und der Major nun einsah, daß er den so vielfach gekränkten und mißhandelten alten Leuten schon etwas zu Gute halten und daß er ihnen ihm eben vorgetragenen Vorschlag weniger als einen Art der Rachgier als den Ausfluß ihrer Liebe zu dem Kinde Grittli's auffassen müsse, beruhigte er sich allmählig wieder und nachdem er einige Male heftig im Zimmer hin und hergegangen war, trat er dicht vor den von seinem Sitz aufgestandenen Holzfäller hin und sagte mit einer viel mildereren Stimme, als Peter Bastian es nach dem Aussehen seines Gesichts erwartet hatte:

»Bastian, Ihr habt mir da in Wahrheit eine recht traurige Geschichte erzählt und in einer Beziehung bin ich Euch von Herzen dankbar für das Vertrauen, welches Ihr mir damit erwiesen habt. Auch begreife ich sehr wohl, daß Ihr in früheren Jahren gerechten Grund hattet, mit Eurem Bekenntniß jener Beichte des alten Jägers Troll zurückzuhalten, weil Ihr den mächtigen Baron fürchten mußtet, aber laßt es Euch gesagt sein, dieses Euer Bekenntniß und damit Euer Zeugniß gegen Euren damaligen Herrn würde weder meinem Onkel noch Euch etwas genützt haben, denn Ihr hattet Euer Wissen nur vom Hörensagen aus dem Munde eines Sterbenden und Keiner von Euch ist persönlich Zeuge gewesen, daß die beiden Barone jenen schlechten Handel im Stillen unter sich abgeschlossen haben. Das aber wird und muß Euch ein

Trost sein und ich will denselben noch dadurch zu verstärken suchen, daß ich Euch sage, daß mir selbst an dem Streitobject, dem Gute Nieder-Malitz, sehr wenig gelegen ist. Seht, lieber Bastian, Ihr sagt ja selbst, daß dieser Prozeß schon vor vielen, vielen Jahren geführt und entschieden ist, und wenn meinem Onkel wirklich das Unrecht geschehen, welches Ihr mir mitgetheilt, also die Aussage des alten Troll eine richtige gewesen wäre, so halte ich diese Sache doch für längst verjährt und ein für alle Mal beseitigt, und ich wäre der Letzte, der den alten Zwist wieder von Neuem aufzufrischen die Neigung besäße. Mit einem Wort also: ich will der alten Ule Zeugniß nicht haben, für mich wenigstens ganz gewiß nicht, und wenn sie meinem Wunsche folgen will, so wird sie auch ferner schweigen, nachdem sie so lange geschwiegen, und was Ihr mir über den Betrug zwischen den beiden Baronen gesagt, will ich gar nicht von Euch gehört haben und demselben auch nicht die geringste Folge gegeben wissen. Was Andere gesündigt, daraus will ich für mich keinen Vortheil ziehen; ich bin mit meinem irdischen Besitz vollkommen zufrieden und verlange nicht mehr. Aber daß Ihr nun gar den kleinen Samuel mit dieser Sache in Verbindung zu bringen sucht und das unschuldige Kind Euch als Mittel zum Zweck gegen schuldige Menschen dienen soll, das thut mir wahrhaft weh, und wenn Ihr und Eure Verwandten das Kind um diesen Preis zurück-erlangen wollt, so muß ich Euch gerade heraus sagen, daß Ihr auf meine Mitwirkung dabei nicht zu rechnen habt.«

»Wie, Herr Major,« rief Peter Bastian, vor Ueberraschung ganz verwirrt und mit der Zunge stammelnd, ist das Ihr Ernst, Ihr wirklicher Ernst? Sie wollten, mit dieser gewichtigen Ruthe in der Hand, nicht vor die Frau Generalin treten und sich Ihren Liebling und uns unsern Augapfel, den kleinen Samuel, zurückfordern?«

Der Major schüttelte sanft den Kopf und sah den alten Mann, dessen tiefe Betrübniß über diese Entscheidung ihm nicht entging, mit einem durchdringenden Blick an. »Nein, Bastian,« sagte er, »das würde ich nicht thun, denn ich könnte es nicht, da es durchaus meinem Gefühl widerstrebt, einer Frau, die an dem Ganzen so unschuldig ist wie ich, mit einer solchen Drohung vor Augen zu treten, so lieb ich auch den Samuel habe und so gern ich ihn für mich selbst und Euch zurückerhalten möchte.«

Peter Bastian stand wie versteinert vor dem also redenden Herrn von Grünwald, den er nicht begreifen zu können schien, und man sah, wie tief ihn dieser Ausspruch von der Höhe seiner Hoffnungen herabschleuderte. »So,« sagte er mit zusammengebissenen Zähnen und halb geschlossenen Augen, »dann hätte ich also doch, was ich gar nicht vermuthet, bei Ihnen einen Fehlschuß gethan und ich soll also vor die Augen der alten Ule treten und sagen: Nein, Ule, der Herr von Eberstein verlangt Dein Zeugniß nicht und unter dieser Bedingung will er sich keine Mühe geben, uns unsern Samuel wieder zu erobern. – Nein Herr, und abermals nein, das kann ich nicht, das hieße ja nichts Anderes als der Ule sagen: Alte, Du mußt Dein Geheimniß mit Dir in das Grab nehmen,

Du darfst Dein so lange gequältes Gewissen nie entlasten! – O, Herr, das würde ihr das Herz brechen, denn von dieser Hoffnung hat sie fast nur noch allein gelebt. Ja, schon darum darf ich ihr das nicht sagen, denn ich habe das alte Weib, obwohl es fast kindisch ist, doch sehr lieb, seine Seele ist uns in aller Noth treu wie Gold gewesen und sie hat redlich an unserer Seite gestanden, als wir in Elend und Trübsal waren, so groß, wie sie wohl selten einem armen Menschenkinde zu Theil werden. Nein, das sage ich ihr auch nicht, und lieber thue ich, was wir zu thun übereingekommen, wenn Sie, was wir nur schwerlich erwarteten, handelten, wie Sie nun doch leider für uns! – zu handeln gewillt sind.«

»Was wollt Ihr denn thun?« fragte der Major ruhig, da Peter Bastian nachdenklich und abwartend schwieg.

»Ich will es Ihnen sagen, ehrlich und offen,« lautete die Antwort. »Da mein so gut gemeinter Vorschlag bei Ihnen nichts gefruchtet hat und Sie aus purer Menschenliebe und Friedfertigkeit, ich erkenne das wohl, zu Ihrem eigenen Besten nichts zu thun gesonnen sind, so werde ich noch heute zu der Frau Generalin gehen und ihr sagen: Gnädige Frau, geben Sie uns den Samuel wieder, dann soll Alles zwischen uns auf ewig begraben sein, was wir allein wieder aufleben lassen können! Und wenn sie das thut, dann werde ich ihr dankbar sein und mich ganz still zu meinen Alten zurückbegeben. Thut sie das aber nicht und will sie den Samuel für sich behalten, nun, dann sage ich: Mit Gott vorwärts, gnädige Frau! Sie wollen nicht, wie wir wollen und was wir ein Recht zu wollen haben,

und so zwingen Sie uns zu reden – und dann werde ich ihr wiederholen, was ich Ihnen heute gesagt, und wenn sie begreift, welche Macht wir gegen sie entwickeln können, wird sie ein Einsehen haben und zugestehen, daß Recht immer Recht bleiben muß, wenn es auch, wie Sie sagen, verjährt ist, und sie wird Ihnen Nieder-Malitz abtreten und uns dazu den Samuel geben, denn so schlecht und gottvergessen, wie ihr Großvater, ist sie gewiß nicht, wenn sie auch reich, stolz und vornehm ist, wie er es war.«

Der Major schüttelte unwillig das edle Haupt. »Bastian,« sagte er fast bittend, »so seid doch vernünftig. Thut das nicht oder überlegt Euch diese ernsthafte Sache noch einmal. Nein, geht nicht zu der Generalin, ich bitte Euch darum.«

»Nein, Herr, diese Bitte kann ich Ihnen nicht gewähren, denn ich darf nicht. Auch ich sage: Recht muß doch Recht bleiben und wir wollen uns nicht Alle mit bösem Gewissen in die Grube legen lassen, nein, wir wollen die Wahrheit sagen, so lange es noch Zeit ist, und daß wir es so bestimmt wollen, daran ist allein der böse Wüthrich da drüben schuld, der uns drei alte Leute ohne Erbarmen in's Elend getrieben hat.«

Der Major trat von ihm zurück, denn er sah, daß der Haß gegen den verstorbenen Baron hier zu tiefe Wurzeln geschlagen und daß Alles vergebens sein würde, den alten halsstarrigen Mann, der offenbar von den alten Weibern bearbeitet war und sich vor ihnen fürchtete, von seinem einmal beschlossenen Vorhaben abzubringen.

»So thut es denn, in Gottes Namen,« sagte er endlich, »aber nicht in meinem! Wenn Ihr mir sagt, daß Euer Gewissen es verlange und daß Ihr ohnedies nicht ruhig in die Grube fahren könnt, so kann ich nichts dagegen einwenden. Thut also, was Ihr wollt und wozu Euer Sinn Euch treibt, mich aber laßt dabei aus dem Spiel, denn ich will gar nichts damit zu thun haben. Uebrigens gäbe es vielleicht doch noch andere Mittel, Euch den Samuel wieder zu verschaffen, wenn es Euch hauptsächlich darum zu thun ist. Ihr müßt nur etwas Geduld haben, und was ich darin mit Güte leisten kann, das will ich von ganzem Herzen gern leisten.«

»Wie?« fuhr Peter Bastian fast heftig auf, Geduld sollen wir haben, auch jetzt noch, Herr Major, nachdem wir wohl an die zwanzig Jahre vergebens auf ein besseres Schicksal gewartet? O, das kann doch nicht Ihr Ernst sein und Sie haben sich wohl nicht recht überlegt, wozu Sie mir damit rathen. Bei unserem Alter sollen wir noch Geduld haben? Herr, die Ule zählt vierundachtzig, meine Frau achtundsiebzig und ich sechsundsiebzig Jahre – und in solchem Alter können wir jeden Augenblick sterben und dann giebt es keine Zeugen mehr auf der Welt für Sie und – der kleine Samuel ist für uns auf alle Ewigkeit verloren, denn daß wir ihn einmal im Himmel wiedererlangen, dafür kann mir kein Mensch auf Erden Brief und Siegel geben.«

Von diesen schlagenden Gründen, die noch dazu mit in Thränen schwimmenden Augen vorgebracht wurden, fühlte sich der Major wider Willen erschüttert.

»Das ist zwar wahr, Bastian,« sagte er sanft, »daß mit Euch alle Zeugen auf der Welt verschwinden, daß meinem Onkel einst ein großes Unrecht geschehen, aber glücklicher Weise schadet das Niemandem mehr, denn ich bedarf dieser Zeugen nicht, da ich kein Verlangen nach dem einst verloren gegangenen Gute trage. Aber daß Ihr mich an Euer Alter erinnert, ist mir lieb, und ich sehe ein, daß alles Gute, was für Euch noch geschehen kann, allerdings bald geschehen muß. So hört mich denn an und was ich Euch jetzt sage, theilt Euren Frauen zu Hause mit, die Ihr bestens von mir grüßen mögt und die ich in diesen Tagen besuchen werde, um sie vorläufig von weiteren Schritten in der bewußten Sache abzuhalten. Entschließt Euch rasch, gebt Euren Vorsatz, der Frau Generalin Eure Geschichte zu erzählen, auf, kündigt ihr vielmehr Euer Verhältniß zu Ober-Malitz und zieht zu mir nach Grünwald. Ich will an Euch gut machen, was der Baron Flamberg früher an Euch verbrochen hat, im Namen meines Onkels, an den Ihr Euch leider damals nicht gewandt habt. Er hätte gewiß auch gethan, was ich heute thun will. Ja, kommt zu mir und ich will Euch allen Dreien eine gute und wohl ausgestattete Wohnung anweisen. Raum habe ich in meinem großen und leeren Hause genug dazu. Und damit Ihr etwa nicht glaubt, ich wolle Euch nur so eine Art Gnadenbrod geben, was ein ehrenhafter Mann, so lange er Kräfte zum Arbeiten hat, oft unerträglich findet, so verspreche ich Euch, daß Ihr auch bei mir arbeiten sollt, so lange Ihr könnt. Ich habe auch

eine schöne Waldung und in der sollt Ihr mein Forstaufseher sein, was Ihr früher wart. Mein Pächter wird damit einverstanden sein, ich büрге für ihn, denn aus seiner Tasche soll Euer Lohn gewiß nicht gezahlt werden. Außerdem aber sollt Ihr Alles hier haben, was Ihr zum Leben bedürft, und die Höhe Eures Gehalts sollt Ihr Euch selber bestimmen. Das thue ich nicht allein um Samuel's willen, sondern auch um Euretwillen, und damit habe ich Alles gesagt, was ich Euch heute in vertraulicher Unterredung sagen kann.«

Peter Bastian, als er diese hochherzigen Worte hörte, sank wie zerschmettert auf seinen Stuhl zurück und eine tiefe Rührung spiegelte sich auf seinen weitergebräunten Zügen ab. »Herr Major!« rief er, die Hände vor sein Gesicht schlagend, um die unwillkürlich ihm ausbrechenden Zähnen nicht sehen zu lassen – »was sind Sie für ein Mann! Wie, giebt es denn noch solche Menschen? Beim wahrhaftigen Gott, sie sind selten und Sie sind der Erste in meinem Leben, den ich von solcher Seite kennen lerne! O, ich danke Gott, daß er mir noch diese Gunst in meinem hohen Alter erwiesen hat, damit ich nicht, wie ich schon fürchtete, in Verachtung aller Menschen, die hoch und reich über uns stehen, die Augen schliesse. Aber was Sie mir da anbieten und was ich ganz gewiß mit heißem Dank annehmen und anerkennen werde, so lange ich lebe, ist so groß, und schön, daß ich nun erst recht auf meinem Vorsatz bestehe und, koste es was es wolle, das Recht zur Geltung bringen will. Ja, das ist auch meine Menschenpflicht und die will ich erfüllen, so lange ich

noch Kraft dazu in mir fühle. Und so gehe ich jetzt gleich nach Ober-Malitz und erzähle der Frau Generalin dieselbe Geschichte, die Sie heute aus meinem Munde gehört haben. Leben Sie wohl, Herr Major, und nun sprechen Sie kein Wort mehr. Es wäre Alles umsonst, und selbst wenn Sie mich bitten wollten, es hülfe nichts, denn ich thäte doch, was – Rechtens ist.«

Der Major wandte sich von dem starren Manne ab und blickte mit verschleierten Augen vor sich in's Leere hin. Es entstand eine lange Pause, in der er nur sein Herz in der Brust laut pochen fühlte.

»Wollen Sie mir nicht Ihre Hand gehen, Herr Major?« sagte da plötzlich eine so weiche Stimme neben ihm, daß er kaum glauben konnte, sie käme aus der Brust des harten Mannes, der dicht hinter ihn getreten war. Oder sind Sie mir böse?«

»Ich bin Euch nicht böse, Bastian!« sagte der Major mit leiser und tief bewegter Stimme, »und Ihr könnt nicht dafür, daß das Leben Euch so rauh und unnachgiebig gemacht hat.« Dabei reichte er ihm die Hand hin, die Bastian rasch an seine Lippen drückte. »Aber mir thut es leid,« fuhr er fort, indem er ihm die Hand entzog, »daß Ihr so fest auf Euren Kopf besteht und ich – ich nehme nicht auf mein Haupt, was daraus entspringen kann.«

»Das brauchen Sie auch nicht, Herr Major, dafür lassen Sie mich sorgen. Die Frau Generalin soll schon wissen, was für ein Mann Sie sind und wie der Erbe des Herrn von Eberstein beschaffen ist, der der größte und gerechteste Feind ihres Großvaters war. Und nun Gott befohlen!

Leben Sie wohl und – vergessen Sie den kleinen Samuel nicht, denn der hat das Alles doch eigentlich in's Werk gesetzt und er ist doch nur ein so kleines unschuldiges Ding! Aber das ist es eben, das hat *Gott* durch ihn gethan und wir Menschen müssen einmal damit zufrieden sein!«

VIERTES CAPITEL. UNVERHOFFTE FREUDEN UND LEIDEN.

Als Peter Bastian Herrn von Eberstein nach der so langen und bedeutsamen Unterhaltung verlassen hatte, blieb dieser in tiefes Sinnen verloren zurück. Mächtige Empfindungen verschiedenster Art wogten durch seine Brust und sein Geist war so aufgereggt, daß er sich lange Zeit gar nicht zu fassen und in das Vorliegende zu finden vermochte. Er hatte sich auf sein Sopha gelegt und die Augen mit den Händen beschattet, als wolle er alles äußere Licht ausschließen, um nur das innere Licht seiner Seele walten und leuchten zu lassen. Allmählig aber beruhigte sich das laute Pochen seines Herzens, sein Geist wurde wieder klar und still und er stand vom Sopha auf und ging eine Weile langsam im Zimmer hin und her, wie es seine alte Gewohnheit war, wenn er Ernstes und Wichtiges in sich zu bedenken und zu beschließen hatte. Und das war ihm auch diesmal geglückt und so sagte er sich nach einiger Zeit:

»Es kann nicht anders sein, nur so darf und will ich in diesem Falle handeln. Mag es sein, wie der Alte sagt und mag dieser schändliche Betrug wirklich von den beiden Schuften gegen meinen armen Onkel ausgeführt sein – ich glaube es sogar, denn wozu verleitet blinder Haß und

gierige Habsucht die Menschen nicht – so will ich doch diesen alten Betrug jetzt nicht für mich ausnutzen, indem ich ihn offenbar mache und mir dadurch ein Kind aneigne, das allein mein Herz sich aufgefunden hat. – Eben so wenig will ich mein Hab und Gut vermehren, das für mich nicht den geringsten Werth hätte, wenn ich es erst einem Anderen, der es bereits seit Jahren fest als das Seine betrachtet, abjagen muß. Nein, Geld und Besitz machen mich, wie ich einmal bin, nicht glücklich – mir fehlt etwas ganz Anderes – o, ich fühle es lange schon – mir fehlt ein Mensch, der meinem Herzen nahe steht und den ich mir nur auf redliche Weise erwerben will, und diesen Menschen – o, ich hatte ja keinen anderen – glaubte ich in Samuel gefunden zu haben, den ich mir nach meinem Herzen heranbilden wollte, um wenigstens *eine* Seele zu besitzen, auf die ich in Zukunft rechnen und bauen kann.

–

»Aber wie, wo bleibt mein schöner Plan, diesen meinen kleinen Samuel durch friedliche Milde, durch anfängliche Nachgiebigkeit und Fügung in den absoluten Willen dieser schönen Dame mir endlich doch anzueignen? Ach, hier habe ich, ein Mensch, wieder einmal einen Plan auf Sand gebaut und die Vorsehung hat wider alle Voraussicht mich zu einem ganz anderen Handeln gedrängt. Doch wie – zum Handeln? Handle ich denn hier noch? Halte ich etwa die Würfel des Gelingens oder Mißlingens in meiner Hand? Nein, gewiß nicht! Hier handeln Andere, ganz Andere halten die Würfel und ich muß und kann nur dahin gehen, wohin man mich treibt; ich bin

also wieder einmal ein todttes Werkzeug in einer höheren Hand, ein Gezogener, Getriebener, wo ich ein Ziehender, Treibender sein wollte. Doch – ist mir das etwa etwas Neues? Ist es mir nicht schon oft so im Leben ergangen? Das ganze Menschenleben ist wie die Welle, die vom Winde auf- und abgetrieben wird, und wie der Wind weht, hierhin oder dahin – sie muß mit, wohin der Athem Gottes sie haben will. So auch mein Leben, so ich, und, da ich nicht anders kann, will ich getrost die Welle sein und dem Winde gehorchen. Einmal hört er doch auf zu blasen und dann – haben wir Frieden. O Friede, wie bist Du so still und doch so schwer zu erringen! Ich glaubte Dich schon zu besitzen, als ich in dies stille Haus, in diese abgelegene Gegend gekommen war, aber kaum war ich in den lange ersehnten Hafen gelangt, da bricht ein neuer Sturm los und ich werde wieder hinausgestoßen in das wild strömende Meer der menschlichen Leidenschaften und der menschlichen Wünsche. Nun wohlan denn – hier bin ich – ergeben und gehorsam, denn wo man nicht herrschen und gebieten kann, da muß man dienen und folgen. Das scheint einmal mein Loos auf Erden zu sein und – glücklicher Weise bin ich auch damit zufrieden. Lange aber kann der Zwiespalt um mich herum nicht dauern, er muß nächstens irgend wo zum Ausbruch kommen. Dieser starrköpfige Mensch, der auch wie die Welle von dem Winde getrieben wird, ist nur ein Spielball in der vertrockneten Hand der alten Ule. O, wer hätte das gedacht, als ich das alte Weib zum ersten Mal

durch jenes Fenster sah und wie sie mich am nächsten Tage mit scheuem Blick betrachtete, und auch später, so oft sie meiner ansichtig ward. Aber ich irrte mich sehr in ihr und in diesem Blick. Ich hielt für Abneigung, was nichts als Schaam war, mir unter die Augen zu treten. Und nun, sollte es möglich sein! Sollten diese armen alten Leute auch bei mir der Wind sein, der mich, die gehorsame Welle, in Bewegung setzt? Wie seltsam, und doch ist es so! O, der Mensch denke doch nicht, daß die Armen und Elenden, die uns auf der Straße begegnen, keine Gewalt über uns haben! Gewalt und Verhängniß können für uns in einem Sandkorn schlummern, denn wir gleiten darüber aus und brechen uns den Hals. Nun, hier wenigstens gleite ich über kein Sandkorn und den Hals kann ich mir auch nicht brechen. Aber was nun? Was thue ich? Nichts, so viel ich auch denken und sinnen mag. Ich warte es ab, ruhig, so weit ich es kann, aber ich fühle es selbst, die Ruhe eben fehlt mir, die ich erstrebe, denn – denn – mein Herz – war schon nicht ruhig mehr, als dieser Mann kam, und nun – ist es erst recht unruhig geworden. Doch still – es kommt Jemand. Ach, es ist Frau Nebelthau, die mir das Frühstück ankündigt, nicht wahr?« –

Er hatte Recht; Frau Nebelthau trat wirklich bei ihm ein, um ihn zu fragen, ob er nicht endlich frühstücken wolle, aber auch, um zu sehen, was ihren geliebten Herrn wohl so lange auf sein Zimmer fessele, nachdem Peter Bastian nach einer mehrstündigen Unterhaltung mit ihm schon längst das Haus verlassen hatte. Wie sie fast vermuthet, fand sie den Major in sichtbarer Aufregung, so

sehr er sich auch bemühte, die Eindrücke loszuwerden, die ihm der frühe Besuch hinterlassen, und seine jetzige Stimmung vor der scharfsichtigen Frau zu verbergen. Allein das gelang ihm diesmal nicht recht, um so weniger, da der so lange Besuch des Holzfällers Frau Nebelthau bereits etwas Wichtiges geweissagt hatte. So näherte sie sich denn mit freundlicher Miene und nachdem sie ihn eine Weile ruhig betrachtet, sagte sie:

»Ja, Herr Major, ich komme, um Sie zu fragen, ob Sie nicht Etwas frühstücken wollen, da Sie doch gerade zu Hause sind. Ich habe Alles im Speisezimmer aufstellen lassen und Sie brauchen sich nur dahin zu bemühen, wenn Sie Appetit haben.«

»Ich danke Ihnen, Nebelthau, und ich werde sogleich von Ihrer Freundlichkeit Gebrauch machen. Warten Sie nur noch einige Minuten.«

»Gern, Herr Major, denn ich sehe wohl, daß Sie sich etwas alterirt haben. – Darf man denn nicht wissen,« fuhr sie nach kurzer Pause fort, »was der Alte so früh bei Ihnen gewollt und was er so Langes und Breites mit Ihnen zu sprechen gehabt hat? Ich kann mir denken, daß es gerade nichts Angenehmes war, denn daß Sie sich leider wieder geärgert haben, steht Ihnen deutlich genug auf dem Gesicht geschrieben.«

Der Major besann sich nur einen Augenblick, dann erwiderte er: »Nein, Nebelthau, geärgert habe ich mich nicht, aber in einige Aufregung hat mich diese Unterhaltung allerdings versetzt. Das will ich nicht läugnen und am wenigsten vor Ihnen.«

»O, das thut mir ja sehr leid, Herr Major. Sie haben gestern einen so schönen Tag gehabt und von dem, dachte ich, würden wir heute noch lange recht gemüthlich plaudern können, und da kommt der alte Bastian und verwischt Ihnen fast die Erinnerung daran. Denn daß er Sie betrübt gemacht hat, das sehe ich nun sehr wohl.«

»Nein, er hat mich auch eigentlich nicht betrübt gemacht, Nebelthau, aber allerdings hat er mir durch seine Mittheilungen den gestrigen Tag wie in einen trüben Nebel gehüllt, so daß mir scheint, als wären seit gestern Jahre vergangen und als läge der schöne Tag – ja, schön war er – schon weit, weit hinter mir. O, und doch liegt nur eine kurze Nacht dazwischen – aber eine solche kurze Nacht kann unter Umständen sehr lang und verhängnißvoll sein – ich habe es heute wieder einmal erfahren, gleich nachdem ich aufgestanden war.«

»Aber mein Gott,« rief die Haushälterin beklommen auf, »was hat Ihnen der unselige Mensch denn gebracht? Wenn Sie mir es nicht sagen, ängstige ich mich halb todt. Aber ich hoffe, Sie werden mir auch diesmal Vertrauen schenken, wie Sie es mir schon früher geschenkt, nicht wahr?«

Der Major nickte und dann sagte er freundlich:

»Ja, Sie haben Recht. Kommen Sie, ich will einen Bissen genießen und dann will ich Ihnen erzählen, was für seltsame Nachrichten mir der alte Bastian gebracht und wodurch er mich in solche Aufregung versetzt hat.« –

So geschah es denn auch, aber als Frau Nebelthau bald darauf Alles erfahren, was Bastian dem Major über

die früheren Verhältnisse und Personen aus Nieder- und Ober-Malitz mitgetheilt und was ihr Herr ihm darauf erwidert hatte, da wurde sie ebenfalls still und nachdenklich, denn daß mit diesen Enthüllungen wieder eine neue Epoche der Aufregung über die jetzigen Bewohner von Grünwald und Ober-Malitz hereinbrechen würde, sah sie mit ihrer natürlichen Klugheit nur zu gut ein.

Nachdem sie aber eine geraume Zeit geschwiegen und sich die Sache überlegt hatte, unterbrach der Major die entstandene Pause, indem er sagte: »Da haben Sie also auch die Bestätigung Ihrer mir vorgestern mitgetheilten Vermuthungen über den meinem Onkel gespielten Betrug und nun ist uns Beiden eigentlich nichts mehr verborgen und das richtige Licht ist endlich auf die Menschen und Dinge damaliger Zeit gefallen. Aber nun sagen Sie mir, habe ich nach Ihrer Meinung recht gehandelt in Dem, was ich dem Bastian auf seinen räthselhaften Vorschlag erwidert?«

Frau Nebelthau besann sich nur einen Moment, dann sagte sie fest und bestimmt: »Ja, Herr Major, Sie haben recht gehandelt. Ich würde den Prozeß mit der Frau Generalin auch nicht von Neuem beginnen, denn wohin soll der ewige Zank und Streit führen? Und was den Samuel betrifft, auf den Sie jetzt doch allein Ihr Hauptaugenmerk gerichtet haben, so bin ich überzeugt, daß derselbe Ihnen gerade jetzt mehr gehört als früher, denn wenn Bastian wirklich seinen Entschluß ausführt und der Frau Generalin seine schreckliche Geschichte erzählt, dann – dann

»O, schweigen Sie still, Nebelthau,« unterbrach sie der Major, daran mag ich gar nicht denken. Das beunruhigt mich eben so sehr! Mag sie davon halten, was sie will, jedenfalls wird sie glauben, daß ich, obwohl ich gar keine handelnde Person hierin bin, dadurch einen Druck auf sie ausüben will; und wenn sie mich abermals so verkennen sollte, so würde mir das jetzt, nachdem ich ihr näher getreten, sehr schmerzlich sein.«

Die Nebelthau verzog bei diesen Worten ihr Gesicht unwillkürlich zu einem geheimnißvollen Lächeln. »O,« sagte sie tröstend, »das überwinden Sie nur rasch, denn der Gedanke wird bei der Generalin nicht lange vorhalten. Sie kann und wird sich bald genügend überzeugen, daß dieser unerwartete Schlag nicht von Ihrer Hand kommt. Geben Sie Acht, ich habe auch diesmal Recht. Sie ist eine kluge Frau und wird den einzigen richtigen Weg schon zu finden wissen, der hier zum Ziele führt. Also gewinnen Sie nur Ihre alte Ruhe wieder und harren Sie geduldig aus. Es wird nicht lange dauern, so werden wir wissen, was da drüben geschehen ist, verlassen Sie sich darauf, und nun wird die Frau Generalin handeln, wenn sie wirklich eine so edle und gerechte Frau ist, wie ich sie mir immer gedacht habe.«

»Wie,« rief der Major mit ungläubiger Miene aus, »Sie glauben doch nicht, daß sie mir jetzt so ohne Weiteres den Samuel abtreten wird, – denn mit welcher Handlung sollte sie sonst zum Vorschein kommen?«

Frau Nebelthau machte ein schlaues Gesicht.

»Wer kann es wissen!« sagte sie. »Warten wir es ab. Ich bin in meinem Leben nicht so neugierig gewesen wie diesmal, denn daß etwas ganz Besonderes geschehen wird, sagt mir eine innere Stimme und die hat mich noch nie getäuscht.«

»O, schweigen Sie mir von der inneren Stimme still, Nebelthau!« rief der Major lachend. »Was hat Einem die nicht schon Alles gesagt und wie oft hat man sich darüber getäuscht! Aber ich, ich will mich nicht mehr so täuschen lassen, über *die* Zeiten bin ich hinaus und so denke ich lieber gar nichts. Doch jetzt leben Sie wohl. Ich muß in die frische Luft, denn bis in den späten Tag hinein, wie heute, habe ich lange nicht im Hause gesessen. Guten Morgen!«

Er verließ die ihm verwundert nachschauende Frau mit hastigen Schritten, holte sich Hut und Stock aus seinem Zimmer und suchte den Pächter auf, mit dem er, wenn derselbe eine Stunde Zeit hatte, einen Spaziergang antreten wollte. Er fand den jungen Mann im Hofe mit einer neuen Dreschmaschine beschäftigt, die erst am Tage vorher angekommen war, aber derselbe war auf der Stelle bereit, ihm zu folgen. So schritten sie denn auf die nächst gelegenen Felder hinaus und hier theilte der Major Franz Nebelthau mit, was er Peter Bastian versprochen und bat sich in dieser Beziehung seinen Rath und Beistand aus.

Franz Nebelthau stimmte seinem Herrn gern und freudig bei, denn daß man auf Grünwald eines Forstaufsehers bedürfe, der sein Fach verstehe, war ihm schon längst

klar geworden und er hatte darüber nur keine Bitte aussprechen wollen, da er seinem Herrn nicht mit neuen Anträgen, die dessen Beutel in Anspruch nähmen, lästig fallen wollte. Jetzt trat dieser aber selbst damit hervor und nun wurden sie bald einig, daß man keine Zeit mehr mit den nothwendigen Vorbereitungen verlieren dürfe. Nach längerer Ueberlegung waren sie darin übereingekommen, der Familie Bastian die Hälfte des Gärtnerhauses zur Wohnung anzuweisen, die schon lange leer stand, denn der jetzige Gärtner, mit Peter Bastian schon seit vielen Jahren bekannt, war ein unverheiratheter Mann und begnügte sich mit zwei Stuben. So blieben für die Bastians drei hübsche Zimmer und die Küche frei und der Pächter versprach Herrn von Eberstein, daß er dieselben so bald wie möglich in den geeigneten Stand setzen lassen wolle, um den alten Leuten schon in wenigen Wochen einen behaglichen Wohnort bieten zu können, und erst als dies in Ordnung gebracht, gab sich der Major am Nachmittag des Tages auf einem noch weiteren Spaziergange, den er allein unternahm, den ihn bestürmenden Gedanken hin, indem er sich die Frage verlegte, die Frau Nebelthau in ihm angeregt: was sich nun zunächst ereignen würde? Denn daß wirklich Etwas geschehen würde, das sagte auch ihm eine innere Stimme, auf die er zwar nicht mehr hören wollte, die aber von jetzt an, gleichsam zur Strafe, daß er sie verläugnet, mit immer lauterem Tönen zu ihm zu sprechen begann, je länger er über die seltsamen Verhältnisse nachdachte, in die er durch die

Bekanntschaft mit dem kleinen Samuel und dessen Verwandten gerathen war.

Der Nachmittag und Abend dieses Tages verstrich, ohne daß irgend etwas Besonderes vorgefallen wäre. Der Major kam erst kurz vor Tisch von seinem weiten Spaziergange nach Hause, als der ganze Himmel noch in dunklem Purpur aufglühte, nachdem die Sonne schon lange untergegangen war, was, wie er wohl wußte, in diesen Gegenden und zu diesen Jahreszeit stets schönes Wetter für den folgenden Tag verkündete. Frau Nebelt-hau fand ihren Herrn bei Tische sehr still, in sich versunken und zu keinem Gespräch aufgelegt, so daß er sie lebhaft an jene ersten Tage erinnerte, als er nach Grünwald gekommen und sich fern von allen Menschen und jeder Theilnahme an den Ereignissen hielt, die sich um ihn her in regelmäßiger Reihenfolge abwickelten.

Die kluge Frau war gefällig genug, ihn in seinen heutigen Gedanken und Betrachtungen nicht zu stören und so überließ sie ihn ruhig sich selbst; auch zog sie sich nach dem Abendessen früh auf ihr Zimmer zurück, denn hier hatte sie Stoff genug, mit ihrem Neffen sich in die Verhältnisse der Gegenwart zu vertiefen und daraus überaus kühne Schlüsse für die nächste Zukunft zu ziehen. Hätte der Major gewußt, was die beiden Verwandten da unten über ihn sprachen, er wäre gewiß noch unruhiger geworden, als er es so schon war; glücklicher Weise aber blieb

ihm der Inhalt ihres Gesprächs für längere Zeit verborgen und erst viel später erfuhr er zu seiner Verwunderung, was Frau Nebelthau an diesem Abend ihrem Neffen in Betreff des Schicksals ihres Herrn vorausgesagt hatte. –

Der nächste Morgen war angebrochen und hatte in der That das herrlichste Wetter gebracht. So verlockend schön und sonnenreich hatte man selten die ganze Natur gesehen, die sich allmählig auf ihren herbstlichen Schlummer und ihren winterlichen Schlaf vorzubereiten begann. Friedlich still war die Luft, nicht der geringste Windzug ließ sich an den Blättern der Bäume spüren und der Himmel war azurblau, bis in die weiteste Ferne hin. Dabei war die Atmosphäre so durchsichtig klar, so lieblich von dem Aroma des letzten aus den Wiesen trocknenden Heues durchwürzt, daß es eine Wonne war, sie einzuathmen und Niemand es länger in den Zimmern aushielt, als es durchaus nöthig erschien.

Auch der Major, als er um sieben Uhr vom Fenster aus den goldenen Sonnenschein auf den leeren Feldern liegen und die bunten Herbstblumen in seinem Vorgarten in leuchtenden Farben gleichsam lachen sah, beschloß, heute einen weiteren Morgenritt zu unternehmen und hatte Hans dazu die neunte Stunde bestimmt. Allein er wurde eine Stunde länger aufgehalten, denn er hatte einige Briefe von fernen Freunden empfangen, die er, er wußte selbst nicht warum, auf der Stelle beantworten zu müssen vermeinte, und so setzte er sich nieder und schrieb bis gegen zehn Uhr. Dann aber schellte er und befahl Hans, alsbald den Hengst vorzuführen, um auch

ihm eine tüchtige Bewegung in der schönen Morgenluft zu gönnen.

Aber da hatte das Schicksal auch durch diesen weiteren Ritt einen Querstrich zu machen beschlossen, wenngleich es ein solcher war, daß ihn Felix von Eberstein hoch willkommen hieß. Denn als er Punkt zehn Uhr gestiefelt und gespornt auf die Rampe trat und eben in den Sattel steigen wollte, fing die Dogge auf dem Hofe in ihrer gewöhnlichen, einen Fremden verkündenden Art gewaltig zu bellen und mit seiner Kette zu rasseln an, und als der Major nun zögerte, das Pferd zu besteigen, sah er zu seiner nicht geringen Verwunderung den Reitknecht Louis, seinen alten Boten von Ober-Malitz her in seinem schönen rothen Rock und auf einem kräftigen Rappen auf den Hof traben.

Als der aufmerksame Diener gewahrte, daß der Herr von Grünwald so eben zu Pferde steigen wollte, schwang er sich gewandt aus dem Sattel, warf Hans die Zügel zu und kam mit abgezogenem Hut in ehrerbietigster Haltung zu dem Major heran, der noch mit Frau Nebelthau einige Worte wechselte.

»Guten Morgen, gnädiger Herr!« sagte Louis, da komme ich wohl gerade noch zur rechten Zeit, denn ich sehe, Sie wollten sich so eben vom Hause entfernen. Ich habe die Ehre, Ihnen hier einen Brief von der Frau Generalin zu überreichen und die gehorsamste Bitte hinzuzufügen, mir, sobald Sie ihn gelesen, eine mündliche Antwort zu ertheilen.«

Der Major, fast noch mehr überrascht als Frau Nebelt-hau, die sprachlos auf der Rampe stehen geblieben, wäh- rend ihr Herr dem Diener aus Ober-Malitz einige Schrit- te entgegengegangen war, erwiderte den ehrerbietigen Gruß desselben mit freundlichem Kopfnicken und nahm dann mit leise bebender Hand den ihm dargebotenen Brief.

»Warten Sie einen Augenblick,« sagte er mit seiner ru- higen tiefen Stimme, »ich komme sogleich wieder.« Und damit wandte er sich, den Brief uneröffnet in der Hand haltend, der Treppe nach seiner Wohnung zu, ohne auch nur einen Blick auf die ihn staunend betrachtende Haus- hälterin zu werfen.

Oben auf seinem Zimmer angekommen, nahm er sei- nen Hut ab, der ihm plötzlich den Kopf zusammenzu- pressen schien; seufzte leise auf und wog den in der That nicht erwarteten Brief prüfend in der Hand.

»Was mag er bringen?« fragte er sich. »Warum bebt mir das Herz so mächtig und warum zittern mir die Hände? Ist es nicht gerade, als hätte ich selbst ein Verbrechen begangen und ich bin doch so schuldlos, wie es der kleine Samuel nur sein kann. Doch wozu noch lange zögern? Rasch mit dem Messer herbei und dann hinein in's Feuer, wie die Kugeln auch pfeifen mögen, von denen ich auch hier nicht verschont bleiben soll. Vorwärts!«

Und in der That, rasch flog das eingestochene Messer durch das zarte Papier und der schneeweiße Bogen darin faltete sich auseinander. Wenn er aber etwas ihn Betrübendes oder gar Schmerzliches erwartet hatte, so sollte

er sich diesmal sehr darin getäuscht finden, denn der Brief enthielt eine zwar sehr unerwartete Mittheilung, aber dieselbe war so angenehmer Natur, daß sie sein gequältes Herz plötzlich in jubelnder Freude ausschlagen ließ. Die Worte aber, die er zweimal hintereinander las, lauteten folgendermaßen

»Mein Herr Major!

Ich bin an dem heutigen herrlichen Morgen ungewöhnlich früh aufgestanden, um Ihnen noch zeitig genug eine Nachricht zukommen zu lassen, die Ihnen hoffentlich nicht unangenehm sein wird. Als ich vorgestern Abend gegen neun Uhr nach Hause zurückkehrte, erzählte man mir, wie glücklich Sie sich in der Gegenwart Samuel's in Ober-Malitz gefühlt zu haben schienen. Man hat mir Alles und Jedes berichtet, was vorgefallen ist und auch ich habe darüber, wenn ich offen zu Ihnen reden darf, eine große Freude empfunden, da ich jetzt im Stande war, mich in die Stimmung zu versetzen, mit der Sie sich dem lieben Kinde hingegeben haben, welches Sie, wie ich jetzt nicht mehr zweifle, mit vollem Herzen lieben.

Ja, das hat mich tief gerührt, Herr Major, und um so mehr, als ich mir nicht verhehlen kann, in Ihren Augen allein schuld daran zu sein, daß Ihnen der Knabe auf so lange Zeit entzogen ward, denn acht Tage lang auf zwei Stunden Freude warten zu müssen, die so schnell entfliehen, ist in der That eine

etwas lange Zeit und hinreichend, selbst ein duldsames Herz ungeduldig zu machen und, wenn es voll Sehnsucht ist, sogar höchst peinlich zu berühren. Da ich es nun nicht über mein Herz bringen kann und mir auch gar kein Grund dazu vorzuliegen scheint, Ihnen auch fernerhin den Genuß des kleinen Samuel auf eine ganze Woche zu versagen, so frage ich ergebenst an, ob es Ihnen vielleicht ein Vergnügen gewährt, heute Nachmittag den Knaben in Begleitung seiner Mutter auf einige Stunden bei sich in Grünwald zu sehen. Ich denke, ich darf ihn bei dem schönen warmen Wetter in einem verschlossenen Wagen den weiten Weg antreten lassen, ohne befürchten zu müssen, daß dadurch sein eben überstandenes Augenleiden wiederkehre. Im Falle Sie nun mit mir einverstanden sind, bitte ich, meinem Diener nur ein Wort zu sagen und, dann soll Samuel etwa um zwei Uhr bei Ihnen sein.

Schließlich ersuche ich Sie nur noch, ihn mir bis um sechs Uhr zurückzusenden und somit habe ich die Ehre, mich mit voller Hochachtung zu unterzeichnen als Ihre ergebenste

Marianne von Hartenfels.«

Hochauf athmete die Brust des Majors, als er diese Zeilen durchlesen hatte und eine lange nicht empfundene freudige Rührung durchbebte dabei sein Herz. Er wollte sich auch sogleich nach dem Hof begeben und dem Diener der Generalin eine bejahende Antwort zukommen

lassen, als er sich besann, daß es vielleicht besser sei, ihn allein bei sich zu empfangen, damit er nicht gleich im Augenblick der ersten Aufregung den prüfenden Blicken Frau Nebelthau's und seines eigenen Dieners ausgesetzt sei. So öffnete er denn das Fenster und rief den Boten aus Ober-Malitz zu sich herauf, und als dieser gleich darauf in sein Zimmer trat, ging er ihm mit hellleuchtendem Gesicht entgegen und sagte:

»Reiten Sie schnell zu der Frau Generalin zurück und bringen Sie ihr meinen ganz ergebensten Gruß. Alsdann sagen Sie ihr, daß ich ihr für die Freude, die sie mir zu bereiten gedenkt, sehr dankbar sei und daß ich das Kind heute Mittag mit tausend Freuden bei mir willkommen heißen werde.«

Louis verbeugte sich und zwei Minuten später war er wieder vor der Thür, hatte schnell von Hans Abschied genommen und trabte dann flugs nach seiner Heimat zurück, um die ihm aufgetragene Botschaft seiner gnädigen Frau zu überbringen.

Kaum aber war er fortgeritten, da klopfte schon eine bescheidene Hand an des Majors Thür und auf seinen Hereinruf wurde Frau Nebelthau mit fliegendem Athem sichtbar, die voller Hast die Treppe herauf geeilt war, da sie die Zeit nicht erwarten konnte, bis auch ihr der Inhalt des unzweifelhaft sehr bedeutsamen Briefes bekannt geworden war.

»Aha!« rief ihr der Major mit ungemein heiterem Gesicht entgegen, »ich begreife, was Sie hierher treibt.

Oder wissen Sie vielleicht schon, was in dem Briefe dort steht?«

»O, wie sollte ich denn! Kein Wort weiß ich, Herr Major, aber ich sterbe vor Neugierde, es zu erfahren, denn Sie sehen ja ganz unmenschlich glücklich aus!«

»Das bin ich auch, Nebelthau, in Wahrheit, und um so mehr, da diese Freude so unverhofft kommt. Nein, nach diesem Briefe zu schließen, ist Bastian noch nicht bei der Generalin gewesen, wenigstens deutet kein Wort darauf hin, und ich danke meinem Gott dafür. Nun denn, da haben Sie es: sie verkündet mir aus freien Stücken den heutigen Besuch Samuel's und seiner Mutter. Was sagen Sie nun? Ist das nicht ein gutes Zeichen und habe ich nicht Ursache, mich wie ein Kind auf dies Kind zu freuen?«

Frau Nebelthau's Gesicht sah bei dieser auch von ihr unerwarteten Mittheilung eben so erstaunt wie befriedigt aus. »Nun,« sagte sie, da haben auch Sie es! Habe ich es Ihnen nicht gestern schon gesagt, daß sich sehr bald Etwas ereignen würde? Und bei Gott, so etwas Angenehmes habe ich mir nicht vorgestellt, wenigstens nicht so rasch. Nein, sie ist keine hartherzige Person, jetzt sehen Sie es deutlich genug und ich habe also doch in meinem Urtheil über sie Recht gehabt!«

»Ja,« entgegnete der Major, gedankenvoll vor sich niederblickend, darin haben Sie Recht gehabt. Hartherzig ist sie gewiß nicht, im Gegentheile, sie hat Gefühl für die Gefühle anderer Menschen, und wer das hat, der hat kein böses, kein – flambergisches Herz. O, wir haben uns also ganz umsonst so viel Sorge gemacht, aber dafür schickt

uns Gott die Freude. Und nun, Nebelthau, freuen auch Sie sich denn wir wollen einmal einen recht frohen Tag erleben. Ich werde rasch ein paar Stunden über die Felder jagen, das beruhigt die Nerven am besten, und wenn ich um Zwölf wiederkomme, dann haben Sie schon Alles in Bereitschaft gesetzt, nicht wahr, liebe Nebelthau?«

»Sie wollte ihn ja erst um ein Uhr schicken, wie Sie sagten,« erwiderte diese lächelnd, »und so kann er ja erst um zwei Uhr hier sein. Bis dahin aber habe ich längst alles Nöthige in Stand gesetzt.«

»Herrlich, prächtig, Nebelthau. Aber haben Sie auch etwas Gutes für die Frau Grittli zu essen? Und was haben Sie für den Samuel, he?«

»O, o, Herr Major, dafür lassen Sie mich nur sorgen. Ich habe heute gerade etwas recht Gutes und für den Samuel soll die beste warme Milch und eine allerliebste Bouillon vorhanden sein.«

»Dann bin ich zufrieden. Aber essen Sie mit uns und Ihr Neffe auch, dann sind wir wie eine kleine Familie zusammen und freuen uns gemeinschaftlich, nicht wahr?«

»Wie,« fragte die Nebelthau verwundert, soll denn die Frau Grittli mit bei Ihnen am Tisch essen?«

»Warum denn nicht und wer sollte denn sonst das Kind bewahren? Nein, heute ist eine Art Weihnachten bei uns und da sitzt Groß und Klein an einem Tisch beisammen. So richten Sie es also ein und für den Samuel sorgen Sie ganz besonders, und eben so für den Kutscher, der uns den Kleinen bringt.«

»Ja doch, ja, beruhigen Sie sich nur, es soll Alles nach Ihrem Wunsch geschehen!« –

Aber der Major hörte weder, was sie sagte, noch sah er das verwunderte Kopfschütteln, womit sie ihm nachblickte, als er voll seltsamer Hast das Zimmer verließ und die Treppe hinunterschrift. Als ob eine neue, nie gesehene Sonne über ihm aufgegangen wäre und mit ihrem allmächtigen Glanz alle Nebel und Wolken vertrieben hätte, die eben noch so drückend schwer auf seiner Seele gelegen, und als hätte er Alles vergessen, was noch am vorigen Tage sein Herz verdüstert, stieg er zu Pferde und galoppierte über die sonnenbeschiedenen Felder dahin, wie ein Jüngling, dem sein erster Siegeszug gelungen und dem sich die Zukunft nun im goldensten Strahlenkranz zeigt.



Es war noch nicht ganz zwölf Uhr, als der Major von seinem Ritt zurückkehrte und den Hengst, den er tüchtig warm geritten, an Hans abgab. Nachdem er sich darauf umgekleidet, kam er, seine Cigarre rauchend, schon wieder die Treppe herab, als könne er es heute nicht lange im Zimmer aushalten. Hastig schritt er nun in dem freundlichen Vorgarten und unter den Linden auf und ab und wiederholt liebte er die treue Dogge, die freudig bellend an ihm emporsprang, als freue auch sie sich des schönen Tages, der alle Bewohner von Grünwald heute so glücklich zu machen bestimmt war.

Als so wieder einige Zeit vergangen, sah er nach der Uhr und da es noch nicht die festgesetzte Stunde war, ging er nach dem nahen Walde hinüber, um nach dem erwarteten Wagen auszuschaun, lange bevor derselbe sichtbar werden konnte. Endlich aber sollte dem Ungeduldigen doch die ersehnte Stunde schlagen und es war kaum zwei Uhr, da trabten die schönen Pferde mit dem geschlossenen Wagen heran und zum ersten Mal seit langer, langer Zeit lenkte der rothröckige Kutscher das stolze Gespann der Ober-Malitzer Herrschaft auf den Hof von Grünwald, wo der Gutsherr, die Haushälterin und der Pächter nebst Hans schon bereit standen, um die sehnlichst Erwarteten mit freundlichen Gesichtern in Empfang zu nehmen.

Als der Wagen nun aber hielt und der Major selbst den Schlag öffnete, sah man darin Frau Grittli in einer ihr sehr gut stehenden städtischen Tracht mit dem reizend gekleideten Samuel auf dem Schooß, und neben ihr, gleichsam als Sicherheitswache beigegeben, den alten Hausmeister Harsfeld, der zuerst ausstieg und dem Herrn von Grünwald die freundlichsten Grüße von seiner gnädigen Frau überbrachte.

»Sie sind mir willkommen, Herr Hausmeister,« empfing ihn der Major, »und ich danke für den mitgebrachten Gruß!« Aber Augen hatte er heute kaum für ihn, denn diese suchten nur den kleinen Samuel auf, nach dem er auch sogleich griff, um ihn auf seinen kräftigen Armen aus dem Wagen zu heben. Samuel, der mit etwas verwundertem Gesicht um sich geschaut hatte, als er sich

plötzlich in eine ihm so fremde Umgebung versetzt und die ihm unbekannt Menschen vor sich sah, jauchzte alsbald auf, als er seinen alten Freund erkannte, und sehnsuchtsvoll streckte er ihm seine Aermchen entgegen und umschlang damit fest seinen Hals.

In diesem Augenblick schien der Major seine ganze Umgebung vergessen zu haben und sich nur dem Ausbruch seiner Zärtlichkeit hinzugeben. Herzlich und wiederholt küßte er den Knaben und dann, ohne auf die Anderen Rücksicht zu nehmen und nur der Frau Grittli noch einen freundlichen Gruß zunickend, that er, als gehöre ihm das Kind allein und so trug er es zuerst nach dem schönen grünen Garten und Park, zeigte ihm hier, während die Vögel um ihn sangen und zwitscherten, die Bäume und die Blumen und überhaupt Alles, was zu sehen war und plauderte mit ihm, als verstünde das Kind seine Gedanken und Empfindungen und als müsse es sich erst in Grünwald orientiren, wo es ja noch niemals gewesen war.

Frau Grittli, die Nebelthau, der Hausmeister von Ober-Malitz und der Pächter von Grünwald aber schritten langsam und schweigend hinter dem glücklichen Mann her und schienen den herzlichsten Antheil an seinem ihm hier noch nie widerfahrenen Glück zu nehmen. Erst nach einiger Zeit, nachdem Samuel durch den ganzen Park herumgetragen war, kehrte der Major mit ihm in das Haus zurück und nun wurden auch die Zimmer des

oberen Stockwerks der Reihe nach durchwandert und Samuel Alles gezeigt, woran er nach der Meinung des Hausherrn ein kindliches Gefallen finden konnte.

Während dies aber im oberen Stockwerk geschah, waren Frau Grittli, der Hausmeister und der Pächter in Frau Nebelthau's Zimmer geblieben und nur diese selbst folgte ihrem Herrn Schritt vor Schritt, ohne ihn in seiner Plauderei mit Samuel zu stören und nur auf eine Gelegenheit wartend, wo sie eine Frage an den so freudig aufgeregten Mann richten könne. Diese Gelegenheit glaubte sie auch endlich gefunden zu haben, als der Major mit Samuel vor dem Bilde seines alten Onkels stand und dem Knaben erzählte, daß er es diesem Manne verdanke, daß sie mit einander bekannt geworden wären. Hier trat sie dicht an ihn heran und sagte:

»Herr Major, hören Sie mich doch einmal an; ich habe Ihnen eine Frage vorzulegen, die Sie mir nothwendig gleich beantworten müssen. Mit der Frau Grittli und dem Kinde ist ja auch ganz unverhofft der Hausmeister der Frau Generalin gekommen und den können wir doch nicht zu Tisch bei Ihnen einladen – was machen wir also mit ihm? Darüber bitte ich mir nun eine Verhaltensmaßregel aus.«

Der Major, dessen sonst so bleiches Gesicht heute von einer namenlosen Freude glühte, sah die fast ängstlich blickende Frau verwundert an. »Warum sollte er denn nicht mit uns bei Tische sitzen?« fragte er. »Glauben Sie, daß ich noch nie mit Leuten seines Standes an einem Tisch gesessen habe oder daß mich irgend Etwas – etwa

ein hochmüthiger Gedanke – abhalten könnte, es heute zum ersten Mal zu thun? Nein, Nebelthau, darin sollten Sie mich doch schon besser kennen. Lassen Sie ihn also getrost mit uns essen, er ist ein braver Mann und heute zumal ist ja Weihnachten bei uns, wie ich Ihnen schon gesagt, und da sollen die Großen wie die Kleinen, die Herren wie die Diener ihre Freude haben.«

Frau Nebelthau, die kaum einen anderen Auftrag erwartet hatte, denn sie kannte ihren Herrn darin schon gut genug, nickte lächelnd und begab sich dann nachdenklich nach dem unteren Stockwerk, um den Befehl ihres Herrn auszurichten und den Hausmeister von Ober-Malitz mit an den Tisch desselben zu laden. Nach kurzer Zeit aber trat sie mit gemessenen Schritten und einem dunkelrothen Gesicht wieder bei dem Major ein und sagte: »Ich komme schon wieder und Sie müssen mir verzeihen, daß ich Sie immer und ewig störe, aber es ist heute ja einmal Alles außer Rand und Band bei uns. Ich komme des Hausmeisters wegen. Der Mann ist sehr bescheiden und weiß seine Stellung zu würdigen. Er weigert sich durchaus, an Ihrer Tafel Platz zu nehmen. Das dürfe er schon wegen seiner gnädigen Frau nicht, deren Erlaubniß er nicht dazu einholen könne, sagte er; aber er sei gleichwohl dankbar für die Ehre, die Sie ihm zuge-dacht. Und so habe ich ihm denn in meinem Zimmer den Tisch decken lassen und er soll auch da gut bedient sein, verlassen Sie sich darauf.«

»Gut,« erwiderte der Major, der mit Samuel auf dem Sopha saß und eben beschäftigt war, dem lachenden Knaben sein warmes Oberjäckchen auszuziehen und ihm den kleinen Hut von dem lockigen Kopf zu nehmen. »Wie er will, ich habe nichts dagegen. Aber die Grittli ißt bei uns, das verlange ich und so kann ich sogar mit ihr sprechen, was ich will! – Doch nun sehen Sie einmal unsern lieben Jungen an! Ist er nicht ein prächtiger Kerl und muß man ihn nicht lieb haben, wenn man sein rosiges Gesicht und seine veilchenblauen Augen sieht?«

»Ja, Herr Major, es ist ein reizendes Kind!« erwiderte seufzend die Alte. »Ach, wenn es Ihr eigenes wäre – was wäre das für ein Glück!«

»Still! Nicht lamentiren – über Nichts, nur heute nicht. Samuel ist so gut wie mein eigenes Kind und das will ich der Welt beweisen, ob er nun in meine Hände gelangt oder nicht. Doch davon haben wir heute nicht zu reden. Lassen Sie uns endlich essen – ist Alles für den Knaben bereit?«

»Ja, ja, es ist Alles bereit; ich will nur die Grittli und meinen Neffen holen und dann soll Ihnen nichts mehr zu wünschen übrig bleiben.«

Die vier Personen saßen mit dem Kinde bei Tisch, nachdem man für letzteres zwischen dem Major und seiner Mutter einen möglichst hohen und bequemen Sitz hergestellt hatte. In der ersten Viertelstunde unterhielt

man sich wenig und beschäftigte sich nur mit der Stillung seines Appetits, wobei der Hausherr alle Aufmerksamkeit auf den sich still und manierlich betragenden Samuel richtete. Nachdem man aber ein paar Gläser Wein getrunken, kam das Gespräch allmählig in Gang und da legte der Major der Frau Grittli einige Fragen vor, deren genaue Beantwortung ihm sehr am Herzen zu liegen schien.

»Wie gefällt es Ihnen denn auf Ober-Malitz?« fragte er unter Anderm. »Das möchte ich wohl wissen, und wie behandelt Sie die Frau Generalin?«

Frau Grittli, die gegen den Major immer etwas zurückhaltend, obwohl stets offen gewesen war und in ihrer augenblicklichen Lage, die ihr so neu sein mußte, eine noch größere Verlegenheit zu überwinden hatte, erröthete lebhaft bei dieser Frage, aber da sie die redlichen Augen Herrn von Ebersteins so wohlwollend auf ihr Gesicht gerichtet sah, antwortete sie nach kurzer Ueberlegung:

»Ich würde sehr undankbar sein, gnädiger Herr, wenn ich über irgend Etwas auf Ober-Malitz klagen und nicht mit Allem und Jedem überaus zufrieden sein wollte. Man behandelt mich in jeder Beziehung sehr gut und erweist mir und dem Kinde so viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, wie ich in meinem ganzen Leben nirgends erfahren habe. Vor Allen aber ist die Frau Generalin gütig gegen mich und wenn sie mit mir allein ist, was freilich nur selten geschieht, da sie so häufig Besuch hat, der ihr, glaube ich, nicht immer ganz angenehm ist, beweist sie mir stets, daß sie großes Vertrauen zu mir hegt und nur mein

Bestes im Auge hat. So war es bis zum vorgestrigen Tage, als Sie Ober-Malitz besuchten, während die Frau Generalin mich nach dem Waldhause schickte, um meinen Großeltern, wie sie sagte, auch einmal meine Anwesenheit zu gönnen. An diesem Abend spät rief sie mich zu sich und ich fand sie etwas zerstreut, da sie mich lange ansah, ohne ein Wort zu sprechen. Als ich nun vor ihr stand und nicht wußte, was sie von mir verlangen würde, und nachdem sie mich immer aufmerksamer betrachtet, nickte sie endlich mit dem Kopf und streckte ihre schöne Hand nach mir aus, und als sie damit die meine ergriffen hatte, sagte sie mit einer so freundlichen Miene, daß ich ganz erstaunt aufblickte: ›Grittli, ich bin Dir recht gut – weißt Du das wohl?‹ Und als ich einige dankende Worte darauf sprechen wollte, winkte sie mit der anderen Hand, daß ich schweigen solle und fuhr fort: ›Ja, ich bin Dir recht gut, und weißt Du, warum? Du bist die Mutter des Samuel und mit diesem Kinde hast Du mir einen wahren Segen in das Haus gebracht. Trotz meines vielen Besuches lebte ich immer so allein und hatte nichts, woran ich mein Herz hängen konnte, jetzt habe ich aber Etwas und Dein Samuel ist mir schon recht lieb und werth geworden, so daß ich mich unter keiner Bedingung wieder von ihm trennen möchte. Laß es Dich nicht gereuen, daß Du zu mir gekommen bist, es soll Dir wie dem Kinde wahrhaftig zum Vortheil gereichen. So, das wollte ich Dir nur heute noch sagen und nun kannst Du zu Samuel gehen und ihm noch einen Kuß von mir geben.‹«

Der Major hatte Frau Grittli, als sie zu reden begann, fest angesehen; je weiter sie aber in ihrer Rede vorschritt, um so tiefer senkten sich seine Augen und zuletzt erhob er sie gar nicht mehr von seinem Teller und war nur von Zeit zu Zeit beschäftigt, die leer getrunkenen Gläser wieder mit Wein zu füllen. Als sie aber endlich schwieg, sagte er mit etwas verlegenem Gesicht:

»Das ist ja recht erfreulich für Sie, Frau Grittli, und ich freue mich, daß es Ihnen so wohl dort gefällt, ja! – Schlafen Sie denn mit der Wärterin bei dem Kinde?« setzte es mit etwas leiserer Stimme hinzu.

»Gewiß, gnädiger Herr, wir schlafen Beide mit Samuel im Alkoven der Kinderstube und dazu ist er geräumig genug, wie Sie ja wohl gesehen haben werden.«

»Ja, geräumig ist er und auch sehr hübsch. – Was ist denn diese Wärterin eigentlich für eine Person?« fragte er ruhig weiter.

»O, Sie haben sie ja gesehen, gnädiger Herr; es ist ein ganz kleines, aber stämmiges Ding, das sich die Frau Generalin von einer ihr bekannten Dame erbeten hat. Sie stammt aus dem Weizacker her, ist von Jugend auf Kinder mädchen gewesen und hat immer nur bei vornehmen Herrschaften gedient. Auf den Samuel ist sie sehr acht sam, so daß ich mich nur wenig um ihn zu kümmern hätte, wenn ich es nicht auf freien Stücken und aus Liebe zu meinem Kinde thäte.«

»So, so! Aber warum hat denn die Frau Generalin diese Bäuerin heute nicht mit hergesandt?«

»Sie sollte erst mit,« versetzte Grittli ehrlich, »aber die gnädige Frau besann sich bald eines Anderen und so erhielt der Hausmeister den Befehl, uns zu begleiten, da sie meinte, es würde Ihnen vielleicht angenehmer sein, mit Ihren alten Bekannten, das heißt mit Samuel und mir, allein zu sein.«

»Da hat sie auch Recht. Doch – was wollte ich noch sagen? Ja – ist Ihr Großvater gestern bei Ihnen gewesen?« setzte er mit einiger Beklommenheit hinzu.

Grittli schien etwas mit der Antwort zu zögern, jedoch wahrscheinlich nur, weil sie sich über diese unerwartete Frage wunderte. Denn gleich darauf erhob sie den blonden Kopf, sah den Major mit ihren blauen Augen freimüthig an und sagte mit der ehrlichsten Miene:

»Mein Großvater? Bei mir in Ober-Malitz? Nein, gnädiger Herr, er müßte denn in meiner Abwesenheit nach mir gefragt haben, was mir indessen Niemand gesagt hat. Ich war nämlich gestern nach der Stadt gefahren, um verschiedene Dinge für die gnädige Frau einzukaufen, was ich beinahe jede Woche thue. Als ich aber zurückkam und sie endlich sprechen durfte – es soll nämlich gestern viel Besuch dagewesen sein, den sie zum Theil nicht angenommen hat – lag sie bleich und still auf ihrem Sopha unter dem Bilde, das Sie ja gesehen haben, und sagte, sie habe Kopfweg, obwohl es mir vorkam, als ob sie sehr traurig sei und sogar geweint habe. Und als ich ihr nun die Sachen zeigen wollte, die ich gekauft, sah sie sie gar nicht an und bat mich, sie bald allein zu lassen, da sie noch zu schreiben habe. Heute Morgen gegen zwölf Uhr

aber ließ sie mich rufen und da sah sie wieder ganz munter aus und sagte: »Mache, Dich fertig, Grittli, mit Samuel nach Grünwald zu fahren; Herr von Eberstein wünscht den Knaben ein paar Stunden bei sich zu haben.« Na, das war natürlich eine große Freude für mich und in zehn Minuten war ich fix und fertig, während die Frau Generalin selbst mit der Wärterin den Knaben anzog. – Doch, es ist immer möglich, daß mein Großvater auf Ober-Malitz gewesen ist, er wollte mich schon lange besuchen, und wenn Sie es bestimmt wissen wollen, so brauchen Sie nur den Hausmeister zu fragen, denn der sieht Jedermann in den Schloßhof kommen, da er unmittelbar am Eingang desselben wohnt.«

Der Major schüttelte abwehrend die Hand. »Lassen wir das,« sagte er ernst, »und fragen auch Sie ihn lieber nicht danach, auch zu Hause nicht, ich möchte nicht gern neugierig erscheinen. Aber da wir gerade von Ihrem Großvater sprechen, will ich Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Wie wäre es, wenn wir den alten Leuten im Waldhause auch eine Freude bereiteten und mit Samuel auf seiner Heimfahrt bei ihnen ein Stündchen vorsprächen? Wir fahren dann eine Stunde früher von hier fort, ich werde den Wagen zu Pferde begleiten und Sie können dann einmal wieder mit den Alten ein Stündchen verplaudern. Nun, wie gefällt Ihnen das?«

»Ach Gott, Herr Major, das wäre ja eine große Freude für uns Alle,« entgegnete Frau Grittli mit hochgeröthetem Gesicht, »aber ich wage darüber nicht zu entscheiden,

weil ich nicht weiß, ob es der Frau Generalin recht sein wird.«

»O, die Verantwortung nehme ich auf mich!« rief der Major heiter.

»Wollen Sie nicht lieber ein Wort mit dem Hausmeister darüber sprechen, wenn wir nachher von Tisch aufstehen und Samuel ein Stündchen schläft?«

»Ja, das will ich thun und ich sage Ihnen voraus, daß der gute Mann nichts dagegen haben wird.« –

Durch diesen Vorschlag des Majors war Frau Grittli in die heiterste Laune gerathen und ihr ganzes Wesen strahlte ein unendliches Glück aus. Nachdem man aber abgespeist und Samuel in des Majors eigenes Bett niedergelegt hatte, vor welchem diesmal Frau Nebelthau, das ganze Herz voll schwerwiegender Gedanken, Hoffnungen und Wünsche, Wache hielt, begab sich ihr Herr nach dem Garten, wo der Hausmeister auf und ab spazierte, wie man ihm gesagt.

Er hatte den würdigen Mann bald gefunden und theilte ihm sogleich seinen Wunsch mit, eine Stunde früher fortzufahren, um den alten Bastians auch die Freude zu bereiten, ihren Urenkel nach so langer Zeit einmal wieder bei sich zu sehen.

»Meinen Sie etwa,« fragte er zuletzt, »daß die Frau Generalin etwas dagegen haben könnte?«

Der Hausmeister besann sich. »Ich glaube nicht,« sagte er dann, »die gnädige Frau gönnt den armen Leuten gewiß die Freude, nur dürfen wir deshalb nicht später nach Hause kommen.«

»Dafür lassen Sie mich sorgen, und wenn Sie die Frau Generalin wiedersehen, theilen Sie ihr in meinem Namen mit, daß es *mein* Wunsch gewesen ist, den alten Leuten diesen Besuch abzustatten und so wird sie ja wohl damit einverstanden sein.«

Es war beinahe vier Uhr geworden, bis Samuel wieder erwachte und nun war es Zeit, an den Aufbruch zu denken, wenn der Kleine wieder um sechs Uhr zu Hause sein sollte. Während man ihn zur Fahrt ankleidete, blieb der Major bei ihm und versprach ihm, daß er ihn bald wieder besuchen solle, denn nun stehe der Weg zwischen Grünwald und Ober-Malitz offen und Niemand werde ihren Zusammenkünften ferner ein Hinderniß bereiten. Frau Grittli, in deren Gegenwart diese Plauderei abgehalten wurde, war darüber wie über alles Uebrige, was sie gehört und erlebt, entzückt und da sie ihre Freude nicht in ihrem ganzen Umfange gegen Herrn von Eberstein aussprechen konnte, so überschüttete sie Frau Nebelthau mit endlosen Danksagungen und der Versicherung, daß sie sich nun erst in Ober-Malitz ganz glücklich fühlen werde.

Um vier Uhr aber standen der Wagen und des Majors Pferde vor der Thür, denn auch Hans hatte den Befehl erhalten, seinen Herrn auf dem bevorstehenden Wege zu begleiten. So stiegen denn, nachdem Frau Nebelthau den allgemeinen Liebling fast mit ihren Küssen erdrückt, Frau

Grittli mit Samuel und der Hausmeister ein und als der Wagen mit ihnen davonrollte, blieb der Major nur noch einen Augenblick bei seiner Vertrauten stehen und sagte:

»Das war eine gute Unterhaltung bei Tisch, Nebelthau, und nun wissen wir schon etwas mehr als gestern. Aber haben wir Geduld, heute Abend werden wir noch klüger sein, denn ich werde so lange bei den alten Leuten bleiben, bis Peter Bastian kommt und darum werden Sie nicht ungeduldig, wenn ich etwas spät heimkehre. Die Erzählung der Grittli hat mich wieder etwas stutzig gemacht; der Alte ist am Ende doch in Ober-Malitz gewesen – was meinen Sie?«

Frau Nebelthau zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht,« sagte sie, »aber ich glaube es fast auch.«

»Nun, dann immer vorwärts!« rief der Major muthig aus und ging schon seinem wiehernden Pferde zu. »Der Würfel ist im Fallen und wir müssen geduldig abwarten, wieviel Augen wir werfen werden. Ich werde sie schon heute Abend zählen können, nicht wahr?«

Die gute Alte nickte mit dem Kopf. »Ja,« entgegnete sie langsam, »aber nun reiten Sie zu, sonst holen Sie den Wagen nicht wieder ein – *die Pferde der Frau Generalin laufen rasch!*«

»Oho!« rief der Major, schon im Sattel sitzend und den besonderen Nachdruck überhörend, mit dem die letzten Worte gesprochen wurden. »Das wollen wir doch einmal sehen, wessen Pferde rascher laufen, die Ober-Malitzer oder die Grünwalder. – Hans, nimm Dich zusammen, es

gilt einen scharfen Ritt; in fünf Minuten müssen wir die schönen Grauschimmel eingeholt haben.«

Kaum hatte, er es gerufen, so sprengte er schon im scharfen Galopp davon, zur Freude aller Nachschauenden, die ihren stattlichen Herrn gar zu gern bewunderten, zumal wenn er so froh und glücklich war wie heute und aller Welt Freude zu bereiten bemüht war. –

Die Ueberraschung und Aufregung, die eine gute Viertelstunde später im Waldhause zu Nieder-Malitz herrschte, als plötzlich die glänzende Equipage der Gutsherrschaft und mit ihr Herr von Eberstein zu Pferde vor der Thür hielt und dann die Grittli mit Samuel auf dem Arm in die Stube der alten Leute sprang, möchte schwer zu schildern sein. Die beiden Frauen waren allein zu Hause und Frau Hanne Bastian spann, während Ule Troll untätig neben ihr saß und träumerisch aus dem offenen Fenster blickte. Als sie aber das Gerassel der Räder, den Hufschlag der Pferde und endlich die Stimmen fröhlicher Menschen vernahmen, sprangen sie von ihren Sitzen auf und starrten sprachlos und wie gelähmt auf ihre Enkelin hin, die sie in ihrem heutigen Staat kaum für die alte Grittli halten konnten, und noch weniger das Kind für den kleinen Samuel, der ihnen in seinen reizenden Kleidern fast wie ein Prinz vorkam und den sie gar nicht anzufassen wagten.

Allmähig aber kam wieder Regsamkeit in sie und ihre verkümmerten Herzen begriffen endlich, was vorging, und als sie nun endlich hörten, wem sie diesen seltenen Besuch eigentlich zu danken hätten, wandten sie sich von

Samuel und der Grittli ab und Herrn von Eberstein zu, küßten ihm Rock und Hände, so daß er sich ihrer Zärtlichkeitsausbrüche, die ihm ganz neu waren, kaum erwehren konnte.

Von Allen am meisten über das hier Vorgehende betroffen aber zeigte sich der Hausmeister von Ober-Malitz. Auch er stand unbemerkt in einem Winkel des elenden Zimmers und sah der sich so rasch entwickelnden Scene mit verwunderten Augen zu. Er hatte sich die bestehenden Verhältnisse doch ganz anders gedacht und die frühere Lage der Frau Grittli und Samuel's unmöglich so vorgestellt, wie er sie jetzt vorfand. Ohne Zweifel aber bewunderte der gute Mann vor Allem den still und freudig von der Einen zur Andern gehenden Major, denn daß dieser der eigentliche Schöpfer der ganzen Freude war und daß man ihn allgemein als den wahren Wohlthäter der armen Familie betrachtete, hörte er wohl aus einigen Bemerkungen, die Frau Bastian vernehmen ließ, da sie sich nicht enthalten konnte, endlich ihrem Herzen freien Lauf zu lassen und dem früher so gleichgültig behandelten Herrn von Eberstein zu zeigen, daß sie nicht aus Mangel an Liebe bisher so kalt und zurückhaltend gegen ihn erschienen sei. Indessen fiel in dieser Stunde kein Wort über die zwischen dem Major und Peter Bastian geführte Verhandlung, und selbst als dieser plötzlich in das Zimmer trat und, über das Vorgehende ebenfalls staunend, auch seinen Urenkel auf den Arm nahm und mit schwimmenden Augen herzte, verhielt er sich gegen den Major stumm und einigermaßen zurückhaltend, so daß dieser

ihm wohl aumerkte, daß er etwas auf dem Herzen habe, was er ihm in Anwesenheit Grittli's und des Fremden nicht sagen könne. Nur einmal gab er ihm ganz heimlich einen verstohlenen Wink, indem er mit der Hand auf den vor der Thür haltenden Wagen deutete, und der Major verstand ihn und wurde nun selbst von diesem Augenblick an immer stiller und stiller, denn er mochte sich wohl sagen, daß ihm, sobald die Ober-Malitzer abgefahren seien, eine ganz neue Enthüllung zu Theil werden würde.

Die eine Stunde, die man in dem engen und jetzt fast überfüllten Waldhause verweilen durfte, verfloß den betheiligten Glücklichen nur allzu schnell und es kostete einige Mühe, den alten Leuten das Kind zu entwinden, über dessen Aussehen und Gedeihen sie sich immer lauter wunderten und freuten. Endlich aber hatte Frau Grittli sich ihren Liebkosungen entzogen und als sie erst mit Samuel vor der Thür war, saß sie auch bald im Wagen und neben ihr ließ sich schnell der Hausmeister nieder. Alle im Hause waren ihr vor die Thür gefolgt, doch nur der Major stand dicht am Schlag und indem er zum letzten Mal Samuel's Hand faßte, sagte er zu dem Hausmeister:

»Sie sehen, was für Freude wir hier bereitet, doch nun leben Sie wohl und haben Sie Dank für Ihre Begleitung. Grüßen Sie die Frau Generalin freundlichst von mir und sagen Sie ihr, ich hoffe bald eine Gelegenheit zu finden, ihr meinen Dank auszusprechen, daß sie mich heute mit

einer so großen Freude überrascht hat. Adieu, Frau Grittli, adieu, Samuel und – behüte Dich Gott, mein Kind, auf allen Deinen ferneren Wegen!«

Gleich darauf rollte der Wagen davon, aber nun, nachdem sie ihm so lange wie möglich nachgeblickt, drängten sich die alten Frauen erst recht an den Major und wiederholten mit halb klagenden, halb bittenden Worten ihre endlosen Danksagungen, bis er sie ernstlich bat, darüber zu schweigen und ihn lieber mit Peter Bastian allein zu lassen, da er mit ihm Wichtiges zu besprechen habe. Und als sie nun, einem noch ernsteren Winke des Holzfällers folgend, in das Haus gegangen waren, wandte sich der Major zu dem so geheimnißvoll blickenden Manne um und sprach:

»Nun, Bastian, Ihr habt mir etwas zu sagen, merke ich. Was ist es? Heraus damit!«

»Nein, Herr, hier nicht,« entgegnete der Alte, mit Entschiedenheit den kahlen Kopf schüttelnd. »Ich mag die alten Weiber nicht jedes Wort belauern lassen, was wir zu sprechen haben, aber wenn Sie es gestatten und langsam reiten wollen, so gehe ich neben Ihrem Pferde zu Fuß und begleite Sie ein Stückchen, und dann sollen Sie Alles erfahren, was Sie wissen müssen.«

»Daß Ihr neben dem Pferde geht, Bastian, wird nicht nöthig sein,« entgegnete der Major. »Hans kann mit den Pferden voranreiten und dann gehen wir Beide zu Fuß nach Grünwald. So sind wir ganz ungestört und können so leise sprechen, wie wir wollen.«

»Das ist noch besser, Herr, und so lassen Sie uns gleich aufbrechen, wenn es gefällig ist.«

Der Major war dazu bereit und nach einigen Minuten schon ritt Hans, den Hengst am Zügel führend, davon und die beiden Männer schritten gemächlich von dem einsamen Hause fort in den schönen grünen Wald von Grünwald hinein. Sobald sie sich aber allein wußten und Hans ihre Worte nicht mehr vernehmen konnte, sah der Major Peter Bastian fragend an und sagte:

»Nun, was habt Ihr mir zu sagen? Sprecht, wir sind jetzt allein.«

»Können Sie sich das nicht denken, Herr, und sollten Sie unser Gespräch von gestern Morgen schon vergessen haben?«

»Gewiß nicht. Aber wie, verstehe ich Euch recht? Ihr wollt damit doch nicht sagen, daß Ihr bei der Frau Generalin auf Ober-Malitz gewesen seid?«

Peter Bastian hob triumphierend den Kopf in die Höhe und seine Augen funkelten lebhaft Herrn von Eberstein an. »Gewiß will ich das damit sagen,« fuhr er heiser lachend fort, »Ja, ich bin auf Ober-Malitz gewesen und habe meinen ganzen Vorsatz bis auf die Neige ausgeführt.«

Der Major blieb hochaufathmend stehen, als presse ein unsichtbarer Alp seine Brust zusammen und beschränke die Fähigkeit seiner Lungen und seines Herzens. »Wie?« rief er, »ist es möglich, Bastian, Ihr seid bei der Generalin gewesen und habt sie auch gesprochen?«

»Ja, bei Gott, Herr, denn es war mein fester Vorsatz, und nun, da Alles vorüber ist, glaube ich selbst, daß ich sehr wohl daran gethan habe.«

Der Major seufzte still auf und sich dann in das Unabänderliche ergebend, sagte er gelassen: »So sprecht denn und erzählt mir Alles, so genau Ihr könnt. Ach, Mann, ich glaube doch nicht, daß Ihr damit recht gethan habt.«

»Aber ich! Doch nun will ich erzählen, vollständig und klar. – Als ich gestern Morgen von Ihnen fortging, war ich wieder etwas uneins mit mir selber geworden, weil Sie mich gebeten, meinen Vorsatz aufzuschieben und mir als Ersatz für die Jahre lang ertragenen Kränkungen und Kümernisse eine so schöne Stelle auf Grünwald angeboten hatten. Bald aber sagte ich zu mir: Nein, Bastian, das ist zwar Alles recht schön und die Stelle wird er Dir doch geben, denn er ist ein ehrlicher Mann und hat es versprochen, aber – mit einem Wort, was soll das lange Fackeln, die Sache, die schon seit Ewigkeit spielt, muß einmal zu Ende kommen und ich darf der Ule Troll nicht wieder vor Augen treten, ohne ihr sagen zu können: Ule, die Sache ist abgemacht, die uns so lange im Kopf gespuht und so schwer auf die Seele gedrückt hat. – Nun, als ich mir das gesagt, da schritt ich tüchtig aus, schlug die nächsten Wege über die Felder ein und in anderthalb Stunden war ich in Ober-Malitz, wo ich mich auf einem Feldstein erst eine Weile ausruhte, um nicht so außer Athem und mit Schweiß bedeckt vor die Augen der gnädigen Frau zu kommen. Indessen, damit hatte es noch etwas Zeit, wie ich sehr bald erfuhr, denn die gnädige

Frau war nicht allein, sie hatte vornehmen Besuch und man sagte mir anfangs, ich würde sie gar nicht sprechen können. Aber da kam zu rechter Zeit der alte freundliche Hausmeister herbei und als ich den mit Bitten anging und sagte, ich habe der Frau Generalin etwas auf Samuel und Grünwald Bezügliches mitzuthemen, da nickte er mir freundlich zu und meinte: »Kommen Sie nur in mein Haus dort drüben und warten Sie da ein Weilchen. Ich werde die gnädige Frau schon bitten, daß sie mit Ihnen spricht.« – Und da ging er mit mir in das hübsche Haus hinüber, führte mich in ein Zimmer und ich ruhte mich auf einem weichen Stuhl recht behaglich aus. Nach einer halben Stunde aber kam der Mann wieder und sagte noch freundlicher, ich solle nur noch etwas warten, die gnädige Frau werde sogleich selbst in seine Stube kommen, denn drüben im Schlosse möchte sie mich nicht empfangen, weil Besuch da wäre und der brauche nicht zu wissen, was ich mit ihr zu verhandeln hätte. Damit war ich zufrieden und nachdem ich eine halbe Stunde gewartet und der Hausmeister mir ein paar Gläser Wein eingeschenkt hatte, die ich wegen meines Durstes gerade gebrauchen konnte, ging mit einem Mal die Thür auf und herein trat die gnädige Frau; aber sie jagte mir gleich solchen Schreck ein, daß ich erst gar nicht wußte, was ich sagen sollte und die Hälfte von Allem, was ich vorbringen wollte, schon wieder vergessen hatte.«

»Einen Schreck? Warum denn?« unterbrach ihn der gespannt zuhörende Major.

»Ja, sehen Sie,« fuhr Bastian mit nachdenklichem Kopfschütteln fort, daran war ihre Schönheit schuld, denn so schön, wie sie gestern in ihrem weißen Kleide mit langen hellblauen Bändern und ihren wie Gold glänzenden blonden Locken war, hatte ich sie noch nie gesehen; sie sah aus wie eine Königin und Sie können sich das gar nicht vorstellen, Herr Major. Nun, ich war gleich von meinem Stuhl aufgesprungen und blickte sie nur starr und steif an, nachdem ich mich tief gebückt hatte. Da sagte sie aber zu mir, mit einer Stimme, so süß und klar, wie sie nur eine Nachtigall haben kann: ›Setzt Euch wieder, Bastian, Ihr werdet müde sein, und erhitzt seid Ihr auch, wie ich sehe. Ich werde mich auch setzen und nun könnt Ihr mir ruhig sagen, weshalb Ihr hierhergekommen seid.‹ Und da sie sich dabei setzte und mir einen verständlichen Wink mit der Hand gab, setzte ich mich auch wieder und begann endlich zu sprechen.«

Er hielt inne, als müsse er sich etwas erholen oder seine Gedanken sammeln, die noch von der Erinnerung an die schöne Frau etwas in Unordnung zu sein schienen. Der Major aber füllte die entstandene Pause aus, indem er sagte:

»Da bin ich doch sehr neugierig. Fahrt fort, Bastian, und besinnt Euch nicht so lange.«

»Haben Sie nur Geduld, Herr, Sie sollen Alles haarklein erfahren, und es ist eine ganz hübsche Portion, so daß ich mir die Reihenfolge wohl überlegen muß. Nun ja, die Sache begann damit, daß ich ihr dankte, daß sie so viel für Grittli und Samuel gethan; indessen, meinte ich, wäre es

uns Allen doch lieber gewesen, wenn das nicht geschehen wäre und sie sowohl die Grittli wie das Kind uns gelassen hätte. – Als ich das aber mit einigen Redensarten herausgebracht, da hätten Sie einmal ihr erstauntes Gesicht sehen sollen! Sie wurde roth wie eine Flamme und sagte rasch: ›Wie, Mann, seid Ihr wirklich so verstockt, wie man sagt, und auch so unklug und undankbar, daß Ihr nicht einseheth, was dem Kinde damit Gutes geschehen, daß ich es aus Eurer armen Hütte fort und zu mir in mein Haus genommen habe, um es zu einem gebildeten Menschen erziehen zu lassen?‹ – Dabei sah sie mich mit funkelnden Augen an, so daß man sich davor hätte ängstigen können; ich aber nahm es von der leichten Seite auf, bemühte mich, ein gleichgültiges Gesicht zu machen und erwiderte: ›Ja, freilich, gnädige Frau, ist unsre Hütte nur ein kleines und armseliges Ding, und Ihr Schloß ist ein großes und prächtiges Haus und eine gute Erziehung ist für jedes Kind eine schöne Sache; aber sehen Sie, dem Samuel wäre es bei uns auch nicht mehr so schlecht wie früher ergangen, denn der Herr von Eberstein hatte sich seiner schon vor Ihnen angenommen und ihn wie ein wohlhabendes Kind ausgestattet, und später hätte er gewiß noch viel mehr gethan. Aber, was die Hauptsache ist, er hat uns den Knaben nicht mir nichts dir nichts weggenommen, wie Sie, sondern ihn uns zu unserer Freude gelassen. Er wußte schon, daß der kleine Samuel uns so viel galt, wie das Augenlicht, denn der Mann hat Gefühl, wie selten Einer und weiß immer das Richtige zu treffen.‹ – Als ich das sagte, nickte sie ganz freundlich und sah

nachdenklich zu Boden. ›Das hört sich schon besser an,‹ antwortete sie darauf, ›und was Euer Urtheil über Herrn von Eberstein betrifft, so stimme ich darin mit Euch vollkommen überein.‹ Ja, so sagte sie und das waren ihre eigenen Worte. ›Aber was den Samuel betrifft,‹ fuhr sie fort, ›so irrt Ihr Euch gänzlich darin, wenn Ihr glaubt, ich wolle ihn Euch ganz entziehen. Denn das will ich wirklich nicht, Ihr müßt nur Geduld haben, bis ich einen Entschluß darüber gefaßt habe, wie ich es künftig mit ihm und Euch halten will. Für's Erste sage ich Euch nur: Ihr sollt ihn sehen, so oft Ihr wollt.‹

›So oft wir wollen?‹ fragte ich rasch. ›Na, dann wollen wir ihn immer sehen, also geben Sie ihn und seine Mutter uns zurück. Wir können mit des Herrn Major's Hülfe Beide ganz wohl ernähren.‹

Nach diesen Worten wurde sie wieder ernst und sah von mir fort nach dem Fenster hin, aber sie ließ nicht merken, daß sie meinem Wunsche willfahren wolle. Da wurde ich dreister und sagte: ›Gnädige Frau, besinnen Sie sich nicht lange und geben Sie uns den Samuel gleich heute zurück. Ich bin einmal darum hergekommen und wir haben unsern Kopf darauf gesetzt. Wir *wollen* und *müssen* ihn haben, er ist *unser* Kind, wir haben das erste Recht an ihn und – wenn Sie nicht wollen und uns widerstehen, dann bleibt uns nichts Anderes übrig, als – Sie dazu zu *zwingen*.‹

Als ich dies Wort mit einiger Bedeutung sprach, ging eine sichtbare Veränderung in ihrem bisher sehr freundlichen Wesen vor. Sie sah mich stolz an, nach des alten

Barons Flamberg Art, und sagte mit zitternden Lippen: ›Ihr wollt mich zwingen? Ihr? Mich? Was für Mittel stehen Euch denn dazu zu Gebote?‹

›Was für Mittel?‹ fragte ich. ›Sollten Sie sich das nicht selbst sagen können, gnädige Frau? Giebt es nicht etwa Gesetze im Lande, für die Großen und die Kleinen, und auch Gerichte, die jene Gesetze vertreten?‹

›Wie,‹ sagte sie, ganz blaß werdend, ›Ihr wolltet Euch deshalb an die Gerichte wenden, in dieser Sache, die allein eine Familienangelegenheit zwischen mir und Euch ist?! O Bastian, das habt Ihr Euch nicht wohl überlegt oder Ihr denkt Euch die Richter und Gesetze ganz anders, als sie sind. Nein, lieber Mann, thut das nicht, denn die Gerichte werden Euch auslachen, wenn Ihr mit dieser Klage kommt, und sie werden Eure Undankbarkeit erkennen, und schon deshalb werden sie gegen Euch entscheiden, weil Samuel so gut mir wie Euch gehört, denn ich bin seine Herrin, wie die Eurige, und höchstens kann man mir zumuthen, daß ich Euch mit auf mein Gut oder gar in mein Haus nehme, wenn ich, was durchaus meine Absicht ist, den Samuel behalten will; denn dazu, Bastian, wäre ich am Ende auch ohne die Entscheidung der Gerichte bereit. Ueberlegt Euch das und wenn Ihr vernünftig seid, wollen wir über das Letztere ein Weiteres sprechen.‹

Da aber faßte ich mir ein Herz, stand vom Stuhle auf, während sie sitzen blieb, und sagte:

›Gnädigste Frau, ich *bin* vernünftig und brauche in diesem Falle nichts mehr zu überlegen. Damit bin ich längst

fertig und weiß, wie die Sachen liegen. Denn wenn Sie sich darauf steifen, daß Sie unsere und Samuel's Herrin sind, weil wir zufällig auf Ihrem Grund und Boden wohnen, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie es viel weniger sind, als Sie denken.<

Als ich dies so gerade herauspolterte, wie ich es hier erzähle, war sie wie aus den Wolken gefallen, wurde bald blaß, bald roth und sah mich lange Zeit an, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich aber holte sie tief Athem und sagte wieder: ›Was meint Ihr damit? Ihr scheint im Ernst zu reden und da Ihr mir nicht ohne Grund zu drohen wagen werdet, so muß ich diesen Grund kennen lernen. Sagt mir also Alles, was Ihr auf dem Herzen habt, ich *will* es jetzt hören und wenn es das Aergste wäre.<

Da nahm ich mich denn zusammen und theilte ihr mit, was ich Ihnen gestern vorgetragen, Alles in Allem, und nicht das Geringste verschwieg ich ihr, und dann fügte ich hinzu, daß nach allem Diesen also Sie eigentlich unser Herr wären, und sie, die Frau Generalin, gar keinen rechtlichen Anspruch, weder auf Samuel noch auf uns hätte, da wir nicht einmal auf Ober-Malitz geboren wären und zu jeder Zeit einen anderen Aufenthaltsort wählen könnten, was wir auch bald thun würden. Und wenn sie mir darin nicht glauben wolle, fuhr ich fort, nachdem ich ihr den ganzen, Ihrem Onkel gespielten Betrug erzählt, was sie mit weit aufgerissenen Augen und gespannten Ohren anhörte, so solle sie nur Ihre Haushälterin, die alte Frau Nebelthau fragen, die wisse das eben so gut und vielleicht noch besser als ich und wäre eine

wahrhafte und rechtschaffene Frau, wie alle Welt wüßte, und die würde ihr wohl erklären können, wie die Sachen zwischen ihrem Großvater und Herrn von Eberstein zusammengehangen hätten, da sie schon beinahe fünfzig Jahre auf Grünwald lebe.

Na, Herr Major, als das Alles heraus war, und ich sprach sehr deutlich und nannte jedes Ding bei seinem rechten Namen, da merkte ich wohl, daß ich was Schönes angerichtet hatte. Denn sie wurde kreideweiß, sah mit einem Mal ganz anders aus und ihrem verstorbenen Großvater ähnlich, so daß es mir ordentlich kalt über die Haut lief. Aber dieses kreideweiße Aussehen dauerte bei ihr nur eine kurze Zeit. Sie schien sich mächtig zusammenzunehmen, blickte mich einmal über das andere verwundert an und sagte zuletzt so ruhig und sanft, als ob sie von einer fetten Gans spräche:

›Mein lieber Bastian! Ihr habt mir da ganz schreckliche Dinge enthüllt, Dinge, die wohl im Stande wären, schon einem Manne das Herz zu brechen und ich – ich bin nur eine Frau. Aber seht, ich will Euch beweisen, daß ich eine starke Frau bin und daß ich mir Eure Aussage nicht zu Gemüthe ziehe, Euch sogar verzeihe, daß Ihr sie gemacht, weil Ihr durch meine Vorfahren und mich gekränkt zu sein glaubt, und ich mich jetzt Eurem Wunsche widersetze, den Samuel aus meiner Hand zu geben und wieder in die Eurige zu legen. Ja, ich verzeihe Euch, nicht aus Schwäche, sondern aus Menschenliebe, denn ich kann mich recht wohl in Eure Lage versetzen und mir denken, wie Ihr zu dem Entschluß, mich heute mit Eurem

Anliegen zu besuchen, gekommen seid. Doch nun laßt uns einmal auf die Geschichte zurückkommen, die Ihr mir da eben von meinem Großvater und dem Baron Marzahn erzählt habt. Seht, Bastian, wenn Eure Aussage die Wahrheit enthielte und vor Gericht durch die Zeugin, die Ihr bringen wollt, ihre Bestätigung erfuhre, dann, freilich, wäre es möglich, daß sogar ich, darin die unschuldigste Person von der Welt, davon die Folgen geduldig tragen müßte. Wenn Ihr aber glaubt, daß ich aus Furcht vor irgend einem Verlust Euch bitten werde, mit Eurer Anklage zu schweigen und Eure Zeugin von ihrer mir angedrohten Aussage zurückzuhalten, um mir den ererbten Besitz von Nieder-Malitz zu bewahren und – warum es Euch am meisten zu thun scheint – Euch dafür auf der Stelle den Samuel zu geben, dann irrt Ihr Euch sehr in mir. Nein, Bastian, die Sache liegt bei mir anders, sie liegt so. Erstens glaube ich gar nicht an die Wahrheit der Aussage des verstorbenen Zeugen Troll, denn sie *kann* nicht wahr sein, weil es nach meinen Begriffen so elende Menschen gar nicht giebt, wie Ihr sie schildert, und zweitens bin ich entschlossen, den Samuel für mich zu behalten, Ihr mögt thun, was Ihr wollt. Betrachtet die Sache doch einmal aus dem einzig richtigen Gesichtspunkt, Bastian. Seht, wenn Ihr das Kind durchaus wieder zu Euch nehmen wollt, so handelt Ihr nicht nur unklug in Bezug auf Euch und das Kind, sondern auch in Bezug auf seine Mutter, die Grittli. Seid Ihr so unverständlich, daß Ihr nicht einseht, daß diese Mutter und ihr Kind nicht für den einsamen öden Wald, und für harte, schwere Arbeit

passen, zu der sie doch Eure und ihre Armuth nur verurtheilen würde? Wollt Ihr sie Beide durchaus wieder in das Elend, dem sie so glücklich entronnen sind, zurückschleppen und ihnen blos deshalb nicht das Leben unter wohlhabenden Menschen gönnen, weil Ihr auch nicht so glücklich gewesen seid, unter ihnen zu leben und Euch Eures Lebens zu freuen? Nein, Ihr werdet darin mit mir und der Grittli einverstanden sein, denn sie denkt wie ich über Eure und ihre jetzige Lage und sie will gern bei mir bleiben, wenn ich ihr gestatte, Euch jede Woche einen ganzen Tag zu besuchen oder Euch selbst in ihre Nähe auf mein Gut zu nehmen, und das habe ich ihr bereits zugesagt, Ihr undankbarer Mann, und Ihr würdet sehr bald erfahren haben, was ich Euch in dieser Beziehung zgedacht.<

›So, so!< dachte ich und mußte im Stillen lachen, daß sie mir jetzt mit ihrem Gute kam, nachdem ich schon eine bessere und sichere Stelle auf dem Ihren gefunden hatte, aber ich sagte nichts, denn sie sah, obwohl sie mich schalt, wieder so schön und freundlich aus und kam mir immer näher mit ihrem Stuhl gerückt, denn ich hatte mich wieder gesetzt, daß ich eigentlich gar nicht wußte, was ich nun noch sagen sollte, da ich ja Alles gesagt, was ich gewollt, und sie doch nicht darauf eingegangen war, wie ich gedacht, denn ich hatte geglaubt, sie würde mir auf der Stelle den Samuel geben, wenn ich ihr mit den Gerichten gedroht. –

Als ich mich nun besann, was ich denn jetzt noch vorbringen sollte, fuhr sie mit ihrem himmlischen Lächeln also fort zu reden:

›Bastian, ich sehe, daß Ihr mit Euch selbst uneins und wahrscheinlich zu der Ueberzeugung gekommen seid, daß Ihr nicht recht gegen mich gehandelt habt, und das wurmt Euch natürlich. Nun, denkt nur nicht, daß ich Euch darüber böse bin. Nein, ich begreife wohl, warum Ihr so zu mir gesprochen habt. Im Grunde meint Ihr es ganz gut mit dem Kinde und Ihr vergreift Euch nur in den Mitteln, es mir abzutrotzen. Aber das ist eben Euer Irrthum, Bastian. Mit Gewalt richtet Ihr gegen mich nichts aus, doch mit Güte könnt Ihr von mir alles Mögliche erlangen. Und damit Ihr sehet, daß ich für Euch und die Eurigen Sorge und Euch Euren Versuch, mich einzuschüchtern, nicht nachtrage, so händige ich Euch hier, was ich in den nächsten Tagen auf andere Weise auch gethan hätte, für's Erste diese Börse mit ihrem Inhalte ein, den Ihr zur Bequemlichkeit Eurer alten Frau, Eurer selbst und Eurer Schwägerin verwenden könnt. Und wenn Ihr Euch zu Hause eines Besseren besonnen habt, so kommt wieder zu mir und sagt, wie Ihr es mit Eurer künftigen Wohnung gehalten haben wollt, ich werde Euren Wünschen entgegenzukommen suchen und Ihr sollt mit mir darin zufrieden sein.‹

Und mit diesen Worten gab sie mir einen grünseidenen Beutel mit Geld und wie ich es nachher zu Hause nachzählte, fand ich fünfzig Thaler in Gold und Silber darin, und dabei sah sie so wunderbar schön und freundlich

aus, daß ich es gar nicht über das Herz bringen konnte, ihr noch weiter etwas Unangenehmes zu sagen. Aber da fielen mir mit einem Mal Sie und unser gestriges Gespräch ein. Ich erhob mich von meinem Stuhl, hielt die schöne Börse in die Höhe und sagte:

›Gnädigste Frau, ich müßte wirklich ein ganz undankbarer Mensch sein, wenn ich Ihre Güte nicht anerkennen wollte und so danke ich Ihnen im Namen meiner beiden Alten für diese Gabe, denn warum sollte ich armer Mensch von Ihnen, der reichen Gutsherrschaft, eine solche nicht annehmen? Aber sehen Sie, gnädigste Frau, was Sie da von unseren Wünschen in Bezug auf eine andere Wohnung sagen und daß ich nach Ober-Malitz ziehen soll, so ist Ihnen schon ein Anderer darin zugekommen und eine Wohnung für mich und die Meinigen, mit der eine sehr angenehme Stelle verbunden, ist schon längst bestimmt.‹

Da machte sie wieder ein sehr verwundertes Gesicht, schien etwas zu lächeln und sagte nach einer Weile: ›Nun, wer ist mir denn darin zugekommen und welche Stelle ist Euch verheißen?‹

Da sagte ich ihr ganz ehrlich und gerade heraus: ›Es ist wieder Herr von Eberstein, gnädigste Frau, der es gethan hat. Er hat mich zu seinem Forstaufseher gemacht und ich soll in seinem schönen Walde auf Grünwald wohnen, und mein Gehalt soll ich mir selber nach Bedürfniß fordern.‹

Na, da hätten Sie einmal sehen sollen, was für ein Gesicht sie machte! Sie wurde wieder ganz roth und schaute nochmals zum Fenster hinaus.

›So,‹ sagte sie endlich, ›und Ihr werdet die Stelle annehmen und nach Grünwald ziehen?‹

›Gewiß!‹ entgegnete ich, ›ich wäre ein Dummkopf, wenn ich das Anerbieten eines so hochherzigen Herrn zurückweisen wollte, der mir, so wenig er mich kannte, weiter nichts als Gutes gethan hat, mir und meiner ganzen Familie.‹

Da nickte sie nur mit dem Kopfe, aber sie sagte nichts weiter und bald darauf ging ich von ihr fort zu meinen Alten hin, die nun auch so wenig wie ich wissen, was wir thun sollen, und so frage ich Sie um Ihren Rath – was thun wir jetzt gegen die Frau Generalin, denn daß wir uns an die Gerichte wenden, das geht doch am Ende nicht, da sie so gütig ist und uns so erschrecklich viel Geld gegeben hat.«

Ueber des Majors schon lange lebhaft gefärbtes Gesicht flog ein leiser Schimmer still inneren Lächelns. »Bastian,« sagte er, »wenn Ihr mich um Rath fragt, was Ihr thun sollt, so ist das sehr bald gesagt, denn der Weg, den Ihr von jetzt an einschlagen müßt, ist gar nicht schwer zu finden. Verhaltet Euch also ganz still, denn wenn mich nicht Alles täuscht, so seid Ihr bereits vor das beste Gericht gegangen, vor die Frau Generalin selber, und sie, verlaßt Euch darauf, sie wird gerecht sein, gegen Euch und Jedermann, denn sie ist nicht wie ihr Großvater, wenn sie auch seinen Namen, seine Güter und seinen

Reichthum geerbt hat. So, und da sind wir ganz nahe an Grünwald herangekommen, und wenn Ihr wollt, könnt Ihr morgen oder übermorgen bei mir vorsprechen und Euch die Wohnung ansehen, die ich Euch bestimmt habe. Es ist das alte Gärtnerhaus und darin sollt Ihr drei Stuben und eine Küche haben. In wenigen Wochen schon könnt Ihr einziehen, denn bis dahin werden es die Arbeiter, die ich bereits bestellt, für Euch in Ordnung gebracht haben.«

»Wie, gnädiger Herr,« rief Bastian erstaunt, »das schöne Gärtnerhaus in Ihrem Garten sollen wir bewohnen?«

»Ja, und wenn Euch das lieb ist, wie mir scheint, so bin ich zufrieden.«

»O, tausend Dank, Herr, tausend Dank – ach! was bin ich mit einem Mal für ein glücklicher Mann! – Aber wie steht es denn nun mit dem Samuel?« setzte er gleich darauf hinzu, »denn das ist und bleibt doch die Hauptsache für uns!«

»Wartet es ruhig ab,« versetzte der Major bestimmt, »jetzt *müßt* Ihr Geduld haben, ich verlange es. Ihr dürft weder die Frau Generalin mit Eurem Begehren überstürzen, noch Euch mit unnützen Gedanken plagen. Nachdem Ihr so viel erreicht, viel mehr, als Ihr im Ganzen erwarten konntet, werdet Ihr ja wohl so verständig und dankbar sein, abzuwarten, was Euch ferner bestimmt ist. Oder habe ich mich darin in Euch getäuscht?«

Der Major war stehen geblieben und hatte Bastian die Hand hingereicht. Dieser schien in sich gegangen zu sein und mit gesenktem Kopf und bescheidener Miene sagte

er, indem er die Hand ergriff: »Nein, Herr Major, Sie haben sich nicht in mir getäuscht. Ich bin eben so wenig undankbar wie ein halsstarrer Mann und – ich und meine beiden Alten werden auf Ihren Wunsch noch eine Weile warten, nachdem wir so lange auf das Glück gewartet haben, das uns endlich mit Ihnen vom Himmel in's Haus gekommen ist.«

»Nicht mit mir, Bastian, nein, Ihr irrt Euch – mit Samuel ist es in Euer Haus gekommen und darum dürft Ihr schon seinetwegen nicht unerbittlich sein. Laßt den Knaben der Frau Generalin, wie auch ich ihn ihr lasse, und was *sie* über ihn beschließen wird, das wird – so hoffe ich – ja wohl das Beste sein.«

»Na, wenn Sie das so ernst und bedächtig sagen, Herr Major, dann bin ich still. Und für diesen Rath danke ich Ihnen aufrichtig!«

Der alte Mann nahm seinen Hut ab und verbeugte sich tief. Der Major aber schüttelte ihm noch einmal die Hand und ging, nachdem er sich von ihm getrennt, langsam seinem Hause zu, aus dessen unteren Fenstern ihm schon Licht entgegenstrahlte, denn es war bereits Abend geworden und die Sterne flackerten schon lange wieder am Himmel, den Glanz des aufgegangenen Mondes vermehrend, der eben neugierig über die Waldbäume hervorlugte, als gäbe es etwas ganz Neues in dem stillen Herrenhause von Grünwald zu sehen.

FÜNFTES CAPITEL. EINE BEDEUTUNGSVOLLE
CORRESPONDENZ.

Im Innern mehr erschüttert, als er vielleicht selbst wußte, schritt der Major die Rampe zu seinem Hause hinauf und, wie von einem geheimnißvollen Magnet angezogen, wandte er sich sogleich zur Thür des Zimmers der Frau Nebelthau, um ihr, seiner Vertrauten, sein Herz auszuschütten, das ihm nie so voll und schwer gewesen zu sein schien, wie eben jetzt. Als die alte Frau ihn so mit bleichem Gesicht bei sich eintreten sah, sprang sie ihm mit beinahe jugendlicher Hast entgegen und ohne an ihren gewöhnlichen Gruß zu denken, rief sie lebhaft aus:

»Ach Gott, Herr Major, da sind Sie ja endlich! Ich habe mich in Wahrheit geängstigt, wo Sie so lange blieben, nachdem der Hans mit den Pferden schon vor einer Stunde nach Hause gekommen ist. Aber nun sagen Sie mir rasch, wie ist denn Alles da drüben abgelaufen?«

»Was denn?« entgegnete mit ruhigem Blick ihr Herr. »Ach, Sie meinen den Besuch im Waldhause, nicht wahr? O, das war natürlich eine große Freude, aber daran mag ich jetzt gar nicht mehr denken, mir liegt etwas ganz Anderes schwer auf der Seele. Denken Sie nur, der Unglücksmensch, der Bastian – er hat mich eben bis vor die Thür gebracht und mir dabei seine Erlebnisse erzählt – ist wirklich so kühn gewesen und nach Ober-Malitz gegangen und hat der Generalin die Geschichte der beiden Hallunken-Barone brühwarm vorgetragen.«

»Ah!« rief die Nebelthau verwundert und doch nicht gerade beklommen aus. »Und was – was hat sie denn darauf gesagt?«

»Ja, was hat sie gesagt! Sie ist sehr ruhig und verständig gewesen, wie mich bedünken will, und hat den hartnäckigen Burschen durch ihre Liebenswürdigkeit von dem ihr angedrohten Gerichtswege abgebracht. Sie hat ihm, immer auf ihre lebenswürdige Weise, die Wahrheit gesagt und ihm dann erklärt, sie fürchte sich vor den Gerichten nicht, er solle ihr nur damit kommen. Endlich hat sie ihn beschenkt und, wie es scheint, gnädig entlassen; er aber hat sich meinen Rath ausgebeten, was er nun thun soll, da er es selbst nicht weiß und sich im eigentlichen Sinne des Wortes festgerannt sieht.«

»Und Sie?« fragte die Nebelthau mit wieder heiterer werdendem Gesicht. »Was für einen Rath haben Sie ihm gegeben?«

»Ich habe ihm gesagt, er solle sich ruhig verhalten und keinen Schritt weiter thun. Das hat er versprochen und – so weit sind wir jetzt.«

»Ach Gott, ja, so weit sind wir – und nun?«

»Still, das weiß ich selbst noch nicht. Lassen Sie mich allein heute Abend – Appetit habe ich nicht. Ich will mir die Sache überlegen, denn der alte Bursche hat mich gegen meinen Wunsch nun auch mit in die Handlung verflochten. Geben Sie Acht, wir werden es erleben, daß ich auch um mein Votum befragt werde. – Guten Abend, Nebelthau!«

»Soll ich Ihnen denn gar nichts zu essen auf Ihr Zimmer senden?« fragte die treue Alte, als der Major schon an der Thür stand.

»Nein, ich danke für Alles. Mir scheint, als hätte ich heute Mittag für acht Tage gegessen und die letzte Freude gehabt. Jetzt schwirrt mir Alles im Kopfe herum und ich muß erst Ordnung darin schaffen. Gute Nacht!«

Eine Viertelstunde später brannte die Lampe hell in dem Wohnzimmer des Gutsherrn von Grünwald und es war Alles ringsum ihn her still, nur der leise summende Pendelschlag der Uhren war zu hören. Er selbst schritt mit gekreuzten Armen auf dem weichen Teppich hin und her und man sah der Miene seines niedergebeugten Gesichts an, daß trübe, ja bittere Gedanken sich in's seinem Hirne tummelten. Endlich blieb er vor dem Bilde seines Onkels stehen, betrachtete es lange und sagte dann zu sich selbst:

»Du guter alter Mann! Wie oft magst Du hier in diesem Zimmer mit trübseligen Gedanken gesessen und über Dein trauriges Loos auf Erden gebrütet haben, und jetzt bin ich an Deiner Stelle und auch mir sind gerade keine angenehme Gedanken beschieden. Es ist eine seltsame Lage, in die ich hier durch Dich gerathen bin! Wer hätte es gedacht, als ich vor wenigen Monaten meinen Fuß so sorglos über diese Schwelle setzte, daß Dein Schicksal noch solche Nachwehen haben und daß so wunderbare

Verhältnisse aus einer so lange verschwundenen Vergangenheit entspringen und auch meine Gegenwart so wunderbar gestalten würden! Verlangst Du, daß ich Dich räche – o, dann kann ich Deinem Verlangen nicht entsprechen, denn das vermag ich nicht, auch wenn ich Alles wieder verlieren sollte, was Du mir gegeben hast. Denn mir hat Niemand etwas zu Leide gethan, und so wirst und kannst Du auch nicht erwarten, daß ich den alten Moder aufstöre und die Gespenster vergangener Zeiten aus ihrem Schlummer wecke. Nein, mich hat Niemand gekränkt, selbst diese Frau nicht, als sie mir wider Erwarten jenen Knaben nahm, an dem meine ganze Seele hängt und den ich schon als den meinigen betrachtete. Denn sie hat dieselben Anrechte an ihn wie ich, das heißt, keine anderen, als die, welche die allgemeine Menschenliebe dem Menschenherzen verleiht. Es ist allein meine Schuld, daß sie mir zuvorkam, daß sie thatkräftiger war als ich, denn warum zauderte ich so lange, da ich Samuel zu meinem Kinde machen konnte, wie sie ihn jetzt zu dem ihrigen gemacht hat. – So weit bin ich mit mir im Reinen, aber nun kommt dieser alte zähe Mann – er ist ein Unglücklicher und schon deshalb muß man ihm verzeihen – und bringt mich bei ihr in Mißcredit, so daß sie am Ende denken muß, ich habe ihn zu seinem Thun angestachelt, des irdischen Mammons wegen. Bei Gott, das darf sie nicht von mir denken! Wie aber kann ich ihren Verdacht, wenn sie ihn auf mich geworfen, niederschlagen? Und das muß ich, denn ich will

nicht bei ihr verdächtigt sein. Ha! ich glaube noch immer ihr schönes Bild vor mir zu sehen und ich täusche mich in ihren Zügen nicht. Sie sind edel, rein, sie sind nicht von den Schlacken und Lüsten der Welt verdüstert und geschwärzt, in ihnen liegt etwas rein Menschliches, Weibliches, was ihrer Umgebung bisher vielleicht noch nicht in vollem Lichte anschaulich geworden ist. Aber ich – ich habe sie erkannt und darum glaube ich auch, daß sie über Samuel wachen wird, wie eine zweite Mutter, und daß also in diesem Punkte meine Sorge unnütz war. – Doch mir ist ganz seltsam zu Muthe, ich kann es nicht läugnen. Mir ist, als ob ich an einem neuen Scheidewege meines Lebens stände und nicht wüßte, wohin ich mich wenden soll. Alle diese Gestalten, die gestorbenen wie die lebenden, drängen auf mich ein und sehen mich fragend, forschend an, als wollten sie sagen: ›Was willst Du thun?‹

Ja, was werde ich thun? Nichts, so weit ich das vor wie liegende Dunkel durchschauen kann. Auch mir werde ich den Rath geben, den ich Bastian gegeben: ich werde abwarten, was kommt und mich bis dahin ganz still verhalten. Und wenn ich meinen Empfindungen oder, sage ich lieber, meinen Vorgefühlen trauen darf, dann weiß ich, daß Etwas kommt. Ja, aber was wird es sein? O Felix, ängstige Dich doch darüber nicht! Du kannst ja mit reinem Gewissen in die Ferne sehen, denn Du – Du bist an Allem, was hier geschehen ist, eben so unschuldig wie sie – da drüben und wir Beide – wir Beide – wir werden nur

vom wunderbaren Geschick wie Spielbälle gegen einander geschleudert und – seltsam – wir begegnen uns dabei in einem und demselben Gedanken, in einem und demselben Gefühl – in dem kleinen Samuel. – Dieser Knabe ist, wie es scheint, gegenwärtig die Achse, um die sich unser ganzes Handeln dreht, und wir sind die Gewichte in den Waageschaalen unseres Geschicks, die jede Schaa-le zum Niedersinken zu bewegen trachten. Wer sich nun den stärksten Schwung zu geben versteht, der sinkt zuerst nieder, der ist Sieger von uns Beiden, der nennt ihn sein Eigen, aber für jetzt, so weit ich sehe, halten wir uns Beide noch das Gegengewicht, die Entscheidung hängt noch in richtiger Schwebelage, sie kann auf mich, sie kann auf sie fallen. Nun, mag es kommen wie es will – in jedem Fall wird der Knabe in guten Händen sein, und wenn die Entscheidung *gegen* mich lautet, muß ich mich auch zufrieden geben.

Ja, Onkel, so stehen jetzt die Sachen zwischen Grünwald und Ober-Malitz, zwischen einem Eberstein und einem Nachkömmling der Flamberge, und nun blicke nicht so ernst und trübe auf mich nieder. Du siehst, wie ich kämpfe, ja, ich kämpfe vielleicht mehr, als Du siehst, als überhaupt ein Mensch sieht, denn daß ich es Dir gestehe – Du bist ja ein reiner, über den Erddünsten schwebender Geist – Deine Feindin da drüben ist *meine* Feindin nicht und darin allein weiche ich weit, weit ab von Dir. Und nun habe ich genug gegrübelt und will noch ein wenig in's Freie gehen, die Sterne des Himmels und den Mond leuchten sehen und aus ihnen die Ruhe saugen, die mir

nothwendig ist und die ich wieder erringen will, wieder erringen muß, koste es was es wolle.«

Rasch nahm er Hut und Stock zur Hand und geräuschlos schritt er die Treppe hinab; als er aber zwei Stunden später wieder sein Zimmer betrat, sah sein edles Gesicht so ruhig und friedlich aus, daß man nicht zweifeln konnte, diese Ruhe und dieser Frieden seien auch in sein Herz eingekehrt, das durch alle Ereignisse der letzten Tage eine Beute der verschiedenartigsten Empfindungen geworden war.



Der nächste Morgen war angebrochen und hatte abermals herrliches Wetter gebracht, so daß man mit Bestimmtheit auf einen guten Tag und Abend rechnen konnte. Wie mitten im Frühling und Sommer zwitscherten die Vögel lustig in den Bäumen, die Lerchen trillerten wonnetrunken in den sonnigen Höhen über den Feldern und der klare blaue Himmel lachte in seiner ganzen Fröhlichkeit nieder, da kein trübes Wölkchen seine majestätische Stirn umzog.

Als der Major am frühen Morgen vom Fenster aus diese Bemerkungen machte, fühlte er sich, wie immer bei solchem Wetter, froh und heiter gestimmt; auch die spät am Abend vorher in sein Herz eingekehrte Ruhe war geblieben und so hoffte er fest auf einen angenehmen und befriedigend verlaufenden Tag. In aller Gemüthlichkeit

nahm er sein Frühstück ein und dann stieg er zu Pferde, nachdem er dem Pächter hatte sagen lassen, daß er ihn begleiten wolle, wenn er über die Felder oder in den Wald reite. Franz Nebelthau empfand über eine solche Aufforderung seines Herrn stets eine große Freude und so stellte er sich pünktlich um zehn Uhr vor der Rampe auf seinem Grauschimmel ein. Beide ritten in bester Laune vom Hause fort und bald lag das stille Gebäude mit seinem blätterreichen Hof und Park weit hinter ihnen. Daß aber der Major auf diesem erheiternden Morgenritt ganz ruhig und sorglos war, bewies er dem jungen Pächter dadurch, daß er sich lebhafter denn je mit ihm über die Landwirthschaft unterhielt und von Neuem die Neigung und den Trieb verrieth, den folgenden Winter als eine Studienzeit zu benutzen, um im nächsten Sommer bereits kein Laie mehr in den ihn umgebenden Verhältnissen zu sein.

Erst kurz vor Mittag kehrten die beiden Männer in heiterster Stimmung nach Hause zurück und zur größten Zufriedenheit Frau Nebelthau's hatte ihr Herr wieder guten Appetit mitgebracht. Aber nach Tisch schien ihn doch wieder irgend ein neuer Gedanke aufzuregen, so daß er sich nicht einmal zum Lesen niederlegte, vielmehr sein zweites Pferd satteln ließ und, als er damit vom Hause fortritt, gegen Hans die Absicht aussprach, es eben so müde zu reiten, wie er es am Morgen mit dem Hengst gethan.

Ohne ein bestimmtes Ziel vor sich zu haben, verfolgte der Major diesmal den Weg, der nach der Stadt führte;

es schien fast, als wolle er nur so weit wie möglich vom Hause entfernt sein, um nicht immer an die daselbst bestehenden Verhältnisse erinnert zu werden und einmal neue Bilder an seinem Auge vorüberziehen zu lassen. So kam er auch erst gegen Abend wieder heim, als die Sonne schon unter den Horizont gesunken war und das alte Herrenhaus bereits in tiefem Schatten der Bäume lag. Kaum aber kündete die wachsame Dogge auf dem Hofe seine Ankunft vor dem Gitterthor an, so trat Frau Nebelthau aus ihrem Zimmer hervor, um ihrem Herrn mit bedeutungsvoll lächelnder Miene entgegenzutreten und die Erste zu sein, die ihm wiederum etwas Neues verkündete.

Daß sie etwas auf dem Herzen hatte, sah der Major schon, als er noch im Sattel saß und so begrüßte er sie mit einem hastig fragenden Blick, sobald er abgestiegen war und die Rampe heraufschritt.

Als sie aber immer noch schwieg und nur auf eine ganz eigene Art zu lächeln fortfuhr, fragte er rasch: »Was giebt's? Denn daß es etwas giebt, das lese ich aus Ihrem Gesicht.«

»Gehen Sie nur hinauf, Herr Major,« erwiderte sie endlich, »dann werden Sie es schon sehen – es liegt auf dem Tisch für Sie –«

»Ah, etwa ein Brief?« rief er nun mit hell aufflammendem Gesicht.

»Ja wohl, es ist ein Brief und vor einer Stunde ist er erst gekommen.«

»Woher? O, so sprechen Sie doch!«

»Nun, Sie werden es wohl schon wissen, wenn ich Ihnen sage, daß ein rothröckiger Diener ihn gebracht hat. Nicht wahr?«

Der Major antwortete nicht hierauf, sondern nickte nur leise mit dem Kopf und schritt mit kaum beschleunigtem Gange der Treppe zu. Als er aber die erste Stufe erreicht hatte, drehte er sich noch einmal nach der alten Frau um, die ihm mit einem ganz eigenen, fast triumphirenden Ausdruck nachsah, und sagte:

»Nebelthau, schicken Sie mir bald ein Butterbrod mit etwas Fleisch und einer Flasche Wein auf mein Zimmer. Sonst aber möchte ich ungestört sein, da ich den Brief wohl gleich zu beantworten haben werde.«

»Es soll Alles geschehen, wie Sie wünschen!« rief ihm die Haushälterin nach und eilte schon in die Küche, um seinem Befehl nachzukommen.

Der Major aber trat beinahe zaghaft in sein Zimmer ein. Seine Blicke flogen seinem Körper weit voran, um nur rasch den Brief zu erreichen, der in seiner Abwesenheit angekommen war. Bald hatte er ihn auch damit erreicht – er lag ruhig und friedlich auf dem Tisch, sah so unschuldig aus wie jeder andere Brief, und auf der Adresse, die er las, ohne ihn in die Hand zu nehmen, stand mit so festen und sicheren Zügen wie früher geschrieben: ›Herrn Major von Eberstein auf Grünwald.«

Noch den Hut auf dem Kopf, und die Handschuhe an den Händen, blieb der Major vor dem Tisch stehen, sah unverwandt auf den Brief hinab und las immer wieder

die Adresse, als beneide er im Stillen den Mann, dessen Namen sie trug.

»Es ist merkwürdig,« sagte er zu sich, manche Briefe sprechen schon zu uns, noch ehe wir sie geöffnet haben. Was in diesem Brief enthalten ist, weiß ich nicht, und doch sagt mir seine innere Stimme, daß er wichtig ist und eine Art Entscheidung in sich trägt. O Samuel! Welches Gewicht fällt nun schwerer hinab, das von Ober-Malitz oder das von Grünwald? Doch – Geduld! Wir wenden es ja bald wissen. Aber ich will ruhig sein, ganz ruhig, ehe ich ihn lese und so mag er noch eine Weile liegen, bis ich es mir bequem gemacht und mein Abendbrod verzehrt habe.«

Er hielt damit Wort, wenn es ihm auch einigen inneren Zwang und Kampf verursachen mochte. Langsam zog er die schweren Reiterstiefel aus und warf seinen Hausrock über. Dann verzehrte er sein einfaches Abendbrod und erst als er sich gesättigt fühlte, nahm er die Flasche Wein, trug sie mit dem Glase auf seinen geöffneten Schreibtisch und goß sich ein Glas von dem feurigen Burgunder ein, den man ihm heute heraufgesandt. Und als er nun das erste Glas mit großem Behagen getrunken, setzte er sich vor den Tisch, nahm den Brief in die Hand, zog die Schere herbei und schnitt langsam und ohne im Geringsten zu zittern, den Rand des Couverts auf. Als er aber über die beiden Bogen, aus denen der Inhalt bestand, rasch seine Blicke laufen ließ, schlug sein Herz doch etwas lauter als vorher, denn daß ein so langer Brief Vieles und Mancherlei enthalten könne, was er vielleicht nicht erwartet,

das fiel ihm erst jetzt ein und so begann er mit unruhiger Hast zu lesen, die jedoch bald einer größeren Bedachtsamkeit wich, da er wirklich etwas Anderes fand, als er erwartet hatte. Der Brief aber, den diesmal die Generalin von Hartenfels an ihn gerichtet, lautete folgendermaßen:

»Sehr geehrter Herr Major!

Es scheint ein eigenthümliches Verhängniß über uns zu walten, ein Verhängniß, welches nicht zugeben will, daß wir, selbst wenn wir den besten Willen dazu besitzen, zu einem befriedigenden Abschluß in unseren Verhältnissen gelangen, und welches, wenn wir glauben, ein wünschenswerthes Ziel erreicht zu haben, uns immer wieder davon zurückdrängt, indem es uns von Neuem stachelt, uns gegenseitig Vorwürfe zu machen, oder auch uns zwingt, die von uns unternommenen Handlungen zu erläutern und in das rechte Licht zu stellen, nachdem sie sich in der Ausführung ganz anders dargestellt, als es in unserer Absicht gelegen hat. Leider aber giebt es sogar noch Schlimmeres zwischen uns zu verhandeln und ich verhehle weder Ihnen noch mir, daß mein heutiges Schreiben vielleicht das bitterste und schwerste ist, welches ich bisher in meinem Leben abzufassen genöthigt war. So ist es denn natürlich, daß ich die Feder nur mit bangem Zagen ergreife, und doch ist es unerläßlich nothwendig, daß es geschehe, und so verzeihen Sie mir, wenn ich noch einmal Ihre Ruhe

unterbreche und Dinge mit Ihnen bespreche, die eigentlich uns Beide nicht persönlich angehen und die dennoch tief und schmerzlich in unser Inneres einschneiden müssen.

Wie schon aus diesen mit fieberischer Hast hingeworfenen Worten hervorgeht, bin ich nicht selbst die Veranlassung, daß Sie noch einmal meine Zeilen lesen müssen, nein, es ist mir dieselbe durch einen Anderen unverhofft geboten worden; und um nicht wieder eine längere Zeit mit peinlichen, ja mit qualvollen Empfindungen hinzubringen, sondern lieber gleich auf der Stelle dem bösen Uebel auf den Grund zu kommen, habe ich mich entschlossen, keinen Tag verstreichen zu lassen, um uns unsere Stellung einander gegenüber klar zu machen und so nicht allein endlich einmal zur völligen inneren Ruhe zu gelangen, sondern auch, wenn Gott es will, mit uns und der Welt den uns so nothwendigen äußeren Frieden zu schließen.

Sie sehen – und ich finde es selbst – daß ich mich ängstlich und beklommen um den Gegenstand herumwinde, der mich heute beschäftigen soll, und schon daraus mögen Sie schließen, wie mir zu Muth ist, gezwungen zu sein, über einen solchen Gegenstand mit Ihnen zu correspondiren, was ich sonst getrost meinem Rentmeister und Secretair überließ. Aber in die Tiefen Dessen, was sich jetzt vor unseren Augen aufthun wird, soll nie der Blick meiner Untergebenen dringen, und so muß ich heute mein

eigener Anwalt sein, was ich so wenig verstehe – ein Umstand, der mich mich für den Erfolg meiner beabsichtigten Mittheilung so namenlos bangen und zittern läßt. Indessen – lassen Sie mich aussprechen, was ich denke und empfinde – Sie sind ein edler Mann, das glaube ich aus vielen Anschauungen und Erfahrungen entnommen zu haben, und einem solchen darf eine Frau, die schon in Anbetracht ihres Geschlechts und ihrer Stellung in der Welt immer die schwächere Partei ist, mit dem Vertrauen gegenüber treten, daß er nicht vorweg den Stein auf seinen Gegner werfen, sondern ihn ruhig und gelassen seine Sache vortragen lassen werde.

So schreite ich denn zu dieser Sache selbst und wenn ich dabei etwas weitläufig erscheine, so werden Sie Nachsicht üben, denn leider ist dieselbe so angethan, daß sie nicht mit zwei Worten zu Ende gebracht werden kann.

Schon in meiner frühesten Jugend – ich hatte lange nicht mehr daran gedacht und erst in neuester Zeit ist meine Erinnerung wieder auf eine schreckliche Weise aufgefrischt worden – habe ich durch mancherlei Mittheilungen von verschiedenen Seiten her vernommen, welche traurigen Verhältnisse vor langen Jahren zwischen Ihrem in Gott ruhenden Herrn Onkel und dem Herrn von Eberstein auf Grünwald, und meinem ebenfalls verstorbenen Großvater stattgefunden haben, aber nie ist mir der Umfang und

die Tiefe dieser traurigen Verhältnisse so klar geworden, wie jetzt. Ja, auch jetzt ist mir bei Weitem noch nicht Alles klar; was ich aber in Erfahrung gebracht, reicht vollkommen hin, mein Herz ängstlich schlagen zu machen und meinen Geist mit den trübsten Gedanken zu füllen. Mögen die beiden schon lange in Frieden schlafenden Männer auch hinreichend Ursache gehabt haben, einander gram zu sein, der eine mit größerer, der andere, so viel ich jetzt höre, mit fast gar keiner Schuld – so viel steht doch fest und das beruhigt mich in diesem Augenblick ungemein, daß ich selbst mir keiner Schuld bewußt sein kann, als daß ich zufälliger Weise die Enkelin und Erbin des Mannes geworden bin, der Ihrem Herrn Onkel so großes Unrecht – ich nenne es so, obwohl es anders genannt werden müßte – aus mir unbegreiflichem Haß zugefügt hat.

Daß mir viel daran liegt und liegen muß, in dieser Angelegenheit, die mir plötzlich so nahe vor Augen gerückt ward, ganz klar zu sehen, ist nur zu natürlich, und was ich daher thun kann, zu dieser Klarheit zu gelangen, werde ich gewiß thun, obgleich mir leider darin nur *ein* Weg offen steht, den näher anzudeuten hier weiter nicht erforderlich ist, zumal ich in meinem Entschluß darüber noch nicht zu Ende gekommen bin.

Ohne Zweifel nun sind Sie, Herr Major, von allen den oben erwähnten Verhältnissen und dem Zwiespalt in unseren Familien viel genauer unterrichtet

als ich und ich glaube das um so mehr annehmen zu dürfen, weil ich darin den Schlüssel zu dem Verhalten finden würde, welches Sie gegen mich von dem Tage an eingeschlagen und beobachtet haben, an welchem Sie mir Ihren ersten Brief zu schreiben die Anregung fühlten, ja, ich gehe noch weiter zurück, zu dem Verhalten, welches Sie gegen mich beobachten zu müssen glaubten von dem Augenblick an, wo Sie Grünwald betraten, also mein Nachbar wurden. Gewiß haben Sie Grund zu haben geglaubt, mich, eine Tochter der Flamborg'schen Familie, mit nicht allzu günstigen Augen zu betrachten, und darum allein, so fasse ich Ihr Verhalten auf, haben Sie es mit schneidender Consequenz vermieden, mir vor Augen zu treten, ein Verfahren, welches ich mir sonst gar nicht zu erklären im Stande wäre, obgleich nicht ich allein vergebens Ihren Besuch erwartete, sondern derselbe auch bis heute den anderen Nachbarn versagt wurde.

So dachte ich im Allgemeinen bis zum vorgestri- gen Tage, denn bis dahin hegte ich nur Vermuthungen über den Grund und die Ursache Ihrer so auffallenden Fernhaltung von Ober-Malitz; vorgestern aber, an diesem Unglückstage, sind mir mit einem Mal die Schuppen von den Augen gezogen und da ist mir erst die entsetzliche Klarheit geworden, daß ich mich in meinen Vermuthungen nicht nur nicht geirrt, sondern daß Ihr so consequentes Fernhalten von mir einen noch viel schrecklicheren Grund hatte,

als ich anzunehmen berechtigt war. Stellen Sie sich nun meine Ueberraschung, ja meine Bestürzung vor, als mir Peter Bastian in völlig ungeschminkter Weise diese Klarheit gab, indem er mit ohne Umschweif erklärte, daß es noch Menschen gäbe, die daran zweifeln könnten, welche von den beiden ehemals prozessirenden Parteien – Ihr Herr Onkel oder mein Großvater – die meisten Ansprüche auf das bestrittene Gut Nieder-Malitz hätte, das nach endlosem Hader dem Letzteren zugesprochen wurde. Wenn nun auch Andere darüber noch in Zweifel waren, so sind Sie, der sicher Genaueres in Erfahrung gebracht, Ihrer Meinung nach gewiß über alle Zweifel erhaben, und wie mir die Sache vorgestellt ist, müssen Sie geradezu der Ansicht sein, daß nicht ich, sondern Sie allein der eigentliche und rechtliche Besitzer jenes Gutes sind.

Da ich mich nun persönlich von aller und jeder Schuld, selbst der passiven Mitwissenschaft des wahren Sachverhalts, frei fühle, und da ich so geartet bin, daß ich auf keine Weise einen Besitz erhalten und bewahren will, an den ein Anderer einen größeren Anspruch erheben kann, so scheint es mir eine nicht abzuweisende, moralische und gesetzliche Pflicht zu sein, Sie auf diesem Wege aufzufordern, den alten Prozeß, der schon zwischen unseren Vorfahren schwebte, noch einmal zu beginnen, und so bitte ich Sie dringend, zu Ihren Gunsten die Zeugen sprechen zu lassen, die, wie man sagt, damals nicht

zu finden waren, jetzt aber glücklicher Weise für uns Beide, aufgefunden sind. Ja, ich bitte Sie, offen und ehrlich, mit allen Ihren gerechten und vermeintlichen Ansprüchen frank und frei hervorzutreten und dabei gar keine Rücksicht auf mich, auf meine Gefühle als Frau und Enkelin, auf meine persönliche Schuldlosigkeit zu nehmen, und ich werde die Letzte sein, Ihnen zu zürnen, daß Sie, wie ein in seinen Erbansprüchen gekränkter Mann es muß, Ihr Recht gegen mich zu vertheidigen gesonnen sind, ja, ich würde die Erste sein, die laut und öffentlich ihre Freude kundgiebt, wenn Ihnen Ihr so lange entzogenes Recht endlich zugesprochen werden sollte. Denn die Gerechtigkeit kann unter Umständen wohl lange schlafen, endlich aber muß sie immer zur Geltung kommen und ihren geheiligten Lauf nehmen, und erst wenn diese Gerechtigkeit für Sie und mich eine Wahrheit geworden ist, erst dann wird und kann wieder Ruhe und Frieden zwischen unseren Familien herrschen und erst dann werde ich persönlich, was ich so heiß wünsche und begehre, ein von allen Anfechtungen freies und also auch glücklicheres Leben führen, selbst in dem Bewußtsein, von Ihnen einst verkannt und zuletzt besiegt zu sein.

Ich schreibe Ihnen dies in der Voraussetzung, daß Sie es vorziehen, in Ihrer Zurückhaltung von mir – mag dies nun in einer persönlichen Abneigung gegen mich oder in jenem alten Familiengroll wurzeln – zu beharren und also auch ferner keine Begegnung

von Angesicht zu Angesicht zu wünschen. Es hat mir dies schon oft unserer Beider wegen leid gethan, da ich, wenigstens nach meinen eigenen Empfindungen zu urtheilen, annehmen muß, daß weder Sie noch ich eine besondere Neigung besitzen, unter dem Bann des Grolles und Hasses fortzuleben und zu leiden, unter dem unsere Vorfahren ihr Leben verbracht haben. Nein, ich meinerseits hege keinen Groll gegen Sie, im Gegentheil, ich habe Sie von einer so schönen, rein menschlichen Seite kennen gelernt, daß ich – ich bekenne das hier nochmals freimüthig – die höchste Achtung vor dem Charakter eines Mannes hege, der mir nicht zu verkennende und zu unterschätzende Beweise gab, daß ein Herz in seiner Brust schlägt, welches eine warme Sympathie für alles Elend der Welt, also auch für alles Gute und Edle hat und daher die Sympathie Gleichgesinnter nothwendig erwecken muß. *Meine* Sympathie dafür ist durch Sie geweckt und habe auch ich Ihnen ja wohl einige schwache Beweise davon geliefert.

So lege ich denn diese hochwichtige Angelegenheit allein in Ihre Hand und bitte Sie nochmals, mich in keiner Weise zu schonen, sondern so gegen mich zu verfahren, wie Sie es der Gerechtigkeit der Welt und dem Andenken an Ihren Herrn Onkel zu Liebe für nothwendig und ersprießlich halten. Vielleicht aber sind Sie so gütig, mich von dem nächsten

Schritt, den Sie gegen mich als die zeitige Besitzerin von Nieder-Malitz einschlagen werden, zu unterrichten, damit ich mich auf das Kommende, sei es so trübe wie es will, vorbereiten kann.

Unseren kleinen Schützling jedoch, hoffe ich, wird der zwischen uns sich erhebende Streit in keiner Weise berühren, wenigstens werde ich meinerseits nach besten Kräften fortfahren, ihm meine ganze Sorgfalt zu widmen – also über sein Schicksal für die nächste Zukunft können Sie beruhigt sein. Wenn Sie es wünschen, werde ich Ihnen das Kind so oft senden, wie Sie es bei sich sehen wollen, denn daß Sie unter den obwaltenden Verhältnissen mein Haus besuchen, das erwarte ich weder, noch wünsche ich es, da ich Ihnen in keiner Weise ein unangenehmes Gefühl bereiten möchte, welches nothwendig in Ihnen rege werden müßte, wenn Sie, so lange der neue Prozeß zwischen uns schwebt, die Schwelle von Ober-Malitz beträten oder gar mit einem seiner Bewohner in nähere Berührung kämen.

Genehmigen Sie hiermit noch einmal den Ausdruck meiner entschiedenen Hochachtung für Sie und seien Sie überzeugt, daß, was Sie auch gegen mich beschließen werden, in meinem Herzen eine Stimme lebt, die mir stets zuflüstern wird, daß Sie möglicher Weise in Ihrem Rechte sind, mich vor die Schranken des Gerichts zu rufen, ich also, wenn ich nicht ungerecht sein will, Ihr Verfahren weder mit Bitterkeit noch mit Mißgunst betrachten kann.

Mit aller Ergebenheit

Marianne von Hartenfels.«

Mit maaßlosem und bei jeder Zeile wachsendem Stauen hatte der Major diesen Brief zu Ende gelesen, aber damit war eine so tiefe, fast schmerzliche Rührung verbunden, daß er längere Zeit bedurfte, um sich seiner eigentlichen Empfindungen bewußt zu werden, denn niemals glaubte er hochherzigere Worte gelesen zu haben, die einem so klaren Geiste und einer so reinen, für die Gerechtigkeit der Welt erglühenden Seele entflammten, wie sie ihm noch bei keinem Weibe auf Erden vorgekommen waren.

Einen Augenblick war er, mehr von mächtigen dunklen Empfindungen als bereits klar hervortretenden Gefühlen hin und her gerissen, unentschlossen, was er zunächst thun solle, und hätte er seiner ersten inneren Eingebung folgen wollen, so hätte er sich trotz der bereits beginnenden Nacht ein Pferd satteln lassen und wäre nach Ober-Malitz gejagt, um seine Antwort, die einzige, welche er seinem Gefühl nach geben konnte, persönlich der Frau zu überbringen, die – eine merkwürdige Zwittergestalt – von Anfang an seine Gegnerin und doch zugleich auch eine Person gewesen war, mit deren Gefühlen und Gesinnungen die seinigen auf eine ganz seltsame Weise harmonirten und die sogar jetzt, wo sie ihn zu ihrem öffentlichen Gegner aufzurufen keine Schen trug, weit eher seine Bundesgenossin als seine Feindin war.

Allein von diesem ersten aufflackernden Anreiz, ihr persönlich endlich vor Augen zu treten, kam er sehr bald wieder zurück und allmählig gab er sich einer ruhigeren Betrachtung hin, da er wohl einsah, daß eine so wichtige Angelegenheit, wie die vorliegende, nicht mit stürmischer Hast, vielmehr mit bedachtsamer Gelassenheit zu Ende gebracht werden müsse. Als er aber mit einiger Mühe und ihm selbst fühlbarer Ueberwindung seiner lebhaft aufflammenden Wünsche zu dieser ruhigeren Erwägung der vorliegenden Verhältnisse gelangt war, fielen seine Gedanken zuerst auf die veranlassende Ursache zurück, der er diesen Brief und also auch die volle Erkenntniß des Charakters und Wesens einer Frau verdankte, die ihm von Anfang an eben so räthselhaft wie bedeutungsvoll erschienen war, und so sagte er zu sich:

»O, o, das Alles verdanke ich dem alten Peter Bastian, der, ohne zu wissen, was er that, mit seiner täppischen Hand den Schleier zerrissen hat, der zwischen dieser Frau und mir wie eine undurchdringliche Nebelwand lag. Ohne ihn hätte ich wahrlich solchen Edelmuth und solche Hochherzigkeit nie kennen gelernt, wie sie mir hier so offenbar und erhaben, so selten und so klar entgegengetreten. Anfangs war ich über sein unberufenes Eingreifen in meine Angelegenheiten und über seine Kühnheit dieser durch ihn gedemüthigten Frau gegenüber erschrocken, ja, aber das bin ich jetzt glücklicher Weise nicht mehr. Nein, ich bin sogar darüber erfreut und ihm wahrhaft dankbar, daß er mich auf so seltsame Weise aus

meinem unklaren Zustande riß, und seine Mithülfe dabei soll ihm nimmer von mir vergessen werden. Allerdings – so viel sehe ich wohl ein – mein bisheriges stilles und harmloses Einsiedlerleben wird hierdurch eine unerwartete Unterbrechung, wenn nicht gar eine völlige Umwandlung erleiden, ich werde in eine neue Phase meines Lebens treten, denn ich wäre ein völlig unzugänglicher und kaltherziger Mann, wenn ich in meiner Zurückgezogenheit beharren und die Gelegenheit nicht benutzen wollte, die mir hier geboten wird, ein edles Menschenherz genauer kennen zu lernen, das mir die Vorsehung auf meinen Pfad geworfen, und das ich nur deshalb verkannt, weil es von Anfang an meine Pläne durch die seinen zu durchkreuzen schien, während es sie doch nur zum schnelleren Gelingen und zu einem weit über meine Erwartungen hinausgehenden Gedeihen brachte. Nein, jetzt kann ich nicht länger, wie man mich hier schon nennt, der Einsiedler von Grünwald bleiben, sondern ich muß noch immer hinaustreten in die Welt, die mir so gleichgültig geworden war, weil ich sie immer und überall auf meinen bisherigen Pfaden als eine kalte und herzlose erkannt hatte. An Ruhe und Stille gewöhnt, nach der ich so lange geschmachtet, nachdem ich des Aufregenden, Unerfreulichen da draußen in Fülle gehabt, war ich auf dem besten Wege, ein hypochondrischer Gewohnheitsmensch und daraus am Ende gar ein Menschenfeind zu werden, und nun werde ich aus diesem allmählig über mich hereinbrechenden Sumpf gerettet und ich fange, wie ein junger, lebensdurstiger

Mensch, der eben erst in das wahre Licht des Lebens tritt, noch einmal an, dies Leben zu lieben und es schön und begehrenswerth zu finden. Und gerade, weil diese Frau die Erste war, welche die wunde Stelle in meinem Innern berührt und mich dadurch aus meinem apathischen Schlummer geweckt hat, richte ich auf sie mein klar gewordenes Auge und da erkenne ich, als ob eine höhere Hand mir plötzlich den verhüllenden Schleier abgerissen, daß sie nicht mehr die Tochter oder Enkelin eines Schuldigen ist, daß sie vielmehr mit energischer Hand den Schuldbrief zerrissen und mit ihrem reinen Lebensathem den Flecken ausgelöscht hat, der auf ihren Vorfahren haftete, und somit einen ganz neuen Weg der Verständigung, des Ausgleichs, der Versöhnung fand, den mein verschleiertes Auge nicht finden konnte.

Ja, so ist es und auf diesem Wege werde auch ich jetzt mit ruhiger Bedachtsamkeit fortzuschreiten suchen. Aber wie beginne ich diesen meinen Weg, welches muß der erste Schritt sein, den ich darauf thue? O, welcher kann es sein, als daß ich ihr auf der Stelle antworte, wie ich ihr antworten muß, denn aufschieben, zurückhalten kann ich nicht mehr, was in mir wogt und gährt, es muß fort aus meiner Seele, die überfüllt ist von Gedanken und Empfindungen und die doch alle nur nach einem einzigen Ziele streben. Ja, reine Bahn soll zwischen uns werden und sie darf keinen Augenblick länger in Zweifel bleiben, daß ich ihren Edelmuth begriffen habe und gesonnen bin – ihr mit gleicher Münze zu zahlen.«

Als er so weit mit seinem Nachdenken gekommen war, stand er von seinem Sitze auf und schritt einige Minuten langsam und bedächtig im Zimmer auf und nieder. Aber was half alles weitere Nachdenken und Grübeln – hier mußte gehandelt werden. Zarte und feine Worte zu wählen, galant nennt sie die blasse Sprache der Mode, war nie seine vorzugsweise Stärke gewesen, wo es einem ernstesten Vollbringen galt, und so wollte und konnte er auch hier nur in klaren geraden Worten aussprechen, was in ihm glühte und kochte, und so setzte er sich nieder und schrieb mit fliegender Hast folgende Zeilen, die mehr eine unwillkürliche Ausströmung seines übervollen Innern als das wohl überlegte Resultat seines Nachdenkens waren:

»Verehrte Frau Generalin!

Ich schreibe diese Zeilen noch in der Nacht, unmittelbar nachdem ich die Ihrigen erhalten und gelesen habe, und zwar so rasch wie möglich, ohne ängstliche Wahl des Ausdrucks, ohne weitere Ueberlegung und nur einzig und allein meiner inneren Eingebung folgend, denn ein Brief, wie der Ihrige es ist, muß schnell beantwortet werden, wenn man will, daß diese Antwort nützen und einen Menschen, der unter den Einwirkungen bitterer Außenverhältnisse zu leiden scheint, seinem qualvollen und ungewissen Zustande entreißen soll. Das ist die einzige Absicht, welche diesmal meine Seele erfüllt und meine Feder leitet, ja, es ist meine bestimmte Absicht,

und daß ich sie mit dieser meiner Antwort bei Ihnen erreichen werde, sagt mir ein Gefühl, welches mich noch nie getäuscht hat, das Gefühl nämlich, daß ein Wort, wenn es vom Herzen kommt, auch zum Herzen dringt, und so bin ich überzeugt, daß schon diese Einleitung hinreichen wird, Sie den Folgen und Nachwirkungen der Ueberraschung und Bestürzung, welche Ihnen die so unberufene Einmischung Peter Bastian's verursacht hat, zu entziehen.

Indessen kann und will ich in der Stimmung, in welche Ihr geehrtes Schreiben mich versetzt hat, nicht alles in diesem Schreiben Enthaltene beantworten, ich will vielmehr nur auf das Hauptsächlichste eingehen, und auch das wird hoffentlich genügen, den Zweck zu erreichen, den ich bei dieser Antwort vor Augen habe.

Wenn Sie also glauben konnten, daß ich von Anfang an, als ich nach Grünwald kam, den geringsten Groll gegen Sie als die Erbin eines Barons Flamberg hegte, so muß ich mir zunächst die Bemerkung erlauben, daß Sie sich in meinem Charakter und meiner Art und Weise, das Leben und die Menschen darin aufzufassen, gänzlich geirrt haben. Eben so wenig lebte in mir der dämonische Trieb und Drang, meinen ererbten Besitz auf irgend eine Weise zu erweitern, denn nach Hab' und Gut, wie nach äußerer Ehre und Glanz, welche letzteren in ihrer wahren Bedeutung kennen zu lernen ich hinreichend Gelegenheit gehabt, habe ich nie, nicht einmal als ein ganz

junger, mittelloser und von keinen Außenverhältnissen begünstigter Mann getrachtet.

Dieser vermeintliche Groll gegen Sie und Ihre Familie aber und mein persönliches Trachten nach Hab' und Gut, welches Sie, wie es scheint, in mir voraussetzten, bilden die beiden ersten Hauptpunkte Ihres Schreibens und darum muß ich hier etwas näher auf dieselben eingehen.

Nein, bevor ich nach Grünwald kam und noch eine Zeit lang während meines Aufenthalts hierselbst, habe ich keine Ahnung von den Vorfällen gehabt, die einst zwischen unseren Vorfahren sich abgespielt haben. Ich kam nur sehr selten mit meinem verstorbenen Onkel in Berührung und brieflich hat er mir nie, so lange er lebte, eine Mittheilung darüber gemacht, obwohl er mich bisweilen ahnen ließ, daß sein Herz an einem tiefen und unheilbaren Kummer leide. Erst als ich sein Erbe geworden und in sein Haus eingezogen war, las ich in einem Briefe, den er für mich in seinem Schreibpult hinterlassen, was ihm das Leben so schwer und bitter gemacht, und ich hegte allerdings tiefe Betrübniß darüber, daß er so traurige Erfahrungen an den Menschen habe sammeln müssen und daß es mir nicht mehr vergönnt gewesen, ihn mit meiner rüstigeren Kraft von seinen Leiden und Schmerzen befreien und durch Trost und Rath auf sein bekümmertes Gemüth lindernd einwirken zu können. In jenem Briefe aber sprach er sich nur

im Allgemeinen über Ober-Malitz und seine Bewohner aus und legte mir schließlich die Warnung an's Herz, mich vor ähnlichen Verhältnissen in Acht zu nehmen, damit ich nicht Aehnliches zu leiden hätte, wie er. Einzelnes jedoch, namentlich was sich auf die in sein Leben so tief eingreifenden Persönlichkeiten bezog, hatte er mir nicht in dem Briefe mitgetheilt, mich vielmehr auf den mündlichen Bericht seiner alten vertrauten Haushälterin und Oberwirthschafterin, der braven Frau Nebelthau verwiesen, die, unserer Familie seit langen Jahren mit ganzem Herzen ergeben, seine bitteren Erlebnisse mit eigenen Augen angesehen hatte und so eine würdige Theilnehmerin seiner Leiden gewesen war.

Von Frau Nebelthau nun erfuhr ich erst vor ganz kurzer Zeit, und zwar an dem Abend, bevor ich den kleinen Samuel auf Ober-Malitz besuchte – denn ich fühlte keine Neigung, mich in die trüben Wirren einer längst verflossenen Zeit zu vertiefen, – was mir am letzten Montag Morgen Peter Bastian auf ausführlichere Weise bestätigt hat, daß nämlich der zwischen dem Baron Flamberg und meinem Onkel geführte Prozeß leicht zu Gunsten des Letzteren hätte entschieden werden können, wenn die rechten Zeugen damals zur Stelle gewesen wären.

Peter Bastian – und das müssen Sie wohl erkennen – war nur das gefügige Werkzeug in einer noch zäheren Hand, der alten Ule Troll nämlich, einer steinalten und halb kindischen Frau, die den Verlust

des kleinen Samuels nicht verschmerzen konnte und deshalb zu falschen Mitteln griff, ihren Zweck zu erreichen, und obwohl ich ihn dringend bat, von seinem Vorsatz, auch Ihnen den Sachverhalt darzulegen, abzustehen, beharrte der Mann in seiner unseligen Verbissenheit doch darauf, und so wurden Sie gegen meinen Wunsch die Mitwisserin der schon vor so langer Zeit vorgefallenen betrübenden Ereignisse.

Auf diesen schwarzen Punkt komme ich in diesen Zeilen nur darum zurück, weil Sie desselben erwähnen und darauf ein so verhängnißvolles Unternehmen bauen, welches Sie von mir erwarten zu müssen den Glauben haben. Aber, gnädige Frau, für mich ist jener schwarze Punkt so gut wie gar nicht vorhanden; die Berichterstattung davon habe ich zwar gehört, aber sie gleich darauf in ewige Vergessenheit begraben. Ich, ich *muß* es hier wiederholen, habe nie nach Geld und Gut getrachtet und trachte auch jetzt nicht danach. Mein Landbesitz ist groß genug und genügt mir vollkommen, und der Besitz von Nieder-Malitz würde mich so wenig glücklich, wie Sie der Verlust desselben unglücklich machen, da wir Beide ja ohnedies mehr Einkünfte besitzen, als zur Bestreitung unserer Lebensbedürfnisse nothwendig sind.

So ist also an eine Wiederaufnahme des alten Prozesses von meiner Seite gar nicht zu denken und mit diesen Worten wünsche ich Sie ein für alle Mal von

der Unruhe befreit zu haben, in die Sie jener unberufene Zwischenträger durch seine ganz nutzlosen Mittheilungen versetzt hat. Genießen Sie vollauf, was Sie von Ihren Vätern ererbt haben – es ist für ewige Zeiten unantastbar von meiner Seite und allein das Ihrige, und seien Sie überzeugt, daß ich in Zukunft mit keinem Gedanken darauf zurückkommen werde, daß mir ein Gut mehr hätte zufallen können, welches keinen Werth für mich hat, da meine Hoffnungen und Wünsche sich in ganz anderer Richtung bewegen und nie und nimmer auf die Erwerbung irdischer Schätze gerichtet sein werden.

Das ist Alles, was ich Ihnen auf Ihre mir so schön und edel vorgetragene Bitte, den alten Prozeß von Neuem aufzunehmen, erwidern kann und will, und ich würde überaus glücklich sein, denken zu können, daß Ihnen diese meine letzte Erklärung einen Theil der kostbaren Ruhe wiedergegeben hat, die mein Auftreten auf diesem Stück Erde Ihnen ganz ohne meine Schuld zu nehmen bestimmt gewesen zu sein scheint.

Nachdem ich diese beiden Hauptpunkte zwischen uns für immer beseitigt habe, wende ich mich einem erfreulicheren Gegenstande zu, dessen Sie zuletzt in Ihrem Schreiben erwähnen und dem eigentlich die erste Stelle darin gebührt, wie er auch in meinem Herzen dieselbe einnimmt. Sie werden errathen, daß ich hiermit unsern gemeinsamen kleinen Schützling meine. Indem ich Ihnen nun für die große Sorgfalt

danke, die Sie demselben bis jetzt gewidmet und auch ferner widmen zu wollen versprochen haben, bin ich gern bereit, Ihnen zu bekennen, wie ich die Ueberzeugung erlangt habe, daß er sich augenblicklich in den besten Händen befinde und daß ich mir zu viel eingebildet, wenn ich eine Zeitlang geglaubt, er würde in den meinigen besser aufgehoben sein. Denn, wer so ehrlich, gerecht und uneigennützig ist, wie Sie sich mir in Ihrem letzten Schreiben dargestellt haben, der hat auch das richtige Gefühl für ein armes verwaistes Kind, das keinen väterlichen Beschützer mehr hat, und der wird mit klarem Geist und warmem Herzen für seine fernere Erziehung erspriesslich zu sorgen wissen.

Behalten Sie ihn also für sich, und wenn Sie eine glückliche Stunde in seiner Nähe genießen, so denken Sie nur daran, daß ich das Glück, welches ich in seinem Besitz empfunden hätte, getrost und zuversichtlich in Ihre Hände gelegt habe und Ihnen dasselbe von ganzem Herzen gönne. Weiter verlange ich nichts von Ihnen und wenn Sie mir nur gestatten, was Sie bereits verheißen haben, ihn von Zeit zu Zeit zu sehen, um mich an seiner geistigen und körperlichen Entwicklung freuen zu können, so haben Sie Alles gethan, was ich für den Augenblick von Ihm erwarten und fordern kann.

Vielleicht, ich sage vielleicht, will es die Vorsehung, daß wir einmal Auge in Auge einander gegenüberstehen, und wenn sich dann das Vorurtheil, welches Sie früher gegen mich gehegt zu haben scheinen, gelegt und meine einstigen Ansprüche an den Knaben sich in meiner Erinnerung zu einem verflungenen frommen Wunsch gemildert haben, dann gestatten Sie mir vielleicht, meine Ansichten und Meinungen über Samuel's künftige Erziehung vor Ihnen zu entwickeln und Sie werden dabei finden, daß ich kein herrischer und auf meinem alleinigen Willen bestehender Mann bin, sondern daß ich auch der Vernunft Rechnung trage und die bessere Einsicht anderer, vorzugsweise begabter Menschen selbst in meinen Lieblingsideen gern zur Geltung kommen lasse.

Das ist Alles, was ich als ehrlicher Mann Ihnen über die zwischen uns obwaltenden Verhältnisse sagen kann. Nur noch Eins möchte ich demselben hinzufügen, das ist die Darlegung einer nur selten genossenen Freude, die mich jetzt durchwoigt, in Ihnen eine Frau gefunden und einen Menschen kennen gelernt zu haben, wie sie meines Erachtens nur selten existiren, eine Frau, der nicht allein ein rein menschliches Gefühl, frei von allem Hochmuth und Dünkel trotz ihrer bevorzugten Stellung, sondern auch das in meinen Augen nicht hoch genug anzuschlagende Gefühl für die irdische Gerechtigkeit innewohnt, ein

Gefühl, welches man heutzutage nur sparsam ausgestreut findet, das auf mich aber stets, wenn ich es bei einem Menschen fand, den wohlthuenden Eindruck gemacht hat, als stände ich nicht freundlos, allein und verlassen von aller Welt auf dieser Erde und als gäbe es doch noch Herzen, die mit dem meinigen sympathisiren, wenn sie auch fern von mir schlagen und in keine nähere Verbindung mit mir treten.

So genießen Sie denn Ihren schönen irdischen Besitz mit der vollsten Gemüthsruhe und inneren Zufriedenheit, und wenn Jemand auf irgend eine Weise dazu beitragen könnte, diese Gemüthsruhe und Zufriedenheit in Ihnen jeden Tag zu vermehren und zu vergrößern, so möchte gewiß ich diese Person sein, denn auch ich weiß diese beiden Güter der Welt zu schätzen und strebe nach ihnen mit allen Wünschen meiner Seele, da ich sie für die höchsten halte, die ein Mensch sich während seines kurzen Erdenlebens erringen kann. Genehmigen auch Sie den Ausdruck meiner vollsten Hochachtung und Ergebenheit und gestatten Sie mir, anzunehmen, daß von jetzt an kein Zwiespalt mehr zwischen Ober-Malitz und Grünwald herrscht und daß wir Beide von der Vorsehung dazu berufen waren, die alte Fehde für immer zu begraben, welche zwei Menschenherzen, die einst in Freundschaft und brüderlicher Liebe für einander schlugen, auf ewig getrennt und bekümmert hat.

Leben Sie wohl und erfreuen Sie sich Ihres Lebens, das ja nun hoffentlich keine düstere Gewissenswolke mehr beschatten wird.

Mit vollkommener Ergebenheit
Felix von Eberstein.«

SECHSTES CAPITEL. WIE SICH DIE FRAU GENERALIN DIE LETZTE KLARHEIT VERSCHAFFT.

Als Hans am nächsten Morgen zur gewöhnlichen Zeit in seines Herrn Zimmer trat und ihm das Frühstück brachte, fand er denselben schon völlig angekleidet und nachdenklich vor einem Briefe stehen, der versiegelt auf der Platte des Schreibtisches lag.

»Guten Morgen, Hans,« erwiderte der Major auf den Gruß seines treuen Dieners, »ja, ich habe gut geschlafen und hoffe, Du auch. Doch,« fuhr er sogleich mit freundlicher Miene fort, »ich habe heute wieder einmal eine kleine Arbeit für Dich. Sattle auf der Stelle Deinen Braunen, reite nach Ober-Malitz und bringe diesen Brief dorthin. Auf die gnädige Frau brauchst Du diesmal nicht zu warten, sie wird so früh nicht zu sprechen sein, aber den Hausmeister mußt Du selbst sprechen und ihm übergieb den Brief mit der Bitte, denselben der Frau Generalin bei ihrem Frühstück mit einem Gruß von mir zu überreichen. Auf dem Hinwege mußt Du aber rasch reiten und dafür kannst Du Dir bei der Rückkehr Zeit lassen. Und nun halte Dich nicht länger auf als nöthig ist. Guten Morgen!«

Als eine halbe Stunde später der Herr von Grünwald von seinem Fenster aus Hans mit dem ihm übergebenen

Brief in der Tasche im hellblinkenden Sonnenschein vom Gutshofe abtraben sah, athmete er wie ein neugeborener Mensch tief auf und es kam plötzlich eine innere Ruhe und ein Gefühl des Wohlseins über ihn, wie er es noch nie in seinem Leben empfunden. Er fühlte sich leicht und frei wie ein Vogel, der nach langen Regen- und Sturmtagen zum ersten Mal seine Schwingen in frischer Morgenluft entfalten und nun ungehindert von außen her durch Gottes weite und schöne Schöpfung fliegen und sich ihre Wunder mit reinem Entzücken betrachten kann.

Ja, so wohl, so gesund, so kräftig und gewissermaßen jugendlich frisch hatte sich der gute Major noch nie gefühlt. Jede innere Bedrückung, jeder Anflug von Sorge, jede ihn dann und wann betrübende Empfindung über Dies und Das, was er selbst Hypochondrie zu nennen liebte und was doch eigentlich nichts als die nothwendige Folge seines einsamen Lebens und des bisher verfehlten Zieles seines ihn jetzt allein beschäftigenden Strebens gewesen, war wie von einer unsichtbaren Riesenhand gezwungen, von seiner Seele gewälzt und die ganze schöne grüne Welt um ihn her schien ihm plötzlich viel heller zu leuchten, die Sonne sah ihm viel goldener, der Himmel viel blauer aus und in dem Gesang der kleinen Vögel in der Linde vor seinem Fenster lag für sein Ohr eine so schmelzende, wohlthuende Innigkeit, ein so zur Freude herausfordernder Jubel, daß er selbst kaum begreifen konnte, was ihn eigentlich so erhob und beseligte und wodurch diese innere Umwandlung so schnell bewerkstelligt worden war.

Im Ganzen war ihm zu Muthe, als ob sein Leben nun erst, nach Absendung dieses bedeutungsvollen Briefes, mit dem er die alte Grünwalder Fehde für immer aus seiner Erinnerung gerissen, den rechten Glanz und die rechte Bedeutung erhalten habe, als ob er nun erst rechtmäßiger und wirklicher Besitzer des schönen Gutes geworden sei, und mit einem Mal war ihm dadurch klar, wie glücklich und reich er doch eigentlich sei und wie er vor so vielen anderen Menschen gar Großes voraushabe und daß er nun, eines solchen Glücks sich bewußt, auch ferner recht ruhig, glücklich und zufrieden leben wolle.

Von solchen Empfindungen getragen und von solchen Gedanken erfüllt, trat er um zehn Uhr in den schönen sonnigen Morgen hinaus und als Frau Nebelthau ihn von ihrem Fenster aus so leicht und elastisch dahin schreiten sah, wußte sie, ohne daß sie sein Gesicht gesehen, daß ihr Herr in vortrefflicher Stimmung sei und daß der Brief, der am Abend vorher gekommen und über dessen Inhalt sie noch gar nichts gehört hatte, unter allen Umständen ein angenehmer sein müsse. Allein es war seltsam, ein Näheres darüber zu erfahren, was ihr früher immer zunächst am Herzen gelegen, dazu trieb sie heute nicht ihre Neugierde an, mochte sie nun voraussehen, daß sie es doch bald ohne ihr Zuthun aus des Majors Munde vernehmen würde oder ahnte sie schon, was der Brief gebracht. Hätte er etwas Unangenehmes enthalten, so würde der Major es ihr ohne Zweifel schon längst mitgetheilt haben und gerade daraus, daß er es ihr

bisher verschwiegen, und die schnell geschriebene Antwort schon so früh nach Ober-Malitz abgesandt, schloß sie mit Recht, daß ihr Herr für's Erste keinen Vertrauten brauche und wieder ganz selbstständig, wie er früher immer gethanch diesmal zu Werke gegangen sei. Indessen diese vertrauensvolle und ruhige Stimmung wollte bei der guten alten Frau doch nicht gar lange vorhalten; gegen Mittag, als ihr Herr noch immer nicht zurückgekehrt war und sie von Hans, nachdem er von Ober-Malitz wieder angelangt, erfahren hatte, daß er die Frau Generalin nicht selbst gesprochen, sondern nur einen Brief an den Hausmeister Harsfeld abgegeben habe, loderte ihre alte Begierde, einen tieferen Blick in die Sachlage zu thun, wieder in neuen Flammen auf und so beschloß sie endlich bei Tisch eine Frage zu wagen, in der festen Voraussicht, daß ihr diesmal gewiß eine befriedigende Antwort zu Theil werden würde. –

Es war schon ein Uhr vorüber, als der Major endlich von seinem weiten Gange über die Felder und durch einen Theil des Waldes nach Hause zurückkehrte und, ohne wie sonst bei Frau Nebelthau vorzusprechen, sich sogleich auf sein Zimmer begab, um sich umzukleiden, da er bestäubt und erhitzt zurückgekommen war. Eine halbe Stunde später aber erschien die Haushälterin bei ihm und wurde mit einem überaus herzlichen Gruß willkommen geheißen, und schon daraus allein, auch wenn sie sein lebhaft strahlendes Gesicht nicht in Betracht zog,

erkannte sie nur zu gut, daß ihre Annahme, er sei heute ungewöhnlich froh und heiter gestimmt, eine richtige gewesen sei.

»Nun, Nebelthau,« rief der Major ausnehmend vergnügt, »es ist gut, daß Sie sich endlich blicken lassen, ich habe schon Sehnsucht nach Ihnen gehabt und konnte kaum die Zeit erwarten, bis Sie mich zu Tische laden würden. Doch, da Sie nun da sind, freue ich mich doppelt und nun beantworten Sie mir einmal eine Frage: haben Sie heute etwas Gutes zu essen?«

Frau Nebelthau sah ihren Herrn mit hellstrahlendem Lächeln an, denn eine solche Frage hörte auch sie heute doppelt gern, da sie ihr das Wohlbefinden ihres Herrn auf's Neue bestätigte. So erwiderte sie denn auch rasch: »Ja, Herr Major, ich habe gerade etwas recht Gutes und hoffe, es wird Ihnen *heute* ganz vortrefflich schmecken.«

»Das hoffe ich auch; aber wenn man so fröhlich ist, wie ich es *heute* bin« – und auch er legte einen besonderen Nachdruck auf das Wort, wie Frau Nebelthau vorher – »so will man nicht allein gut essen, sondern auch eine gute Flasche Wein trinken, und da fällt mir ein, daß ich Sie noch nie gefragt habe, wie es mit unseren Vorräthen im Keller steht. Haben wir denn noch, was wir brauchen, oder müssen wir bald an eine Erneuerung derselben denken?«

»Ei, mein Gott!« brach hier die Haushälterin in eine Art frohlockenden Staunens aus, »das ist doch einmal eine menschliche Frage! Ich habe mich schon lange im Stillen gewundert, daß Sie sich um dergleichen wirtschaftliche

Angelegenheiten noch nie gekümmert haben, als ob Ihnen an der herrlichen Gottesgabe, die Sie durch die Erbschaft erlangt, gar nichts gelegen wäre. Tausend andere Männer wären gewiß gleich am ersten Tage, wenn sie als Herren in Grünwald eingezogen, in die Keller gewandert, um auch da eine fleißige Umschau zu halten. Na, darüber brauchen Sie nun keine Sorge zu haben, Herr Major. Ihr Herr Onkel sorgte in solchen Dingen immer vorsichtig auf Jahre hinaus und er wußte schon, wo man eine gute Flasche Sect oder Rheinwein finden kann. So ist unser Keller denn auch jetzt noch über die Hälfte voll und Sie brauchen nur zu sagen, welche Sorte Sie haben wollen, ich kann mit jeder dienen und weiß im Keller so gut wie in der Küche Bescheid.«

»Oho!« rief der Major heiter aus, »Sie belieben zu scherzen, obwohl mir Ihre Mittheilung ganz angenehm in die Ohren klingt. Aber Sie sprachen da eben von Sect – der Ausdruck erinnert mich lebhaft an meine Lieutenantsjahre – trinken Sie etwa auch ein Glas Champagner gern?«

Frau Nebelthau schlug fast beschämt die Augen nieder und erst nach einer Weile sagte sie: »Herr Major, Sie treffen heute den Nagel auf den Kopf, denn wenn ich unter den vielen anderen Schwächen, womit der Schöpfer mich gesegnet hat, eine besonders nennen soll, so ist es die, gern ein Gläschen Champagner zu trinken, was mir auch immer an Fest- und Feiertagen oder am Geburtstage des alten gnädigen Herrn zu Theil ward.«

»Ei, das trifft sich ja herrlich, Nebelthau, sehen Sie doch! Nun, da will ich Ihnen denn sagen, daß heute mein Geburtstag ist und so lassen Sie uns eine Flasche Champagner zukommen und die wollen wir Beide auf meine Gesundheit leeren.«

Frau Nebelthau sah ihren so überaus heiteren Herrn ungläubig an. »Ihr Geburtstag?« fragte sie kopfschüttelnd. »Nein, der ist heute nicht, das weiß ich besser, der fällt auf den ersten Mai, denn danach habe ich schon lange den guten Haus Würger gefragt. Aber vielleicht – wer kann es wissen? – feiern Sie heute doch eine andere Art Geburtstag, denn ich habe Sie, so lange ich Sie kenne, noch nie so glücklich gesehen. So werde ich denn Alles besorgen und wenn es an ein Gesundheitstrinken geht, so werde ich mich darin nicht träge finden lassen, denn darauf kann man jeden Tag trinken, die Gesundheit ist immer ein kostbares Gut.« –

Eine halbe Stunde später saßen der Major und Frau Nebelthau am wohlbesetzten Tisch und die Flasche Champagner, in einen blinkenden Eismantel gehüllt, stand vor ihnen. Da, nachdem man das erste Glas des herrlichen schäumenden Weins geleert und während der Herr seine alte Vertraute mit stilllächelndem Seitenblick aufschaute, faßte sich diese ein Herz und sagte:

»So, das erste Glas habe ich aus vollem Herzen auf Ihre Gesundheit getrunken, nun aber sind Sie vielleicht auch so gütig, mir zu sagen, was für günstige Nachrichten Sie aus Ober-Malitz erhalten haben.«

»Aha!« rief der Major, nun kommt die neugierige Frau Nebelthau zu Tage! Ich habe mir wohl gedacht, daß diese Frage heute bei Tisch eine Ihrer ersten sein würde. Und so will ich denn nicht damit hinter dem Berge halten und sie Ihnen ehrlich beantworten, so weit ich darf. – Ja, Nebelthau, freuen Sie sich mit mir: in einer gewissen Art feire ich heute wirklich meinen Geburtstag, das heißt, erst von heute an betrachte ich mich als den eigentlichen Herrn und Besitzer von Grünwald, denn von heute an ist die alte Fehde zwischen Grünwald um Ober-Malitz für ewige Zeiten beigelegt, sie taucht nun nie wieder aus ihrem Grabe auf und wir müssen fortan Beide vergessen, daß es einst einen Baron Flamberg gegeben, der meinem seligen Onkel so großes Herzeleid bereitet und mit ihm bis an sein Lebensende in Groll und Haß gelebt.«

Frau Nebelthau schlug in ihrer gewöhnlichen Art höchster Verwunderung und Freude beide Hände zusammen und augenblicklich stürzten hellerschimmernde Thränen über ihr altes, aber immer noch frisches Gesicht. »Herr meines Himmels,« rief sie mit überströmendem Gefühl, »also es ist wirklich wahr? Sie haben mit der Frau Generalin Frieden geschlossen und nie wieder wird zwischen Ihnen Beiden von der alten Geschichte die Rede sein?«

»So ist es!« bestätigte der Major kopfnickend. – »Aber das ist es nicht allein, Nebelthau,« fuhr er vertraulich fort, »was mich heute so heiter stimmt. Damit, daß diese alte traurige Begebenheit ein für alle Mal abgethan ist, die

mir schon lange schwer auf dem Herzen gelegen hat, ohne daß ich viele Worte darüber machte, ist es nicht abgemacht, nein, durchaus nicht, vielmehr beginnt auch mit dem heutigen Tage eine ganz neue Aera bei mir. Ich werde wieder ein lebenslustiger Mensch werden, wie ich es in meiner Jugend gewesen bin, und werde mit anderen Menschen in Verkehr treten, werde Besuche machen und empfangen, was Sie sich so lange gewünscht und wozu Sie mich schon so oft angeregt haben, und so wird Grünwald wieder der Mittelpunkt guter Gesellschaft werden, was er früher nach Ihrer eigenen Mittheilung so oft gewesen ist.«

Frau Nebelthau blieb stumm und saß anfangs unbeweglich auf ihrem Stuhl, denn sie war über das, was sie eben hörte, fast noch mehr erstaunt als erfreut. Sie trocknete nur hastig ihre Thränen, lächelte glücklich ihren so ernst sprechenden Herrn an und erst nach geraumer Zeit konnte sie in ihrer Rede fortfahren und sagen:

»Also wirklich! Endlich ist eingetroffen, was ich mir schon Ihretwegen so lange ersehnt! Sie werden nicht mehr der Einsiedler von Grünwald sein, der alle Welt durch seine unbegreifliche Zurückgezogenheit in Staunen setzt, sondern werden Besuche machen und empfangen – ah! aber da – da werden Sie doch gewiß zuerst zu der Frau Generalin fahren und sie endlich von Angesicht zu Angesicht kennen lernen?«

Der Major goß sich eben ein frisches Glas Champagner ein und nachdem er den köstlichen Schaum geschlürft, sagte er langsam und bedächtig: »Das könnte wohl am

Ende der Fall sein, Nebelthau, wenn – wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Großer Gott – ich etwas dagegen haben? O, wie schlecht kennen Sie mich, Herr Major, wenn Sie so etwas von mir denken. Ach mein Gott, ja, das ist ja ein himmlischer Freudentag heute, so etwas Glückliches habe ich ja gar nicht für möglich gehalten. Nun – darauf, Herr Major, müssen wir allerdings von Neuem anstoßen, das ist eine Art Gesundheit, die nicht hoch genug anzuschlagen ist!« Und sie hielt ihr noch halb volles Glas hin, um mit dem des Majors anzustoßen, der aber füllte beide Gläser wieder frisch, daß der Schaum mächtig über den Rand perlte, und nachdem sie dann an einander geklungen, sagte er:

»Wohlan! Auch mir ist an dieser Gesundheit gelegen und wenn die Vorsehung meine stillen Wünsche erhört, so erfreuen wir uns ihrer noch lange!«

»Ach Gott, ja, und wenn ich nur noch recht lange mit dabei sein kann, denn solche Freude sieht ein alter Mensch, wie ich, doch gar zu gern und ich habe mich oft genug nach ihr geseht. Aber nun erzählen Sie mir, wie ist denn das Alles so rasch gekommen?«

»Rasch?« fuhr der Major auf. »Nun, bei Gott, ich dächte, es hätte lange genug gedauert! Doch, lassen Sie das Einzelne dabei aus dem Spiel und fassen wir lieber nur das Ganze auf. Wie es gekommen ist, erzähle ich Ihnen ein andermal, heute bin ich nicht in der Stimmung dazu. Begnügen Sie sich einstweilen mit dem Resultat, ich begnüge mich auch damit, und das ist gerade der Grund,

warum ich heute so glücklich bin. Nun wissen Sie Alles, was Sie vor der Hand zu wissen brauchen.«

»Nun, ich bin auch damit zufrieden und Ihnen schon für diese Mittheilung dankbar, Herr Major. – O, o, was werden die Leute dazu sagen und wie wird sich die Frau Generalin über den endlichen Ausgleich zwischen Ober-Malitz und Grünwald freuen! Das kann ich mir lebhaft denken!«

Der Major senkte still das Haupt und schaute nachdenklich vor sich nieder. »Frohlocken Sie nicht zu früh in Bezug auf diesen Punkt,« sagte er dann. »Was die Frau Generalin über meinen letzten Vorschlag denkt und was sie darauf erwidern wird, weiß ich noch nicht. Hans hat ihr heute nur meinen Vorschlag zur Güte überbracht und weiter weiß ich von ihr noch nichts.«

»Aber ich, Herr Major,« rief die Nebelthau triumphierend, »denn darin täusche ich mich gewiß nicht in der schönen Frau. Auch sie wird über diesen Ausgleich glücklich sein, denn der alte Streit und die daraus entsprungene Gegnerschaft mit Ihnen hat ihr gewiß auch schwer auf der Seele gelegen. So denke ich mir wenigstens –«

»Halt!« unterbrach sie der Major. Denken Sie darüber lieber noch nichts und überlassen Sie das Ende – dem lieben Gott. Einstweilen haben wir nur einen guten Anfang gemacht und damit müssen wir auch schon zufrieden sein. Doch nun – bin ich satt. Hier – trinken wir den Rest aus – so! Ich danke für Ihre Gesellschaft und – da höre ich eben meinen Hengst wiehern, den ich mir um diese Zeit gesattelt vor die Thür bestellt habe.«

Die Nebelthau sprang lebhaft von ihrem Sitze auf; ein neuer Gedanke war ihr mit einem Mal durch den Kopf gefahren. »Ah,« rief sie, »Sie wollen heute nicht ruhen nach Tisch? O, ich kann es mir denken. Sie wollen gewiß nach Ober-Malitz reiten?«

»Nein,« erwiderte der Major mit ernstem Gesicht, »das will ich nicht, dazu rollt mir das Blut zu stürmisch durch die Adern. Daher will ich lieber reiten – reiten durch Gottes grüne Welt, weit herum, denn – auch das will ich Ihnen noch sagen – seitdem ich Frieden mit Ober-Malitz geschlossen und heute das Siegel unter die Urkunde gedrückt, sieht mir die Welt viel schöner und herrlicher aus als sonst und darum will ich sie in der ersten Freude meines Herzens in vollen Zügen genießen. Gesegnete Mahlzeit! Leben Sie wohl bis zum Abend und dann wollen wir weiter über unsere Angelegenheit plaudern.«

Er nahm seinen Hut und ohne auf die ihm nachgerufenen Worte der aufgeregten Frau zu achten, schritt er die Treppe hinab, stieg zu Pferde und ritt langsam und ruhig in den goldenen Sonnenschein hinaus, der auf Feldern, Wiesen und Wäldern lag. Und um ihn sangen die Vögel, über ihm jubelten die Lerchen ihren ewig jungfräulichen Gesang und er genoß in der That mit vollen Zügen das Glück, das ihm die Vorsehung an diesem gesegneten Tage so unerwartet reich in das Herz gesenkt.

Des Majors heutiger Ritt dehnt sich viel weiter aus, als er sich eigentlich vorgesetzt, denn je mehr er von der ihn umgebenden Gotteswelt sah, die ihre Schleier vor ihm abgelegt, um so schöner und verlockender erschien sie ihm und seine frohe Stimmung, ohne ein einziges Mal durch einen trüben Gedanken unterbrochen zu werden, hielt den ganzen Tag über an, so daß Alles, was ihm vor Augen kam, gleichsam in einen rosigen Schimmer gehüllt war. So war er beinahe bis zu der zwei Meilen entfernten Stadt gekommen und als er endlich auf einem anderen und ihn noch viel weiter abseits führenden Wege heimkehrte, lag bereits die Abenddämmerung auf dem Walde und Schweigen herrschte in den Lüften und auf der Erde ringsum. So näherte er sich endlich dem ihm jetzt so lieben und traulichen Herrenhause von Grünwald und immer langsamer ließ er sein Pferd gehen, damit es nicht allzu warm in den Stall komme. Bald sah er auch das altersgraue Gebäude aus dem grünen Blättermeer, welches es umgab, hervortauchen und nach einigen Minuten verrieth der wachsame Pluto schon den zurückkehrenden Herrn; denn er hatte bereits von Weitem das freudige Schnauben des seine Heimat begrüßenden Hengstes erkannt. Als der Major sich aber dem Gitter näherte, sah er schon aus der Ferne einen Mann davor stehen, den er anfangs nur undeutlich, nach einigen Schritten aber mit Sicherheit für seinen Pächter erkannte, der ihm mit gemessenem Wesen entgegenkam, als habe er ihm irgend etwas Neues von Wichtigkeit zu verkünden.

»Guten Abend, Herr Major!« rief ihm der junge Mann schon von Weitem zu.

»Guten Abend, Herr Nebelthau!« erwiderte der Herr. »Nun, Sie stehen ja gerade hier, als ob Sie die Schildwache von Grünwald wären. Was giebt es denn? Denn daß Sie etwas auf dem Herzen haben, sehe ich.«

Der Pächter lächelte beistimmend und sagte sodann: »Nun ja, ich stehe hier auch auf dem Posten, um gleich bei der Hand zu sein, wenn Sie zurückkommen, und zu rapportiren, was in Ihrer Abwesenheit vorgefallen ist, wie es einem alten Soldaten geziemt, wenn sein Vorgesetzter sichtbar wird.«

»Ah, Sie sind bei Laune und so sprechen Sie in Räthseln. Indessen nehme ich dankbar Ihren Rapport an – was haben Sie mir zu melden?«

Franz Nebelthau lachte und es schien dem Major jetzt wirklich, als ob er einen Scherz in Bereitschaft habe, zumal er sagte:

»So melde ich denn ganz unterthänigst, daß wir einen Deserteur in Grünwald haben oder vielmehr, daß Jemand aus unserer Garnison in das feindliche Lager desertirt ist.«

»Desertirt? Aus unserer Garnison? Das heißt also, aus Grünwald? Nun, wie verstehe ich das? Ihre Räthsel mehrer sich.«

Da nahm Franz Nebelthau ein ernsteres Wesen an und sagte: »Nein, es ist wahr, Herr Major. Meine Tante ist auf und davon gegangen und noch nicht wieder einpassirt.«

»Ihre Tante? Wohin denn?« fragte der Major, nun doch einige Verwunderung verrathend.

»Die Sache hängt so zusammen,« versetzte der Pächter, während der Major schon aus dem Sattel gestiegen war und Hans den Hengst zum Abführen übergeben hatte, die beiden Männer aber langsam die Rampe hinaufschritten, wo sie nun stehen blieben. »Zehn Minuten, nachdem Sie von hier fortgeritten, kam ein elegantes Gefährt aus Ober-Malitz herangebraust, mit vier Grauschimmeln bespannt, die sich tüchtig warm gelaufen hatten. Ich stand gerade vor der Thür und dachte, man bringe den kleinen Samuel schon wieder zu Ihnen. Aber darin hatte ich mich geirrt; nur der Hausmeister Harsfeld saß im Wagen und als er ausgestiegen war, fragte er zuerst nach Ihnen. Als ich ihm sagte, daß Sie nicht zu Hause seien, bedauerte er es sehr und beehrte nun meine Tante zu sprechen und so führte ich ihn zu ihr und blieb, etwas neugierig, was er von der Frau wollen könne, bei ihnen im Zimmer. Da bestellte er nun einen freundlichen Gruß von der Frau Generalin und bat meine Tante in dringender Weise, doch gleich mit ihm nach Ober-Malitz zu fahren, seine gnädige Frau habe nothwendig mit ihr zu reden und erwarte sie ganz bestimmt. Sie würden es ja wohl erlauben, daß sie einige Stunden abwesend sei, das setze er voraus, obwohl Sie nicht persönlich Ihre Einwilligung dazu geben könnten. – Meine Tante war über dieses Gesuch natürlich sehr verwundert und unentschlossen, ob sie gehen solle oder nicht; als der kluge Hausmeister das aber merkte, sagte er in vertraulichem Ton: »Kommen Sie mit mir, Frau

Nebelthau, Ihrem Herrn wird es nicht unangenehm sein, ich büрге dafür. Auch wird er sich den Grund, warum die Frau Generalin Sie zu sprechen wünscht, wohl selbst sagen können. Uebrigens, wenn Sie nicht mit mir kommen wollen, bleibe ich hier und erwarte Ihren Herrn, selbst bis in die Nacht hinein, denn meine gnädige Frau, wie sie in ihren Entschlüssen immer bestimmt ist, hat mir den Befehl gegeben, unter keiner Bedingung ohne Sie zurückzukehren – Sie läßt Sie auch gleich wieder nach Hause fahren, sobald sie mit Ihnen gesprochen hat, aber sprechen muß sie mit Ihnen heute noch und zwar in einer höchst *wichtigen* Angelegenheit.« Er legte einen so starken Nachdruck auf dies Wort, daß meine Tante sich sofort zum Mitgehen entschloß und so kleidete sie sich rasch an und – fort ging es und die vier Grauschimmel galoppirten mit ihr in den Wald hinein, als ob sie eine Prinzessin entführten und ihrem harrenden Galan entgegentrügen. Das ist mein pflichtschuldiger Rapport, Herr Major, und nun kennen Sie Ihren Deserteur und die Veranlassung, die ihn dazu gemacht hat.«

Der Major, der mit wachsender Spannung zugehört und der noch eben so heiter gewesen, war mit einem Mal ganz still geworden. Als der Pächter zu Ende gesprochen, nickte er nur mit dem Kopf und sagte: »Es ist gut. Unter diesen Umständen konnte sie nicht anders handeln, als sie gehandelt hat. Ich würde ihr auch dazu gerathen haben. Nun, sie wird ja wohl wiederkommen und bis dahin müssen wir uns gedulden. Ich danke Ihnen, Herr Nebelthau. Guten Abend!«

Mit diesen Worten verließ er den jungen Mann und stieg langsam die Treppe empor. Als er aber in sein Zimmer gekommen war und einige Kerzen angezündet hatte, schritt er nachdenklich hin und her und dachte über das neue und ganz unerwartete Ereigniß nach.

»Was hat das wieder zu bedeuten?« fragte er sich. »Warum antwortet sie mir auf meinen Brief nicht und läßt statt dessen die Nebelthau holen? Was soll die bei ihr? Ah – der Hausmeister hat Recht, wenn er sagt, ich würde mir diese Aufforderung erklären können – ja, mir geht jetzt ein Licht darüber auf. Es ist immer dieselbe Angelegenheit mit dem unseligen Nieder-Malitz. Sie beruhigt sich noch immer nicht darüber und sucht nach größerer Klarheit. Nun, das muß man sagen: gründlich ist sie, wie sie edel und gerecht ist. Und kann ich darüber unzufrieden sein? Ich dünkte nicht. Fügen wir uns also in Geduld – die vier Schimmel werden den Deserteur schon wieder bringen und dann wird das Räthsel auf einen Schlag gelöst sein.«

Indessen sollte der gute Major etwas lange auf die Rückkehr des Deserteurs warten. Die gewöhnliche Abendspeisestunde war herangekommen und Frau Nebelthau immer noch nicht da. Dem anfangs geduldig wartenden Mann wurde die Zeit mit jedem verrinnenden Augenblick länger und länger und sein inneres Verlangen, die alte Frau wiederzusehen, ging allmählig in eine unbezwingbare Ungeduld über. Er befragte alle Uhren und endlich, als es bereits neun Uhr geschlagen, hielt er es nicht mehr im Zimmer aus, sondern ging hinaus in's Freie, um der

nun doch gewiß bald Zurückkehrenden eine Strecke entgegenzugehen. Der fast volle Mond stand mit prächtigem Glanz am Himmel und um ihn her breitete sich das unzählbare friedliche Heer der heller denn je strahlenden Sterne aus. Lind war die Luft, kein Windzug streifte die Blätter der Bäume und tiefes Schweigen herrschte ringsum, um der stillen Natur zur ungestörten Ruhe des nächtlichen Schlummers zu verhelfen. Eben war der langsam dahin wandernde Major zwischen die ersten Bäume des Waldes in der Nähe des Herrenhauses getreten und schaute nun den weithin sichtbaren Fahrweg nach Nieder-Malitz hinab, als er in der Ferne Lichter zu erkennen glaubte, die sich schnell heranbewegten und die nur in den hell polirten Laternen eines rasch fahrenden Wagens brennen konnten.

Um von demselben nicht überholt zu werden, kehrte er flugs nach dem Hause zurück und eben hatte er sein Zimmer wieder erreicht und ein Fenster geöffnet, um bequemer hinabsehen zu können, da fuhr der geschlossene Wagen auch schon in den Hof, der diesmal aber nur von zwei dunklen Pferden gezogen wurde. Der Erste, der aus dem Wagen stieg, war der Hausmeister von Ober-Malitz und, von ihm vorsorglich unterstützt, folgte Frau Nebelthau. »Sehen Sie,« sagte der gute Mann mit seiner wohl lautenden sanften Stimme, da sind Sie ja schon wieder und der Herr Major wird gewiß verzeihen, daß Sie etwas lange ausgeblieben sind. Ich bitte mich ihm ganz gehorsamst zu empfehlen. Und nun will ich gleich wieder einsteigen und zurückfahren. Gute Nacht, und haben

Sie noch einmal Dank für Ihre Bereitwilligkeit, dem Rufe der Frau Generalin gefolgt zu sein.«

Während der Wagen rasch wieder fortrollte, schloß der Major das Fenster und lauschte nun mit angehaltenem Athem nach dem vorderen Zimmer hin. Er hatte sich nicht getäuscht, wenn er den Deserteur gleich bei sich oben erwartete, denn nach wenigen Minuten schon rauschten Frauenkleider im Vorzimmer und dann klopfte eine Hand etwas heftiger als sonst an die Thür. »Her-ein!« rief der Major mit lächelnder Miene; denn nachdem er endlich abgelaufen, kam ihm der seltsame Vorfall fast spaßhaft vor, und augenblicklich erschien Frau Nebelt-hau und zwar in solcher Hast, daß sie noch nicht einmal Hut und Tuch abgelegt hatte.

Der Major bemühte sich, ihr so ruhig wie möglich entgegenzutreten; sobald er jedoch ihr Gesicht gesehen, schlug sein Herz unwillkürlich in mächtigen Schlägen, denn dies Gesicht trug nur zu sichtbar die Spuren reichlich vergossener Thränen und außerdem einen Ausdruck, der ihm verrieth, daß die gute Frau erst vor kurzer Zeit eine große Gemüthsbewegung überstanden habe.

»Guten Abend, Herr Major!« sagte sie mit weicher bit-tender Stimme. »Sind Sie mir böse, daß ich in Ihrer Ab-wesenheit das Haus verlassen habe und so lange ausge-blieben bin?«

»Nein, gewiß nicht!« lautete die freundliche Antwort und zur Bestätigung streckte sich der noch immer auf-geregten Frau die Hand des wieder ruhiger gewordenen Herrn entgegen, die sie sogleich mit festem Druck ergriff.

»Ihr Neffe hat mir ja gesagt, wie es gekommen ist. Also Sie sind in Ober-Malitz gewesen?«

»Ja, da bin ich gewesen, zum ersten Mal in meinem Leben, und was ich gesehen und gehört, Herr Major, hat mich, so seltsam es war, doch über die Maaßen befriedigt. Ach, ich habe Ihnen Viel, recht Viel zu erzählen.«

»So. Nun, dann erzählen Sie, ich höre gern zu. Nur legen Sie erst Ihren Hut und Ihr Tuch ab und dann setzen Sie sich – hierher – so!«

Frau Nebelthau warf Hut und Tuch auf einen Stuhl und dann nahm sie den ihr dargebotenen Sitz auf dem Sopha ein, auf dem schon der Major in der anderen Ecke saß und schweigend und voller Erwartung an ihren erregten Zügen hing, bis sie endlich also zu sprechen begann:

»Ja, Herr Major, ich könnte Ihnen Wunderdinge von meinen Erlebnissen erzählen, doch ich begnüge mich, nur das Hauptsächlichste zu erwähnen, das auch schon genügend ist, uns Beide zu befriedigen. Ich fuhr rasch nach dem Gute und der Hausmeister bemühte sich, mich unterwegs mit allerlei angenehmen Dingen zu unterhalten, aber von Dem, was ich am liebsten gehört hatte, von dem Grunde, warum die Frau Generalin mich zu sich beschied, sprach er kein Wort. Nun, ich denke mir wohl, daß das absichtlich geschah, denn wie ich mir vorstelle, ist der alte Mann in gewisser Beziehung eben so der Vertraute seiner Herrin, wie ich die meines Herrn bin. Als wir in dem prachtvollen Schlosse angekommen und ich noch ganz in Staunen über Alles, was ich zum ersten Mal sah, befangen war, ließ sich kein Mensch blicken und mir

schien es, als ob man die Diener absichtlich fern gehalten hätte. Schon das war eine zarte Aufmerksamkeit, um mir alle Befangenheit zu benehmen und doch folgte ich dem Hausmeister mit klopfendem Herzen in das Zimmer, in welchem das schöne Bild von der Frau Generalin hängt und wo mir schon an der Schwelle sie selbst mit einer Herzlichkeit entgegenkam, die mich tief rührte, weil ich gar nichts dem Aehnliches erwartet hatte. Sie reichte mir die Hand und bat mich um Entschuldigung, daß sie mich aus meiner Ruhe aufgestört, und dankte zugleich, daß ich ihrem Rufe gefolgt war. Aber sie habe mich sprechen *müssen*, sagte sie mit einer Stimme, die mich fast schon zu Thränen rührte, so lieb und süß war sie, und dabei sah sie mich mit ihren schönen Augen so liebevoll an, daß ich auf der Stelle von ihr bezwungen war, und mich ganz heimisch bei ihr fühlte.«

Der Major nickte. »Ich glaube es,« sagte er träumerisch. »Ihre Augen im Bilde – ich habe es selbst empfunden – üben schon eine große Herrschaft aus und wie sollten es die lebendigen Augen nicht thun! Doch was wollte sie von Ihnen? So sprechen Sie doch!«

»Ja, was wollte sie von mir? Können Sie es nicht errathen, Herr Major?«

»Nein, aber ich denke es gleich von Ihnen zu erfahren.«

»Nun ja, so hören Sie denn. Zuerst sagte sie etwa Folgendes. Ich stehe mit Ihrem Herrn in Briefwechsel, wie Sie ohne Zweifel wissen, Frau Nebelthau, und habe mich bin zu einer gewissen Gränze mit ihm über Alles geeinigt, was bisher den traurigen Streitpunkt zwischen Grünwald

und Ober-Malitz bildete. Indessen weiß ich noch lange nicht Alles, was ich zu wissen wünsche, denn ich möchte gern ganz klar in das Verhältniß sehen, welches einst zwischen dem alten Herrn von Eberstein und meinem Großvater bestand. Nun hat mich allerdings Peter Bastian von Manchem unterrichtet, allein seine Mittheilungen bezogen sich meist auf Nieder-Malitz und den Prozeß darüber; über das erste und hauptsächlichste feindselige Verhältniß jedoch, welches die beiden Männer auseinander brachte, hat er mir nur oberflächliche Andeutungen gemacht, wahrscheinlich weil er selbst nicht viel darüber wußte. Nun muß ich das letztere aber ganz genau kennen lernen, wenn ich die Sachlage zwischen dem Herrn Major und mir richtig beurtheilen will. Da habe ich nun gehört, daß Sie mit dem ganzen Hergang der Dinge vollkommen vertraut sind und ich habe die Hoffnung gehegt, Sie würden so freundlich, so wohlwollend, so aufrichtig sein, mich darüber aufzuklären, und das bitte ich Sie nun ohne Rückhalt zu thun und sage Ihnen gleich, daß ich Alles hören will, wen Sie auch anzuklagen und zu verurtheilen haben werden. Wollen Sie das thun?«

Frau Nebelthau schwieg und sah den Major mit bedeutungsvollem Lächeln an.

»Nun,« sagte dieser, »und Sie?«

»Und ich – was konnte ich Anderes thun, und warum sollte ich auch nicht? Und so erzählte ich ihr denn ganz ausführlich, was ich Ihnen neulich erzählt, und sie hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und unterbrach mich mit keiner Sylbe, bis ich zu Ende war. Ach,

als ich aber Alles gesagt, da war ich von der lieben Dame ganz gefangen, Herr Major, und ich hätte ihr zu Füßen fallen und die Hände küssen mögen, so liebevoll benahm sie sich. Sie weinte laut und ich weinte mit ihr und wir drückten uns Beide die Hände, als ob wir schon lange vertraute Freunde wären. Endlich aber hatte sie ihre Fassung wiedererlangt und nachdem sie ihre Thränen getrocknet, sagte sie:

›Liebe Frau Nebelthau, ich danke Ihnen recht herzlich, daß Sie so ehrlich gewesen sind und mir endlich über ein dunkles Blatt in dem Lebensbuche meiner Familie die Augen geöffnet haben. In Wahrheit, es ist eine schreckliche Geschichte, die Sie mir erzählt und sie sticht förmlich wie ein spitzer Dolch in mein Herz. O mein Gott, welch himmelschreiendes Unrecht ist Ihrem alten Herrn geschehen! Aber es muß wieder gut gemacht werden, so weit es geht, gegen Jedermann, der darunter gelitten hat. Leider kann ich bei dem alten Herrn nichts mehr gut machen, denn er lebt nicht mehr; was ich aber seinem Erben ersetzen kann, das will ich und das muß ich thun. Denn dieser edle, wackere und hochherzige Mann – ja, so sagte sie – darf nicht unter den Folgen der Feindschaft meines Großvaters leiden, er muß vor allen Dingen das Seine wieder haben und so werde ich ihm, wenn er keinen Prozeß gegen mich anstrengen will, Nieder-Malitz ohne Prozeß zurückgeben und daß mit endlich der Gerechtigkeit Geltung verschaffen, die man gegen seine Vorfahren so schmäßiglich außer Augen gesetzt hat.‹

›Wie,‹ sagte ich, ›Sie wollen dem Herrn Major Nieder-Malitz wiedergeben? Denken Sie, daß er das so ohne Weiteres von Ihnen nehmen wird, selbst wenn Sie der Engel der Gerechtigkeit in Person wären? O, da kennen Sie meinen Herrn schlecht, gnädige Frau, der läßt sich von Niemandem etwas schenken, der verlangt nicht nach Geld und Gut und ist mit dem, was er hat, so zufrieden, daß er nur Ruhe und Frieden braucht, um ganz glücklich zu sein.‹

›Ich weiß das, liebe Frau,‹ erwiderte sie, während ihr Gesicht wie mit Flammen übergossen war, ›denn er hat es mir selbst geschrieben und ihm glaube ich. Aber ich werde ihn noch einmal bitten und wenn er auch dann noch Nieder-Malitz nicht nehmen will, so gebe ich es ihm doch, denn ich will, ich kann es nicht behalten und ich werde mich vor Gott und aller Welt schämen, solange auch nur ein Grashalm davon in meiner Hand liegt.‹

›Aber mein Gott, wie wollen Sie denn das möglich machen?‹ fragte ich. ›So weit ich den Major kenne, weis't er jedenfalls und auf immer Ihr Anerbieten zurück.‹

Da lächelte sie wirklich wie ein Engel und sagte mit einem rührenden Ausdruck in der Stimme: ›Haben Sie Geduld. Wenn er das Gut auf *seine* Weise zurückweist, so werde ich es ihm auf *meine* Weise anbieten und – dann wollen wir sehen, ob er es nicht doch noch am Ende nimmt. Und eben so,‹ fuhr sie nach einer Weile fort, werde ich es auch mit dem Samuel halten müssen, denn ich weiß jetzt nur zu gut, wie sein Herz an dem Kinde hängt

und was er darunter leidet, daß es seinen Händen entzogen ist. Es wäre geradezu grausam von mir, wenn ich ihm das Recht, das er sich durch die uneigennützigste Liebe auf diesen Knaben erworben, noch länger streitig machen wollte.<

›Woher wissen Sie denn, daß sein ganzes Herz an dem Kinde hängt?‹ fragte ich.

Das sagte sie mit thränendem Auge und faßte wieder vertraulich meine Hand: ›Woher ich das weiß? Soll ich es Ihnen sagen? Ja, ich will es, denn ich würde es ihm selbst sagen, sobald ich ihn sähe. Nun denn, ich habe es mit eigenen Augen gesehen, als er hier war, denn ich hatte mich in die Sonntagskleider der Wärterin des Kindes gesteckt und spielte dieselbe vor seinem Auge, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, daß ich so auf die bequemste Art sein Benehmen von Anfang bis zu Ende beobachtete.<

Ich machte natürlich ein erstauntes Gesicht, aber ich wunderte mich eigentlich gar nicht so sehr darüber, weil wir diese kleine Comödie ja schon damals so ziemlich durchschaut hatten. ›Darf ich das meinem Herrn sagen?‹ fragte ich nur. Da besann sie sich eine Weile und dann versetzte sie: ›Thun Sie, was Sie wollen, denn ich selbst werde es ihm sagen und um seine Verzeihung bitten, da ich wohl wichtige Gründe für mein Thun hatte. Aber eben dadurch habe ich die Gewißheit erlangt, daß Samuel ebenso gut bei ihm wie bei mir aufgehoben sein wird und ich darf dem Mann nicht alle Freuden entziehen, nachdem ihm schon durch die Ungerechtigkeit der Welt so viel Hab' und Gut entzogen ist.<< –

»Nun,« fuhr die Nebelthau nach einer Pause fort, während der Major wie betäubt schwieg und sinnend um sich erblickte, »was sagen Sie nun?«

»Was soll ich sagen, Nebelthau?« fuhr der Major wie aus einem Traume auf. »Ich wundere mich über nichts mehr, was diese Frau betrifft; sie ist in der That eine großartige Erscheinung!«

»So – o ja, das ist sie. Aber Sie triumphiren auch nicht, daß Ihr Plan in Betreff der Wiedererlangung des kleinen Samuel, den Sie auf Nachgiebigkeit und Milde gegründet, nun endlich doch gelungen ist?«

»Nein, Nebelthau, ich triumphire auch nicht. Mir ist die Kraft dazu ausgegangen, denn Alles, was Sie – mir da eben gesagt, hat mich fast gelähmt und ich weiß nicht, ob ich mehr diese Frau bewundern oder mein Schicksal preisen soll, das mich mit ihr in so nahe Berührung gebracht hat.«

Bei diesen Worten schoß wenigstens ein triumphirender Blick aus den Augen der Frau auf ihren Herrn hin und endlich wurzelten sie fest und innig auf dem schönen, bleichen Gesicht des edlen Mannes, der, obgleich er als Sieger aus einem so traurigen Verhältniß hervorging, doch so wenig stolz und eingebildet war, seine Gefühle darüber merken zu lassen. Plötzlich aber erhob er wieder das Haupt und sagte:

»Nun erzählen Sie weiter! Was sprachen Sie noch mit der Generalin?«

Die Nebelthau senkte flugs die Augen, als müsse sie sich besinnen, wie sie diese einfache Frage antworten

solle. »Was ich *noch* mit ihr sprach?« fragte sie merklich verlegen. »O, Vieles, Herr Major, aber ich weiß es jetzt eigentlich nicht mehr, es war sei viel des Lieben und Guten, daß ich es nicht Alles behalten konnte, und außerdem dachte ich nur immer daran, was Sie sagen würden, wenn ich Ihnen meine Unterhaltung mit der schönen Frau erzählt hätte.«

»So, so! Also Sie erinnern sich keiner besonderen Einzelheit mehr?«

»Nicht daß ich wüßte, aber vielleicht fällt es mir noch später ein und dann will ich Ihnen getreulich Bericht erstatten. Jetzt aber bin ich für's Erste fertig und und will ich mich auf mein Zimmer begeben, denn ich bin herzlich müde von dem aufregenden Tag.«

Der Major schien sie nicht aufhalten zu wollen und auch er stand auf. »Ich glaube es Ihnen,« sagte er, »und nun bleibt mir nur noch übrig, Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Mühwaltung zu danken.«

Die Nebelthau senkte wie beschämt die Augen und antwortete nicht. Plötzlich aber erhob sie sich wieder, denn sie merkte, daß der Major seinen Blick mit einem still lächelnden Ausdruck auf ihr ruhen ließ. »Warum lächeln Sie?« fragte sie rasch.

»Mir fällt eben ein, daß ich doch schon dicht vor der Generalin gestanden habe. O, wer hätte das damals gedacht! Wie schlau sie sich dabei benahm! Darum stand sie auch nicht von ihrem Stuhl auf, um mich ihre Größe nicht sehen zu lassen, und sprach in einem Dialekt, den ich nicht verstand. Hmhm! Es war eine hübsche kleine

Comödie und beinahe hätte ich Lust, ihr es mit Gleichem zu vergelten.«

»Thun Sie es doch!« rief die Nebelthau fröhlich. »Aber wie?«

Der Major ging sinnend auf und ab. »Das weiß ich noch nicht,« sagte er. »Aber jedenfalls werde ich ihr in diesen Tagen meinen Besuch abstatten und dann denke ich Alles zwischen uns ordnen zu können.«

»Wann wollen Sie zu ihr geben?« fragte die Nebelthau wieder etwas rasch. »Morgen ist sie nicht zu Hause –«

»Woher wissen Sie das?«

»Mir sagte es der Hausmeister unterwegs – denn Morgen fährt sie auf Besuch – in die Nachbarschaft.«

»So. Nun, das thut nichts. Solche Eile hat es auch nicht. Ich werde es mir überlegen.«

»Ja, thun Sie das und nun schlafen Sie wohl, recht wohl, Herr Major! O, das was ein heißer Tag, aber die Ruhe danach wird um so süßer sein, nicht wahr?«

»Die Ruhe? O ja, ich denke auch, Gute Nacht!«

SIEBENTES CAPITEL. DER BESUCH IN DER NACHBARSCHAFT.

Eine so unruhige Nacht, wie die nächste für ihn war, hatte Felix von Eberstein selten in seinem Leben verbracht, denn Alles, was Frau Nebelthau ihm von ihrem Besuch in Ober-Malitz mitgetheilt, hatte ihn weit mehr aufgeregt, als er sich, so lange die gute Frau gegenwärtig

gewesen, hatte merken lassen. Sein ganzes Innere wogte von den seltsamsten und ihm bisher ganz unbekanntesten Empfindungen, seine Gedanken kreisten beständig um einzelne hervorstechende Momente herum, und nirgends, wohin er auch blicken mochte, konnte er einen Ruhepunkt finden, der seine gährenden Besorgnisse oder Wünsche, was es nun sein mochte, hätte beschwichtigen und ihn in die alte gelassene Bahn seiner früheren Gemüthsstimmung zurückleiten können.

Schon lange war Mitternacht vorüber und immer noch ging er in seinem Zimmer auf und nieder oder saß bald hier, bald dort und immer noch vergebens zog er alle möglichen Vernunftgründe herbei, die ihm früher in aufgeregten Momenten seines Lebens zur Seite gestanden und geholfen hatten, denn was heute in so gewaltiger Fülle auf ihn eingestürmt, war ihm nicht nur vollkommen neu, sondern es war auch zu viel und zog ihn auf eine Bahn hinüber, die sein Fuß noch niemals betreten hatte. War es nicht schon sonderbar genug, daß man ihm ein Gut aufdringen wollte, an das er für seine Person nicht den geringsten Anspruch zu haben vermeinte und das ihm in der That nur wie eine neue Last erschien, die zu der alten hinzukam, die ihm aufgebürdet ward, als ihm, dem in der Landwirthschaft so Unkundigen, Grünwald so unerwartet zugefallen war, eine Last, der er sich allein schon damals kaum gewachsen glaubte? Nun aber kam noch die deutlich genug ausgesprochene Absicht hinzu, ihm Samuel zu überliefern, eine Absicht, die, wenn sie

früher auf andere, natürlichere Weise in's Leben getreten, ihn unaussprechlich glücklich gemacht hätte. Aber jetzt, nachdem er ausdrücklich sowohl auf Nieder-Malitz wie auf das Kind verzichtet, Beides mit einem Male gegen alles Vermuthen wie eine vom Himmel fallende Gabe zu erhalten und sie allein der Gerechtigkeitsliebe und dem menschenfreundlichen Herzen einer so edlen Frau verdanken zu müssen – das war es, was er nicht fassen und ertragen zu können glaubte, denn er war weit davon entfernt, zu denken, daß sein still edles und beharrliches Wesen und seine eigene menschenfreundliche Handlungsweise die alleinige Triebfeder des Entschlusses der Generalin sein könne.

Und wie räthselhaft und schwierig war es ferner für ihn, sich die Weise, *ihre* Weise, vorzustellen, auf die sie ihren Entschluß in's Leben führen wollte? Denn daß sie mit diesem Worte etwas ganz Besonderes gemeint, das war ihm aus den Worten und Mienen der alten Nebelthau nur zu klar geworden, aber eben so unklar war und blieb es ihm, wie diese ihm unbekannte und geheimnißvolle Weise beschaffen sein würde. Und eben hierüber zerbrach er sich in dieser unruhigen Nacht am meisten den Kopf. Hierüber grübelte und quälte er sich ab, denn daß seine im Stillen gleichsam wie dunkle Schatten allmählig aufgetauchten Wünsche und Hoffnungen auf so leichte Weise verwirklicht werden könnten, das glaubte er um so weniger, als er durchaus nicht der Mann war, der sein eigenes Ich in den Vordergrund zu stellen gewohnt und

am allerwenigsten der Meinung war, daß man schon dieses seines eigenen Ichs wegen ihm ein so großes Opfer darbringen könne, wie es die beiden großen Gaben waren, die ihm jetzt in der Ferne vor Augen gestellt wurden.

Endlich aber, als er weder über die Absichten der Generalin, noch über seine eigenen Empfindungen und Bestrebungen zu einer befriedigenden Klarheit gelangen konnte, fühlte er sich müde werden und so entschloß er sich rasch, zu Bett zu gehen, um im süßen Schlaf Vergessenheit seiner seltsamen Lage und vielleicht am kommenden Morgen einen Ausweg aus dem Labyrinth zu finden, in das er durch eine verworrene Gestaltung verschiedenartigster Verhältnisse so plötzlich gerathen war.

Indessen auch der Schlaf wollte sich trotz der allmählig eingetretenen Hinfälligkeit seiner geistigen und körperlichen Kräfte nicht finden lassen, und wie er außerhalb des Bettes hin und her geschwankt war und keinen Ruhepunkt für seinen Geist gefunden hatte, so wälzte er sich auch auf dem weichen Lager unruhig hin und her und erst gegen Morgen, als der neue Tag schon mit blassem Rosenschimmer von Osten heraufzog, sank er in einen kurzen Schlaf, aus dem er schon wieder erwachte, als die Sonne hellstrahlend in die Fenster des Herrenhauses von Grünwald schien und die munteren Vögel lustiger denn je in den Bäumen vor seinem Zimmer sangen.

Aber dieser Gesang der unschuldigen Vögel, als er zu seinen Ohren drang und er sich verwundert von seinem Lager aufrichtete, beruhigte ihn wunderbar, wenn es nicht schon der kurze feste Schlaf vorher gethan hatte.

Es war ja die süße Stimme der reinen unverfälschten Natur, die er da hörte, und die hatte ja immer beschwichtigend und wohlthuend auf seine aufgeregten Nerven eingewirkt.

Als er das erkannt und sich seine eigenthümliche Lage rasch noch einmal nach allen Seiten überlegt hatte, stand er auf und als wäre plötzlich Alles und Jedes um ihn her verwandelt und schimmerndes Licht an die Stelle der drohenden Schatten getreten, fühlte er sich wunderbar leicht und erfrischt und er begrüßte das neue Tageslicht mit einer Art Wonnegefühl, wie er es noch nie empfunden und es war ihm zu Muthe, als habe er nur einen wirren und wüsten Traum überstanden und das Erwachen auf demselben habe ihn sich selbst und seinem gewöhnlichen ruhigen Eimpfinden wiedergegeben.

Aber da fiel sein Blick plötzlich auf eine Uhr und er staunte; es war schon acht Uhr vorüber und er mußte das Kommen seinen Dieners überhört haben, der gewiß zur gewöhnlichen Stunde sein Zimmer betreten hatte. So kleidete er sich denn rasch an und dann ergriff er die Glockenschnur, um Hans so eilig wie möglich herbeizurufen.

Hans ließ sich nicht säumig finden und als er mit seinem alltäglichen friedlichen Gesicht eintrat, seinem Herrn einen guten Morgen wünschte und dabei bemerkte, daß er heute gewiß einen erquicklichen Schlaf gethan, bestärkte sich sein Wohlgefühl und es ward ihm immer

gewisser, daß der wirre Traum nun in der That überstanden und die Wirklichkeit mit ihren frischen Hoffnungen und Erwartungen wieder vor ihm aufgelebt sei.

Während er aber nun sein Frühstück verzehrte und dabei am offenen Fenster die frische warme Morgenluft einsog, kam Frau Nebelthau zu ihm und erkundigte sich theilnehmend nach seinem Befinden. Sie fand ihn so ruhig am Tisch sitzen wie sonst, nur auf seinem ungewöhnlich bleichen Gesicht lagen sichtbar die Spuren der Erschöpfung, die er kaum überwunden und auch sein sonst so klares, rein blaues Auge schien ihr etwas trübe, als er in ihr altes gutes Antlitz emporschaute.

»Ich habe nur wenig geschlafen, Nebelthau,« beantwortete er ihre Frage, doch das ist ja natürlich. Alles, was ich in den letzten Tagen erlebt und gehört, ging mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Aber nun ist es glücklicher Weise vorüber und ich werde mir Mühe geben, die verlockenden und dämonischen Phantome zu verbannen, die sich um meinen sonst so klaren Geist gelegt und ihn in Unruhe versetzt haben.«

»Ja,« erwiderte die alte Frau mit herzlichem Antheil, »geben Sie sich Mühe, sie ganz und gar loszuwerden. Sie haben wahrhaftig keine Ursache, über irgend Etwas ängstlich oder gar besorgt zu sein. Wenn Sie meinem Rath folgen wollten, dann stiegen Sie bald zu Pferde und machten einen tüchtigen Ritt in der frischen Morgenluft; das hat Ihnen ja immer wohlgethan und wird Ihnen auch heute wohlthun.«

»Meinen Sie? Nun, dann will ich es versuchen. Haben Sie also die Güte, Hans sagen zu lassen, daß er mir in einer Stunde mein Pferd bringen soll.«

Frau Nebelthau entfernte sich voller Freude, daß ihr wohlgemeinter Vorschlag angenommen sei, da sie sich von ihm das Beste versprach. Eine Stunde später hörte sie auch ihren Herrn die Treppe herunterkommen und sah ihn von ihrem Fenster aus das Pferd besteigen, und als er nun langsam den Feldern zuritt, seufzte sie erleichtert auf und nun erst ging sie an ihre gewöhnliche Tagesarbeit, um auch ihre kleinen Bedenken und Befürchtungen, die sie eben so gut wie ihr Herr hatte und nur besser verbarg, durch rüstiges Schaffen und Wirken in dem großen Haushalt zu vertreiben. –

Der Morgen verstrich in vollster Ruhe auf dem stillen Grünwald; nichts störte das einförmige Leben und Treiben daselbst und so kam der Mittag allmählig heran. Erst kurz vor Tisch kehrte der Major etwas langsam und sichtbar ermüdet, aber doch wieder heiter von seinem Ritt zurück und begab sich sogleich in sein Zimmer, ohne sich, wie er wohl sonst that, einige Augenblicke im unteren Hause aufzuhalten. Aber wie erstaunte er, als er in sein Speisezimmer trat und den Tisch schon gedeckt und vor seinem Couvert eine Flasche Champagner im silbernen Eiskühler stehen sah! Was hatte das zu bedeuten und warum hatte Frau Nebelthau diesmal so willkürlich gehandelt?

Er sollte nicht lange darüber in Zweifel bleiben, denn als er noch darüber nachdachte, kam die alte Frau in einer höchst sauberen Toilette, was ihm weiter nicht auffiel, und mit einem ungemein frohen Gesicht zu ihm in's Zimmer und sagte:

»Nun, Herr Major, ich habe heute einmal etwas eigenmächtig gehandelt und ein Bischen vorlaut über Ihren Keller verfügt; allein ich habe mir gedacht, Sie würden heute gewiß so freigebig sein wie gestern und mir vielleicht auch ein Glas von meinem Lieblingsgetränk geben, das ich ja wohl für die Anstrengungen am gestrigen Tage verdient habe, nicht wahr?«

Der Major nickte ihr freundlich zu und erwiderte: »Ja, das haben Sie verdient und so kommen Sie und essen Sie auch mit mir, es würde mir ohnedies nicht geschmeckt haben, wäre ich allein geblieben, obgleich ich nicht läugnen will, daß ich ein seltsames Bedürfniß nach Speise und Trank mit nach Hause gebracht habe.«

»Sehen Sie wohl!« rief die Nebelthau frohlockend aus, »also der Ritt hat Ihnen doch gut gethan – o, ich dachte mir es wohl. So will ich denn auch gleich anrichten lassen und Sie sollen sich bald über nichts mehr zu beklagen haben.« –

Bald darauf saßen Beide vor dem wohlbestellten Tisch, aber trotz seiner inneren Zufriedenheit verhielt sich der Major schweigsam, und wie er auch Frau Nebelthau, auf deren Miene ihr Herr, wenn er sie etwas genauer betrachtet hätte, einen gespannten, beinahe lasterhaften Zug gefunden haben würde, der ihr sonst nicht eigenthümlich

war. Als sie aber den zweiten Gang hinter sich hatten, und mehr durfte die Haushälterin ihrem genügsamen Herrn nie auftischen, und sich eben dem Dessert zuwandten, sah Frau Nebelthau den Major mit einem schlaun Lächeln an, das nicht ganz frei von Verlegenheit war, und sagte:

»Herr Major, nachdem mein erster Rath heute Morgen so gute Früchte getragen, will ich mir erlauben, Ihnen auch noch einen zweiten zu geben und Sie dürfen sich nicht wundern, daß ich heute so vorlaut bin und meinem Herzen freien Lauf lasse. Aber die alten Frauen sind einmal so, wenn sie guter Laune sind, das wissen Sie ja, und was sie für zweckgemäß und ersprießlich halten, das müssen sie aussprechen.«

»Sprechen Sie sich aus, Nebelthau, von ganzem Herzen,« erwiderte der Major, »ich bin jederzeit bereit, einen guten Rath anzunehmen, wenn er aus einer treuen Seele kommt.«

»Ja, aus der kommt er, und nun hören Sie. Wenn Sie jetzt gegessen und wir unser Fläschchen geleert haben, dann schlafen Sie eine Stunde und das wird Sie für die unruhige Nacht entschädigen. Dann trinken Sie eine Tasse recht guten Kaffee und dann – machen Sie einen Spaziergang. Aber keinen zu großen und ermüdenden und vor allen Dingen nicht allein. Fordern Sie meinen Nefen dazu auf, der hat heute gerade die beste Zeit und möchte gern mit Ihnen von einigen Geschäften sprechen.

Die Gesellschaft mit Menschen, wer sie auch seien, erheitert immer und die Gespräche über Dies und Das verwischen alles Trübe, was uns im Herzen wohnen mag. Und dann kommen Sie gegen Abend erfrischt und neu aufgelebt nach Hause. Aber nicht später als sieben Uhr, bitte ich.«

»Warum nicht später und gerade um sieben Uhr? Ich gehe so gern in der Dämmerung umher. Haben Sie irgend einen Grund dazu?«

Die Nebelthau schien etwas mit der Sprache zu stocken, aber bald hatte sie sich gefaßt und sagte so ruhig wie möglich: »Warum? Ei, das will ich Ihnen sagen und ich hoffe, daß es Ihnen angenehm sein wird. Ich habe Ihnen nämlich noch etwas zu erzählen, was ich gestern vergessen. In der Nacht erst habe ich mich darauf besonnen und nun soll es von mir zu Ihnen wandern.«

»So lassen Sie es gleich jetzt wandern, dann sind Sie es los, sonst vergessen Sie es am Ende wieder.«

»O nein, das thue ich gewiß nicht. Und sehen Sie, jetzt kann ich nicht gut erzählen, ich habe noch in der Wirthschaft zu thun. Außerdem ist mir Ihre Ruhe lieb und ich will Sie erst ganz hergestellt wissen, und das wird der Spaziergang im Walde thun.«

»Im Wald! Ha, ja, da haben Sie Recht. O, ich habe den Wald so lange nicht mit der rechten Andacht betreten! – Aber so viel können Sie mir doch sagen – ist es etwas Angenehmes, was Sie zu erzählen haben?«

»Ja. Etwas – recht – Angenehmes!« brachte die Alte mit einem lauten Erleichterungsseufzer hervor. »So denke ich wenigstens.«

»Bezieht es sich etwa auf die Frau Generalin?« fragte der Major mit leicht zur Seite gekehrtem Gesicht.

»Auch das will ich zugestehen – ja, auf die Frau Generalin bezieht es sich.«

»Nun, dann mit Gott vorwärts! Ja, ich will gehen und um sieben Uhr wieder hier sein. Sehe Sie, wie erschrecklich ich schon unter Ihrem Pantoffel stehe? Sie thun mit mir, was Sie wollen und ich gehorche Ihnen wie Ihr ergebenster Slave. Doch, das ist ja einmal das allgemeine Männerschicksal, nicht wahr?«

»Die armen Männer!« scherzte Frau Nebelthau. »Ach, wenn die Frauen doch auch zu solcher Slaverei bestimmt wären! Nun, ich meine nicht mich, Herr, das brauchen Sie nicht zu denken, denn ich fühle mich frei, wie ein Mensch sich nur fühlen kann – bei einem so guten Herrn!« setzte sie herzlich hinzu.

»Still! Loben Sie mich nicht wieder, das liebe ich nicht und macht mich immer betrübt, weil ich empfinde, daß ich noch viel besser sein könnte. Aber da Sie doch mit Ihrem Loose so zufrieden sind, so sollen Sie auch noch ein Glas Champagner haben. Es ist das letzte – sehen Sie da! Und nun stoßen wir noch einmal auf Ihre *angenehme* Erzählung heute Abend an!«

»Ja, das war ein verständiges Wort zur rechten Zeit!« rief die Haushälterin und laut klangen die Gläser an einander, und als sie geleert waren, trennten sich die beiden

Slaven, der eine um sich auf sein Sopha zu legen und sich von dem Gezwitscher der Vögel in den Schlaf singen zu lassen, und die andere, um – sich in der Wirthschaft zu schaffen zu machen.

Müder denn je, an Körper und Geist, hatte sich der Major auf sein bequemes Lager gestreckt und fast augenblicklich war er in einen festen und traumlosen Schlaf gesunken und er hätte sich demselben vielleicht noch viel länger überlassen, wenn ihn nicht das Gebell des Hofhundes geweckt, der irgend einen am Hofe vorüberziehenden Wanderer auf seine gewöhnliche Art begrüßte. Als er die Augen aufschlug und sein erster Blick auf die vor ihm stehende Uhr fiel, bemerkte er, daß er fast anderthalb Stunden geschlafen und so erhob er sich augenblicklich und fühlte sich dabei wunderbar belebt und erfrischt. Wenige Minuten später erschien Frau Nebelthau und brachte ihm heute selbst den Kaffee, als sei sie besorgt, er könne zu lange schlafen und dann den beschlossenen Spaziergang versäumen. Nachdem er aber seine Tasse geleert hatte und sich nun zum Ausgange ankleidete, stellte sich auch der Pächter ein, der schon durch seine Tante von dem Wunsch des Herrn unterrichtet war, mit ihm einen Gang in den Wald anzutreten.

Bald verließen die beiden Männer, von den scharfen Blicken der hinter ihnen her lauschenden Haushälterin verfolgt, das Gehöft und wandten sich dem Walde zu,

aber auf des Pächters Rath schlugen sie nicht den directen Weg nach Nieder-Malitz ein, vielmehr verfolgten sie einen rechts davon abführenden Pfad, da Franz Nebelt-hau seinem Herrn einige alte Bäume zeigen wollte, die seiner Meinung nach ihren Lebenslauf vollendet hatten und der unerbittlichen Axt zum Opfer fallen mußten.

Der Major, eigentlich wenig zum Sprechen, am wenigsten zu lebhafter Unterhaltung aufgelegt, ließ gern den Pächter die Kosten derselben bestreiten und hörte ihm nur mit halben Ohren zu, dafür aber richtete er sein Augenmerk um so mehr auf den schönen Wald, durch dessen Blätter ein linder Luftzug strich und so jenes liebliche und geheimnißvolle Rauschen erzeugte, das so viel Poesie in sich birgt und immer des Naturfreundes Herz und Seele bewegt. Stiller denn je war es heute unter den laubreichen Bäumen, und dann und wann drang der lustige Schlag eines Finkenhahns durch das Gebüsch, oder das heisere Gekrächz des Hähers oder der scharfe Ton, welchen der beutegierige Specht verursacht, wenn er mit den Schlägen seines Schnabels die Insekten aus ihren Schlupfwinkeln scheucht. Ueber die Wipfel der hochragenden Buchen, Eichen und Tannen aber goß die sinkende Sonne noch goldene Strahlen aus und von dem Moose und den Waldblumen unter den Bäumen drang der süße Humusduft herauf, den die menschlichen Lungen so gern athmen, weil er ihnen frische Lebensluft entgegenbringt.

Wohl fast eine Stunde weit waren die beiden Männer im Walde fortgeschritten und lange schon hatten sie das

einsame Waldhaus bei den drei Eichen hinter sich gelassen, als der Pächter endlich stehen blieb und dem Major die altersschwachen Bäume zeigte, die er zum Fällen geeignet hielt.

»Wenn sie denn doch sterben müssen,« versetzte der Major auf die Worte des jungen Mannes, »so legen Sie in Gottes Namen Hand an, obgleich es mir immer leid thut, wenn ich einen so schön gewachsenen Riesen fallen sehe. Doch dies Loos ereilt nicht nur die Bäume, sondern auch die Menschen und so muß man sich schon darin ergeben. – Aber warum sehen Sie so oft nach der Uhr, Herr Nebelthau?«

Der Pächter lächelte still in sich hinein. »Meine Tante,« sagte er, »hat es mir auf die Seele gebunden, nicht zu lange mit Ihnen umherzustreifen, denn Sie hätten ihr versprochen, um sieben Uhr zu Hause zu sein.«

»Es ist wahr, ich habe es ihr versprochen. Nun denn, wir haben gleich sechs Uhr, die Sonne ist untergegangen und so wollen wir heimwärts ziehen. Aber lassen Sie uns einen anderen Weg einschlagen – da, der Fußsteig dort führt ja wohl nach Nieder-Malitz hinüber?«

»So ziemlich, ja, und wenn wir ihn wählen, können wir gerade in einer Stunde Grünwald erreichen und brauchen uns doch nicht zu übereilen.«

Langsam, wie sie bisher gegangen, wandten sich die beiden Männer in die angegebene Richtung und jetzt sprachen sie noch weniger als vorher, da sie zu viel des Schönen zu schauen hatten. Wohl war die Sonne so eben jenseits der fernen Waldungen versunken, aber ihre

strahlenden Lichtspuren ließ sie noch lange hinter sich und zwischen den Baumwipfeln schimmerte es wie Purpur und Gold und blitzende Reflexlichter hafteten wie züngelnde Flammen an den braunrothen Stämmen hochwipfliger Tannen und bei dieser feenhaften Beleuchtung schneeweiß schimmernder Buchensäulen. Immer noch strich ein warmer Luftzug durch den schweigenden Wald und nur die davon getroffenen Blätter rauschten stärker und melodischer auf; aber der Gesang der Vögel war verstummt und allmählig lagerte sich feierliche abendliche Stille aus Nähe und Ferne, die durch nichts als die Schritte der beiden Wanderer unterbrochen wurden. Allmählig auch lichtete sich der dunkle Purpur, der von dem in Gluth gehüllten Himmel niedertropfte, das gewaltige Lichtmeer im Westen verschwamm nach und nach und nur ein wehmüthiges Violett, immer bleicher und bleicher werdend, breitete sich über den trauernden Horizont aus, dem unmittelbar die milde Dämmerung folgte, die Felix von Eberstein so liebte und in deren Mantel ihm der Wald immer am schönsten zu sein schien. Wiederholt machte er seinen Begleiter auf die Reihenfolge der herrlichen Beleuchtung aufmerksam, aber dieser wurde allmählig eben so schweigsam, wie sein Herr es vorher gewesen war und zuletzt schritten Beide völlig wortlos dem Herrenhause entgegen, das die abendliche Dämmerung bereits mit ihren tiefen Schatten umwoben hatte.

Als man das Haus fast erreicht, verabschiedete sich Franz Nebelthau von Herrn von Eberstein, um noch, wie

er sagte, nach den Kuhweiden hinüber spazieren und zu sehen, ob Alles daselbst in Ordnung wäre

»Gehen Sie in Gottes Namen,« erwiderte der Major, »und ich danke für Ihre Begleitung. Der Spaziergang war angenehm und hat mir wohlgethan.«

Gleich darauf war er allein und bewegte sich nun langsam dem Gitter des Gehöfts zu, wo ihn alsbald der wachsame Pluto mit freudigem Gebell begrüßte. Der Major blieb eine Weile bei ihm stehen, streichelte ihm den Kopf und sah dabei nach der Uhr. Sie zeigte wenige Minuten nach sieben Uhr und als er das bemerkte, nickte er mit dem Kopf, als freue er sich über seine Pünktlichkeit. Als er nun aber den Hund verließ, hob er zufällig die Augen nach seinem Zimmer empor und da sah er, daß die Vorhänge der Fenster bereits niedergelassen waren und schon helles Licht dahinter schimmerte.

»Ah,« sagte er zu sich, während er die Rampe hinaufschritt, »die Alte kann die Zeit nicht erwarten, bis sie ihr Herz erleichtern und wieder erzählen darf, sie hat schon Alles zurechtgemacht. Nun, ich bin doch neugierig; was sie gestern vergessen hat und was für einen Epilog sie mir heute halten wird.«

Als er vor ihrer Thür angekommen war, drückte er sie auf und sah in das Zimmer hinein. Es war leer. »Sollte sie etwa schon oben sein?« fragte er sich, als er die Treppe zu ersteigen begann.

Aber da blieb er wieder stehen und blickte sich wie nach Etwas suchend um. Irrte er sich oder nicht – er

glaubte den lieblichen Duft von Rosen und Veilchen einzuathmen, als habe man hier irgendwo Blumen aufgestellt. Indessen, es war nichts zu sehen und so schritt er langsam weiter, bis er seine Thür erreicht hatte. Eine Weile stand er davor und horchte, ob vielleicht Jemand die Treppe hinter ihm heraufkam, aber nichts regte sich um ihn her und so trat er, den Hut auf dem Kopf, den Stock in der behandschuhten Hand in das erste und dann in sein Wohnzimmer, das er durch zwei große Lampen und mehrere Kerzen erleuchtet fand.

Aber gleich darauf, nachdem er kaum die leise ausgehende Thür des Zimmers hinter sich geschlossen hatte, fuhr er betroffen zurück. Nicht allein das selten reiche Licht hatte ihn stutzig gemacht, auch der vorher wahrgenommene Duft schien sich hier concentrirt zu haben, und als er nun rasch sein Auge in dem großen Raum umherschweifen ließ, in dem er sicher die ihm eine solche Ueberraschung bietende Nebelthau zu finden glaubte, da blieb er unbeweglich an der Thür stehen, athmete tief und beklommen auf und nahm nun rasch den Hut ab, den er noch immer auf dem Kopfe trug. Denn – er hatte wohl Grund, betroffen, sogar erschrocken zu sein – er fand sich nicht allein in seinem Arbeitszimmer. Aber es war nicht Frau Nebelthau, die er vor sich sah, sondern eine ganz andere Gestalt, die vorher noch nie ihren Fuß in diese Räume gesetzt und darin geathmet hatte. Ja, es war eine hohe, junonische Gestalt, die er vor sich sah, und obgleich sie ihm bis jetzt noch den Rücken zugekehrt, da sie ihr Gesicht dem Bilde seines Onkels zugewandt hielt, als

ob sie es aufmerksam betrachte, bemerkte er doch auf der Stelle, daß die in ein schweres schwarzes Seidengewand gekleidete Gestalt von wunderbar schönen Verhältnissen war. Nicht der geringste blinkende Schmuck war an ihr zu sehen, doch dessen bedurfte es auch nicht, denn von dem edel getragenen und etwas erhobenen Haupte flossen dichte goldene Locken über den vollen Nacken herab und der schneeweiß schimmernde Hals, von dem nur ein kleiner Theil sichtbar, leuchtete ihm wie der bleiche Marmor einer alten klassischen Statue entgegen.

Der Major war so leise durch die Thür eingetreten und der weiche Teppich, den seine Füße berührten, hatte seine Schritte so gedämpft, daß er bisher noch nicht vernommen worden war; als er aber während des ersten Staunens einen leisen Ruf der Ueberraschung hören ließ, drehte sich der schöne blondlockige Kopf von dem Bilde fort und gleich darauf leuchtete, ihm ein Gesicht entgegen, wie er es noch nimmer im Leben geschaut, obgleich er es auf der Stelle erkannte.

Ja, er hatte es auf der Stelle erkannt und zum ersten Mal im Leben, wenigstens mit dem Bewußtsein, daß sie es Beide waren, standen sich Felix von Eberstein und Marianne von Hartenfels, geborene Baroneß Flamberg, einander gegenüber.

»Gnädigste Frau – Sie selbst?« das waren die einzigen Worte, die er über die Lippen bringen konnte; aber er brauchte auch nicht mehr zu sprechen, denn die schöne Frau trat, nachdem sie von so leise eingetretenen und auf

das Höchste erstaunten Mann eine Weile eben so verwunderungsvoll angesehen hatte, wie er sie, einige Schritte auf ihn zu und sagte, indem ein geheimnißvolles Lächeln um ihre Lippen schwebte, die mit ihrer glockenreinen, weichen Altstimme, die wie das Rauschen des Waldes, das er so eben draußen gehört, mit tiefer Resonanz in seiner Brust wiedertönte:

»Herr von Eberstein! Ich wundere mich nicht, daß Sie überrascht sind, ich bin es fast selbst über meine Kühnheit, die mich während Ihrer Abwesenheit in dieses Zimmer geführt hat. Aber wenn Sie den zwischen uns obwaltenden Umständen Rechnung tragen, werden Sie finden, daß die ängstliche Beobachtung geselliger Formen für uns nicht maßgebend sein kann, und so bin ich allein dem Zuge meines Herzens gefolgt, um Ihnen zu beweisen, daß es wirklich keine Herkulesarbeit ist, den früher so grundlosen Weg zwischen Ober-Malitz und Grünwald zurückzulegen, und daß die Menschen, die zu einander kommen *wollen*, ihn wohl überwinden können, wenn es in ihrem festen Vorsatz liegt. Sie kamen bisher nicht zu mir, vielleicht aus sehr triftigen Gründen, und so bin ich so dreist, zu Ihnen zu kommen, da ähnliche Gründe für mich nicht existiren. Und sollte es Menschen geben, die in diesem meinem Ihnen entgegenkommenden ersten Schritt etwas der alltäglichen Sitte und Gewohnheit Widersprechendes finden, so erkläre ich Ihnen freimüthig daß mir das ganz gleichgültig ist; ich kümmere mich nicht um sie, denn mein Verlangen, einen Mann kennen zu lernen, der sich mir in verschiedener Weise

von einer so achtungswerthen Seite gezeigt hat, war größer als die Empfindung bitter sein kann, die das oberflächliche Urtheil der Welt in mir hervorzurufen vermag. – Hier haben Sie die erste nothwendige Erklärung meiner Anwesenheit in Grünwald und wenn Sie mich nicht gerade mit freudigem Herzen willkommen heißen, so hoffe ich doch, daß Sie mich dulden werden, indem Sie die Gründe meines Besuches erkennen und dann verzeihen.«

Felix von Eberstein, den Hut noch immer in der Hand und das bleiche edle Gesicht mit unverhohlenem Stauen auf die in seinen Augen immer höher emporwachsende Gestalt gerichtet haltend, stand unbeweglich vor der jetzt schweigenden schönen Frau, nur sein offenes Auge sprühte Flamme auf Flamme aus und seine Brust hob und senkte sich schnell, als könne er nur schwer die innere Erregung bemeistern, die von seinem ganzen Wesen Besitz ergriffen hatte. »Gnädigste Frau!« sagte er endlich mit einem Ton, den die Aufregung noch tiefer und klangvoller als sonst gemacht hatte, »ja, Sie haben mich überrascht, ich gestehe es, mehr als ich für möglich hielt; aber wenn Sie glauben, daß Felix von Eberstein die Frau Generalin von Hartenfels nicht willkommen heißen mag – selbst in Grünwald – dann kennen Sie ihn doch noch nicht recht, wenn Sie ihn, auch schon von verschiedenen Seiten her kennen gelernt zu haben glauben. Nein – entschuldigen Sie nur, daß ich im Augenblick der ersten Ueberraschung nicht die rechten Worte finden kann – Sie sind mir immer und überall willkommen, wo Sie auch

erscheinen mögen, und wie Sie heute vor mir in Grünwald stehen, hätte ich morgen vor Ihnen in Ober-Malitz gestanden, um Ihnen, mit anderen Worten freilich, aber doch mit ähnlichem Verlangen, auch Sie endlich mit Augen zu sehen, Dasselbe zu sagen, was ich so eben von Ihnen zu hören so glücklich war.«

Sie bewegte den stolzen Kopf mit freundlicher Zustimmung wie zu einem dankenden Gruße und dabei lächelte sie auf unglaublich holdselige Weise. »Das eben wollte ich vermeiden,« fuhr sie rasch fort, »und darum kam ich Ihnen zuvor, denn nur hier an diesem Ort, vor diesem Bilde konnte und mußte unser erstes Zusammentreffen stattfinden, da ich Ihnen nur hier die Bitte vortragen nun, die ich schon seit einiger Zeit auf dem Herzen habe.«

»Ein Bitte?« stammelte der Major ernst. »Was für eine Bitte hätten Sie mir noch vorzutragen?«

»Ach, erinnern Sie mich nicht daran, daß Sie mir meine erste Bitte bereits abgeschlagen haben, aber die, die ich heute, jetzt sprechen will, werden und dürfen Sie mir nicht abschlagen.«

»So sprechen Sie sie aus – ich errathe sie noch nicht.«

»Sie sollen sie sehr bald kennen lernen. Meine erste Bitte, auf die ich hier kurz zurückkommen muß, war die, die ich Ihnen schriftlich sendete: sich Ihr Eigenthum durch die Kraft und die Macht der Gesetze von mir zurückzuerobern. Sie wiesen diese Bitte entschieden zurück. Das hätte ich, wenn Sie ein Anderer wären, als Sie sind, nicht erwarten können, aber bei Ihnen durfte und mußte ich allerdings darauf gefaßt sein. Nun denn, das

war die erste und mißlungene Bitte und nun kommt die zweite, und diese spreche ich Ihnen in dem Zimmer aus, in dem jener brave Mann dort so lange gelebt und gelitten hat, denn er mußte ein Zeuge unserer ersten persönlichen Verhandlung sein, wenn sie für mich die richtige Bedeutung und den wahren Werth haben sollte. Und so lassen Sie mich hier sagen: Herr Major, ich, eine geborene Flamberg, bitte Ihnen, einem Eberstein, hier ab, was mein Großvater einst an Ihrem Onkel verbrochen hat. Verzeihen Sie mir, daß auch ich eine Flamberg bin, und wenn Sie es mir verzeihen haben, so vergessen Sie es auch, ich halte Sie für großmüthig und hochherzig genug dazu. Das, Herr Major, war meine heutige Bitte und nun erwarte ich Ihre Antwort darauf.«

»Gnädigste Frau,« erwiderte Felix von Eberstein mit weicher Stimme, die seine innere Rührung bekundete, aber in der doch eine entschiedene Festigkeit lag, »ich habe keine.«

»Sie haben keine?«

»Nein, denn mit Worten brauche ich Ihnen nicht mehr zu verzeihen, da mein Herz – ich will sagen, mein Gefühl und mein Sinn für Gerechtigkeit, die ja auch Sie haben, Sie schon längst von allem Antheil an dem Weh freigesprochen hat, welchen einst hier in beklagenswerthem Irrthum ein Mann dem andern angethan.«

Die Generalin trat hochaufathmend einen Schritt näher an ihn heran. »Also Sie haben mir verzeihen,« fragte sie leise und mit unwillkürlich bebender Stimme, »Sie

sind nicht mein Feind – Grünwald ist nicht mehr der Antipode von Ober-Malitz?»

Der Major schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck der Miene, der nicht mißverstanden werden konnte. »Nein,« sagte er fest und klar, sie werden sogar, so hoffe ich zu Gott, von jetzt an mit einander befreundet sein.«

»Wollen Sie mir Dies durch einen Handschlag bestätigen womit wir zugleich unsere Versöhnung feiern?«

Der Major ließ seinen Hut fallen, zog rasch mit der rechten Hand den linken Handschuh aus und reichte ihr, wie es seine Gewohnheit geworden war, seine linke Hand hin, die sie sogleich mit beiden Händen ergriff, längere Zeit festhielt und warm drückte. Wohl hatte sie sich dabei gewundert, daß er ihr die linke Hand bot, aber sie machte keine Bemerkung darüber, da andere Gefühle in diesem Augenblick die Oberhand in ihr hatten.

»Also wir sind Freunde von jetzt an?« hauchte sie fast nur mit einem engelhaften Lächeln, so daß ihr herrliches, rosiges Gesicht wie in einen wahren Sonnenglanz eingewoben schien.

»Wir sind es – fortan und immer – so lange Sie es sein und bleiben wollen –«

»Gut, ich bin es zufrieden, und so, Herr Major, wäre also endlich die Einleitung unserer Bekanntschaft gemacht. Ueber unsere Geschäfte aber, denn die können wir ja nicht umgehen, wollen wir heute noch nicht reden, dazu findet sich ein anderer Tag, und wenn Sie mit mir darin übereinstimmen, so geben Sie mir, wie Sie vorher gesagt, vielleicht morgen schon die Ehre und erwidern

meinen heutigen Besuch auf Grünwald – in Ober-Malitz, und dann erlauben Sie mir wohl, auf die beiden Wünsche zurückzukommen die ich gestern der guten Frau Nebelt-hau mitgeteilt und die sie Ihnen, wie sie mir vorher gesagt, übermittelt hat.«

Der Major besann sich keinen Augenblick mehr, sondern erwiderte rasch: »Ja, ich werde morgen nach Ober-Malitz kommen, nicht jener Geschäfte und Ihrer beiden Wünsche wegen, die hoffentlich jetzt nur fromme Wünsche bleiben, sondern weil ich es schon lange für meine Schuldigkeit hielt, Ihnen in Ihrem Hause einen Besuch zu machen, der jetzt endlich eine Nothwendigkeit geworden ist. Doch nun bitte ich, setzen Sie sich einen Augenblick zu mir, damit Sie mir nicht, wie man bei uns sagt, die Ruhe nehmen.«

Er leitete sie nach dem Sopha und während sie sich setzte und er auf einem Stuhl ihr gegenüber Platz nahm, sagte sie, einen leichteren Ton anschlagend, der auch dem Major endlich seine ganze Fassung wiedergab:

»So setze ich mich, denn um Ruhe zu bringen und selbst zu haben, bin ich hierher gekommen – aber lange aufhalten will ich mich nicht, der erste Besuch darf nur eine kurze Zeit dauern. So lassen Sie uns denn das Nächste zuerst abmachen – wann kann ich Sie morgen bei mir erwarten?«

»Wann befehlen Sie?« fragte er nach kurzem Nachdenken und indem er sein sinniges Auge voll auf ihr strahlendes, ihn fest anblickendes Gesicht richtete.

»Verzeihen Sie: Ihnen gegenüber habe ich nur zu wünschen und zu bitten. Kommen Sie also um elf Uhr Morgens. Außer für Sie wird mein Haus für Jedermann verschlossen sein und Sie werden sich also mit mir allein begnügen müssen. Zuerst handeln wir in einigen Stunden unsere Geschäfte ab – dann speisen wir – dann zeige ich Ihnen mein schönes Ober-Malitz und endlich – sollen Sie wieder ein Stündchen mit dem kleinen Samuel verplaudern.«

»Ach! Samuel!« rief der Major mit plötzlich aufwallender Gluth aus. »Woran erinnern Sie mich! Ja, ja, ich komme und schon um elf Uhr, wenn Sie es verlangen, denn mir stehen viele Freuden bevor und diese letzte, die Sie nannten, wird nicht die geringste sein.«

»Gewiß nicht, denn damit Sie nicht allein zu fahren brauchen – es ist ja ein ziemlich weiter Weg bis zu mir – so bringen Sie die alte Frau mit, die Sie glücklicher Weise mitgeerbt haben und die mir der gute Hausgeist in Ihrer Familie zu sein scheint, wie ich einen ähnlichen bei mir in meinem alten treuen Harsfeld habe. Während wie Beide über unsere Geschäfte verhandeln, können sich diese beiden alten Leute mit Samuel unterhalten und nachher wollen wir sie in der Kinderstube ablösen –«

Sie hielt plötzlich inne und erröthete, denn über des Majors ernstfreundliches Gesicht flog ein sanftes Lächeln und sein Kopf nickte fast vertraulich dabei. »Wird die schöne Wärterin aus dem Weizacker auch wieder dabei sein?« sagte er.

»O Herr Major, auch *den* Scherz müssen Sie mir verzeihen, denn ich sehe, Frau Nebelthau hat auch hier ihre Schuldigkeit gethan. Aber wenn Sie bedenken, daß ich eine Frau und als solche von der Mutter Natur ebenfalls mit einer gewissen Fraueneigenschaft begabt bin, so werden Sie nur zu wohl begreifen, was mich zu dieser kleinen Comödie veranlaßt hat. Sie hatten es bisher standhaft vermieden, in meine Nähe zu kommen und mich so jeder Gelegenheit beraubt, den vielbesprochenen und für seltsam geschilderten Major von Eberstein kennen zu lernen. Gerade aber, weil Sie sich so standhaft weigerten, mit mir in Berührung zu gerathen, hatte es einen eigenen Reiz für mich, Sie aus nächster Nähe zu sehen und in Ihrer Unbefangenheit zu beobachten. Einen abermaligen und nicht geringen Reiz bot der Umstand, daß gerade der vermeintliche Erbfeind meiner Familie, oder der, der wenigstens mich für seinen Erbfeind zu halten schien, der Mann war, der sich durch so uneigennützigte Menschenliebe gegen arme Leute, die zu meinem Gute gehörten, so bemerkbar gemacht hatte. Uebrigens hatte ich Sie schon zweimal vorher gesehen, einmal mit dem Kinde im Walde harmlos spielend, und das hatte mein Herz tief gerührt, dann aber bei einer Begegnung auf der Straße vor Grünwald, und damals waren Sie so stolz, mich keines Grußes, nicht einmal Ihrer Beachtung zu würdigen. Diesen Stolz auf eine eigene Art zu besiegen, reizte es mich abermals und so beschloß ich – Sie sehen, wie aufrichtig ich bin – Sie an einer Stelle anzugreifen, wo Sie mir allein verwundbar zu sein schienen. Und so nahm ich den

Knaben, dessen Spur Sie folgen mußten, wenn ich mich nicht in Ihrem Charakter geirrt, und den Sie in der That von mir begehrten, nachdem ich ihn selbst von Herzen liebgewonnen hatte. So kamen Sie endlich, durch künstliche und natürliche Mittel zugleich dazu gedrängt, nach Ober-Malitz und so konnte ich Sie persönlich kennen lernen, ohne selbst von Ihnen gekannt zu sein. Zu diesem Zweck gebrauchte ich die kleine List, deren Ausführung mir durch Ihr zartes Benehmen so gut gelang und für deren Gelingen ich doch mehr gebangt, als ich Ihnen hier mit Worten sagen kann. Da haben Sie meine erste Beichte und, nun bitte ich mir einen gnädigen Richterspruch aus.«

Der Major hatte mit lächelndem Gesicht und sichtbarer Spannung bis zum Ende zugehört. Jetzt erwiderte er mit seiner ganzen natürlichen Freundlichkeit und Milde:

»Da Sie mir ein so offenes Bekenntniß abgelegt haben, gnädigste Frau, so muß mein Richterspruch der mildeste sein und ich spreche ihn damit aus, daß ich Ihnen recht herzlich denke, eine so unwiderstehliche Triebfeder zu Handlungen gewesen zu sein, die ohne Ihr Hinzuthun gewiß nicht so rasch und leicht in's Leben getreten wären. Sie gingen scherzend und gleichsam spielend an Ihre Aufgabe und ich nahm die meinige wie ein griesgrämiger Philosoph mit dem ganzen Ernst meines Lebens auf, darum haben Sie mich auch spielend bezwungen und ich – sehen Sie, wie consequent ich bin – danke Ihnen im Ernst dafür.«

Sie nickte fast vertraulich mit dem schönen Haupt und entgegnete: »So ist es und mit Ihren schlagenden Worten haben Sie uns Beide gezeichnet. Wir scheinen Extreme zu sein und die sollen sich ja berühren, wie man sagt. Nun, in Einem berühren wir uns wirklich – in der Liebe zu dem kleinen Samuel, dem wir eigentlich doch nur ganz allein unsre Bekanntschaft zu verdanken haben.«

Der Major war still geworden und blickte, während sie diese Worte mit innigem Ausdruck sprach, sinnend vor sich nieder. Als er aber noch schwieg, fuhr die Generalin zu sprechen fort, indem sie sich von ihrem Sitz erhob:

»Grübeln Sie jetzt nicht länger über mein offenes Geständniß nach. Ich bin von Natur offenherzig gegen Menschen, gegen die es sein zu können ich ein mich selten täuschendes Vorgefühl habe. Bei Ihnen sprach dies Gefühl laut und verständlich, so setzte sich jedes andere Bedenken bei Seite und zeigte mich Ihnen so, wie ich wirklich bin. – Doch nun ist die Zeit meines ersten Besuches abgelaufen und ich bitte Sie, mich meinen Weg nach Hause antreten zu lassen, da ich meinen Wagen schon vor einiger Zeit vor Ihre Thür fahren hörte.«

»Ich habe ihn nicht gehört,« versetzte der Major träumerisch und die schöne Frau vor sich wie eine Erscheinung aus einer höheren Welt anstarrend – »aber wenn Sie fahren *müssen*, so füge ich mich. Nehmen Sie noch einmal meinen herzlichen Dank für diesen Besuch entgegen und morgen – ja, morgen werde ich zur rechten Zeit in Ober-Malitz sein.«

Die Generalin verbeugte sich und bot ihm mit natürlicher Herzlichkeit die Hand, die er wieder mit der Linken ergriff und dann leise an seine Lippen drückte, dem sie nicht widerstrebte. Dann wandte sie sich zur Thür und als der Major ihr in die vorderen Zimmer folgte, die, wie die Flurhallen, unsichtbare Hausgeisterhände hell erleuchtet hatten, fand er den Hausmeister Harsfeld mit Hut und Ueberwurf seiner Gebieterin darin stehen, der dieselbe aufmerksam bediente und sich dann ehrerbietig und schweigsam vor dem Hausherrn verbeugte. Die Generalin aber war rasch in ihren Mantel gehüllt und ohne sich aufzuhalten, eilte sie die Treppe hinab, wechselte auf dem unteren Corridor nur wenige flüchtige Worte mit Frau Nebelthau, die sie daselbst erwartete, und stieg gleich darauf, von dem Major geleitet, in den bereits geöffneten Wagen, vor dem zwei hell flammende Laternen brannten.

Zwei Minuten später war er in die sternenfunkelnde und vom Mond beleuchtete Nacht hinausgerollt, noch lange von dem Gebell der wachsamen Dogge begleitet – der Major aber stand noch immer vor der Rampe, die Hand sinnend an die heiße Stirn gedrückt und schaute ihm nach, wie dem lustigen Gebilde eines flüchtigen Traumes, der, kaum geboren, auch schon vorübergegauscht und in seiner unsichtbaren Welt verschwunden ist.

Endlich aber drehte er sich nach dem Hause um, stieg die Rampe empor und da er Frau Nebelthau's Zimmer geöffnet fand, trat er in dasselbe ein, ohne die gute Frau im

ersten Augenblick zu bemerken, die schwer athmend und mit lebhaft klopfendem Herzen vor ihm stand und die alten treuen Augen halb bangend, halb freudig auf seinem bleichen, aber von einem seltenen Gefühlsausdruck belebten Gesicht haften ließ.

Endlich hob er die flammenden Augen auf und sah die alte Frau lange und nachdenklich an. »Nebelthau,« sagte er mit sanftem Vorwurf, »was haben Sie gethan? War das die gestern vergessene Geschichte, die Sie mir heute Abend um sieben Uhr zu erzählen hatten? Sie haben gewußt, daß – sie kam und Sie konnten mich so unbarmherzig der Ueberraschung, dem Staunen aussetzen, das mich wie der Blitz aus heiterem Himmel ohne alle Vorbereitung überfallen hat?«

Frau Nebelthau fing laut zu schluchzen an. »Gnädigster Herr!« rief sie, die gefalteten Hände ihm flehend entgegenstreckend, »ja, ich habe es gewußt, auch mir gedacht, daß Sie im ersten Augenblick erschrecken würden, aber ich habe es dennoch gethan, in dem guten Glauben und in der Hoffnung, daß Sie mir verzeihen und mir sogar einst danken würden, daß ich meine schwachen Hände dem großen Versöhnungsfeste lieh, das heute in dem Hause Ihres seligen Onkels gefeiert worden ist.«

Der Major nickte, wie er es so oft that, freundlich mit dem Kopfe und streckte ihr die Hand hin, die sie schon eifrig zu erreichen strebte. »Nun, wenn es so ist,« sagte er weich, »und überall offene Geständnisse erfolgen, dann verzeihe ich auch Ihnen, und ich danke Ihnen schon jetzt,

daß Sie Ihre Hand mit zu dieser endlichen Versöhnung im Spiele gehabt haben.«

»O mein Gott!« rief die Nebelthau von Neuem laut aufschluchzend, »dann danke ich auch Dir, denn das ist die glücklichste Stunde, die ich seit fünfzig Jahren erlebt und tausend Mal von dem Schöpfer und Gebet alles Guten im Stillen erfleht habe. Aber nun, Herr Major, was sagen Sie jetzt zu der Frau Generalin?«

»Still! Darüber heute kein Wort. Man könnte sagen: sie ist ein Engel, aber ich sage es nicht, obgleich sie mir wie ein solcher wohlgethan hat.«

»Ich glaube es,« rief die Nebelthau, beinahe aufjauchzend vor innerer Freude, »und weiter will ich heute nichts hören. Morgen aber fahren wir nach Ober-Malitz und Sie nehmen mich mit – nicht wahr?«

»Ja. Und das haben Sie wieder hinter meinem Rücken abgekartet und abermals bin ich unwissentlich Ihr Slave gewesen. Ah – also das war der auf heute festgesetzte Besuch der Frau Generalin – *in der Nachbarschaft!* Nun, ich bin damit zufrieden. Jetzt aber schlafen Sie wohl – ich muß in mein Zimmer gehen, denn ich habe noch viel bis morgen zu denken und zu überlegen.«

»Denken und überlegen Sie nichts,« rief die Nebelthau, »aber schlafen Sie gut. Das ist zunächst für Sie die Hauptsache und alles Uebrige giebt Gott.«

»Ich hoffe und wünsche es auch – aber das Geschäft, das mir morgen bevorsteht, wird kein leichtes sein –«

»Warten Sie es ruhig ab. Sie haben es ja nicht allein zu besorgen und wo man eine Hülfe hat, wie Sie Ihnen morgen zu Gebote sieht, darf kein Mann verzagen, der – dem Tode schon so oft in's Auge geblickt hat, und von dem Tode ist diesmal keine Rede, vielmehr nur von dem Leben und von dem Glück des Lebens. Und nun wünsche ich Ihnen von Herzen eine gute Nacht, und für die Träume wird der Engel von Ober-Malitz sorgen!«

ACHTES CAPITEL. WIE DIE GESCHÄFTE IN OBER-MALITZ
ABGEHANDELT WERDEN.

Was Felix von Eberstein am lebhaftesten gewünscht, seitdem der Wagen von Ober-Malitz mit der lichten Erscheinung, die eben wie ein Stern in seinem einsamen Hause aufgegangen, davongerollt, war endlich erfüllt – er befand sich in seinem Zimmer allein, war ungestört und nun erst im Stande, sich klar und deutlich in's Bewußtsein zurückzurufen, was in den letzten, für ihn so bedeutsamen Stunden um ihn her geschehen war. In der That, es war viel geschehen, um die Gedanken in seinem Hirn lebhafter denn sonst kreisen und die auf- und abfluthenden Empfindungen seiner Brust in noch raschere Strömung gerathen zu lassen! Die schöne Frau von Ober-Malitz, die er von Anfang an, als er von ihr gehört, im Stillen immer als eine Art menschlicher Fee betrachtet, die er bewundert, sobald er nur ihr Bild gesehen, und die er vielleicht gerade darum, weil er sie zuerst für seine Gegnerin gehalten, jetzt mit um so vorurtheilsloseren Augen betrachtete, war aus ureignem Antriebe und

nur um ihm ihr Gefühl für Gerechtigkeit zu beweisen, nach Grünwald gekommen, hatte neben ihm gesessen, die freundschaftlichsten Worte an ihn gerichtet, ihm wiederholt die Hand gedrückt und er – er sollte morgen als Freund zu ihr nach Ober-Malitz gehen und wahrscheinlich den größten Theil des Tages in ihrer Nähe zubringen! O, das war nicht nur eine schöne Gegenwart, das war eine noch viel mehr verheißende und so nahe bevorstehende Zukunft, denn wonach er sich lange, lange im Stillen geseht, nach einem innigen, und wahrhaft freundschaftlichen Verkehr mit Menschen, die mit ihm gleiche Ansichten vom Leben, gleiche Bestrebungen, gleichen Abscheu gegen das Böse und gleiche Neigung für alles Gute hatten, der wurde ihm mit einem Mal in einer so hervorragenden, schönen Persönlichkeit dargeboten – war das nicht wirklich ein Glück für ihn, den so lange einsam und von aller Welt abgeschieden Lebenden? Ja, es war für ihn ein Glück, er betrachtete es selbst als solches, und eben dieses Glück, wie es sich ferner um ihn gestalten, welche innere Befriedigung und welche äußeren Genüsse sich für ihn daraus entwickeln würden, beschäftigte ihn so angelegentlich in diesen Stunden und wie durch Zauberei war plötzlich alle Bekommenheit, die noch an diesem Morgen und Nachmittag auf seinem Herzen gelegen, davon verschwunden, er fühlte sich frei und leicht wie von unsichtbaren Schwingen getragen, seine ganze

trübe Vergangenheit war wie aus seiner Erinnerung gelöscht und die holde Gegenwart mit der möglicher Weise noch schöneren Zukunft ging wie eine große, mächtige goldene Sonne, die Alles belebt, erhellt und erwärmt, worauf ihre göttlichen Strahlen fallen, vor seinen Augen auf.

Und was – wer hatte diese Zauberei bewirkt? War sie es nicht allein, die, alle Bedenken, welche die alberne Sitte und das fade herkömmliche Umgangsgesetz den Menschen aufbürdet, wie überflüssigen Ballast von sich streifend, kühn und frei, mit edlem Herzen und reinem Sinn zu ihm gekommen war, ihm Versöhnung angeboten, die Schuld der Vorfahren getilgt und zum Danke, daß er ihr bereitwillig darin entgegengekommen, ihm vertraulich die Hand zum freundschaftlichen Bunde hingestreckt hatte? Ja, sie allein war es und auf ihr allein blieben jetzt seine Gedanken haften, und je länger er sich ihre königliche Gestalt, ihr durch Schönheit und Güte berauschesendes Gesicht und endlich ihre unwiderstehlich süßen Worte in's Gedächtniß zurückrief, um so inniger auch mischten sich seine Empfindungen mit ein, bis er sich zuletzt sagen konnte:

»Felix, ja, Du kannst es Dir nicht länger verhehlen – jetzt bist Du einmal wirklich glücklich und die Pforten des Himmels, die so vielen Menschen schon auf Erden geöffnet werden, haben sich auch einmal für Dich aufgethan. Wohlan denn, halte dies flüchtige Glück fest mit eisernen Hand, solange Du kannst; laß es Dir nicht wieder entschlüpfen, denn es ist wie eine glatte Kugel, die

auf schlüpfriger Bahn leicht hierhin und dahin rollt und man muß sie mit kühnem Griff fassen, mit fester Hand halten, wenn man sie an seine Seite fesseln und ihren Inhalt genießen will.«

So sprach er noch lange mit sich, aber sein Blut wallte nicht leidenschaftlich dabei; im Gegentheil, sein Herz bewegte sich in gemessenen, regelmäßigen Schlägen, denn die Angst um etwas Ungewisses, die Beklommenheit um etwas Unbekanntes, die sein Pochen nur beschleunigen konnte, war von ihm gewichen und sein Geist, mit dem er die vor ihm liegenden Verhältnisse beherrschte, war endlich ruhig und klar geworden. In dieser Stimmung suchte er um elf Uhr sein Lager auf und er schlief so sanft und fest, wie er es selbst kaum für möglich gehalten, denn er legte sich mit dem Gedanken nieder, daß der schwierigste Schritt seines Lebens nun endlich überwunden. Und das dunkle, ihm so lange vorschwebende Ziel seiner irdischen Wünsche erreicht sei. Auch beunruhigende Träume besuchten ihn in dieser Nacht nicht, die hielt der Engel von Ober-Malitz von ihm fern, aber was er ihm vielleicht zugehaucht, das war jenes seltene und glänzende Glück, um das mancher Sterbliche goldene Schätze geben möchte – ein freudiges Erwachen, ein so freudiges, wie er es noch nie im Leben gehabt, denn alle Sorgen, die bisher wie düstere Wolken an seinem Horizont geschwebt, waren wie vom Winde verweht und über ihm leuchtete und glänzte nur wie eine helle Sonne die Freude, das Bewußtsein einer völlig ungetrübten Gegenwart.

O, und was für ein Morgen war draußen unter dem blauen wolkenlosen Himmel aufgegangen! Hell glänzte die wirkliche Sonne daran und liebliche Wärme goß sie über die anfauchzende Erde aus. Munterer denn je sangen die Vögel ihr Morgenlied, das nun bald vor dem nahenden Herbst verstummen sollte, aber heute schienen sie noch einmal ihren ganzen vollstimmigen Chor versammelt zu haben und laut und immer lauter schmetterten sie ihre jubelnden Empfindungen zu ihrem Schöpfer empor.

Der Major war schon vor sechs Uhr munter und schaute entzückt und nun erst wie in einem halben Traum befangen in die sonnige Landschaft hinaus. Was er jetzt dachte, wissen wir nicht; er lächelte nur still in sich hinein und so waren seine Gedanken gewiß nur freudiger Art.

Um sieben Uhr kam Hans und empfing den Befehl, den Galawagen in Stand setzen zu lassen, um gegen zehn Uhr damit nach Ober-Malitz zu fahren.

»Darf ich nicht mitfahren, Herr Major?« fragte mit fast bittender Miene der treue Diener.

»Wer wird Deine Pferde besorgen, wenn Du fort bist?« lautete die schon wie eine Zustimmung klingende Gegenfrage.

»O, dazu sind Hände genug bereit und das sollte meine geringste Sorge sein.«

»Dann fahre mit uns – Frau Nebelthau wird auch dabei sein.«

»Die Madam? O, das ist prächtig. Aber heute, wenn Sie mit dem Galawagen und dem neuen Geschirr fahren, werden Sie doch auch Ihre Orden anlegen, nicht wahr, Herr Major?«

»Du bist und bleibst ein alter Narr mit Deinen Orden! Schweig mir auch jetzt davon. Ich fahre ja in keine Gesellschaft, sondern mich rufen ernste Geschäfte nach Ober-Malitz. Das ist Alles, was Du zu wissen brauchst und nun tummle Dich, daß Du zur rechten Zeit fertig bist.«

Aber Hans machte ein langes Gesicht und blieb unbeweglich vor seinem Herrn stehen. »Ernste Geschäfte?« fragte er, »in Ober-Malitz, nachdem gestern erst –«

Er kam nicht weiter mit seinen Gedanken. Der Major richtete sich in militärischer Haltung stolz auf und rief: »Still gestanden! Kehrt! Marsch!« und wie von einem Blitz getroffen, riß Hans die Augen weit auf, starrte seinen Herrn an und befolgte sogleich dessen Befehl, indem er die Arme an die Seiten legte, sich wie eine Drehscheibe auf dem Hacken herumwirbelte und stramm und steif aus dem Zimmer marschirte.

Bald nach sieben Uhr fand sich auch Frau Nebelthau ein und da sie ihren Herrn in unläugbar guter Laune fand, sagte sie, nachdem sie ihm einen guten Morgen gewünscht: »Ich brauche gar nicht zu fragen, wie Sie geschlafen haben, denn ich sehe es. Nicht wahr?«

»Ja, ich habe gut geschlafen, Nebelthau.«

»Also der Engel hat doch diesmal gewirkt?«

»Was Sie nur mit Ihrem Engel wollen, – ich werde mich hüten, künftig wieder ein solches Wort zu gebrauchen, wenn Sie es mir gleich zum Frühstück auftischen. Doch, nun im Ernst gesprochen, werden Sie gegen zehn Uhr mit Ihrer Toilette fertig sein?« –

Daß sie es war, bewies sie schon um halb zehn Uhr durch die That, als sie in einem schwarzseidenen Kleide und in einer ganz neuen Haube mit langen seidenen Bändern, die erst vor wenigen Tagen aus der Stadt angelangt war, vor ihrem Herrn erschien. Sie fand ihn im modischen Frack und im weißen Halstuch, wie sie ihn noch nie gesehen, und sie sah ihn lange prüfend an, denn sie gestand sich von Neuem, daß ihr geliebter Herr ein schöner Mann und wohl im Stande sei, schon durch seine äußere Erscheinung auf eine schöne Frau eine große Wirkung zu üben. Bald darauf kam auch der glänzende Galawagen des alten Herrn von Eberstein, mit herrlichen braunen Pferden bespannt, vor die Thür gerollt. Ach, der alte Herr hatte nur wenige Male darin gesessen und dabei gewiß nicht die Ahnung gehabt, daß die erste Fahrt, die sein Erbe darin antreten wurde, ihn nach Ober-Malitz führte und sogar die alte gute Nebelthau mit wonneerfülltem Herzen an seiner Seite sitze.

Hans stand mit dem Paletot seines Herrn über dem Arm in der unteren Flurhalle, und als der Major aus seinem Zimmer herunterkam, half er ihm beim Anziehen desselben. Zu gleicher Zeit wurde Frau Nebelthau sichtbar und als Beide in den offenen Wagen gestiegen waren und Hans sich neben den Kutscher geschwungen hatte,

ging es im scharfen Trabe dem Walde entgegen, in dem sich die Schatten, den die Blätter warfen, mit den Lichtern der Sonne neckten, die, immer strahlender und wärmer glühend, den Tag schon im Voraus zu vergolden schienen, dem man in Ober-Malitz entgegenging.



Es war sehr natürlich, daß die beiden Personen während ihrer Fahrt an diesem schönen Morgen sich nicht gerade übermäßig gesprächig und unterhaltend zeigten. Einmal waren sie ja wohl Beide mit ihren Gedanken hinreichend beschäftigt und dann bot sich auch ihren Augen so viel zu schauen und zu bewundern dar, daß ihre Zungen schon dadurch allein in Unthätigkeit gehalten wurden. O, es fuhr sich in dem weich gepolsterten Landauer, dessen Decke nach vorn und hinten auseinander geschlagen war, so überaus gemächlich und bequem, der Wald prangt in seinem schönsten Gewande, und die Luft, die sie einathmeten, war so würzig und süß, die Sonne warf so freundliche Streiflichter durch die Zwischenräume der Baumwipfel, daß es eine wahre Wonne war, nur zu sehen und zu athmen, zumal wenn man damit so angenehme Gedanken verbinden konnte, wie es ohne Zweifel bei allen Beiden geschah. Dennoch unterhielten sie sich auf der ersten Hälfte des Weges noch mehr als nachher, denn als sie erst an Bastian's einsamer Waldhütte vorübergekommen, wo sie keines Menschen ansichtig wurden, schlummerte ihr Gespräch wie von selbst ein und

sie richteten nur ihre Augen in die Ferne, als ob sie die Zeit nicht erwarten könnten, das schöne Schloß auf der grünen Höhe vor sich liegen zu sehen.

Endlich aber sahen sie es und dahinter die blaue, sich unermesslich weit ausdehnende See, im Sonnenglanz schimmernd, wie mit Millionen Diamanten bestreut, ein Anblick, wie ihn der Major noch nie hier gehabt und der ihm das Schloß, auf das alle seine Gedanken gerichtet waren, noch viel prachtvoller und bezaubernder erscheinen ließ. O wie lustig schwammen in der Ferne, gleich riesigen Schwänen, die Schiffe mit ihren weißen, weit ausgebreiteten Segeln darauf herum, wie wölbte sich der blaue Himmel so klar und unabsehbar darüber hin und welche kräftige Luft wehte ihnen entgegen, als näherte man sich einem ganz neuen Lebenskreise, der alle dumpfe Trübheit, alle alltägliche Einförmigkeit ausschloß und Die, die in seinen Bereich kamen, mit neuer Lebenslust und Lebenskraft erfüllte!

Je näher sie aber dem Schlosse und der See kamen, um so stiller und gespannter wurden Beide und zuletzt sprachen sie kein Wort mehr und hielten sich nur halb aufgerichtet, um besser in die paradiesische Ferne spähen zu können, die heute ihr heiß ersehntes Ziel war. Da lag es denn vor ihnen, das herrliche Gebäude, mit seinen stolzen Thürmen und zierlichen Thürmchen, und auf dem höchsten von allen flatterte im leichten Morgenwinde die große Flagge mit dem schönen Wappen der Hartenfels, als grüße sie schon von Weitem die Nahenden

und heiÙe sie willkommen in dem jetzt befreundeten Gebiete, dem noch kurz zuvor seit langen Jahren kein Fuß der Bewohner von Grünwald sich genähert hatte.

Alles war ruhig und still rings umher, man sah keinen Menschen auf den nahegelegenen Feldern und erst als man den grünen Hügel hinauf und in den weiten SchloÙhof eingefahren war, bemerkten die Gäste, daß sie lebhaft und freudig erwartet wurden. Denn kaum hielt der Wagen unter dem Glaspavillon des großen Thors, da sprangen aus dem Innern des Gebäudes eine ganze Reihe Diener in ihren kleidsamen Galaröcken hervor, mit ehrerbietigen Grüßen und freundlichen Gesichtern den Besuch empfangend, und allen vom zeigte sich der alte grauköpfige Hausmeister und die von Glück strahlende Frau Grittli, die Beide den Herrn von Grünwald und die fast beschämt aussehende Frau Nebelthau mit den herzlichsten Worten begrüßten. Wie Letztere aber von ihres Herrn Seite kam und wohin sie geführt ward, sah dieser gar nicht, denn mit einem Mal war sie mit Frau Grittli verschwunden und er stand allein an der Seite des wackeren Hausmeisters und schritt mit ihm die schöne Marmortreppe nach der reichgeschmückten Halle empor.

»Ist es auch nicht zu früh?« fragte der Major den vor innerer Bewegung bebenden Hausmeister beim Ersteigen der Treppe. »Wir sind um Zehn fortgefahren und es ist möglich, daß Ihre und unsere Uhren etwas voneinander abweichen.«

»Nein, es ist nicht zu früh, gnädiger Herr. Die Frau Generalin erwartet Sie schon seit einer halben Stunde und da – da sehen Sie sie selbst.«

Er hatte Recht. Eben als der Major von der einen Seite in die Halle trat, erschien von der anderen her durch die entgegengesetzte Thür die Generalin, ungemein einfach in ein lichtseidenes, aber ihre herrlichen Formen wunderbar schön umschließendes Gewand gekleidet und die goldenen Locken eben so über Nacken und Schultern wallend, wie es das Bild zeigte, das der Major früher so laut bewundert hatte. Aber aus ihrem rosigen Gesicht, das trotz des freundlichen Lächelns die Spuren innerer Aufregung dennoch nicht ganz verbarg, lag, wie es wenigstens dem sie schon von Weitem studirenden Major erschien, ein dem Besucher immer so angenehmer Ausdruck, nämlich der, daß er sehnlich erwartet und höchlich willkommen sei. Kaum aber hatten sich die beiden Personen genähert, so verschwand auch der Hausmeister, und nun standen sich Beide wieder allein gegenüber und betrachteten sich gegenseitig mit Blicken, die nicht der Worte bedurft hätten, um sich einander verständlich zu machen.

»Gnädigste Frau,« begrüßte der Gast die Herrin des Hauses, nachdem er einige Secunden vergeblich auf ihre Anrede gewartet, »Sie sehen, ich halte Wort und pünktlich bin ich auch, wie immer, wenn es sich nicht allein darum handelt, einen Freund zu besuchen, sondern auch mit ihm ein wichtiges Geschäft abzuschließen.«

Die Generalin lächelte und reichte ihm die Hand hin, die er wie immer mit der Linken ergriff und an seine Lippen führte.

»Es freut mich,« sagte sie, nicht ganz von einiger Befangenheit frei, die auch in ihrem strahlenden Auge lag, »daß Sie so pünktlich Wort halten, aber ich habe es auch von Ihnen nicht anders erwartet. So folgen Sie mir denn in mein Arbeitszimmer, wie ich gestern in dem Ihrigen war, und da Ihnen unsere Geschäfte so sehr am Herzen zu liegen scheinen, so wollen wir sie auch zuerst abhandeln, damit wir nachher einige Stunden zu unserm Vergnügen haben.«

Dabei waren sie durch einige Gemächer gewandelt und endlich in das prachtvoll ausgestattete Zimmer getreten, in welchem über dem blauseidenen Sopha und den heute unverhangenen Fenstern gegenüber das schöne Bild der Herrin des Hauses hing. Augenblicklich fielen des Majors Blicke darauf und unwillentlich hafteten sie länger daran, bis sie endlich zu dem lebenden Original hinüberflogen, als wollten sie es mit der Copie vergleichen.

»Sie kennen es schon,« begann die Generalin hier das Gespräch, denn ich habe gehört, daß Sie es am vorigen Sonntag betrachteten. Finden Sie es denn ähnlich?«

»Außerordentlich, gnädige Frau!« Und wieder flogen seine flammenden Augen von der Person zu dem Bilde und dann wieder zu der Person zurück, auf deren hold erröthetem Gesicht sie endlich mit geheimnißvollem Schweigen haften blieben.

»So,« sagte die Generalin, »nun haben Sie uns lange genug mit einander verglichen und jetzt will ich Sie erst bei mir von Herzen willkommen heißen. Ich reiche Ihnen daher noch einmal meine Hand und bitte Sie dann, Platz zunehmen, auf diesem Sessel, nicht wahr – aber wie,« unterbrach sie sich, nachdem er ihr wieder die linke Hand gereicht, die sie nach flüchtiger Berührung fahren ließ und dann auf dem Sopha Platz nahm, in dessen Nähe des Majors Sessel stand, – »ich muß mich schon wieder als neugierige Frau bei Ihnen einführen – warum geben Sie mir immer die linke Hand, wenn ich Ihnen meine Rechte biete?«

Der Major erröthete sichtbar und während er noch immer stehen blieb, sagte er mit schmerzlichem Achselzucken: »Ich könnte Ihnen erwidern und Sie würden es mir ohne Zweifel glauben, daß es eine alte und leidige Gewohnheit von mir sei, allein ich will aufrichtig gegen Sie sein und also die Wahrheit sprechen, wenn Sie mich auch deshalb bemitleiden sollten, was nicht immer angenehm ist. Und so sage ich Ihnen: meine Rechte hat schon getödtet, gnädigste Frau, hat leider tödten müssen, aber meine Linke wußte nicht, was die Rechte that und blieb – rein von Blut. Schon darum allein gebe ich Ihnen die Linke, und sie kommt ja auch vom Herzen, wie man sagt, aber ich habe mich auch seit längerer Zeit daran gewöhnt, sie einem Menschen zu bieten, weil mein rechter Arm noch immer etwas schwer beweglich ist und mich bei manchen plötzlichen und unvorhergesehenen Bewegungen schmerzt.«

Als er Dies mit leise bewegter Stimme gesprochen, bot sie ihm noch einmal ihre warme Hand dar und sagte, lebhaft erröthend: »So, dann geben Sie mir auch einmal Ihre Rechte, aber legen Sie sie recht mit Bedacht in die meine, damit ich Ihnen keine Schmerzen verursache.«

Der Major erhob etwas vorsichtig den Arm und gleich darauf hatten sich die beiden Hände kräftig gefaßt und ließen sich nur langsam wieder los, worauf Beide dann eine Weile schweigend ihre nahe beieinander befindlichen Plätze einnahmen.

»Haben Sie dieser Verwundung wegen, die ich mit Ihnen bedaure, Ihren Abschied genommen, Herr Major?« fragte die Generalin mit theilnahmvoller Miene.

Er besann sich einige Zeit, dann sagte er fest und klar: »Ich könnte Ihnen wieder sagen: ja, das war der Grund, und Sie würden mir glauben; um aber auch hier ganz wahr zu sein, sage ich: nein, gnädige Frau, es gab noch einen anderen und für mich viel schwerer in's Gewicht fallenden Grund.«

»Darf ich denselben nicht kennen oder ist es vielleicht ein Geheimniß?« fragte sie sanft und mit noch innigerer Theilnahme, was der Major wohl aus dem vibrirenden Klange ihrer Stimme heraushörte.

»Nein, es ist kein Geheimniß, und wenn es eins wäre, so würde ich es Ihnen nicht vorenthalten, da Sie vielleicht im Stande sind, danach meinen Charakter zu beurtheilen, der, wie Sie sich denken können, wie jedes Menschen Charakter, nicht frei von Schatten und Fehlern ist.«

»So. Nun denn, ich möchte auch einmal einen Schatten oder einen Fehler an Ihnen bemerken, also theilen Sie mir mit, warum Sie sich in so jungen Jahren dem militairischen Dienst abgewandt haben, für den ich gerade nicht übermäßig schwärme, der mir aber doch aus natürlichen Gründen immer einiges Interesse einflößt. Also sprechen Sie ehrlich – ich habe mir schon oft diese Frage vorgelegt und sie mir noch nie genügend beantworten können.«

»So will ich es jetzt thun,« erwiderte der Major mit nachdenklicher Miene und indem er seine immer wieder nach ihrem Gesicht fliegenden Augen mit einiger Anstrengung von ihr abwandte, »aber ach, gnädige Frau, es ist in der That für Niemanden interessant als für mich allein, weil es mir eigentlich erst zu spät Aufschluß gab, daß ich meine wahre Lebensaufgabe, meinen Beruf, den ich früher in dem militairischen Stande gesucht, verfehlt habe und lieber eine friedlichere Beschäftigung hätte erstreben sollen. Allein wer lernt sich kennen, ehe er geprüft worden ist, und meine späte Prüfung fiel in eine sehr bedeutungsvolle Stunde, aber sie klärte mich auf, wie es oft der Blitzstrahl thut, wenn er in dunkler Nacht vor unseren Augen niederfährt und uns zeigt, daß wir am Rande eines Abgrunds wandelten. Nun denn, wenn Sie meine Gedanken und Empfindungen in dieser bedeutungsvollen Stunde kennen lernen wollen, so will ich sie Ihnen aufrichtig enthüllen und gestehe Ihnen zugleich, daß Sie die Erste sind, die ich einen so tiefen Blick in mein innerstes Wesen thun lasse, ohne Furcht daß Sie

schauen, was Ihnen nicht angenehm ist. Was mich anbe-
trifft, gnädige Frau, so bin ich wahrhaftig nie gewesen,
was man einen feigen Mann nennt, denn an meinem Le-
ben ist mir nie besonders gelegen gewesen, wenn ich es
einsetzen mußte, um einen großen und edlen Zweck zu
erreichen. Ich hatte schon viele blutige Schlachten durch-
gekämpft, war stets unverwundet daraus hervorgegan-
gen und hatte das innere Bewußtsein, fast die Ueberzeu-
gung, wenn ich so sagen darf, daß ich mich vor keiner
feindlichen Kugel zu fürchten habe, da mich keine treffen
würde, so viele ihrer auch um meine Ohren sausten und
theure Kameraden vor und hinter mir niederwarfen. Da
ging es aber endlich in die große Königsgrätzer Schlacht
und hier sollte mein Leben, mein Schicksal plötzlich ei-
ne völlige Umwandlung erleiden und ich sollte einsehen
lernen, daß ein an sich muthiger Mann auch seltsame An-
wandlungen haben könne und daß der Beruf, den er in
der Erstrebung des Sieges verfolgt, nicht immer derjeni-
ge ist, für den die Vorsehung ihn bestimmt hat. Als wir
nämlich dem Siege schon nahe und die heißesten Stun-
den des schrecklichen Tages vorüber waren, erfaßte mich
plötzlich ein seltsames Gefühl, eine Art Vision, die mir
meine damalige Wirksamkeit in einem ganz eigenthüm-
lichen Lichte erscheinen ließ. Die um mich herum lie-
genden verstümmelten Leichen, die blutigen Verwunde-
ten mit zerschmetterten Gliedern, deren Wimmern und
Stöhnen in meine Ohren und durch sie hindurch in mein
Herz drang, führten in einem gleichsam pfeilschnell vor-
überraschenden Bilde meinem Geiste alle die Schrecken

und Gewaltthaten vor, die der Mensch dem Menschen angethan, seitdem die Weltgeschichte spielt und der Haider und die Zwietracht der Einzelnen ganze Völker in Blut und Tod jagten. Alle Qualen und Schmerzen, die der Mensch seinem Nächsten aus richtiger oder falscher Ehrbegierde bereitet, alle Marterwerkzeuge, die er erfunden, um seinen blinden Fanatismus recht anschaulich zur Geltung zu bringen, standen wie lebendig gewordene Gestalten vor mir und mein eigener Beruf, dem ich bisher mit ganzer Seele ergeben gewesen, erschien mir plötzlich in einem unsäglich traurigen Licht. Und das prägte sich meinem Geiste Gemüthe so fest ein, daß ich schon hier, in jenem Augenblick den Entschluß faßte, so bald ich es mit Ehren könnte, diesem Beruf zu entsagen und mein Leben fernerhin einer friedlicheren und dankbareren Aufgabe zu widmen. Und gleichsam um den still in mir aufdämmernden Entschluß mir zu erleichtern und möglich zu machen, traf mich in demselben Augenblick eine Kugel, mein blutiges Schwert fiel mir aus der Hand, die es seitdem nie wieder aufgenommen, und ich sank vom Pferde, wo ich in meinem eigenen und meiner Brüder Blut liegen blieb, bis ich gefunden und aus dem entsetzlichen Getümmel fortgeschafft ward, von dem ich freilich seit dem Moment nichts mehr sah, wo ich ohnmächtig und meiner Sinne beraubt zur Erde gesunken war. – Da haben Sie,« fuhr er nach kurzer Pause fort, während die Generalin mit feuchtem Blick an seiner beredten Miene hing, »das offene Geständniß, warum ich eigentlich meinem Beruf Lebewohl gesagt; ich hätte möglicher Weise,

wie man von dem Soldaten vorzugsweise sagt, ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt, meinem Könige und Vaterlande noch weiter dienen können, aber von jetzt an beherrschte mich der Gedanke, daß der König und dies Vaterland auch der friedlichen und strebsamen Bürger bedürfe, und ein solcher zu werden und so meinem Nächsten nützlicher als vorher zu sein, hing ich mein Schwert am Nagel auf und so sehen Sie mich als einen mehr dem Frieden als dem Kriege ergebenen Mann vor sich, und als solcher wiederhole ich Ihnen, daß ich auch heute und hier vor Ihnen glücklich bin, daß der Krieg *zwischen uns* zu Ende und der Friedensmorgen, hoffentlich so lange dauernd wie wir leben, angebrochen ist.«

»Ich danke Ihnen,« sagte die Generalin mit tief gerührter Miene und Stimme, als der Major schwieg, »also das nennen Sie einen Schatten oder Fehler in Ihrem Charakter, den Sie mir so offenherzig enthüllt? Nun, wenn alle Schatten und Fehler der Menschen so beschaffen wären, dann würde man nicht so oft das Licht und ein Körnchen Tugend in denselben herbeizuwünschen haben. Aber wissen Sie, warum mich Ihr eben abgelegtes Bekenntniß vorzugsweise erfreut?«

»Nein, das weiß ich nicht, gnädige Frau.«

»Weil es mir die richtige Stimmung gegeben hat, um jetzt zu unserem Geschäfte überzugehen, weil ich jetzt bestimmt weiß, daß ich es mit einem friedlich gesinnten Mann zu thun habe und weil ich nun sicher hoffe, daß

Sie die Bedingungen des Friedens, welche ich Ihnen stellen werde, annehmen und so auf meine Bitte eingehen werden, die ich Ihnen hiermit zu wiederholen gedenke.«

»Welche Bitte, gnädigste Frau?« fragte der Major mit vor Verwunderung weit geöffneten Augen. »Sie kommen doch wohl nicht noch einmal auf die von mir abgelehnte Bitte zurück?«

Die Generalin legte fest die rechte Hand auf ihr klopfendes Herz und zuckte sanft mit den Schultern; aber ihre Augen lächelten den erstaunt vor ihr sitzenden Mann heiter an und sie sagte ruhig:

»Ja, Herr von Eberstein, ich komme noch einmal darauf zurück und so gehe ich denn zu dem Ihnen bereits verkündeten Geschäft über. Um dasselbe einfach und kurz zu bezeichnen, so besteht es aus zwei Punkten: aus Nieder-Malitz und – Samuel. Wie die Sachen zwischen uns liegen, ist zu klar und bedarf also keiner Erörterung mehr von meiner Seite. Sie wissen ganz genau, von welchem Gesichtspunkt aus und in welchem Lichte ich die ehemalige Erwerbung des Gutes Nieder-Malitz von Seiten meiner Vorfahren betrachte, und da Sie meine persönliche Gesinnung und mein Gefühl für Gerechtigkeit kennen gelernt, werden Sie sich sagen können, daß ich das Gut von dem Augenblick an, wo mir ein Aufschluß über die Handlung jener beiden Barone zu Theil wurde, nicht mehr als das meine betrachten konnte. Nein, es gehört mir nicht mehr und Sie, dem es viel mehr gehört, müssen es wiedernehmen, und wenn Sie es aus meiner

Hand nicht umsonst nehmen wollen, was ich auch durchaus nicht forderte, obgleich ich ja so lange ungerechter Weise die Einkünfte desselben genossen, so brauchen Sie nur den geringen Preis zu zahlen, für den es einst vom Baron Marzahn gekauft worden ist.«

»Wie,« rief der Major aus, indem eine flammende Röthe sich wie ein Meer von Blut über sein ganzes Antlitz ergoß – »ich *muß* Nieder-Malitz wiedernehmen? Wenn ich nun aber nicht will und trotz Ihrer Güte und Hochherzigkeit nicht will?«

Das Lächeln verlor sich aus den Augen der schönen Frau und sie blickte den so entschlossen Redenden mit den flammenden blauen Sternen nur groß und kühn an. »Dann zwingen Sie mich,« erwiderte sie mit ausdrucksvoller Handbewegung und ungemein langsam und nachdrücklich sprechend, es an einen Dritten fortzugeben, da ich es eben so wenig behalten kann, wie Sie es haben wollen. Und dieser Dritte wird sich – hoffentlich! – mit Ihrer Hülfe finden lassen.«

»Mit meiner Hülfe? Wen meinen Sie damit?« rief der Major voller Staunen aus.

Die Generalin lächelte wieder und ein Strahl unsäglicher Freundlichkeit und Milde spielte um ihre Lippen, um ihre Augen, die sich immer tiefer in die blauen Augen ihres alten Gegners zu senken schienen.

»Haben Sie Geduld,« sagte sie sanft, »überlegen Sie erst noch einmal, ob Sie dennoch, wenn ich Sie recht, recht sehr bitte« – und sie legte dabei ihre weiche warme Hand sanft auf die seine, die auf der Lehne des Sessels

ruhte – »wenn ich Sie recht sehr bitte, Ihren Entschluß zu ändern, ob Sie nicht dennoch, sage ich, aus dieser meiner Hand das Gut Nieder-Malitz nehmen wollen.«

Es entstand eine Pause; Felix von Eberstein blickte still und nachdenklich vor sich nieder, plötzlich aber schüttelte er leise den Kopf und sagte:

»Sie sagen mir da ein schönes, ein schwerwiegendes Wort und, – ich kann es nicht läugnen – es schallt laut und hell in meinem Herzen wider; aber auch aus *Ihrer* Hand – aus *dieser* schönen Hand – Frau Generalin,« fuhr er nach einigem Stocken hochaufathmend und seinen Kopf stolz erhebend fort, »ich bin ein gerader Mann, von festem Entschluß und consequenter Durchführung meiner einmal als nothwendig erkannten Grundsätze – auch aus Ihrer – aus dieser Hand, sage ich, nehme ich Nieder-Malitz nicht, denn dann wäre ich nur ein Schwächling, dem geschenkt wird, was er sich auf keine andere Weise redlich erwerben kann.«

»Ein Schwächling? Sie? Nun, wenn Sie so denken und *der* Meinung sind, ich könnte Sie in Ihren eigenen Augen erniedrigen wollen, dann stehe ich davon ab – mit Schmerz – aber ich thue es doch, denn Ihnen möchte ich – auf keine Weise zu nahe treten oder gar wehethun. – Und so,« und hierbei seufzte sie leise und beklommen aus, ist der erste Theil meines Geschäfts beendet und wende ich mich nun zum zweiten, in dem ich hoffentlich glücklicher sein werde. Ah, Sie werden unruhig, ich

sehe es – nur Geduld, Herr Major! Daß Sie wissen, wovon ich sprechen will, sehe ich an Ihrem Auge, und so sage ich, ja, ich spreche jetzt von Samuel.«

»Ach, Samuel!« unterbrach sie der Major mit wehmüthigem Blick, »daß auch dies holde, süße und unschuldige Kind zum Gegenstand eines Geschäfts zwischen uns werden muß! Das thut mir leid und das habe ich nicht gedacht!«

Sie sah ihn bei diesen Worten unendlich freundlich, lächelnd, fast glücklich an und sprach dann leise und langsam: »Es giebt auch angenehme und fruchtbringende, ja höchst lohnende Geschäfte, Herr von Eberstein, und unser jetziges, glaube ich, ist ein solches. Also hören Sie mich ruhig an, bis ich zu Ende gesprochen habe. Sie haben das Kind geliebt von Anfang an, als Sie es sahen, und Sie haben diese uneigennützigte Liebe durch Handlungen dargelegt, die nur zu laut Ihre Empfindung verkünden mußten. Da nahm ich das Kind zu mir – lassen Sie mich ganz offen reden – nicht nur des Kindes wegen, sondern auch – Ihretwegen, denn ich dachte mir, wie ich Ihnen schon gestern angedeutet, wo *sein* Liebling weilt, da wird *er* auch einmal weilen wollen. Nun, Sie kamen nicht, aber Sie forderten von mir das Kind und ich – ich schlug es Ihnen ab. Dann baten Sie mich darum und ich schlug es Ihnen abermals ab. Endlich kamen Sie – wie ich Sie dazu veranlaßte, wissen Sie – und ich, ich hatte meine erste Absicht erreicht, ich hatte – das Glück, Sie persönlich kennen zu lernen, ohne daß Sie wußten, daß Sie vor mir standen. Ja, es war dies ein Glück für mich,

ich bekenne es freimüthig, denn ich fand Sie gerade so, wie ich Sie mir nach Allem, was ich von Ihnen gehört, gedacht hatte, als einen Mann, den man – in jeder Beziehung achten und hochschätzen muß. Was weiter zwischen uns folgte, wissen Sie und nun – nun, Herr Major, biete ich Ihnen freiwillig das Kind dar, weil ich weiß, daß Sie ohne dasselbe nicht mehr ganz glücklich sein werden, und ich – ich möchte wohl dazu beitragen, daß Sie wenigstens dieses Glück erreichen. Und Sie – Sie werden es gewiß jetzt aus meiner Hand annehmen, nicht wahr?«

Der Major blickte eine Weile in ihr freudig aufleuchtendes Auge, aber rasch sank das seine wieder zu Boden, als könne es das volle Sonnenlicht, das ihm daraus entgegenblitzte, nicht ertragen. Und wieder sanft mit dem Kopfe schüttelnd, sagte er mild und doch mit energischer Entschlossenheit:

»Nein, auch das kann ich nicht, gnädigste Frau. Samuel ist in den *besten* Händen und ich kann ihm nicht bieten, was Sie ihm bereits geboten haben. Auch empfinden Sie in seinem Besitz ebenfalls ein bisher ungekanntes Glück und Sie müssen mir verzeihen, daß ich Ihre in Beziehung auf mich gesprochenen Worte in Beziehung auf Sie wiederhole – auch ich möchte Sie glücklich sehen und so behalten Sie Samuel für sich.«

Bei diesen Worten blickten sich Beide voll und mit einem Ausdruck an, der fast mehr sprach, als Worte es konnten. Endlich aber faßte sich die Generalin zuerst und indem sich ihr Busen hoch und immer höher hob, sprach sie mit innerer Ueberwindung:

»Es ist merkwürdig: ich gebe Ihnen den Samuel und Sie geben ihn mir wieder – wir geben ihn uns also Beide und wir weisen ihn Beide zurück. So schwebt er ohne Halt, ohne Boden zwischen uns. Ein Mensch aber und noch dazu ein Kind ohne Grund und Boden, worauf es vertrauend seine Füße setzt, ist ein beklagenswerther Mensch, ein bedauernswerthes Kind, und dieses Schicksal hätte ich unserm lieben Samuel in so früher Jugend am wenigsten gewünscht. Giebt es denn kein Mittel auf der Welt, um dies traurige Schicksal von ihm abzuwehren?«

Sie schien nachzusinnen, eben so der Major. Dieser aber hatte, seine ganze innere Kraft zusammenraffend, seinen Entschluß endlich gefaßt. Tief aufathmend erhob er sich, die Generalin auch, und so standen die beiden hohen schönen Gestalten mit hell aufflammenden Gesichtern dicht vor einander.

»Frau Generalin,« sagte er mit leiser und vor innerer Bewegung merklich vibrierender Stimme, »ja, ich glaube, ein Mittel giebt es, wodurch das traurige Schicksal, welches Sie eben so richtig bezeichnet, von unserem Liebling abgewehrt werden kann, aber es ist ein kühnes Mittel, so kühn, daß meine Zunge es kaum anzudeuten, geschweige denn zu nennen wagt –«

»So lassen Sie Ihre Zunge einmal kühn sein,« flüsterte sie fast nur, »so kühn, wie er Ihr Kopf und Ihr Arm so oft gewesen sind – nennen Sie also dreist dies einzige Mittel.«

Der Major athmete tief und schwer auf. »Soll ich?« fragte er mehr mit den Augen als mit einem hörbaren Wort.

Sie nickte lächelnd und alles Blut strömte dabei aus ihrem Herzen in ihr wunderbar schönes Gesicht.

»Nun denn, so sei es; ist es aber ein falsches Mittel, so sagen Sie es ehrlich, dann will ich es nicht gesprochen haben und Gott allein mag darüber entscheiden, wo Samuel bleibt. Wir – wollen ihn – *Beide* behalten, ihn *Beide* erziehen – was sagen Sie dazu?«

Sie nickte beistimmend.

»Gut,« flüsterte ihr Mund. »Als was?«

»Als *unser* Kind –«

»Gut – und wir?«

»Wir legen unsere Hände getrost in einander und versuchen es so, den langen, ewigen Streit zwischen Ober-Malitz und Grünwald durch die schönste Versöhnung zu schlichten, die es giebt –«

»Das heißt?«

»Das heißt, daß Sie mir Ihr Glück anvertrauen und daß ich Ihnen das meine anvertraue, wie Sie mir das Samuel's anvertrauen wollten –«

»Herr Major – ist das Ihr Ernst?«

»So wahr ein Gott lebt – ja!«

»Nun denn, dem stimme ich bei, denn das war der beste Entschluß, den Sie fassen konnten, da er ganz meinen Wünschen entspricht. Denn welches größeres Glück giebt es für eine einsam im Leben stehende Frau, wie ich es

trotz meiner reichen Güter bin, als – ihr Schicksal auf Erden, ihr ganzes Glück in einer so sicheren Hand zu wissen –«

»Frau Generalin – ist das auch *Ihr* Ernst?«

Sie lächelte ihn mit einem wunderbar seligen Lächeln an, ihre Blicke verschmolzen in einander und ihre beiden Hände streckten sich mit anmuthiger Hast gegen ihn aus. Er ergriff sie rasch, als habe er Angst, sie könnten sich wieder zurückziehen, aber sie zogen sich nicht zurück, vielmehr schlossen sie sich fest um die seinen und eine geraume Zeit verging, bis Beide wieder ein Wort sprechen konnten, denn nur ihre Augen sprachen jetzt mit einander, und deren Sprache ist auch eine schöne und verständliche, wenn sie kundgiebt, was im tiefsten Herzen und in freudigster Seele lebt.

»Ach!« fuhr der Major plötzlich wie aus tiefen Gedanken auf, »das ist ein Moment, der alles Bittere und Herbe eines ganzen Menschenlebens vergessen läßt, aber nun weiß ich auch, wer jener Dritte ist, dem Sie Nieder-Malitz geben wollen – es ist – o so sagen Sie es doch dreist –«

»Es ist *unser* Kind, wie Sie Samuel vorher so schön genannt –«

»Ja, Sie haben Recht, es ist *unser* Kind, es ist Samuel, der einst das von uns Beiden nicht erstrebte Gut besitzen soll –«

»Ja, so ist es, denn ich wenigstens habe die moralische Verpflichtung, es ihm zu geben, da Sie es nicht für sich wollen, um an ihm gut zu thun, was mein Großvater in

unbegreiflicher Verblendung an seinem Urgroßvater verbrochen hat. Mein Großvater hat drei Menschen – Ihren Onkel nicht einmal mit gerechnet, dem ich allein durch meine Liebe zu Ihnen gerecht werden kann – unglücklich gemacht und wir üben nur eine gerechte Vergeltung, wenn wir auch dies Verbrechen aus der Erinnerung der Menschen, aus unserer Erinnerung löschen, indem wir alles mögliche Glück, welches wir geben können, auf Samuel häufen. Stimmen Sie mir darin bei?«

»Von ganzem Herzen – ja!«

»Gut, so sind wir also in Allem einig und – unser *Geschäft* ist für heute beendet, nicht wahr?«

»Noch nicht, Marianne von Hartenfels. Lassen Sie erst unsere beiden Getreuen, unsere Vertrauten zu uns kommen und ihnen zuerst das große Ereigniß des Tages verkünden. Beide haben ein Anrecht an uns, denn ihre Herzen und ihre Liebe zu uns haben mit dazu gewirkt, daß wir unsere Hände jetzt in einander legen und mit unseren Herzen einen Bund schließen konnten, den Keiner von uns noch vor kurzer Zeit für möglich gehalten hat.«

»Ja, Sie haben Recht – sie sollen sehen und hören, daß ich auch einmal vollkommen glücklich sein kann, was ich bisher noch nie gewesen bin.«

Sie trat, den Major nicht von ihrer Hand lassend, an eine silberne Glocke, die aus einem Nebentisch stand, und drückte die Feder darauf nieder. Kaum aber erklang der laute Ton der Glocke, so trat der alte Hausmeister mit stillem Lächeln ein und fragte, was die gnädige Frau befehle.

Sie sah ihn mit flammendem Gesicht und ihr ganzes Glück ausstrahlenden Augen an, und da sie den Major noch immer an der Hand hielt, las er, was darin zu lesen war.

»Harsfeld!« sagte sie mild und ruhig, »holen Sie Frau Nebelthau herbei und kommen Sie mit ihr herein.«

Der Hausmeister eilte mit wankenden Schritten und fast betäubtem Kopfe hinaus, um den erhaltenen Befehl zu vollziehen, aber es dauerte etwas lange, bis er wieder erschien. Mit ihm, die alten, schon in einen Thränenschleier gehüllten Augen fest auf das schöne Paar gerichtet, das seine Hände wie vorher verschlungen hielt, trat Frau Nebelthau herein, aber sie war nicht allein gekommen, sondern sie trug Samuel auf dem Arm, der, eben aus süßem Schlaf erwacht, mit seinem blühenden Gesicht aus dem weißen Gewande wie eine Rose hervorlächelte, als er in dem Zimmer die Generalin und neben ihr seinen alten Freund und Gönner erblickte.

»Nebelthau,« sagte der Major, die schöne Gestalt der Generalin sanft an sich ziehend, »Sie sehen hier Etwas, was Sie wahrscheinlich nicht heute schon zu sehen erwartet haben. Wie es gekommen ist, weiß ich eigentlich selbst nicht, aber es ist gekommen und Sie finden mich endlich von Grund meiner Seele glücklich, was Sie mir so lange gewünscht. Ja, ich habe eine Ruhestätte auf Erden gefunden und Sie werden bekennen, daß es eine schöne Ruhestätte ist. Gratuliren Sie mir, denn ich hoffe in nicht gar langer Zeit der glückliche Gemahl der Frau Generalin von Hartenfels zu sein.«

»Gnädigster Herr!« rief die Nebelthau, während die Generalin und der Major zu gleicher Zeit auf Samuel zu-eilten, der seine kleinen Arme aber zuerst nach dem Letz-teren ausstreckte und sich fest an seine Brust drückte, als er ihn an sich genommen – »ist es möglich! Was soll ich sagen? O, mein Herz spricht nur allein und es ist zu voll, um Alles auf einmal laut werden zu lassen. Aber ja, Eins kann ich Ihnen und der Frau Generalin doch gleich sa-gen. Sie haben gestern die Frau Generalin einen Engel genannt, vielleicht im Vorgefühl, daß sie Ihnen heute ein solcher werden sollte. Hier aber, in dem Kinde, welches Sie auf dem Arme halten, habe ich Ihnen auch einen ge-bracht, aber es ist nicht der Engel der Liebe, der an Ih-rer Seite steht, sondern der wahre *Friedensengel*, denn er allein hat, was andere Menschen nie und nimmer ver-mochten, Grünwald und Ober-Malitz auf ewig versöhnt und vereinigt, er allein hat Sie mit der Frau Generalin zusammengeführt und so die bittere Vergangenheit aus-gelöscht, um an ihrer Statt eine herrliche Gegenwart und eine noch herrlichere Zukunft aufzubauen. Daß ich dies lange ersehnte Glück noch erlebt, dafür werde ich mei-nem Schöpfer danken, so lange ich lebe, und Ihnen, Frau Generalin, werden fortan meine Dienste mit demselben warmen Herzen geweiht sein, wie sie es früher den bei-den wackeren Herren von Eberstein waren.«

Sie konnte nicht mehr sprechen, Thränen der Rührung erstickten ihre Stimme. Sie hatte die ihr hingereichten Hände der schönen Frau ergriffen und küßte sie, eben so

wie es gleich darauf der vor Freude sprachlose Hausmeister that. Dann aber schüttelte auch der Major Beiden die Hände und endlich begaben sich alle Vier in das reizende Kinderzimmer, um auch Frau Grittli das neue Ereigniß mitzuthemen und – eine Stunde glücklich zu sein, nachdem die ernstesten Geschäfte des Tages unter den beiden Hauptpersonen allein abgehandelt waren.

NEUNTES CAPITEL. SCHLUSS.

In welcher Stimmung die Bewohner von Grünwald am nächsten Morgen in dem traulichen Zimmer ihrer alten Heimat erwachten, braucht hier wohl nicht besonders erwähnt zu werden. Ein Ereigniß, wie das, welches am vorigen Tage in Ober-Malitz vor sich gegangen war, hat in einem Familien- und Hausverbande oft dieselbe Wirkung, wie ein Gewitter in der großen Natur: es reinigt die schwüle Luft von allen bedenklichen und beängstigenden Dünsten, es klärt den düster bezogenen Horizont ringsum auf und giebt mit seinem erquickenden Luftzug frische Hoffnung und neue Lebenslust zur ferneren Arbeit in Beruf und Neigung auf lange Zeit.

Schon um sechs Uhr am nächsten Morgen – es war ein Sonntag und gerade acht Tage her, daß er zum ersten Mal, um Samuel zu besuchen, in Ober-Malitz gewesen – stand Felix von Eberstein am offenen Fenster und schaute mit entzücktem Auge in den goldenen Morgensonnenschein hinein, aber er wandte sein Herz auch dankbar zu dem blauen Himmel hin, um ein inniges Gebet zu seinem Schöpfer emporzusenden und ihm zu bekennen,

daß ihm seine schöne Erde jetzt wirklich wie das gelobte Land oder gar wie das immer ersehnte Paradies erscheine, aus dem ihn kein Engel mit feurigem Schwert, kein Menschenneid und Haß, keine Zwietracht der Welt mehr vertreiben könne.

In der That, wenn des guten Majors Auge jemals klar sehend gewesen war, so war es heute der Fall, wenigstens schien es ihm so. Denn daß die ganze Welt um ihn her sich in einer einzigen Nacht so ganz anders gestaltet haben sollte, war ja ein Ding der Unmöglichkeit. Was aber heute vor seinen Blicken lag, kam ihm wie eine ganz neue Welt vor, und die alte, in der er so lange gelebt, so Manches erduldet und schwer getragen, lag weit, weit hinter ihm zurück, so daß er sie kaum mit den Gedanken noch erreichen konnte und fast die Erinnerung an viele bittere Einzelheiten verloren zu haben glaubte.

Ja, es war eine ganz neue Welt, welches jetzt überschaulich und fast durchsichtig klar vor seinen Augen lag. Denn das muß doch eine ganz andere Welt für uns sein, wenn wir plötzlich uns bewußt werden, daß alle unsere Wünsche und Hoffnungen, die wir vielleicht seit langen Jahren im Stillen und halb unbewußt in uns herumgetragen, ja alle leisen Vorahnungen, die uns noch kurz zuvor nur wie heitere und neckende Geister umschwebten, plötzlich und im ganzen Umfange in Erfüllung gegangen sind und wenn man dann sagen kann, wie Felix von Eberstein es heute konnte: »Ja, ich bin in der That ein glücklicher, ein reicher, ein gesegneter Mann!« Und dieses Glück, diesen Reichthum, diesen Segen glaubte er

noch dazu ohne alle Mühe und Anstrengung erreicht zu haben, wobei er nur eben in seinem Glücksgefühl vergaß, daß er schon sein ganzes Leben lang mit Mühe und Anstrengung sich durch die Klippen und Untiefen des Lebens hindurchgearbeitet hatte; vielmehr hatte er nur, wie er glaubte, sein einfaches, natürliches Wesen walten lassen, hatte sich nur gezeigt, wie er war und schon diese einfache Handlung hatte eine so große Wirkung hervor gebracht, daß er sie noch immer nicht fassen, nicht ganz begreifen konnte, wenn er sie auch immer wieder von Neuem in seinem Innern wiederholte und auf allen Gesichtern seiner Umgebung las, daß es kein Irrthum, sondern eine Wahrheit und daß nicht die Welt um ihn und er sich in ihr verändert habe, sondern daß er nur zu anderen, ihm gleichgearteten Menschen darin in ein schöneres Verhältniß getreten sei. Und gerade ein solches Verhältniß, mag es nun eins der Freundschaft oder der Liebe sein, ist es ja fast allein, das unser Glück bestimmt, das uns reich und selig macht und nach welchem wir oft so lange und vergeblich streben und deshalb, wenn wir es nicht finden, unser ganzes Leben hindurch wie in einem Irrgarten umherschweifen, der uns die Erde niemals zum gelobten Lande oder gar zum Paradiese, selten sogar nicht einmal zur traulichen Heimat werden läßt.

Indessen, nachdem Felix von Eberstein wohl eine Stunde in ähnlicher Weise am offenen Fenster geträumt und dabei auf das süße Gezwitscher der Vögel gelauscht hatte, die alle in seine Nähe hüpfen und sangen, als wollten auch sie ihm ihre Glückwünsche zutrillern, raffte er sich

auf, denn es gab nicht allein viel zu träumen für ihn, sondern auch viel zu bedenken und zu thun, bevor er wieder sein Pferd bestieg, um, wie nun in Zukunft fast alle Tage geschah, sich nach dem neuen Paradiese tragen zu lassen, dessen Pforten ihm immer offen standen und dessen Bewohner ihn jeden Tag lieber kommen als gehen sahen, da sie bald alle erkannten, was für ein gütiger neuer Herr mit diesem stillen und im Stillen wirkenden Mann in ihr schönes Reich eingezogen sei.

Punkt sieben Uhr erschien Franz Nebelthau bei dem Gutsherrn, um ihm zuerst noch einmal seinen herzlichsten Glückwunsch abzustatten, nachdem er schon am Abend vorher von den wichtigen Vorfällen in Ober-Malitz Kunde erhalten und seinen Gefühlen, die nur freudiger Art sein konnten, den ersten kurzen Ausbruch gestattet hatte. Als das aber geschehen, schickten sich die beiden Männer an, mit ernster Miene Geschäftliches abzuhandeln, denn durch die sich nun neu entwickelnden Verhältnisse kam Manches zum Vorschein, dem sowohl der Major wie sein Pächter ihre volle Aufmerksamkeit schenken mußten. Was nun im ersten Augenblick in ihren Gesichtskreis trat, besprachen sie angelegentlich mit einander und als sie um neun Uhr wieder schieden, waren Beide befriedigt, der Eine von der Willfährigkeit des anhänglichen Pächters, eine viel größere Arbeit als bisher auf sich zu nehmen und der Andere von der Hochherzigkeit seines Gutsherrn, der sich vor allen Dingen als ein Mann mit offener Hand erwies und eben so sehr das Wohl aller seiner Untergebenen wie sein eigenes im Auge behielt.

Nachdem Franz Nebelthau aber den Major verlassen, begab dieser sich, nun erst zur gemüthlichen Cigarre greifend, zu der alten treuen Hüterin des Hauses hinab und plauderte ein halbes Stündchen mit ihr, aber in ganz anderer Art als sonst, so daß die gute Frau ihren Herrn kaum wieder erkannte, denn das Glück, welches ihn innerlich erfüllte, strahlte in heiterster Erscheinung aus jedem seiner Worte hervor. Als Beide ihren Herzen aber ein Genüge gethan, begaben sie sich nach dem Park und der daran stoßenden Gärtnerwohnung, um zu sehen, wie weit die begonnenen Arbeiten darin gediehen waren. Sie fanden die herbeigerufenen Tapezierer und Anstreicher eifrig beschäftigt und hörten mit Vergnügen, daß die neuen Bewohner, denen das Haus bestimmt, ihre frisch geschmückte Heimat schon in acht Tagen beziehen könnten. Nachdem der Major aber gegen seine Haushälterin noch einige Wünsche in Betreff der innern Ausstattung des alten Hauses ausgesprochen, die diese in kürzester Zeit zu erfüllen versprach, begab er sich in das Herrenhaus zurück, denn nun war die Stunde gekommen, welche Herr von Eberstein durch den schon am frühen Morgen nach Nieder-Malitz gesandten Hans Peter Bastian hatte bestimmen lassen, in Grünwald zu erscheinen, um mit ihm ein wichtiges Gespräch unter vier Augen abzuhalten.

Peter Bastian, der noch keine Ahnung davon hatte, was am Tage vorher auf Ober-Malitz vorgefallen war, da der Major es Hans auf das Strengste untersagt, im Waldhause

darüber eine Sylbe zu verrathen, erschien zur bestimmten Zeit und sah schon wieder wie ein alter Jägersmann aus, da er sein Holzfällergeschäft seit dem Tage aufgegeben, wo Herr von Eberstein ihn in seinen Dienst genommen, und dafür, daß er schon jetzt eine Zeitlang von seinen eigenen Mitteln leben konnte, hatte ja die Frau Generalin und nebenbei auch Grittli gesorgt, die nie zu den beiden alten Frauen kam, ohne ihnen von ihrem jetzigen Ueberfluß einen guten Antheil zu überliefern.

Peter Bastian fand seinen neuen Herrn in dessen Wohnzimmer und begrüßte ihn auf das Freundlichste, doch lag auf seinem wetterbraunen Gesicht eine eigenthümliche Spannung, da er sich nicht erklären konnte, was er schon wieder in Grünwald solle und nur aus wichtigen Gründen konnte ihn doch der Herr vor sein Angesicht gerufen haben.

»Guten Morgen, Bastian!« empfing ihn der Major in seiner leutseligen Weise. »Ich freue mich, daß Ihr so pünktlich seid, denn in einer Stunde muß ich nach Ober-Malitz reiten.«

»Nach Ober-Malitz, gnädiger Herr? Da reiten Sie ja jetzt oft hin – Sie sind wohl recht gut Freund mit der schönen Frau?«

»O ja, und darüber wollte ich nachher auch noch mit Euch sprechen. Doch jetzt setzt Euch – so. Zuerst wollte ich Euch nur sagen, daß Ihr heute über acht Tage nach Grünwald übersiedeln könnt, bis dahin wird Eure Wohnung fertig sein, die Ihr Euch einstweilen nachher ansehen möget. Wählt nun bei Zeiten von Euren Sachen aus,

was Ihr mit herbringen wollt, alles alte Gerümpel aber laßt bei Seite, das braucht Ihr nicht, und ich will nicht, daß es bei meinem neuen Forstwart so aussieht, wie es bei dem weiland Holzfäller Bastian ausgesehen hat. Ihr versteht mich, nicht wahr?«

»Vollständig, gnädiger Herr! Es soll Alles besorgt werden, wie Sie es wünschen und über das alte Gerümpel sind wir schon lange mit uns einig geworden. Es mag gut für den Ofen sein, aber für einen herrschaftlichen Forstwart paßt es nicht mehr.«

»Das ist richtig. Für brauchbares Haus- und Küchengeräth wird Frau Nebelthau sorgen; was Ihr also vielleicht noch wünscht oder bedürft, das vertraut ihr nachher an, sie wird Euch gern ihr Ohr leihen. – Doch nun,« fuhr der Major mit lächelndem Gesicht fort, das seinen folgenden Worten fast widersprach, »laßt uns einmal von einer ernstesten Sache sprechen und ich komme jetzt auf den Vorschlag zurück, den ich Euch schon neulich angedeutet habe – in Betreff des Samuel, meine ich.«

»Na, da bin ich neugierig, gnädiger Herr, und wir Alle sind es, denn wir warten nun lange schon, daß er endlich zu uns zurückkehren wird.«

»Nein, Bastian,« fuhr der Major mit ernsterer Miene fort, »er wird nicht wieder zu Euch zurückkehren – nie mehr, und nun hört aufmerksam an, was ich Euch sagen will. Unterbrecht mich auch nicht und erst, wenn ich mit Allem fertig bin oder Euch frage, könnt Ihr mir Eure Meinung über meinen Vorschlag sagen.«

Der alte Mann horchte hoch auf und rührte sich nicht; daß ihm aber die Worte des Majors nahe gingen, bewies er dadurch, daß er schwer aufathmete und seine grauen Augen mit immer sichtbarer Spannung auf das Gesicht des vor ihm sitzenden Herrn heftete.

»Seht, Bastian,« fuhr der Major fort, »Ihr habt neulich, als die Generalin Euch bat, ihr Grittli's Knaben und diese selbst für immer zu lassen, Euch geweigert, es zu thun, wahrscheinlich weil Ihr noch immer nicht den alten Groll vergessen könnt, der Euch von ihrem Großvater, dem Baron Flamberg her innewohnt. Ihr habt ihr sogar, wie Ihr mir selbst gesagt, mit den Gerichten gedroht und mich vorgeschoben, als ob ich einen Vortheil davon haben könnte, wenn Ihr vor Gericht als Zeuge gegen die Rechtmäßigkeit des Besitzes von Nieder-Malitz gegen sie auftreten würdet. Nun, Mann, diese Gedanken laßt ein für alle Mal fahren, ich wünsche und fordere es sogar von Euch, und damit Ihr sehet, daß ich gerechten Grund dazu habe, will ich Euch sagen, daß ich mit der Frau Generalin übereingekommen bin, den Samuel selbst zu mir nehmen. Was sagt Ihr nun dazu und werdet Ihr auch mir, Eurem neuen Herrn diese Bitte abschlagen?«

Bastian blickte erstaunt auf und fuhr sich mit der braunen Hand über seinen kahlen Schädel. »Sie wollten den Samuel zu sich nehmen, Herr Major?« fragte er langsam und stotternd. »Nun freilich, das wäre allerdings etwas Anderes und wohl der Ueberlegung werth, vorausgesetzt, daß Sie den Knaben zu einem ehrlichen und brauchbaren Mann erziehen wollen.«

»Nun natürlich, zu einem *sehr* ehrlichen und *recht* brauchbaren Mann. Doch wir wollen nicht lange um die Sache herumgehen, wie die Katze um den Brei, und so will ich Euch mit einem Schlage reinen Wein einschenken. Und da sage ich Euch denn – gebt Acht, Bastian, es ist etwas Wichtiges und von Euch Allen gewiß Unerwartetes: ich werde in kurzer Zeit auch Herr von Ober-Malitz werden, denn die Frau Generalin wird meine Gemahlin –«

Er sprach nicht weiter, denn das Staunen des alten Mannes glich fast der Erstarrung, sein dunkles Gesicht nahm eine fahle Farbe an und seine Hände zitterten so stark, daß ihm der Hut, den er damit an den Knien hielt, zu Boden fiel. »Sie heirathen die Frau Generalin?« fragte er mit bebenden Lippen, »und werden Herr von Ober-Malitz. Nun, wo bleibt denn Grünwald, soll denn das ganz verlassen stehen?«

»Nein, Bastian, wenn das Eure größte Sorge ist, so kann ich Euch darüber beruhigen. Wir werden so gut in Ober-Malitz wie in Grünwald wohnen, werden bald hier, bald dort sein, wie es uns gerade beliebt, und so wird keins von den schönen Gütern von uns verlassen sein.«

»Nun, mein Gott,« rief Bastian fast heftig aus, dann werden Sie ja auch der Herr von Nieder-Malitz und die Gerechtigkeit kommt auf diese Weise doch wieder zum Siege – wie?«

Der Major nickte. »Ja, so ist es, die Gerechtigkeit kommt auf diese Weise endlich wieder zum Siege und auch Ihr werdet damit zufrieden sein. Aber weder die

Frau Generalin noch ich will in Zukunft Nieder-Malitz behalten, weil Keiner von uns einen wirklichen, fest bewiesenen Anspruch darauf zu haben glaubt und weil wir nicht alle Tage dadurch an den traurigen Zwist erinnert werden wollen, der einst Grünwald so lange von Ober-Malitz getrennt hat. Aus diesem Grunde nun haben wir Nieder-Malitz unserem Sohne bestimmt, der es erhalten soll, sobald er großjährig und es verständig zu verwalten im Stande ist; bis dahin aber werden wir es durch meinen Pächter Nebelthau bewirthschaften lassen.«

»Für Ihren und der Frau Generalin Sohn?« fragte der alte Mann fast athemlos. »Haben Sie denn schon einen?«

Der Major mußte unwillkürlich lächeln, denn in Bastian's versteinertem Gesicht sprach sich eine ganze Reihe von seltsamen Vorstellungen aus. »Ja, wir haben einen,« sagte er ruhig, »und dieser Sohn heißt bis jetzt – Samuel Luginbühl, wird aber in Zukunft Samuel Luginbühl von Eberstein heißen, denn ich werde ihn an Kindesstatt annehmen und wie meinen eigenen Sohn erziehen.«

Beinahe wäre Bastian vom Stuhl gefallen, so gewaltsam wirkte diese unglaubliche Nachricht auf ihn. Er sperrte Augen und Mund weit auf und starrte den Major mit Blicken an, die diesen wiederum zum Lachen reizten, so daß er sich beherrschen wußte, um den Ernst beizubehalten, den diese bedeutungsvolle Unterhaltung erheischte.

»Sie wollen den Samuel als Ihren Sohn annehmen?« stotterte er. »Ist denn das möglich und vor Gott und den Menschen zu verantworten?«

»Ja, wir wenigstens verantworten es, guter Bastian; denn seht, wir müssen uns nicht nur dem kleinen Samuel dankbar erweisen, der allein die Frau Generalin und mich mit einander bekannt gemacht und der uns Beide also glücklich gemacht hat, sondern wir hegen die Absicht und den Wunsch, auch damit die Schuld gegen Euch abzutragen, die einst der Baron Flamberg durch sein jähzorniges Verfahren gegen Euch auf sich und seine Nachkommen geladen hat. Hoffentlich seid auch Ihr damit einverstanden, und damit Ihr eine Eurem Urenkel entsprechende Stellung bei uns einnehmt und mit Eurem Lebensabend zufrieden seid, sollt Ihr Forstwart zugleich von Grünwald und Nieder-Malitz werden, und damit Euch altem Mann das möglich wird, sollt Ihr einen kleinen Jagdwagen und ein gutes Pferd haben, womit Ihr Euer großes Revier bequem befahren könnt.«

Der alte Bastian erhob sich schwerfällig und fast taumelnd auf die Füße und dann sammelte er seine Kräfte und streckte sich straff in die Höhe. »O, o – Herr,« sagte er mit einer eigenen Mischung von Rührung und Stolz, »ich bin noch kein Invalide und meine Kräfte reichen weiter, als Sie denken, aber wenn das Wort eine Wahrheit ist, das Sie da eben sprachen, dann – dann will ich noch heute auf den Knien nach Ober-Malitz rutschen und der Frau Generalin fußfällig danken, daß ihr Großvater mich einst geschlagen hat und daß sie die Enkelin desselben ist.«

»Auf den Knien zu rutschen und fußfällig zu danken braucht Ihr nicht, Bastian, das ziemt keinem Menschen von Sinn und Verstand, aber herzlich bedanken könnt Ihr

Euch bei der Frau Generalin, das wird sie sogar gern sehen. Aber jetzt sagt mir, ist es Euch denn recht, daß Ihr nun den Samuel verliert?«

»Auf diese Weise, Herr? Das sollte uns nicht recht sein? O, da müßten wir ja ganz undankbare Geschöpfe sein, nein, das denken Sie gewiß nicht von uns – und so will ich gleich mit meinem Dank beginnen, denn ein solches Glück – in meine Familie wie hineingeschneit – o der glückselige Teufelsjunge! – das ist ja kaum von uns armen Leuten zu fassen.«

»Faßt, es nur dennoch, denn es ist einmal so und in Zukunft denkt von der Gerechtigkeit der Welt und der Menschen anders als früher. – Doch noch Eins. Damit Ihr Euch und Eure alten Frauen in Bezug auf Eure Kleidung, Eurem jetzigen Stande und Eurer Stellung zu uns gemäß einrichten könnt, reiche ich Euch hier im Namen der Frau Generalin zweihundert Thaler. Das wird schon bis dahin reichen, wo Ihr von mir Euer Gehalt empfangt.«

Der Major hielt dem alten Mann zwei große von seinem Schreibtisch genommene Papierscheine hin; der aber rührte sich nicht, sondern stand wie betäubt und starrte bald den Major, bald den blauen Himmel draußen an, auf den er mit seltsamer Rührung seine Augen gerichtet hatte. Plötzlich aber rannen zwei große Thränen über seine gefurchten Wangen und auf den Major zueilend, als wolle er ihn umarmen, stammelte er:

»Gerechter Gott! Also das ist kein Traum? Denn ich sehe ja das Geld da in Ihrer Hand –«

»Nein, es ist kein Traum, Bastian, sondern Wirklichkeit. Ihr seid lange genug im Elend gewesen und was wir an Euch wieder gut machen können, das soll und muß geschehen, es verlangt die menschliche Gerechtigkeit, die, wie ich sehe, doch noch auf Erden lebt.«

»Ja, ich sehe es, zum ersten Mal in meinem Leben, Herr Major, und nun – nun sage ich nichts mehr, denn ich kann es nicht. Ich bin wie gerädert an allen Gliedern und es wird mir Mühe machen, zu Fuß wieder nach Hause zu kommen und den beiden Alten das neue unermessliche Glück zu verkünden.«

»Ihr könnt Euch hier ein Stündchen erholen; Frau Nebelthau wird Euch ein Frühstück vorsetzen, dann seht Eure Wohnung an und endlich geht ruhig nach Hause und grüßt Eure Frau und die alte Ule Troll von mir. So – jetzt geht!«

Er streckte ihm die eine Hand hin, während er in der anderen noch immer das Papiergeld hielt. Bastian wankte auf ihn zu, zuerst die freie Hand, küßte sie und nun erst nahm er die Scheine und steckte sie in eine alte Brieftafel, die er zitternd aus der Brusttasche gezogen. Dann aber, keines Wortes weiter mächtig, taumelte er zur Thüre, schlich schwerfällig die Treppe hinunter und begab sich zu Frau Nebelthau, die sich schon auf seinen Besuch und seine leibliche Stärkung vorbereitet hatte.

Der Major aber ging freudig erregt im Zimmer auf und nieder, rieb sich die Hände und rief: »Samuel, Samuel, jetzt erst bist Du endlich mein und Dir, dem Friedensengel, wie Dich die Nebelthau genannt, will ich vergelten,

daß Du mir wirklich, worauf ich schon lange nicht mehr rechnete, Ruhe, Glück und Frieden gegeben hast!«

Bald nach zehn Uhr standen der schöne Hengst und sein alter Gefährte vor der Thür und Beide mußten sich von jetzt an an häufige und schnelle Läufe nach Ober-Malitz gefaßt machen. Auch diesmal flog der Major, von Hans mit Freuden gefolgt, wie auf Windesflügeln nach dem schönen Landsitz an der See und wie dürfen wohl nicht bezweifeln, daß er mit offenen Armen empfangen werde und mit unnachahmlicher Ausdauer bis zum späten Abend ein Gast der schönen Frau blieb. An diesem Tage nun besprachen sie, wie sie sich vorgesetzt, die Art und Weise, wie sie ihren Nachbarn die Kunde von den auf Ober-Malitz vorgefallenen Ereignissen übermitteln wollten, und schon am Nachmittag desselben Tages ging ein reitender Bote nach der Stadt ab, um das vom Brautpaar Beschlossene baldigst in Ausführung bringen zu lassen.

Am nächsten Tage aber kam die Generalin, von Frau Grittli und Samuel, von ihrem Hausmeister und der Wärterin des Knaben begleitet, nach Grünwald, um auch hier einmal einen ganzen Tag zu verweilen und das schöne Gut und das ehrwürdige stattliche Haus der alten Eberstein'schen Familie, deren Namen sie nun auch bald führen sollte, in näheren Augenschein zu nehmen. Es war dies namentlich für Frau Nebelthau ein außerordentlich glücklicher Tag und nun konnte sie einmal nach langer

Zeit wieder zeigen, was für eine umsichtige Wirthschafterin sie war; auch gelang ihr Alles in der That vortrefflich und sie erndtete Lob und Dank von der schönen Frau, die sich im Ganzen still verhielt, da sie sich in Folge des neuen Glücks, das über sie hereingebrochen, in einer Art inneren Rausches befand, der nicht der Wort und der Aeußerung bedarf, um doch von Dreien verstanden zu werden, die Herz und Sinn für dergleichen Empfindungen und Seelenzustände haben.

So verstrichen dem Brautpaar die ersten Tage theils auf Ober-Malitz, theils auf Grünwald in der harmlosesten Freude und Glückseligkeit; Niemand störte und belästigte sie, denn bis jetzt hatte sich noch keine Kunde von dem Vorgefallenen nach außen hin verbreitet. Erst acht Tage später wurden die Verlobungsbriefe theils durch reitende Boten, theils durch die Post umhergesandt, und nun war das einschlagende Gewitter, das hier fast wie ein Erdbeben wirkte, unter die in der Nachbarschaft wohnenden Grafen und Herren gefahren und diese Wirkung war eine so bedeutsame und anhaltende, daß Wochen vergingen, ehe man sich über den Gedanken beruhigen konnte, den in seiner erderschütternden Mächtigkeit Niemand vorher zu fassen auch nur die Kühnheit gehabt, daß nämlich Grünwald und Ober-Malitz den alten Fehdehandschuh begraben und in Liebe und Einigkeit einen ewigen Bund geschlossen hätten.

Aber mitten in diesen Gewittersturm, der die hochadligen Herrschaften in der Umgebung der beiden Güter

in nie erlebtem Drang und Trieb nach Geselligkeit zusammenführte, fiel für den armen Major eine sehr bittere Zeit, in die er sich gleichwohl mit der Miene eines Mannes fügte, der sich bewußt ist, daß man oft nur auf einem rauhen Wege – *per aspera ad astra* – zum Himmel gelangen könne. Es war dies die Zeit, wo er endlich seine Besuche in der Nachbarschaft abstaten mußte, und damit ihm die Aufgabe nicht gar zu schwer falle, begleitete ihn Marianne von Hartenfels überallhin und Beide hatten schließlich Unterhaltung genug davon, denn schon die Mienen der von dem unerwarteten Vorfall überraschten Herren und Damen zu betrachten, war ein Genuß, der die Mühe lohnte, die man auf die große und viele Zeit fortnehmende Rundreise verwandte.

Indessen hatte sich Felix von Eberstein keineswegs über seinen Empfang Seitens der verschiedenen vornehmen Herrschaften zu beklagen, im Gegentheil, er mußte sich über die ungemeine Herzlichkeit wundern, mit der man ihn überall willkommen hieß. Aller Groll, mit dem man ihn früher im Stillen überschüttet, daß er seiner nachbarlichen Pflicht nicht zur rechten Zeit nachgekommen, schien plötzlich vergessen zu sein oder man gab sich gar nicht den Anschein, zu wissen, daß der Major schon fünf Monate auf Grünwald weile, that vielmehr so, als ob er eben erst in das ›gelobte Land‹ eingezogen wäre. Wie aber die Vereinigung der beiden Personen so rasch zu Stande gekommen, konnte im Grunde Niemand begreifen; denn daß sie sich seit der Ankunft des Majors auf

Grünwald niemals bis in die letzten Tage gesehen, wußten Alle nur zu genau und es war der Phantasie der Betreffenden großer Spielraum und Stoff in Fülle geboten, und daß er wacker und mit fabelhafter Einbildung ausgebetet wurde, darüber wunderte und betrübte sich das Brautpaar nicht, vielmehr hatte es große Freude über die revolutionaire Wirkung, die sein Verhältniß in der ganzen es umgebenden Welt hervorgerufen.

In den nächsten Wochen wimmelte es natürlich von Besuchen und Glückwünschenden auf beiden Gütern, aber auch diese hochpeinliche Zeit verging und endlich war die schwere Aufgabe überstanden, mit der sich die ›Gesellschaft‹ einmal belastet hat und an deren starre Formen sie um so fester gebunden bleibt, je höher der ›Ton‹ klingt, den diese Gesellschaft anschlägt und je mehr sie den gerechten Anspruch erhebt, ›durch Gottes Gnade‹ privilegirten Kraft- und Vollmenschen zu gehören.

Daß die Personen, welche die Generalin und den Major zonächst umgaben, durch das neue Verhältniß ihrer Herrschaft hoch beglückt waren, brauchen wir kaum zu erwähnen, wohl aber, daß Frau Grittli eine der Glücklichsten war. Denn wenn sie auch nicht darüber sprach, so war sie sich doch im Stillen bewußt, daß ihr kleiner unschuldiger Samuel zum großen Theil den jetzigen Umschwung der Dinge herbeigeführt, und darauf erklärte sie sich auch den Entschluß ihrer Herrschaft, das einst so arme Kind in ihre vornehme Familie aufzunehmen; aber wie dem auch sein mochte, sie fügte sich in das neue Verhältniß mit einer Ruhe, Bescheidenheit und Dankbarkeit,

daß sie Jedermann befriedigte und sich dadurch auch für die Zukunft eine angenehme Stellung in der Familie erwarb, die sie aus dem Dunkel ihres Erdenlebens hervorgezogen und in greifbarer Wirklichkeit alles Glück über sie ausgeschüttet, von dessen Existenz sie früher nicht einmal die geringste Ahnung gehabt hatte.

Eine gleich große und fast überwältigende Wirkung hatte das neue Verhältniß auf die Familie Peter Bastian's ausgeübt. Die drei alten Leute waren in den ersten acht Tagen, nachdem der neue Forstwart nach Hause gekommen und die fast unglaubliche Mähr überbracht hatte, fast stumm vor Staunen; stundenlang saßen sie beieinander, ohne ein Wort zu sprechen, und erst als sie zu der bestimmten Zeit nach Grünwald übergesiedelt waren und sich in ihrer so behaglich gestalteten neuen Wirthschaft eingerichtet hatten, erst da dämmerte ihnen allmählig das Bewußtsein auch ihres Glücks auf und die alten Herzen öffneten sich noch immer wie halb vertrocknete Blumen dem himmlischen Strahle, der auf sie gefallen, mit nie empfundener Freudigkeit und auch sie dankten Gott still und laut, daß er endlich ein Einsehen gehabt und sowohl dem lieben gnädigen Herrn, wie ihnen selbst zu ihrem Rechte verholfen habe.



Es war ein prachtvoller Juninachmittag und die Zeit, in welcher vorstehende Erzählung sich abwickelte, liegt also schon drei Vierteljahre hinter uns. Schöner hatte

der Park von Grünwald und der naheliegende Buchenwald der sich weit über Nieder-Malitz hinaus erstreckte, nie in seinem Blätter- und Blüthenschmuck geprangt und üppiger hatten die Felder ringsum nie in ihrem reichen Fruchtmantel geleuchtet. Unablässig sandte die warme Sommersonne ihre milden Strahlen nieder und unter ihrer wohlthätigen Einwirkung lebte und webte Alles in Lust und Freude, nicht nur die Menschen, die hier ihre Arbeit ohne Mühe verrichteten und dort ihrem stillen Vergnügen nachgingen, sondern auch die Thiere des Waldes, denn überall aus allen Büschen und Lauben schmetterte und flötete es aus den Kehlen der Nachtigallen und Finken, und die Millionen Bienen im Walde stimmten ihr behagliches Lied in den grünen Baumwipfeln, als müsse Alles seine Freude über das herrliche Wetter kundgeben und Gott den Herrn loben, der seine Welt so wunderbar schön geschaffen und Großen und Kleinen seine besondere Lust und Wonne vergönnt hatte.

In dem traulichen Herrenhause von Grünwald war um die Zeit, von der wir hier reden, Alles still, das alte Gebäude lag zwischen seinen Bäumen und Gärten wie ausgestorben da; nur Plato langweilte sich an seiner Kette, indem er bald auf das Dach seiner Hütte sprang und sehnsüchtig nach dem freien Felde hinausblickte, ob nicht bald wieder Jemand seine Einsamkeit unterbrechen wolle, bald langsam im Kreise um dieselbe herumwandelte, die Ohren spitzend und die Augen scharf nach allen Seiten wendend, ob auch Alles in dem Bereiche seiner Machtvollkommenheit in der richtigen Ordnung sei.

Indessen war es nicht den ganzen Tag über hier so still und öde gewesen, denn bis um fünf Uhr Nachmittags hatte die Herrschaft von Ober-Malitz in Haus und Park geweilt und erst vor kurzer Zeit war sie wieder weiter gezogen, um einmal, wie sie es häufig that, eine kleine Rundreise einzutreten, bis sie Abends nach dem schönen Gute an der See heimkehrte, wo sie in diesem Monat ihre Wohnung aufgeschlagen.

Schon um zehn Uhr Morgens war der Major von Eberstein mit seiner Gemahlin und Samuel und den sie stets umgebenden Begleitern in Grünwald eingetroffen, um Frau Nebelthau und ihrem Neffen einen längeren Besuch abzustatten. Aber auch die drei alten Leute im Gärtnerhause hatten sie besucht und sich von ihrem Wohlbefinden überzeugt, denn sie hatten sie in ihrer behaglichen Behausung und bei bester Gesundheit getroffen auch ein Stündchen mit ihnen verplaudert und nach ihren ferneren Wünschen gefragt, da die wohlthätige Gutsherrschaft noch immer nicht genug gethan zu haben glaubte, um den alten Leuten das Leben so bequem wie möglich zu machen.

Während dann aber die Frau Majorin mit Frau Nebelthau im Hause gesessen oder Beide mit dem Kinde, das schon ämsig lief, im Park herumspaziert waren, und Erstere der Letzteren von dem unermeßlichen Glück erzählt, welches sie endlich an der Seite eines so braven Mannes gefunden, hatte der Major sich mit seinem Pächter und dem neuen Forstwart auf einen Jagdwagen gesetzt, um auf dem Gute umherzufahren, Wald und Flur

zu besichtigen und alles Nothwendige und Ersprießliche in Erwägung zu ziehen, denn an dieser Beschäftigung fand der Gutsherr jetzt ein großes Gefallen und brachte den größten Theil seiner Zeit damit hin, wenn er nicht bei seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohne war.

Jetzt, nachdem die Herrschaft das Gut wieder verlassen hatte und auch Bastian hinter ihr her in den Wald gegangen war, saßen die beiden alten Frauen in ihrem netten Gärtnerhäuschen am offenen Fenster und schauten froh und heiter in den schönen Park hinaus, den sie nun schon lange als ihre Heimat betrachteten und in dem sie sich so wohl fühlten, wie noch niemals vorher in ihrem bewegten Leben. Frau Hanne Bastian, die nie ruhen konnte und immer mit Etwas beschäftigt sein mußte, wie ihr thätiger Mann, saß am Spinnrocken, ihr zur Seite aber kauerte die alte Ule und Beide sprachen unaufhörlich von dem verlebten Tage und wiederholten einmal um das andere, wie sie sich gefreut, daß die Gutsherrschaft sie besucht und wie sie derselben für ihre an ihnen bewiesene Menschenliebe jeden Segen des Himmels und der Erde wünschte.

Indessen wollen wir uns nicht lange bei den alten Frauen aufhalten; wir wissen, daß sie glücklich geworden und so wollen wir uns zu den übrigen Personen unserer Erzählung wenden, um noch einen Blick auf ihr Thun und Treiben zu richten und denn auch von ihnen Abschied zu nehmen.

Bald nach dem Mittagessen, welches jetzt in der Regel um drei Uhr eingenommen wurde, waren die Frau Majorin mit Samuel und Frau Nebelthau, von Frau Grittli, dem Hausmeister und der Wärterin des Kindes begleitet, nach dem alten Waldhause bei den drei Eichen gefahren, um dort etwas später den Major zu erwarten, der dahin zu kommen versprochen, sobald seine Geschäfte in Grünwald beendet wären. Um fünf Uhr war das auch geschehen, und so führte Hans den Hengst, den sein Herr noch immer ritt, und seinen eigenen stattlichen Braunen vor und Herr und Diener eilten nun auch nach Nieder-Malitz, nachdem der Major von dem Pächter den freundlichsten Abschied genommen hatte.

Begeben wir uns nun schon vor ihm dahin und belauschen wir, was sich daselbst zutrug, bis der Gutsherr erschien. Allein wir finden das alte baufällige Waldhaus nicht mehr vor, denn an seiner Stelle, nur wenige Schritte von den nahe westlichen drei Eichen entfernt, war ein ziemlich geräumiges, nettes Schweizerhäuschen erbaut, an das sich die nöthige Stallung schloß, um allen vorläufigen Bedürfnissen der Herrschaft, wenn sie dahin zum Besuch käme, ein Genüge zu leisten. Die drei Eichen natürlich standen, wie gesagt, strotzend von Kraft und in ungebrochener Frische auf dem alten Fleck, ihre großen Wipfel warfen einen breiten Schatten über die blumengeschmückte Galerie und das weit vorspringende Dach des Schweizerhauses, aber der grüne Rasen unter ihnen, noch besser gepflegt als früher, war mit einem zierlichen Eisengitter umgeben, in dessen Inneres man durch eine

Thür gelangen konnte, die geschlossen gehalten wurde, sobald kein Besuch da war, damit das Wild des Waldes nicht den Rasen aufwühle und die heimliche Stätte durch keine sonstige Zerstörung entweiht werde. Rings um das Schweizerhaus aber zog sich ein zierlich angelegter Garten mit vielen Blumen und Fruchtsträuchern und die Rosen, Reseda und Levkoyen waren darin am reichlichsten vertreten, die Umgegend mit süßem Duft erfüllend, der, vom Winde hin- und herbewegt, oft bis tief in den Wald hineindrang, in dem die Vögel ihr munteres Wesen wie früher trieben und die Rehe und Hirsche ungehindert umherschweiften, denn der neue Gutsherr ließ nur dann ihrem Treiben Einhalt thun, wenn die Nothwendigkeit es gebot, da er kein Jäger von Passion war und seine Freude an den schönen Thieren des Waldes hatte.

In dem Untergeschoß des Schweizerhauses aber hatte ein alter Kutscher von Grünwald als Wächter und Kastellan seine Heimat gefunden; er sorgte für die Erhaltung des Gartens und die Reinlichkeit des Hauses, und nur wenn die Herrschaft kam, was alle Woche geschah, schloß er die oberen Räume des Hauses und das Gitter des Eichenplatzes auf, denn er wußte schon, daß sein gnädiger Herr diesen Platz liebte und stets mit seiner Gemahlin und dem Kinde ein Stündchen darauf weilte.

Es mochte halb sechs Uhr sein und die Sonne stand noch hoch an dem stahlblauen, wolkenlosen Himmel, als auch wir den jetzt doppelt heimlichen Platz unter den drei Eichen betreten. Auf dem glattgeschorenen Rasen,

über den wie früher ein großer Teppich gebreitet, standen einige Gartenstühle und darauf saßen Frau Gritli und Samuel's Wärterin, die kleine runde Weizbäuerin in ihrem landesüblichen Schmuck. Samuel folgte seiner alten Lieblingsweise; er kollerte sich auf dem Teppich umher und spielte abwechselnd mit allerlei Gegenständen, die er hier wie überall vorfand, wohin er auch auf dem reichen Besitz seiner Adoptiveltern kommen mochte. Zwischen den Eichen und dem Walde aber spazierte die Majorin mit Frau Nebelthau auf und ab, immer wieder ihre Schritte und Blicke nach dem Waldwege richtend, der nach Grünwald führte und woher sie nun bald den Major erwarten konnte, der bis sechs Uhr bestimmt in Nieder-Malitz einzutreffen verheißen hatte.

Die schöne Frau hatte sich seit dem vorigen Jahre nicht im Geringsten verändert, vielleicht aber kam ihre Schönheit jetzt noch mehr zur Erscheinung als früher, da ihr blühendes Gesicht, noch wie sonst von den goldblonden Locken eingerahmt, den Ausdruck innerlichster Zufriedenheit und höchsten irdischen Glückes darbot. Ihre hohe, edle Gestalt war in ein leichtes einfaches Sommerkleid gehüllt und auf den wogenden Locken trug sie einen breitrandigen Strohhut, der ihr feines Gesicht gegen die Sonnenstrahlen schützte, und wie sie so elastisch und hurtig dahinschritt und bald einen zufriedenen Blick auf den spielenden Knaben und bald einen erwartungsvollen in den Wald hineinwarf, hätte kein Mensch mehr in ihr die einst so vornehm geschilderte Generalin von Hartenfels, geborene Baroneß von Flamberg vermuthet,

denn alle ihre früheren herrischen Eigenschaften, wenn sie sie überhaupt je gehabt, hatten sich in Liebe, Wohlwollen und Mildherzigkeit aufgelöst und sie war jetzt nichts als die schöne Hausfrau, die liebevolle Gattin und die glückliche Mutter, was sie Alles im vorigen Jahre auf einen Schlag und in Folge ihrer Bekanntschaft mit Samuel geworden war.

Frau Nebelthau, die an ihrer Seite ging und friedfertig mit ihr sprach, finden wir auch nicht wesentlich gealtert; sie erfreute sich noch immer einer behäbigen Rüstigkeit und ihr altes, gutes Gesicht, strahlte die ganze Zufriedenheit und Glückseligkeit aus, von der ihr warmes Herz überschwoll.

Wohl schon zehnmal waren die beiden Frauen so zwischen den Eichen und dem noch auf seiner alten Stelle stehenden Wegweiser hin- und herspaziert, da ließ sich aus der Ferne im Walde das muntere Schnauben und der dumpfe Huftritt herangaloppirender Pferde vernehmen. Die Majorin horchte nur einen Augenblick hin, dann wußte sie, wer nahte, und rasch eilte sie nach den drei Eichen zurück, ergriff Samuel, der ihr auf den freudigen Ruf: »Papa kommt!« aufjauchzend folgte, bei der Hand, Frau Nebelthau ergriff die andere, und so liefen die drei Menschen, so rasch es ging, den Reitern entgegen, die auch gleich darauf sichtbar wurden und in wenigen Secunden zu der freien Stelle am Wegweiser gelangten.

Kaum aber sah der Major seine Gemahlin mit Samuel und der Nebelthau ihm entgegeneilen, so parirte er seinen Hengst, sprang leicht aus dem Sattel und warf Hans die Zügel zu, nachdem er schon aus der Ferne seine Lieben mit frohem Zuruf begrüßt hatte. Als er aber in ihre unmittelbare Nähe gelangt, umschloß er sie alle Drei mit seinen Armen, küßte seine Frau und dann hob er Samuel empor, um so von den Anderen gefolgt, mit ihm nach dem alten Rasenplatz zu eilen, wo sie sich sämtlich niederließen, um nun bei frohem Spiel und heiterer Plauderei die milden Abendstunden des schönen Tages zu verbringen.

Als der Major aber mit Samuel längere Zeit wieder das alte Lieblingsspiel getrieben und sich mit ihm auf dem Rasen hin und her getummelt hatte, erhob er sich, gab den Knaben der sich unsäglich glücklich fühlenden Frau Grittli zurück und bot seiner Gemahlin den Arm, um mit ihr eine Strecke in den duftigen und traulichere Schatten werfenden Wald hineinzuwandern und einige Worte mit ihr zu wechseln, die nur für die Ohren Beider allein bestimmt waren. Denn als sie die drei Eichen und die fröhliche Gruppe unter ihnen hinter sich gelassen und, eng aneinander geschmiegt, auf einem schmalen Fußpfade in den dichteren Wald hineinschritten, begann seine Gemahlin folgende Worte zu reden:

»Felix, theurer Felix, da bist Du einmal wieder – auf Deinem alten Lieblingsplatz, aber Du bist nicht mehr, wie einst, mit Samuel allein, sondern auch ich bin an Deiner Seite und ich möchte wohl wissen, ob dieser Zuwachs

Deiner kleinen Familie Dir auch einen Zuwachs von Ruhe und Glück gebracht hat?«

Der Major warf einen lächelnd fragenden Blick auf die schöne Frau, als wolle er prüfen, ob sie im Ernst so gesprochen habe, aber dabei zog er ihren Arm allmählig fester an sich heran.

»Darauf habe ich kaum eine Erwiderung in Worten,« sagte er mit dem Ausdruck höchster innerer Zufriedenheit in Ton und Blick, »die That aber spricht laut und verständlich für mich, denn ich bin, Du mußt es mir schon ansehen, an diesem so herrlichen Tage, der mich wieder auf einige Stunden nach meinem alten Grünwald geführt und mich hier an die früher mit Samuel allein verbrachten Stunden erinnert hat, vor allen Dingen aber in Deiner Nähe unaussprechlich glücklich.«

»Ich bin es auch und wir Alle sind es,« fuhr sie freudig fort, »und wir sind es allein durch Dich, geworden –«

»Oder durch Dich,« unterbrach er sie, »was eigentlich dasselbe ist, nicht wahr? Ja, wir sind glücklich, und reich gesegnet durch Grünwald, durch Samuel, der uns ohne Schmerzen geboren, und endlich durch Ober-Malitz mit der Krone von Allem, mit Dir, und das ist fast ein zu großer Reichthum, den mein Herz in einsamen Stunden kaum zu fassen und zu begreifen vermag.«

Sie lächelte holdselig und senkte auf einen Moment wie beschämt die blauen, hellstrahlenden Augen zu Boden. »Kein Mensch kann eigentlich zu reich sein,« sagte sie nachdenklich, »und Du bist es wahrhaftig nicht, denn Du theilst von Deinem Ueberfluß Allen mit, die um Dich

sind, ich habe es erst heute bei den alten Leuten in Grünwald wieder erfahren. Ach, und das ist eben mein größtes Glück, denn diese Mittheilung persönlichen Ueberflusses habe ich erst von Dir gelernt, damals, als ich erfuhr und sah, wie Du zuerst den Samuel beschenkt, da er nur noch das arme Kind einer so armen Mutter war.«

»Einer lernt vom Andern, theure Marianne,« erwiderte er, ihren Arm noch inniger an seine Brust ziehend, – »ich habe auch von Dir sehr viel gelernt.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Ein Mensch unter Menschen sein, was ich eine Zeit lang nicht war, selbst in meinen eigenen Augen nicht.«

»Das schien Dir nur so oder Du warst nur äußerlich nicht ein Mensch unter Menschen; innerlich bist Du es immer gewesen, ohne es selbst zu wissen. Aber sprich, was hast Du noch von mir gelernt, da Du sagst, es sei viel –?«

Er sann eine Weile nach, dann sagte er rasch: »Vor allen Dingen habe ich gelernt: glücklich sein – denn das verstand ich früher in der That nicht, wie es viele Menschen mitten im Ueberfluß nicht zu sein verstehen.«

Sie schwieg, nur ihre Augen drangen tief und forschend in die seinen. »Also Du bist es jetzt wirklich?«

»Wie könnte es anders sein! Wer ein Weib wie Dich an seinem Herzen hält, *muß* es sein, unter jeder Bedingung.«

»Du bist ein Schmeichler, aber ein liebenswürdiger, dem man immer gern zuhört.«

»Und Du bist eine genügsame Frau, die ihr Geschick mit Würde und Fassung trägt –«

»Mein Geschick? Mit Würde und Fassung? Welches Geschick meinst Du – Du sprichst doch wohl nur im Scherz?«

»Nicht so ganz. Ich meine das Geschick – der Degradation, denn Du bist, was selten geschieht, von dem Range einer Generalin zu dem einer Majorin hinabgestiegen –«

»Ah,« rief sie, mit ihrer silbernen Stimme leise auflachend, »das Geschick meinst Du! O, Du kannst noch immer nicht verläugnen, daß Du ein Soldat gewesen bist; aber höre mich an: ich bin in Wahrheit nicht degradirt, wie Du sagst, denn ich habe nicht den Major, also den Rang, den er in der Welt einnimmt, zu meinem Freunde und Mann gewählt, sondern den Menschen allein, wie denn überhaupt in meinen Augen nur der Mensch etwas gilt, nicht aber der Rang, den er bekleidet.«

»So, das klingt ganz gut aus Deinem Munde, aber in der Welt wird leider nur zu oft der Mensch nach seinem Range taxirt –«

»Ach, in der Welt! Man muß sich die seinige schaffen, denn die allgemeine, sogenannte Welt, mit einem Wort: die Scheinwelt ist eben nur ein Schein und nur die eigene innere Welt ist in meinen Augen die einzige, wahre und richtige Welt.«

»Nun denn,« sagte der Major, blieb stehen und schloß sie fest in seine Arme, »dann bin ich ein mächtiger, ein starker, ein bedeutender Mann, denn siehe, ich umfasse hier mit meinen Armen eine große, eine schöne – meine ganze Welt!«

Sie drückte ihn fest an ihre Brust, küßte ihn innig und flüsterte: »So soll es bleiben – laß mich immer Deine Welt sein, Du bist und bleibst auch die meine, die ich immer und lange gesucht und die ich endlich – dort auf dem Rasen unter den alten Eichen zuerst erblickt und, laß es Dir offen gestehen – gleich vom ersten Augenblick an – in mein Herz geschlossen hatte.«

»So, das *klingt* nicht nur schön, das ist auch schön, und um Dir Gleiches mit Gleichem zu vergelten will ich Dir sagen, daß auch ich Dich schon liebte, als ich Deinen ersten – oder nein – Deinen zweiten Brief las, und als nun gar der dritte und der vierte kam, da sagte ich in mir: wenn Du noch einmal ein Weib als das Deine auf Erden finden kannst, Felix – dann muß es dieses sein, denn die Schreiberin dieser Zeilen ist besser als sie scheinen will, und das ist die schönste und höchste Eigenschaft, die ein Weib besitzen kann.«



Marianne hatte keine Worte mehr, sie drückte sich nur fester an die Brust des zuverlässigen Mannes, in die sie ihren Lebensanker geworfen, und er nahm sie gern an seinem Herzen auf, wie sie nach seinem eigenen Geständniß schon lange darin gewohnt, bevor sich Beide mit eigenen Augen gesehen hatten. Sich gegenseitig so innig und fest umschlungen haltend, schienen sie über die eigene innere Welt, der sie sich in diesem schönen

Augenblick völlig hingaben, die ganze äußere Welt vergessen zu haben, wenigstens nichts von ihr wahrzunehmen, denn sonst hätten sie doch wohl sehen und hören müssen, was in ihrer unmittelbaren Nähe geschah. Zuerst nämlich knackten wenige Schritte hinter ihnen im Gebüsch trockene Zweige, als träte zufällig ein menschlicher Fuß darauf; dann bogen sich die grünen Blätter aus einander und in dem freigewordenen Zwischenraum wurde ein Mann sichtbar, der eine Büchse auf der Schulter und die Kleidung eines Jägers trug. Es war ein alter Mann mit schneeweißem Haar und Bart, wetterbraunem Gesicht, runzligen Zügen und einem scharfen, grauen, klug und lebhaft blickenden Augenpaar. Aber die diesen Augen angeborene Schärfe milderte sich jetzt von Secunde zu Secunde, je länger der alte Mann auf das so innig sich umschlungen haltende Paar blickte und endlich machte sich auf seinem runzligen Gesicht eine freudige Rührung bemerkbar, die immer weicher und weicher wurde und dadurch nur um so mehr mit der energischen Haltung des Kopfes und der ganzen noch rüstigen Gestalt contrastirte. Zuletzt aber wurde diese Rührung so groß, daß die unter dem weißen Bart halb verborgenen Lippen zu beben begannen und in seinen Augen wurde es feucht, bis sich zwei große Zähren darin angesammelt hatten und langsam über die gefurchten Wangen perlten, um sich endlich in dem weißen Bart zu verlieren. Aber nur so lange blieb der alte Mann auf seinem zufällig eingenommenen Lauscherposten stehen, denn er wollte weder stören, noch selbst bemerkt werden; nur seine braune

Hand streckte er noch mit zitternder Bewegung aus, als wolle er sie segnen, dann trat er leise, so leise wie möglich, in das Gebüsch zurück und Felix und Marianne von Eberstein wußten nicht, daß sie in diesem wonnigen Augenblick, wo ihre Seelen von Neuem zusammenschmolzen, von dem alten, ihnen mit ganzem Herzen dankbar ergebenen Peter Bastian belauscht worden waren. –

Allmähig aber war die abendliche Dämmerung eingetreten, denn die Sonne, die heute ihre Pflicht so vollkommen erfüllt, war längst hinter den Bäumen von Grünwald zur Ruhe gegangen. Dichter und länger wurden die Schatten der alten Eichen und schon glühte von Osten her ein falbes Licht auf, als trete der Mond allmähig über den fernen Horizont empor, um auch der Nacht so freundlich zu leuchten, wie seine mächtigere Schwester eben den Tag erleuchtet hatte.

Mit der scheidenden Sonne aber hatten sich auch die Besucher des Schweizerhauses zum Aufbruch gerüstet. Schon vor einiger Zeit war ein kleiner Postwagen von Grünwald vorgefahren, dessen muntere Thierchen Franz Nebelthau selber lenkte. Er war gekommen, um seine gute Tante in das jetzt leerstehende Herrenhaus des Gutes heimzuholen, und so nahm diese zuerst herzlichen Abschied von dem glücklichen Paare, das sich schon längst wieder bei den Seinigen eingefunden hatte. Als aber Frau Nebelthau geschieden, kam vom Gehöft des Schweizerhauses her ein geräumiger Wagen, mit vier herrlichen Pferden bespannt, vor die Thür gerollt und in diesen stieg die Frau Majorin, Frau Grittli und die Wärterin mit dem

Kinde, während der alte Hausmeister Harsfeld seinen gewöhnlichen Platz auf dem Hintersitz einnahm. Nachdem auch dieser Wagen von dannen gefahren war, brachte Hans endlich die Reitpferde herbei und nun rief der Major dem alten Hüter des neuen Waldhauses seinen ›Guten Abend!‹ zu, stieg zu Pferde und galoppierte in glücklichster Stimmung dem Familienwagen nach, der ihm schon einen ziemlichen Vorsprung abgewonnen hatte.

Unmittelbar hinter ihm schloß der alte Mann das Gitter um den Rasenplatz bei den drei Eichen und, als auch er sich in sein niedliches Haus zurückgezogen hatte, lagerte sich eine sanfte Stille auf die Plätze, die noch so eben von munteren und glücklichen Menschen belebt gewesen waren. Nur noch bisweilen hörte man das allmähig verschwindende Rasseln der Räder des nach dem schönen Schlosse an der See eilenden Wagens aus der Ferne herübertönen, dann krächzte noch matt eine schläfrige Dohle, die sich ihr Nest in einem der hochragenden Wipfel sucht, sonst aber war Alles satt in dem Walde und der großen Achtung die nach drei Seiten weithin um das einsame Schweizerhäuschen ausgebreitet lag. Nur ganz sanft und leise rauschte es noch einen Moment in dem grünen Laube oben in den Baumwipfeln, aber es hörte sich so süß und heimlich an, als ob es der Friedensengel selber wäre, der mit seinem Sammetfittig über die Stätte hinschwebte, die noch so eben die Menschen eingenommen, welche er so lange und so wohlwollend beschützt. Als aber auch dieses letzte Rauschen in den schweigenden Lüften verflogen, da ruhte in der That süßer Friede

auf dem Walde und der ganzen Natur und die Nacht sank langsam und feierlich herab und hüllte bald darauf Alles, Großes und Kleines, Wachendes und Schlafendes, in ihren wohlthuenden Friedensmantel ein.